3 1761 07432861 8

Entweder - Oder.

Ein Lebensfragment

von

Sören Kierkegaard

L. Ludwig Ungelenk
Verlagsbuchhandlung
Dresden - A. und Leipzig

Nach einer am 15. Januar 1838 angefertigten Zeichnung.

Entweder – Oder

Ein Lebensfragment.

◇◇◇ □ ◇◇◇

Herausgegeben von
Viktor Eremita
(Sören Kierkegaard)

Aus dem Däniſchen von O. Gleiß.

▪ ▪ ▪ ▪

Fünfte Auflage.

▪ ▪ ▪ ▪

Dresden 1909 / Verlag von
C. Ludwig Ungelenk
Juſtus Naumanns Buchhandlung

LIBRARY
APR 15 1970
UNIVERSITY OF TORONTO

PT
8142
Z5A35
1909

Inhalt.

Seite

Einleitung V

Erster Teil
enthaltend A.'s Papiere.

Vorwort 1
Διαψάλματα 17
Die unmittelbar-erotischen Stadien oder das Musikalisch-Erotische 49
Der Reflex des Antik-Tragischen in dem Modern-Tragischen . . 145
Schattenrisse 177
Der Unglücklichste 225
Die Wechsel-Wirtschaft 241
Das Tagebuch des Verführers 261

Zweiter Teil
enthaltend B.'s Papiere.

Die ästhetische Gültigkeit der Ehe 375
Das Gleichgewicht des Ästhetischen und Ethischen in der Entwickelung der Persönlichkeit 507
Ultimatum 705
Das Erbauliche des Gedankens, daß wir vor Gott immer Unrecht haben 709

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/entwederodereinl00kier

Einleitung.

Ist ein Schriftsteller verschieden beurteilt worden, von den einen verehrt und geliebt, von den anderen verachtet und gehaßt, von wenigen verstanden, von vielen mißverstanden, so ist's Sören Kierkegaard, der tief-innerlich fromme Theologe, der Dichter von Gottes Gnaden, der geistreiche Philosoph, den wir mit gutem Recht den „Magus des Nordens" nennen dürfen; denn er schreibt mit scharfer Dialektik, oft paradox, sarkastisch und ironisch, doch ohne je seinen Gegner zu verletzen, aber zugleich mit einem warmen Herzen und mit dem Feuer einer heiligen Begeisterung für die hohen Ideale des menschlichen Lebens. Was einer der bedeutendsten Kenner der skandinavischen Literatur, Adolf Strodtmann, obgleich er ethischen und religiösen Fragen gegenüber wesentlich anders steht, von dem „einsamen Denker Taciturnus" in Kierkegaards „Stadien auf dem Lebenswege" sagt: „seine Grübeleien über seine Lebensverhältnisse und seine Selbstreflexionen übertreffen an Tiefe alles, was irgend eine Literatur besitzt," das gilt ganz besonders auch von dem berühmtesten Werk desselben: „Entweder — Oder. Ein Lebensfragment, herausgegeben von Victor Eremita."

Wer es liest, kann nicht anders denn glauben, es müsse etwa das letzte, abschließende Werk eines in der Schule des Lebens gereiften Mannes sein, und — es ist das erste Werk eines kaum Dreißigjährigen!

„Entweder — Oder" erschien im November 1842 in Kopenhagen und erlebte in seiner Heimat bis zum Jahre 1895 die 5. Auflage, während jetzt in Deutschland die zweite Auflage herausgegeben wird. Seiner Zeit schrieb C. Schrempf in einer kleinen Broschüre: „Sören Kierkegaard und seine neuesten Beurteiler", 1887, S. 26: „ich sehe im Geist die Zeit voraus, da er in allen Fibeln Deutschlands vertreten sein wird —, denn er ist so recht ein Autor, von dem man das Lesen lernen kann", ja, man kann allerdings aus dem Buch lesen lernen, aber „eine Kinderschrift ist's freilich nicht, auch nicht ein Buch für die reifere Jugend,

denn es setzt philosophisch gebildete und sittlich bewährte Männer als seine Leser voraus" (Zöcklersche ev. K. Ztg., 16, I, 86), aber, so möchte ich sagen, für diese und — für edle Frauen, die reines Herzens auch mit ihrer Liebe zu Gott schauen, Gott zu preisen begehren, ist es ein großer und hoher Genuß. Schon darum, weil der Verfasser „den Geist nicht durch halbe Gedanken, durch halbe Wünsche erschlaffen, sondern seine Leser durch die ewige Überzeugung der Wahrheit fesseln will", — denn so schreibt er: „es handelt sich hier um Wahrheit und Seligkeit, und nur die ganze volle Wahrheit kann das innerste Leben in seinem tiefsten Grunde erschüttern und zugleich auch wieder erfreuen."

In diesem Licht will und muß Kiekegaards „Entweder — Oder" verstanden werden, ohne dasselbe ist manches, vor allem „Das Tagebuch des Verführers" — sagen wir's frei heraus, nicht nur unbegreiflich, sondern ein Ärgernis, daß man sich wohl mit Grauen von demselben abwenden möchte, aber in diesem Licht, im Licht der Wahrheit angesehen, konnte und durfte es in dem Werk nicht fehlen.

Die große Bedeutung des Kierkegaardschen „Entweder — Oder" liegt in dem Kampf zwischen der naturalistisch-ästhetischen und der sittlich-religiösen Welt- und Lebensanschauung, und daß Kierkegaard mit dem scharfen Schwert des Geistes wider die Ritter der ersteren und mit den Helden der letzteren so siegreich kämpft — das danken wir ihm auch heute noch von ganzem Herzen, und darum dürfte gerade in unsrer Zeit dieses Werk eine hochwillkommene Gabe für alle sein, welche in dem Entscheidungskampf der Zukunft den Sieg des Geistes über das Fleisch gewinnen helfen möchten.

Im ersten Teil seines Werkes, in den „Διαψάλματα", den Harfenklängen, in den Betrachtungen über „das Musikalisch-Erotische", sonderlich in Mozarts Don Juan, in seinen „Schattenrissen" usw. bis zu dem „Tagebuch des Verführers" will der Verfasser die erste, die freie, die ästhetische Liebe so schildern, wie sie wirklich bis in ihre äußersten Konsequenzen hinein ist. Das Lebensprogramm des Verführers Johannes dürfte sein Bekenntnis sein: „Ein Weib kann man doch wieder und wieder betrachten und an demselben seine Studien machen. Wer das nicht mag und daran keine Freude hat, der sei, was er will, — eins ist er nicht: er ist kein Ästhetiker. Das ist ja gerade das Herrliche, das Göttliche in der Ästhetik, daß sie in ein Verhältnis zum Schönen tritt. Mit wahrer Freude denke ich daran, wie sich die Sonne der Weiblichkeit in unendlich vielen Strahlen bricht. Jeder einzelne Strahl hat seine besondere Schönheit." Und dann schildert er seine erotisch-ästhetische Liebe zur Kordelia in den Briefen, die Victor Eremita in dem berühmten Sekretär gefunden und herausgegeben hat. Nicht will er sich wie Don Juan im Sturm der Leidenschaft in den Besitz derselben setzen, — er ist viel zu sehr der „reflektierte" Verführer.

Mit raffinierter Schlauheit schleicht er sich in dieses Mädchenherz ein, bald will er sie mit seiner Liebesglut erwärmen, bald durch ein kaltes Wesen reizen, heute will er sie in dieser, morgen in jener Situation sehen und genießen. Und, um das um so besser erreichen zu können, eilt er bald einem kleinen Fischermädchen, bald der Braut des Jens nach, die beim Konferenzrat dient, und der er erzählt, der böse Jens sei ihr untreu geworden und wolle nichts mehr von ihr wissen, er aber — Johannes — wolle ihr nun selber sein Herz und seine Hand schenken. Bald sucht er eine Charlotte, bald eine Marie auf — hier ist's ein Gruß, den er begehrt, dort ein Blick den er haben will — „nichts mehr, selbst wenn sie's mir geben wollte" —, und alle diese einzelnen Genüsse, welche jene Mädchen ihm bereiten, will er nur darum kosten, um sie dann erst recht an Kordelia ästhetisch genießen zu können — „weiter nichts", und „damit sie das würde, was ich wünsche". Wie oft heißt es in dem Tagebuch: „Kordelia macht gute Fortschritte"; — — in die Verlobung hinein — aus der Verlobung heraus, und so, daß das eine wie das andere scheinbar von ihr ausgeht, darum schreibt er ihr: „Meine Kordelia, Du klagst über die Verlobung und meinst, unsre Liebe bedürfe eines so äußerlichen Bandes nicht, ja sie störe nur. — In Wahrheit, ich bewundere Dich! Noch stört's uns in dem Genuß unsrer Liebe, daß andere Menschen unser Geheimnis kennen, so daß es kein Geheimnis mehr ist. Erst wenn kein Fremder unsre Liebe ahnt, hat sie rechten Wert." Und so schwört er's: „dieses *eine* Mädchen, die einzige in der ganzen Welt, sie muß mir angehören, sie muß *mein* werden. Laß Gott seinen Himmel, wenn ich nur sie erhalte!"

Ja, er ist in der Tat ein raffinierter Verführer, ein wahrer Teufel! Er selbst meint freilich: „unter dem Himmel der Ästhetik ist alles schön, aber wenn die Ethik einherschreitet, wird alles rauh, häßlich, langweilig."

Dem gegenüber läßt Kierkegaard es nun schon im ersten Teil seines Werkes fühlen, daß die ganze ästhetische Liebe nur Jammer und Elend, äußere und innere Not, Fluch und Tod bringt, — „ihr Ende Verzweiflung, — das Nichts der Verzweiflung, — das Lachen der Verzweiflung." Darum schreibt Kierkegaard ihm: „Siehst Du, mein junger Freund, *dieses Leben ist Verzweiflung* — verbirg's vor anderen, vor Dir selbst kannst Du es nicht verbergen; es ist Verzweiflung", und ruft's ihm mit großem Ernst zu: „vor allem habe etwas mehr Erfurcht vor dem Weibe", und Kordelia schreibt ihm, bald nachdem er sie verlassen hat: „Ich nenne Dich nicht: *mein*; das — ich sehe es ein — bist Du niemals gewesen, und hart genug bin ich gestraft, daß dieser Gedanke einmal meiner Seele Freude und Wonne war; und doch nenne ich Dich: *mein*, mein Verführer, mein Betrüger, mein Feind, mein Mörder. Ich nenne Dich: *mein* und nenne mich: *Dein*, und wie es einst Deinen Sinnen schmeichelte, die sich stolz vor mir beugten, um

mich anzubeten, so klingt es nun wie ein Fluch über Dich, ein Fluch in alle Ewigkeiten. Fliehe, wohin Du willst, ich bin doch die Deine, die Deine in der Stunde des Todes. Dein bin ich, Dein, Dein, Dein Fluch!"

Es ist eines Dichters hohe Aufgabe, in seinen Werken das Böse durch die redenden und handelnden Personen selber zu strafen und zu richten und gleicherweise das wahrhaft Gute durch dieselben zu Ehren zu bringen; so richtet und straft Kierkegaard schon im ersten Teil seines Werkes und sonderlich durch das Tagebuch des Verführers die naturalistisch-ästhetische Lebensanschauung; sie erscheint durch die Darstellung selbst als eine durchaus häßliche und schließt mit einer schreienden Dissonanz. Darum schreibt er auch dem Johannes: „Zwischen uns ist ein absoluter Gegensatz, der niemals gehoben werden kann", und zeigt dann im zweiten Teil des Lebensfragments, enthaltend B.'s Papiere mit seinen beiden hauptsächlichen Abhandlungen: „Die ästhetische Gültigkeit der Ehe" und „Das Gleichgewicht des Ästhetischen und Ethischen in der Entwickelung der Persönlichkeit", wie die ethisch-religiöse Lebensanschauung unendlich viel höher als die naturalistisch-ästhetische steht und „das wirklich und in heilsamer Weise realisiert, was jene vergeblich sucht". Darum will er als ein braver Ehemann „unter dem siegreichen Banner der ersten Liebe kämpfen". Auch dem Ästhetischen läßt er sein Recht. „Die Ehe ist nicht die Vernichtung der erotischen Liebe, sondern die Verklärung derselben;" aber mit hinreißender Begeisterung schildert er dann einerseits, wie die eheliche Liebe unter dem Einfluß des Ethisch-Religiösen auch allen wirklichen Zauber des Ästhetisch-Schönen in sich trägt, andererseits aber und noch vielmehr ein neues Leben in wunderbarer Schönheit wirkt und schafft. „In der Ehe", so sagt er, „reift die ganze Seele mehr und mehr heran, sie adelt den Menschen. — Darum laß Don Juan seinen Pavillon, dem Ritter den nächtlichen Himmel mit seinen Sternen, der Himmel der Ehe ist unendlich viel schöner." Und warum? Mit ehrfurchtsvoller, dankbarer Freude blickt er zum Weibe empor und bekennt es: „Hat ein Weib den Mann ins Verderben gestürzt, sie hat's auch ehrlich wieder gut gemacht und tut es noch."

Aus den reichen Inhalt des zweiten Teiles hier nur einige wenige Brosamen.

Die Gemeinschaft der Ehe selber preist er wie in einem Liede in höherem Chor, und die Liebe ist in derselben das Band des Friedens, welches Mann und Weib mit einander verbindet, die Liebe, die alles glaubet, alles hoffet, alles duldet, und in der Ehe ist's die eine, die unsre ganze Liebe hat, es kann nur eine sein, der man sich ganz und gar hingibt: „Ich habe nur einmal geliebt und bin in dieser Liebe noch immer unaussprechlich glücklich."

Mit der Liebe geht Hand in Hand das Vertrauen, das ganze, volle Vertrauen, welches Mann und Weib fest und treu aneinander knüpft. Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit — das sind die Lebensprinzipien der Ehe. Mann und Weib müssen Gutes und Böses mit einander tragen, und kein Geheimnis darf sie von einander trennen. „Vertraue Deinem Weibe nur alles an. Ist sie schwach, kann sie es nicht tragen, nun wohl, dann kann sie sich an Dich lehnen. Du hast ja die Kräfte! Wie? Das kannst Du nicht ertragen? Dazu fehlen Dir die Kräfte? Also bist Du schwächer als sie!" — — Und dann heißt es weiter: „Erst wenn das Wesen, mit welchem ich in der innigsten Verbindung, die es auf Erden gibt, zusammenlebe, mir auch geistig ganz nahe steht, erst dann ist meine Ehe sittlich- und daher auch ästhetisch-schön."

Weiter redet er von einer mit Kindern gesegneten Ehe: „Es ist etwas schönes, wenn ein Mensch dem anderen so viel als möglich verdankt, das Höchste aber, was ein Mensch dem anderen verdankt, ist — das Leben. Und doch kann ein Kind seinem Vater noch mehr verdanken, denn es empfängt das Leben ja nicht als ein leeres Blatt, sondern mit einem bestimmten Inhalt. Hat es lange genug an der Mutter Brust gelegen, dann wird's dem Vater an's Herz gelegt, und auch er nährt es mit seinem Fleisch und Blut, mit den oft teuer rekauften Erfahrungen eines bewegten Lebens."

Nur noch ein Brosamlein von dem reichen Tisch! — — „Welcher Streit sollte bildender sein als der mit den Nahrungssorgen! Welche Kindlichkeit gehört nicht dazu, um zuweilen fast lächeln zu können über all' die irdischen Mühen und Plagen, für die ein unsterblicher Geist leben muß! — Welche Demut, um mit dem wenigen zufrieden zu sein, das mit soviel Mühe erworben wird! — Welcher Glaube, um auch hier die Hand Gottes in seinem Leben zu erkennen! — Welche Ausdauer im Kampf! Wie oft müssen die Waffen vertauscht werden. Bald muß man arbeiten, bald warten, bald trotzen, bald beten. — — So, glaube ich, muß man ethisch den Streit ansehen, der mit den Nahrungssorgen gekämpft wird."

Und so überall: „Erst wenn man das Leben ethisch betrachtet, wird es schön, wahr, bedeutungsvoll und bleibend; erst wenn man selber ethisch lebt, wird das Leben schön, wahr, bedeutungsvoll und sicher."

So zieht sich durch Kierkegaards ganzes Werk der Gedanke hindurch: all die großen und heiligen Lebensaufgaben können nicht gelöst werden, wenn nicht „die drei großen Alliierten: das Ästhetische, das Ethische und das Religiöse" fest und treu zu einander halten, und so will und soll das „Entweder — Oder" den Menschen immer wieder zu einer Entscheidung führen. Es gilt offenbar zu werden vor Gott und den Menschen, es gilt zu wählen — entweder — oder, denn in

jener Wahl liegt ein Entweder — Oder, sei es gut oder böse; es gilt sich selbst zu wählen, sich selbst in seiner innersten Persönlichkeit.

Auf welchem Wege wir dies Ziel nicht „relativ", sondern „absolut" erreichen können, das erfahren wir immer wieder aus dem ganzen zweiten Teil des großen Werkes, sonderlich aus dem Schluß desselben: das „Ultimatum" mit der Predigt eines jütischen Pastors, deren Thema schon sagt, wie er's meint: „Das Erbauliche des Gedankens, daß wir vor Gott immer Unrecht haben".

Das weist auf die tiefinnerliche Anschauung Kierkegaards *von der Reue* hin, die einen so wichtigen Moment seiner Darstellung von der Entwickelung der Persönlichkeit bildet. Und wie er das meint, das sagt er uns selber: — „Es gibt mancherlei Liebe und jede besondere Liebe hat ihren besonderen Ausdruck; die Liebe, in der ich Gott liebe, hat in der Sprache nur *einen* Ausdruck: *die Reue*. Und gäbe es keinen anderen Grund dafür, daß der Ausdruck meiner Liebe zu Gott die Reue wäre, es wäre der, *daß er mich zuerst geliebt hat*."

Jevenstedt i. Holstein.

O. Gleiß, P.

Entweder – Oder

Ein Lebens-Fragment

herausgegeben von

Viktor Eremita.

Erſter Teil

enthaltend A.'s Papiere.

Vorwort.

Vielleicht wandelte dich, geneigter Leser, zuweilen doch ein kleiner Zweifel an, ob es sich mit dem bekannten philosophischen Satz ganz richtig verhalte: „Das Äußere ist das Innere, das Innere das Äußere". Du selbst magst ein Geheimnis bei dir bewahrt haben, von welchem du dir sagtest, es sei dir in der Freude, die es birgt, oder in seinem Schmerz zu wert, als daß du andere in dasselbe einweihen könntest. Dein Leben hat dich etwa mit Menschen in Berührung gebracht, von denen du ahntest, daß so etwas in ihnen vorgehe, ohne daß du das Verborgene mit Gewalt oder List ans Licht bringen kannst. Vielleicht trifft von dem, was ich hier angeführt habe, bei dir oder in deinem Leben nichts zu, und dennoch ist jener Zweifel dir nicht unbekannt; hin und wieder schwebte er wie ein flüchtiger Schatten an deiner Seele vorüber. Ein solcher Zweifel kommt und geht, und niemand weiß woher er kommt oder wohin er fährt. Ich meinerseits war über diesen Satz der Philosophie von jeher ein wenig ketzerisch gesinnt und habe mich daher früh gewöhnt, so gut ich konnte, selbst Beobachtungen und Nachforschungen anzustellen, auch fragte ich bei solchen Autoren nach, deren Anschauungsweise ich teilte. Kurz, ich habe getan, was irgend möglich war, um die Empfindung eines Mangels, welche die philosophischen Schriften in mir zurückließen, ein wenig niederzudrücken. Mit der Zeit ward das Gehör mein liebster Sinn. Denn

wie unsre Stimme die Offenbarung des für das Äußere inkommensurablen Inneren, so ist unser Ohr das Organ, mit dem dieses Innere erfaßt wird, das Gehör der Sinn, durch den wir uns dasselbe aneignen. So oft ich nun einen Widerspruch zwischen dem Gesehenen und dem Gehörten entdeckte, fand ich jedesmal meinen Zweifel bestätigt, und meine Freude an eigener Beobachtung nahm zu. Ein katholischer Beichtvater ist durch ein Gitter von seinen Beichtkindern getrennt: er sieht nicht, er hört nur. Und so bildet er sich allmählich selbst ein Äußeres, das dem, was er gehört hat, entspricht; also gerät er in keinen Widerspruch. Anders dagegen, wenn man zu gleicher Zeit sieht und hört, und dennoch ein Gitter zwischen sich und dem Redenden gewahrt. Das Resultat meiner zu solchem Zweck angestellten Beobachtungen ist zu verschiedenen Zeiten ein sehr verschiedenes gewesen. Bald hatte ich das Glück auf meiner Seite, bald nicht; und Glück gehört immer dazu, um auf diesem Weg einigen Vorteil zu gewinnen. Indessen ging mir die Freude, meine Nachforschungen fortzusetzen, nie verloren. War ich hie und da nahe daran, meine Ausdauer zu bereuen, so krönte doch immer wieder das Glück meine Bestrebungen. Solch unerwartetes Glück setzte mich auf überaus seltsame Art in den Besitz dieser Papiere, die ich mich beehre, nunmehr dem lesenden Publikum vorzulegen. In diesen Papieren erhielt ich Gelegenheit, einen Einblick in das Leben zweier Menschen zu tun; und dieser Einblick bestärkte meinen Zweifel, daß das Äußere ohne weiteres auch das Innere sein solle. Besonders gilt dies von dem einen der beiden. Sein Äußeres stand mit seinem Inneren in völligem Widerspruch. Auch von dem anderen gilt es gewissermaßen, sofern er nämlich unter einem ziemlich unbedeutenden Äußeren ein bedeutenderes Inneres verbarg.

Doch dürfte es das beste sein, daß ich der Ordnung halber zunächst erzähle, wie ich in den Besitz dieser Papiere kam. Vor ungefähr sieben Jahren fand ich bei einem Trödler

hier in der Stadt einen sog. Sekretär, der sogleich das erste Mal, da er mir in die Augen fiel, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er war nicht von moderner Arbeit und schon ziemlich verbraucht; dennoch fesselte er mich. Für diesen Eindruck einen Grund anzuführen, ist mir unmöglich; aber Ähnliches haben wohl die meisten in ihrem Leben erfahren. Mein täglicher Weg führte mich bei dem Trödler und seinem Sekretär vorüber; und niemals unterließ ich's, dann einen Blick nach demselben zu werfen. Allmählich bekam nun der Sekretär für mein Inneres eine Art Geschichte; ihn zu sehen, ward mir eine Notwendigkeit, und so schlug ich denn, wenn ein ungewöhnlicher Weg zu machen war, ihm zu Gefallen unbedenklich einen Umweg ein. Je öfter ich ihn betrachtete, desto stärker ward der Wunsch, ihn zu besitzen. Ich sagte mir freilich, das sei ein seltsamer Wunsch, da ich solches Möbel schlechterdings nicht brauche. Es war Verschwendung, dasselbe anzuschaffen. Doch sind solche Wünsche bekanntlich von sophistischer Natur. Ich machte mir bei dem Trödler ein Geschäft, fragte nach anderen Dingen, und beim Weggehen tat ich flüchtig auf den Sekretär ein Gebot. Ich dachte, möglicherweise schlüge der Trödler ein; so hätte ein Zufall das Möbel mir in die Hände gespielt. Es geschah das wirklich nicht des lieben Geldes wegen, nein, ich tat es meines Gewissens halber. Es mißlang; der Trödler war ungewöhnlich entschieden. Wiederum ging ich täglich vorüber und blickte mit verliebten Augen nach dem Sekretär. Du mußt dich entschließen, dachte ich; denn wenn er verkauft würde, hättest du das Nachsehen; und selbst, wenn's dir glückte, seiner wieder habhaft zu werden, so wäre es doch immer nur hinterdrein, und du bekämst von ihm nie wieder den nämlichen Eindruck. Mir klopfte das Herz, als ich bei dem Trödler eintrat. Der Sekretär wurde gekauft und sofort bezahlt. Das soll aber auch das letzte Mal sein, dachte ich, daß du so verschwenderisch bist! Ja, ein Glück, daß du ihn gekauft hast; denn so oft du ihn ansiehst, wirst

du daran denken, wie verschwenderisch du gewesen bist; mit dem Sekretär soll in deinem Leben ein neuer Abschnitt beginnen. — Ach, so ein begehrlicher Wunsch weiß schöne Worte zu machen, und die guten Vorsätze sind immer bei der Hand.

Der Sekretär wurde also auf mein Zimmer gebracht; aber wie ich während der ersten Zeit der Verliebtheit meine Freude daran hatte, von der Straße her ihn zu betrachten, so wandelte ich jetzt zu Hause an ihm vorüber. Nach und nach lernte ich indessen seinen ganzen reichen Inhalt kennen, seine vielen Schubladen und geheimen Fächer; und immer mehr und mehr freute ich mich an meinem Schreibtisch. Doch sollte es nicht so bleiben. Im Sommer 1836 erlaubten mir meine Berufsarbeiten, auf acht Tage eine kleine Landpartie zu machen. Der Postillion war zu Schlag 5 Uhr früh bestellt. Was ich an Effekten mitzunehmen hatte, war am Abend vorher eingepackt: alles war in Ordnung. Schon um 4 Uhr erwachte ich; aber das Bild der schönen Landschaften, die ich besuchen sollte, wirkte so berauschend auf mich, daß ich wieder in Schlummer oder ins Träumen versank. Mein Diener mochte mir vermutlich den Schlaf gönnen, denn erst um $6^1/_2$ Uhr weckte er mich. Schon bläst der Postillion, und obgleich ich sonst nicht gerade den Befehlen anderer gern gehorche, habe ich doch immer mit einem Postillion und seinen so poetisch klingenden Weisen eine Ausnahme gemacht. Schnell war ich in meinen Kleidern; ich stand schon in der Tür, als mir einfiel: hast du auch Geld genug in deinem Taschenbuch? Da fand sich nicht viel. Ich schließe den Sekretär auf, um meine Geldschublade herauszuziehen, und mitzunehmen, was ich brauchte. Aber die Schublade will sich nicht rühren. Wie fatal! gerade in dem Augenblick, als in meinen Ohren die verführerischen Klänge des Posthorns widerhallen, auf solche Hindernisse zu stoßen! Das Blut stieg mir zu Kopf; ich wurde erbittert. Wie Xerxes das Meer peitschen ließ, so beschloß auch ich

jetzt eine schreckliche Rache. Ein Beil wurde herbeigeholt. Mit diesem brachte ich dem Sekretär einen grauenvollen Hieb bei. Schlug ich in meinem Zorn fehl, oder war die Schublade ebenso starrsinnig wie ich, genug, die beabsichtigte Wirkung blieb aus. Dagegen geschah etwas anderes. Hatte mein Hieb gerade den Punkt getroffen, oder tat es die Erschütterung in der ganzen Architektur des Sekretärs? Ich weiß es nicht; aber soviel weiß ich, daß plötzlich eine geheime Tür, die ich bisher nie gemerkt hatte, aufsprang. Sie gehörte zu einem Verschluß, den ich natürlich vorher niemals bemerkt hatte. Hier fand ich nun zu meiner großen Überraschung eine Menge Papiere — eben die Papiere, die den Inhalt gegenwärtiger Schrift ausmachen. Mein Entschluß blieb derselbe. Auf der ersten Station wollte ich eine Anleihe machen. In größter Eile wurde ein Mahagonikasten, in welchem sonst ein Paar Pistolen zu liegen pflegen, geleert, und die Papiere dort deponiert. Die fröhliche Stimmung hatte gesiegt und einen erfreulichen Zuwachs erhalten. In meinem Herzen bat ich den Sekretär ob der unsanften Behandlung um Verzeihung, während ich in meinem früheren Zweifel und in der Ansicht bestärkt wurde, daß das Äußere doch nicht das Innere sei, und mein Erfahrungssatz bekräftigt, daß Glück dazu gehört, solche Entdeckungen zu machen.

Während des Vormittags erreichte ich das zwischen Meer und Wald gelegene Hilleröd, brachte meine Finanzen in Ordnung und ließ mich von der herrlichen Gegend hinreißen. Schon am folgenden Morgen trat ich meine Exkursionen an, welche jetzt einen ganz anderen Charakter annahmen, als ich ursprünglich gedacht hatte. Mein Diener folgte mir mit dem Mahagonikasten. Ich suchte mir einen romantischen Platz im Walde aus, wo ich gegen eine Überraschung möglichst geschützt war, und holte meine Dokumente hervor. Mein Wirt, welcher auf diese häufigen Wanderungen in Gesellschaft des Mahagonikastens aufmerksam geworden war, meinte, ich übte mich im Pistolenschießen. Für diese

Äußerung war ich ihm sehr verbunden und ließ ihn in seinem Glauben.

Ein flüchtiger Blick in die entdeckten Papiere ließ mich ohne Mühe erkennen, daß sie zweierlei Formationen bildeten, deren Verschiedenheit auch äußerlich ausgeprägt war. Die eine derselben war auf Postvelin geschrieben, in Quarto, mit ziemlich breitem Rand. Die Handschrift war leserlich, zuweilen sogar zierlich, hie und da etwas beschmutzt. Die andere war auf ganzen Aktenbogen geschrieben. Die Handschrift war deutlich, etwas langgezogen, einförmig und gleichmäßig; sie schien von einem Geschäftsmann herzurühren. Auch dem Inhalt nach erschienen die beiden Konvolute verschieden. Das erste enthielt eine große Anzahl größerer und kleinerer ästhetischer Abhandlungen, das zweite zwei längere Untersuchungen und eine kürzere ethischen Inhalts, wie es mir schien, und zwar in Briefform. Bei genauerer Durchsicht fand ich diese Verschiedenheit vollkommen bestätigt.

Doch mußte ich noch einen kürzeren Ausdruck zur Bezeichnung der beiden Verfasser finden. Zu diesem Zweck habe ich die Papiere sehr sorgfältig durchgemustert, aber nichts, oder so gut wie nichts gefunden. Was den ersten der beiden Verfasser, den Ästhetiker, betrifft, so findet sich über seine Person auch nicht die geringste Andeutung. Über den anderen, den Briefschreiber, erfährt man, daß er Wilhelm hieß und Gerichtsassessor war, jedoch war nicht angegeben, an welchem Gericht. Wollte ich mich nun genau den Vorlagen anschließen und den letzteren Wilhelm nennen, so würde mir doch für den ersteren eine entsprechende Bezeichnung fehlen; ich müßte ihm willkürlich irgend einen Namen beilegen. So habe ich's denn für das beste gehalten, den ersteren A. zu nennen, den zweiten aber B.

Außer den im ersten Konvolut befindlichen Abhandlungen fanden sich zwischen den Papieren noch eine Menge Zettel oder Papierschnitzel, auf welchen Aphorismen, lyrische Ergüsse und allerlei Reflexionen geschrieben waren. Schon

die Handschrift bewies, daß sie jenem A. gehörten, und der Inhalt bestätigte das.

Ich suchte nun die Papiere aufs beste zu ordnen. Mit B.s Handschrift war dies leicht geschehen. Ein Brief wies auf den anderen zurück. In dem zweiten Briefe fand sich ein Zitat aus dem ersten; der dritte Brief setzte zwei frühere voraus.

A.s Papiere zu ordnen, war nicht so leicht. Daher habe ich die Ordnung vom Zufall bestimmen lassen; das will sagen: ich habe sie in der Ordnung, in der ich sie fand, gelassen, natürlich ohne entscheiden zu können, ob diese Ordnung chronologischen Wert oder eine ideelle Bedeutung habe. Die Papierschnitzel lagen lose in dem Verschluß; ihnen mußte ich daher einen Platz anweisen. Und zwar ließ ich sie voranstehen, weil es mir schien, als ließen sie sich so am besten als die vorläufigen, sprühenden Funken dessen ansehen, was in den großen Aufsätzen in besserem Zusammenhang entwickelt war. Ich habe sie Διαψάλματα überschrieben und als ein Motto hinzugefügt: ad se ipsum. Dieser Titel und dieses Motto sind gewissermaßen von mir, und doch nicht von mir. Von mir sind sie, sofern sie auf die ganze Sammlung angewandt sind; dagegen gehören sie eigentlich A. selbst: denn auf einem der Zettel stand das Wort: Διάψαλμα geschrieben und auf zweien die Worte: ad se ipsum. Auch einen kleinen französischen Vers, welcher über einem jener Aphorismen geschrieben stand, habe ich auf der Innenseite des Titelblattes abdrucken lassen, ähnlich wie A. selbst es öfter gemacht hat. Da nun die meisten Aphorismen einen lyrischen Zuschnitt haben, so hielt ich es für ganz angemessen, das Wort Διάψαλμα als Haupttitel zu verwenden. Sollte der Leser die Wahl eine unglückliche nennen, so bin ich der Wahrheit schuldig, zu bekennen, daß sie mein Einfall ist, daß aber A. selbst das Wort von dem einzelnen Aphorism, über dem es zu lesen war, mit Geschmack gebraucht hat. Was die Aufeinanderfolge der Aphorismen

betrifft, so ließ ich den Zufall walten. Daß die einzelnen Äußerungen oft einander widersprechen, fand ich völlig in der Ordnung: denn das rührt von der wechselnden Stimmung her. Sie so zusammenzustellen, daß die Widersprüche weniger in die Augen fielen, schien mir der Mühe nicht wert. Ich folgte dem Zufall; und ein Zufall ist es auch, welcher aber meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, daß der erste und der letzte der Aphorismen einander einigermaßen entsprechen. Der eine ist gleichsam durchdrungen von der Empfindung des Schmerzlichen, das darin liegt, ein Dichter zu sein; der andere genießt die Befriedigung, die es gewährt, die Lacher immer auf seiner Seite zu haben.

Was die ästhetischen Abhandlungen von A. betrifft, so habe ich da nichts Besondres hervorzuheben. Sie lagen alle druckfertig da; und soweit sie die eine oder andere Schwierigkeit enthalten, müssen sie für sich selbst reden. Für meine Person bemerke ich, daß ich den griechischen Zitaten, die sich hin und wieder vorfinden, eine Übersetzung hinzugefügt habe, die ich dem einen oder anderen der besseren deutschen Übersetzer entlehnt habe.

Das letzte der A.-Papiere ist eine Erzählung unter dem Titel: „Des Verführers Tagebuch." Hier begegnen uns neue Schwierigkeiten, sofern A. sich nicht als Verfasser angibt, sondern nur als Herausgeber. Das ist ein alter Novellistenkniff, gegen welchen ich nichts weiter einzuwenden hätte, würde nur nicht mein Verhältnis zur Sache dadurch so verwickelt; denn nun liegt der eine Autor hier in dem andern, gerade wie die Schachteln in dem chinesischen Schachtelspiel. Näher zu erörtern, was mich in meiner Meinung bestärkt, ist hier nicht am Platz; nur so viel bemerke ich, daß die in A.s Vorwort herrschende Stimmung einigermaßen den Dichter verrät. In der Tat scheint dem A. vor seiner eignen Dichtung bange geworden zu sein, so daß sie, einem unruhigen Traum gleich, ihn fort und fort ängstigt, auch während er erzählt wird. War es eine wirk-

liche Begebenheit, von der er wußte, so ist es mir auffallend, daß jene Vorrede nichts von einer Freude darüber merken läßt, die Idee, welche ihm öfter vorgeschwebt hatte, hier realisiert zu sehen. Angedeutet findet sich die Idee des Verführers sowohl in dem Aufsatz über das Unmittelbar-Erotische, wie auch in „den Schattenrissen", jene Idee nämlich, daß der Gestalt des Don Juan ein solcher reflektierter Verführer entspreche, wie er in die Kategorie des „Interessanten" gehöre, wonach also nicht in Frage komme, wie viele er verführt, sondern wie er's anfängt. Von einer derartigen Freude finde ich in der Vorrede nichts, wohl aber, wie bemerkt, ein Zittern, einen Schauder, welcher gar wohl seine Ursache in dem dichterischen Verhältnis zu jener Idee haben kann. Und daß es dem A. so ergangen ist, wundert mich nicht; denn auch mir, der ich doch mit dieser Erzählung gar nichts zu tun habe, ja von dem ursprünglichen Verfasser durch zwei Glieder entfernt bin, auch mir selbst ward zuweilen ganz seltsam zumut, wenn ich mich in stiller Nacht mit diesen Papieren beschäftigte. Es war mir, als wandle der Verführer einem Schatten gleich durch mein Zimmer, als hefte er einen dämonischen Blick auf mich und spreche: „Nun, Sie wollen meine Papiere herausgeben! Das ist übrigens unverantwortlich von Ihnen. Sie jagen ja allen lieben Mädchen Angst ein. Indessen, wie sich von selbst versteht, dafür machen Sie mich und meinesgleichen unschädlich. Darin, mein Herr, irren Sie sich jedoch: denn ich verändere nur die Methode, wodurch meine Chancen noch besser werden, als sie vorher waren. Wie laufen einem die kleinen Fräuleins scharenweis in die Arme, sobald sie den verführerischen Namen: ein Verführer! hören. Geben Sie mir ein halbes Jahr, und ich schaffe eine Geschichte, die interessanter sein soll, als alles, was ich bisher erlebt habe. Ich stelle mir ein junges, entschlossenes, geniales Mädchen vor, wie sie die ungewöhnliche Idee faßt, ihr ganzes Geschlecht an mir zu rächen. Sie meint, sie werde mich zwingen

können, werde mich die Schmerzen unglücklicher Liebe kosten lassen. Sehen Sie, das ist gerade ein Mädchen für mich. Geht sie etwa selbst nicht genug auf ihre Idee ein, ich werde ihr schon zu Hilfe kommen. Ich werde mich winden wie ein Aal. Und habe ich sie auf den Punkt gebracht, wo ich sie haben will — dann gehört sie mir."

Doch habe ich mein Amt als Herausgeber vielleicht schon gemißbraucht, wenn ich den Lesern meine persönlichen Betrachtungen so aufdringe. Die Veranlassung muß zu meiner Entschuldigung dienen. Ich ließ mich eben durch das Mißliche meines Amtes hinreißen, und das liegt darin, daß A. sich nur als Herausgeber, nicht als Verfasser jener Erzählung bezeichnet.

Übrigens habe ich, wenn auch nur in meiner Qualität als Herausgeber, über diese Erzählung etwas hinzuzufügen. Ich glaube nämlich eine Zeitbestimmung in ihr zu entdecken. Im Tagebuch findet sich hin und wieder ein Datum; was dagegen fehlt, ist eine Jahreszahl. Und was hilft dann das Datum? Sah ich mir aber die einzelnen Daten genauer an, glaubte ich einen Wink zu gewahren. Freilich ist es ausgemacht, daß jedes Jahr einen 7. April, einen 3. Juli, einen 2. August ꝛc. hat, aber nicht jeder 7. April fällt auf einen Montag. Ich habe nun nachgerechnet und gefunden, daß dies im Jahre 1834 zutrifft. Ob A. an dieses Jahr gedacht hat, kann ich nicht entscheiden, ich sollte es kaum glauben. „Also war Montag", beginnt eine Erzählung, wodurch eine nähere Bestimmung der Zeit gegeben wird. Dagegen ist jeder Versuch, den ich bisher anstellte, mit Hilfe derselben die Zeit der übrigen Abhandlungen zu bestimmen, mißlungen.

Was B.s Papiere betrifft, so ordnen sie sich leicht und natürlich. Dagegen habe ich mir erlaubt, sie zu betiteln, nachdem die Briefform den Verfasser gehindert hat, diesen Untersuchungen eine Überschrift zu geben, für welche ich verantwortlich bin.

B.s Manuskript habe ich sorgfältig wie ein Aktenstück betrachtet. Selbst Sorglosigkeiten, wie sie einem Brief-

schreiber begegnen, habe ich stehen lassen, um nicht im Korrigieren zu weit zu gehen. Wenn B. meint, daß von hundert jungen Männern, die in der Welt umherirren, 99 durch Frauen gerettet werden, und nur einer durch die göttliche Gnade, so sieht man leicht, daß er in der Rechnung nicht ganz genau gewesen ist, sofern er keinen Platz für die läßt, welche verloren gehen. Wie leicht wäre es gewesen, eine kleine Änderung vorzunehmen; ich meine aber, es liegt in B.s falscher Rechnung etwas viel Schöneres. Und wenn B. einmal einen griechischen Weisen namens Myson anführt, welcher das seltene Glück gehabt habe, unter die sieben Weisen gezählt zu werden — woher hatte er eine so ungewöhnliche Notiz? Ich dachte sofort an den alten Literarhistoriker Diogenes von Laerte und vermutete, daß dieser ihn etwas hinters Licht geführt habe. Allerdings herrscht bei den Alten einige Unsicherheit darüber, wer die sieben Weisen gewesen seien, doch habe ich's auch hier nicht der Mühe wert gefunden, etwas zu ändern. Mir schien seine Bemerkung, wenn auch nicht historischen, so doch einen anderen Wert zu haben.

Schon vor fünf Jahren hatte ich die Papiere so geordnet, wie sie jetzt vorliegen, und beschlossen, sie in Druck zu geben, meinte aber doch, es sei besser, noch einige Zeit zu warten. Fünf Jahre erschienen mir als ein passendes Spatium. Diese fünf Jahre sind vergangen, und ich knüpfe wieder da an, wo ich damals abbrach. — Daß ich kein Mittel, den Verfassern auf die Spur zu kommen, unbenutzt ließ, bedarf für den Leser wohl keiner Versicherung. Der Trödler führte kein Buch, was ja auch selten von dieser Art Menschen geschieht. Wem das Möbel gehört habe, wußte er nicht; er meinte es auf einer Auktion gekauft zu haben. Die Erinnerung an meine vielen vergeblichen Versuche ist mir selbst verdrießlich genug, und will ich den Leser mit der Erzählung derselben nicht ermüden. In das Resultat aber kann ich denselben mit einem Worte einweihen. Das Resultat war — nichts.

Ein Bedenken erwachte jedoch; ich spreche es offenherzig aus. Machte ich mich einer Indiskretion schuldig gegen die unbekannten Verfasser? Je vertrauter ich indes mit den Papieren ward, desto mehr schwand jenes Bedenken. Sie verrieten nirgend eine oder die andere Persönlichkeit. Vorausgesetzt also, daß die unbekannten Verfasser noch existierten, daß sie hier in der Residenz lebten, daß sie die unerwartete Bekanntschaft mit ihren eignen Papieren machten, so würde, falls sie sich selbst nur ferner schweigend verhielten, aus der Herausgabe nichts resultieren. Denn von diesen Papieren gilt im strengsten Sinn, was man von allem, was gedruckt wird, zu sagen pflegt: sie schweigen.

Auch fiel mir ein, diese Papiere könnten als Geldwerte in Betracht kommen. Ein Honorar, als wäre ich der Verfasser, für mich zu beanspruchen, lag mir fern. Die Sache war indes leicht geordnet. Wie dort in der „Weißen Dame" die ehrlichen schottischen Bauern sich entschließen, das Gut zu kaufen, um es hernach den Grafen von Evenel zu verehren, wenn diese einmal zurückkehrten, so beschloß ich, das mir als Herausgeber etwa bewilligte Honorar auf Zinsen zu legen, um es den unbekannten Verfassern, falls sie sich eines Tages melden sollten, nebst Zinseszinsen, zu überantworten. Der Leser wird über meine Naivität lächeln. Ist doch selbst in Dänemark ein Honorar, wie es dem Verfasser zu gut kommt, kein Landgut, und die Unbekannten müssen lange fortbleiben, wenn ihr Honorar mit allen Zinsen als Geldwert in Betracht käme. Mein Gewissensbedenken wurde somit auf die leichteste Weise gehoben.

Aber nun erübrigte noch eins: diesen Papieren einen Titel zu geben. Sollte ich sie nur als „hinterlassene", als „gefundene", als „verloren gegangene" Papiere bezeichnen, und bekanntlich gibt's der Varianten noch mehr, aber keiner von diesen Titeln sagte mir zu. So habe ich mir denn eine Freiheit, einen Betrug gestattet, von welchem ich Rechenschaft zu geben versuchen werde. Unter der unausgesetzten

Beschäftigung mit diesen Papieren ging mir ein Licht auf; man könne ihnen eine neue Seite abgewinnen, wenn man sie als einem und demselben Menschen angehörig betrachtete. Ich weiß recht wohl, was sich alles dagegen einwenden läßt, es sei ungeschichtlich, es sei unwahrscheinlich, ja ungereimt, daß derselbe Mensch beide Teile verfaßt haben sollte, auch wenn der Leser sich zu dem Wortspiel versucht fühlen sollte, daß, wer A. gesagt, auch B. sagen müsse. Indessen habe ich meine Gedanken nicht aufgeben mögen. Der Verfasser würde dann ein Mensch sein, der in seinem eigenen Leben beide Richtungen durchgemacht oder doch in beide sich hineingedacht hätte. A.s Papiere zeigen uns nämlich eine Reihe von Ansätzen zu einer Lebensanschauung nur vom ästhetischen Gesichtspunkt aus. Eine in sich zusammenhängende ästhetische Lebensanschauung läßt sich schwerlich vortragen. B.s Papiere enthalten eine durchgeführte ethische Lebensanschauung. — Je länger ich jenem Gedanken nachsann, desto klarer ward es mir, daß er sich wohl dazu eigne, den Titel zu bestimmen. Der Titel, den ich gewählt habe, drückt eben das aus. Was der Leser dadurch verliert, kann nicht wichtig sein. Er mag bei der Lektüre immerhin den Titel vergessen. Ist er mit der Lektüre fertig, so denkt er vielleicht wieder an den Titel. Der wird ihn dann von Fragen erlösen, wie sie ihm zuletzt aufsteigen mochten: ist A. wirklich eines Besseren belehrt? hat er bereut? hat B. gesiegt? oder ist das Ende vom Liede etwa gewesen, daß B. zuletzt zu A.s Ansichten überging? In dieser Hinsicht haben die Papiere nämlich keinen Abschluß. Findet man das nicht in der Ordnung, so ist man doch nicht berechtigt zu sagen: Es ist ein Fehler! Man muß es eher ein Unglück nennen. Ich meinerseits halte es für ein Glück. Findet man nicht zuweilen Novellen, in denen gewisse Personen einander entgegengesetzte Lebensansichten vortragen? Das Finale pflegt zu sein, daß der eine den anderen überzeugt. Während die entwickelte Anschauung für sich selbst sprechen sollte, wird

der Leser mit dem geschichtlichen Resultat bereichert, daß der andere sich habe überzeugen lassen. Ich muß es für ein Glück halten, daß diese Papiere in jener Hinsicht keinen Aufschluß geben. Ob A. seine ästhetischen Abhandlungen geschrieben hat, nachdem er B.s Briefe empfangen, ob seine Seele auch nach dieser Zeit nicht abgelassen hat, sich in wilder Zuchtlosigkeit umherzutummeln, oder ob sie sich hat beruhigen lassen, darüber vermag ich gar keinen Aufschluß zu geben, da die Papiere keinen solchen enthalten. Auch findet sich nicht die leiseste Andeutung, wie's dem B. ergangen, ob er die Kraft besessen, seine höhere Anschauung festzuhalten, oder nicht. Hat man das Buch gelesen, so sind beide, A. sowohl als B., vergessen; nur die verschiedenen Anschauungen stehen einander gegenüber und erwarten keine schließliche Entscheidung in der einen oder anderen bestimmten Persönlichkeit.

Weiter habe ich nichts zu bemerken; nur fällt mir ein, daß die geehrten Verfasser, wenn sie von meinem Vorhaben wüßten, vielleicht den Wunsch haben würden, ihre Papiere mit einigen Worten an den Leser zu begleiten. Daher will ich ein paar Worte mit möglichst zurückhaltender Feder hinzufügen. A. würde wohl gegen die Herausgabe seiner Papiere nichts einzuwenden haben; dem Leser würde er vermutlich zurufen: Lies sie, oder lies sie nicht; du wirst beides bereuen. Was B. sagen würde, möchte schwerer anzugeben sein. Vielleicht würde er mir den einen oder den anderen Vorwurf machen, namentlich wegen der Veröffentlichung von A.s Papieren; er würde mich fühlen lassen, daß er seine Hände in Unschuld waschen könne. Nachdem er dies getan, würde er vielleicht dem Buch zurufen: So gehe denn in die Welt hinaus; entziehe dich womöglich der Aufmerksamkeit der Kritik; besuche einen einsamen Leser zu guter Stunde und begegnet dir auf deinem Wege eine Leserin, so möchte ich ihr sagen: Meine liebenswürdige Leserin, du wirst in diesem Buche einiges finden, was du vielleicht besser nicht

wüßtest, anderes, was zu wissen dir wohl frommen dürfte. So lies denn jenes so, daß, nachdem du's gelesen, du sein könntest wie eine, die es nicht gelesen, das andere aber so, daß, nachdem du's gelesen, du sein könntest wie eine, die das Gelesene nicht wieder vergessen hat. Ich, als Herausgeber, will nur den Wunsch hinzufügen, daß der Leser das Buch in einer guten Stunde vornehmen möge, und daß es der liebenswürdigen Leserin gelinge, den wohlgemeinten Rat B.s streng zu befolgen.

(Kopenhagen) Im November 1842.

Der Herausgeber.

ΔΙΑΨΑΛΜΑΤΑ.

Ad se ipsum.

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir et bien.
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien.

Was ist ein Dichter? Ein unglücklicher Mensch, der heiße Schmerzen in seinem Herzen trägt, dessen Lippen aber laute Seufzer entströmen, die dem fremden Ohr wie schöne Musik ertönen. Es geht ihm, wie einst jenen Unglücklichen, die in Phalaris' Stier durch ein matt brennendes Feuer langsam gemartert wurden und deren Schreien nicht bis zu den Ohren des Tyrannen dringen konnte, ihn zu erschrecken; ihm klangen sie wie heitere Musik. Und die Menschen umschwirren den Dichter und sprechen zu ihm: Sing uns bald wieder ein Lied, das heißt: mögen neue Leiden deine Seele martern, und mögen deine Lippen bleiben, wie sie bisher gewesen; dein Schreien würde uns nur ängsten, aber die Musik, ja, die ist lieblich. Und die Rezensenten treten herzu und sprechen: So ist's recht, so muß es nach den Regeln der Ästhetik gehen. Nun, das versteht sich, ein Rezensent gleicht einem Dichter auf ein Haar, nur daß er nicht die Pein im Herzen, nicht die Musik auf den Lippen hat. Siehe, darum will ich lieber Schweinehirte auf Amagerbro sein und von den Schweinen verstanden werden, als Dichter sein und von den Menschen mißverstanden werden.

* * *

Die erste Frage in dem ersten, dem kompendiösesten Unterricht, den ein Kind erhält, ist bekanntlich diese: Was soll das Kind haben? Die Antwort lautet: Da — da!

Mit solchen Betrachtungen beginnt das Leben, und dennoch leugnet man die Erbsünde. Und wem hat dasselbe für die ersten Rutenstreiche zu danken? wem anders, als den Eltern!

* * *

Ich unterhalte mich am liebsten mit Kindern: denn von ihnen darf man hoffen, daß sie noch vernünftige Wesen werden; die es aber geworden sind! — o Jerum, Jerum, Jerum!

* * *

Die Menschen sind sehr unverständig. Von den Freiheiten, die sie besitzen, machen sie nie Gebrauch, fordern aber die, welche sie nicht besitzen. Gedankenfreiheit haben sie, sie fordern Redefreiheit.

* * *

Ich mag gar nichts. Ich mag nicht reiten, es ist für eine Motion zu stark; ich mag nicht gehen, es ist zu anstrengend; ich mag mich nicht niederlegen, denn entweder müßte ich liegen bleiben, und das mag ich nicht, oder ich müßte wieder aufstehen, und das mag ich erst recht nicht. Summa Summarum: ich mag gar nichts.

* * *

Es gibt bekanntlich Insekten, die im Augenblick der Befruchtung sterben. So ist's mit aller Freude: der Moment des höchsten und herrlichsten Genusses im Leben kommt in Begleitung des Todes.

* * *

Probate Ratschläge für Autoren.

Man schreibt seine Gedanken nachlässig nieder; man läßt sie drucken. Bei den verschiedenen Korrekturen werden einem dann allmählig eine Menge guter Einfälle kommen. Fasset daher Mut, die ihr euch noch nicht erkühnt habt,

etwas drucken zu lassen. Auch Druckfehler sind nicht zu verachten; und mit Hilfe derselben witzig zu werden, darf man als eine legale Manier ansehen, die zu diesem Ziel führt.

* * *

Es gehört überhaupt zur Unvollkommenheit in allem Menschlichen, daß man erst auf dem Wege des Gegensatzes zum Besitz des Begehrten kommt. Ich will gar nicht von der Mannigfaltigkeit menschlicher Formationen reden, welche dem Psychologen am meisten zu schaffen macht, — der Melancholische hat am meisten Sinn für das Komische, der Üppige für das Idyllische, der Ausschweifende sogar oft für das echt Moralische, der Zweifler ebenso für das Religiöse, — ich will nur daran erinnern, daß man erst durch die Sünde zum Besitz der Seligkeit kommt.

* * *

Außer meinem sonstigen zahlreichen Umgangskreis habe ich noch einen intimen Vertrauten: meine Schwermut. Mitten in meiner Freude, in meiner Arbeit, winkt er mir, ruft mich zu sich, auch wenn ich in Wirklichkeit unmittelbar neben ihm stehe. Meine Schwermut ist die treueste Geliebte, die ich kennen gelernt! Was Wunder, daß ich sie wieder liebe?

* * *

Es gibt einen Aufmarsch von Räsonnements, welcher in seiner Unendlichkeit sich zu dem, was dabei herauskommt, geradeso verhält, wie die unübersehbare Reihe ägyptischer Könige zu der geschichtlichen Ausbeute, die man davon trägt.

* * *

Das Alter verwirklicht die Träume der Jugend. Zeigt sich dies nicht an Swift? Er baute als Knabe ein Irrenhaus, in seinem Alter ging er selbst in ein solches.

* * *

Sieht man, mit welchem hypochondrischen Tiefsinn die Engländer einer früheren Zeit entdeckt haben wollen, was für ein zweideutiger Vorgang es sei, der dem Lachen zu Grunde liege, so muß einem ganz ängstlich zumut werden. Dr. Hartley hat die Bemerkung gemacht: daß, wenn sich das Lachen zuerst bei Kindern zeigt, so ist es ein entstehendes Weinen, welches durch Schmerz erregt wird, oder ein plötzlich gehemmtes und in sehr kurzen Zwischenräumen wiederholtes Gefühl des Schmerzes (vgl. Flögel, Geschichte der komischen Literatur Bd. I S. 50). Wie? wenn alles, was in der Welt vorgeht, auf ein Mißverständnis hinausliefe! Wie? wenn Lachen im Grunde Weinen wäre!

* * *

Es gibt Stunden, in denen es einen namenlos schmerzlich berühren kann, wenn man einen Menschen ganz allein in der Welt seine Wege gehen sieht. So sah ich neulich ein armes Mädchen, das ganz allein zur Kirche ging, um konfirmiert zu werden.

* * *

Cornelius Nepos erzählt von einem Feldherrn, der mit einer bedeutenden Reiterei in einer Festung eingeschlossen war, daß er alle Tage die Pferde peitschen ließ, damit sie von dem vielen Stillestehen nicht Schaden nähmen — so lebe ich in dieser Zeit wie ein Belagerter. Um aber nicht vom vielen Stillesitzen Schaden zu nehmen, weine ich mich müde.

* * *

Ich sage von meinem Kummer, was der Engländer von seinem Hause sagt: Mein Kummer is my castle. Manche Menschen sehen ihren Kummer als eine Einrichtung in ihrem Haus und Leben an, ohne welche ihnen nicht recht wohl zumut ist.

* * *

Mir ist zumut, wie es einer Figur im Schachspiel sein mag, wenn mein Gegner von ihr sagt: sie kann nicht mehr gerückt werden.

* * *

Daher hat die Lektüre des Öhlenschlägerschen „Aladdin" etwas so Erfrischendes, weil uns in diesem dramatischen Gedicht eine echt kindliche und geniale Kühnheit begegnet, welche sich auch in den allerflüchtigsten Wünschen ausspricht. Wie viele mag es wohl in unsern Tagen geben, die noch mit voller Wahrheit einen Wunsch, eine Bitte wagen, die es wagen, sich an die Natur mit einem kindlichen: Bitte! bitte! zu wenden, oder in der Raserei eines verlornen Individuums noch einen großen Wunsch im Herzen zu haben? — In unsern Tagen redet man doch genug davon, daß der Mensch nach Gottes königlichem Bilde geschaffen sei, — aber wie viele erheben in diesem Bewußtsein wahrhaft ihre Kommandostimme? Oder stehen wir nicht vielmehr alle da wie jener „Nureddin", machen unsere Bücklinge und Scharrfüße, und sind voller Angst, ob wir nicht zuviel verlangen, oder auch zu wenig? Oder setzt man nicht jedes großartige Begehren allmälich tiefer und tiefer herab, bis daraus eine krankhafte Reflexion hervorgeht über das eigne Ich? Mahnen wir nicht die Natur, nicht unser Schicksal, nun, so mahnen und plagen wir uns selbst; und das ist's ja, wozu wir erzogen und angelernt werden.

* * *

Verlegen stehe ich da wie ein hebräisches Schwa, schwach wie ein Hauch, den man kaum hört, wie ein Dagesch lene, in der Stimmung eines Buchstabens, der mitten in der Zeile auf den Kopf gestellt ist, und dennoch eben so unmanierlich, wie ein Pascha von drei Roßschweifen, eifersüchtig auf mich selbst und meine Gedanken, wie die Bank auf ihre Notenausgaben, überhaupt so in mich selbst reflektiert, wie irgend ein pronomen reflexivum. Ja, sollte von Leiden und Sorgen

dasselbe gelten, was von selbstbewußten guten Handlungen gilt, daß die, welche sie tun, ihren Lohn dahin haben, — ja, gälte dies auch von Sorgen, alsdann wäre ich der glücklichste Mensch, — denn ich nehme alle Bekümmernisse voraus, und doch bleiben sie alle da.

* * *

Unter anderm äußert sich die ungeheure poetische Kraft der National-Literatur auch darin, daß sie so heftig nach neuem begehrt. Hiermit verglichen ist die Begehrlichkeit des heutigen Geschlechts ebenso sündhaft, wie sie ermüdend ist. Sie begehrt, was des Nächsten ist. Jene ist sich gar wohl bewußt, daß der Nächste das, was sie sucht, ebensowenig besitzt wie sie selbst. Und begehrt sie geradezu in sündhaftem, gemeinen Sinn, dann wird ihr Gebahren so himmelschreiend, daß es die Menschen empört. Durch kühle Wahrscheinlichkeitsberechnungen eines nüchternen Verstandes läßt sie sich übrigens nichts entwinden. Noch schreitet Don Juan über die Bühne mit seinen tausenddreiundzwei Geliebten. Aus Ehrfurcht vor der alt-ehrwürdigen Tradition wagt niemand, über die Rechnung zu lächeln. Hätte ein Dichter unserer Zeit es gewagt, er wäre ausgelacht worden.

* * *

Wie eigen wehmütig wurde ich gestimmt, als ich einen armen Menschen in einem ziemlich abgetragenen, hellgrünen, ins Gelbliche schimmernden Rock durch die Straßen schleichen sah. Es tat mir leid um ihn; was jedoch den stärksten Eindruck auf mich machte, war, daß die Farbe des Rockes mich so lebendig an die ersten Versuche erinnerte, die ich in meiner frühesten Jugend in der edlen Kunst der Malerei gemacht hatte. Eine meiner Lieblingsfarben war gerade jene Farbe. Ist es nicht traurig? Diese Farbenmischungen, an welche ich heute noch mit so großer Freude zurückdenke, — nirgends findet man sie mehr. Alle Welt findet sie grell, auffallend, nur noch anwendbar auf Nürnberger Spielwaren.

Begegnet man ihnen einmal, dann soll die Begegnung jedesmal eine ebenso unerfreuliche sein, wie meine neuliche. Immer soll es ein Wahnsinniger, ein Verunglückter, kurz jemand sein, der sich fremd im Leben fühlt, und der die Welt nicht für voll gelten läßt. Und nun ich, der ich meine Helden immer mit jenem ewig unvergeßlichen hellgrünen Anstrich ihrer Kleider gemalt habe! — Geht es nicht ebenso mit allen Farbenmischungen unsrer Kindheit? Der helle Freudenglanz, den unser Leben damals hatte, wird mit den Jahren für unsere matten Augen zu stark, zu grell.

* * *

Ach, die Tür des Glückes geht nicht nach innen, so daß man gegen dieselbe anstürmen und sie aufdrücken könnte; sie geht nach außen; man kann also nichts dabei machen.

* * *

Ich habe, wie ich glaube, den Mut, an allem zu zweifeln; ich habe Mut, zu kämpfen, wie ich glaube, gegen alles und jedes; aber ich habe nicht den Mut, etwas zu erkennen, nicht den Mut, es zu besitzen, als wär's mein eigen. Die meisten Menschen klagen darüber, daß die Welt so prosaisch sei, daß es im Leben nicht so hergehe, wie im Roman, wo die Gelegenheit immer so günstig sei. Ich klage darüber, daß es im Leben nicht so ist, wie im Roman, wo man hartherzige Väter, Kobolde und Zauberer bekämpfen, verzauberte Prinzessinnen befreien soll. Was sind doch alle diese Feinde — sie alle miteinander, gegen die bleichen, blutlosen, lebenszähen, nächtlichen Schemen, mit denen ich kämpfe, und — die ich selbst ins Leben rufe!

* * *

Wie ist meine Seele so dürr, mein Nachdenken so unfruchtbar, und doch beständig gepeinigt mit inhaltsleeren oder lüsternen oder qualvollen Bildern! Soll denn niemals das Zungenband des Geistes mir gelöst werden? soll ich immer nur lallen? Was ich bedarf, ist eine Stimme, so

durchdringend wie der Blick des Lynkeus, welcher durch Erde und Felsen hindurchdrang, erschreckend wie das Seufzen der Giganten, anhaltend wie das Rauschen der Meereswogen, spottend wie das Heulen des Windes, boshaft wie der herzlose Hohn des Echo, umfangreich vom tiefsten Baß bis zur schmelzendsten Bruststimme, moduliert vom andächtigen Lispeln bis zur Energie der Raserei. Das bedarf ich, um aufatmen, um aussprechen zu können, was mir auf den Herzen liegt, um bei den Menschen beides, sowohl Zorn als Sympathie, in Bewegung zu setzen. Aber meine Stimme ist heiser wie der Schrei einer Möwe, oder hinsterbend wie der Segen auf den Lippen des Stummen.

* * *

Was wird geschehen? was wird die Zukunft bringen? Ich weiß es nicht; ich ahne nichts. Wenn eine Spinne sich von einem festen Punkt aus in ihre Konsequenzen hinabstürzt, da sieht sie beständig einen leeren Raum vor sich, in welchem sie nirgends Fuß fassen kann, wie sehr sie auch zappeln mag. Geradeso geht es mir. Vor mir immer ein leerer Raum; was mich vorwärts treibt, ist eine Konsequenz, deren erster Anstoß hinter mir liegt. Dieses Leben ist ein verkehrtes und schreckliches — wer kann es aushalten?

* * *

Die schönste Zeit ist doch die erste Periode der Verliebtheit, wo man von jedem Zusammentreffen, von jedem gewechselten Blick etwas Neues mit sich nimmt, worüber man zu Hause sich freuen kann.

* * *

Meine Ansicht von diesem Leben ist durch und durch ohne Sinn. Ich nehme an, daß ein böser Geist eine Brille auf meine Nase gesetzt hat, in welcher das eine Glas nach einem ungeheuren Maß vergrößert, während das andere nach eben solchem Maß verkleinert.

* * *

Ein Zweifler ist ein Μεμαστυγωμένος. Wie ein Kreisel hält er sich kürzere oder längere Zeit unter den Peitschenschlägen auf der Spitze. Stehen kann er nicht, so wenig wie der Kreisel.

* * *

Von allem, was lächerlich sein mag, erscheint mir das Allerlächerlichste ein Mann, der rasch beim Essen und rasch bei der Arbeit ist. Sehe ich daher, wie just im entscheidenden Augenblick eine Fliege sich auf die Nase eines solchen Geschäftsmannes setzt, oder daß er von den Rädern eines Wagens, der ihm in noch größerer Hast vorbeijagt, über und über schmutzig wird, oder die Schiffsbrücke vor ihm in die Höhe steigt, oder gar ein Ziegel herabstürzt und ihn zu Boden schlägt — da lache ich aus Herzens Grund. Und wer könnte sich des Lachens erwehren? Was richten sie aus, diese eiligen Geschäftsmenschen? was haben sie davon? Geht es ihnen nicht, wie jener Frau, die in ihrer Verwirrung darüber, daß Feuer im Hause ausgebrochen war, die Feuerzange rettete? Was ist's denn mehr, was sie aus der großen Feuersbrunst des Lebens retten?

* * *

Mir fehlt überhaupt die Geduld zum Leben. Ich kann das Gras nicht wachsen sehen; wenn ich aber das nicht kann, so mag ich gar nicht dahin gesehen haben. Meine Anschauungen sind flüchtige Betrachtungen eines „fahrenden Schülers", der in größter Hast durchs Leben stürzt. Man sagt: Gott der Herr macht den Magen eher satt als die Augen. Das wußte ich nicht. Meine Augen sind satt und alles Dinges überdrüssig, und doch hungert mich.

* * *

Man frage mich, was man will! Nur frage man mich nicht nach Gründen. Einem jungen Mädchen vergibt man es, daß sie keine Gründe anzugeben weiß, sie lebt in Gefühlen, heißt es. Anders ergeht es mir. Im allgemeinen

habe ich so viele und meistens einander widersprechende Gründe, daß es mir aus diesem Grunde unmöglich ist, Gründe anzugeben. Auch was Ursache und Wirkung betrifft, so will es mir scheinen, daß die eine mit der anderen nicht übereinstimmt. Bald geht aus ungeheuren und gewaltigen Ursachen eine sehr geringfügige, ein unansehnlich kleine Wirkung hervor, zuweilen gar keine; bald erzeugt eine überaus kleine Ursache eine kolossale Wirkung.

* * *

Und nun die unschuldigen Lebensfreuden! Das muß man ihnen lassen: sie haben nur einen Fehler, daß sie so unschuldig sind. Dazu soll man sie mit Maßen genießen. Wenn mein Doktor mir meine Diät vorschreibt, so läßt sich das hören; zu einer gewissen bestimmten Zeit enthalte ich mich bestimmter Speisen; aber diätetisch sein bei der Beobachtung der Diät — das ist wirklich zuviel verlangt.

* * *

Das Leben ist mir ein bitterer Trank geworden, und dennoch muß ich ihn einnehmen wie verordnete Tropfen und sie noch langsam zählen.

* * *

Keiner kehrt von den Toten wieder; keiner ist anders als weinend in die Welt eingegangen; keiner fragt einen, wann man herein will; keiner, wann man heraus will.

* * *

Die Zeit vergeht, das Leben ist ein Strom, so sprechen die Menschen. Ich kann's nicht merken: die Zeit steht still, und ich mit ihr. Alle Pläne, die ich entwerfe, springen gerade so auf mich selbst zurück. Will ich ausspeien, so speie ich mir selbst ins Gesicht.

* * *

Wenn ich morgens aufstehe, gehe ich sogleich wieder zu Bett. Mir ist am wohlsten am Abend in dem Augenblick,

wenn ich das Licht ausblase und mir die Decke über den Kopf ziehe. Noch einmal richte ich mich empor, sehe mich mit einer unbeschreiblichen Zufriedenheit im Zimmer um, und dann gute Nacht, unter die Decke!

* * *

Wozu tauge ich? Zu gar nichts oder zu allen Möglichen. Das ist ein ungewöhnliches Schicksal. Aber wird man's im Leben zu schätzen wissen? Gott weiß, ob die Mädchen einen Platz finden, welche eine Kondition suchen, sei es zum „Allein dienen", sei es als „Mädchen für alles".

* * *

Rätselhaft muß man nicht allein anderen sein, sondern auch sich selbst. Ich studiere mich selbst; bin ich dessen müde, so rauche ich, um die Zeit zu vertreiben, eine Zigarre und denke: Gott der Herr weiß, was er eigentlich mit mir gemeint hat, oder was er aus mir machen will.

* * *

Keine Wöchnerin kann wunderlichere und ungeduldigere Wünsche haben, als ich. Diese Wünsche betreffen bald die unbedeutendsten Dinge, bald die erhabensten; aber alle haben in gleich hohem Grade eine momentane Leidenschaft der Seele. In diesem Augenblick wünsche ich einen Teller Buchweizengrütze. Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit, daß wir jeden Mittwoch Buchweizengrütze aßen. Ich erinnere mich, wie schön, wie grauschimmernd die Grütze angerichtet war, wie aus ihrem Zentrum die Butter mir zulächelte, wie der Anblick der Grütze so wohltat, wie hungrig ich war, wie gespannt auf die Erlaubnis, anfangen zu dürfen. Solch ein Teller Grütze! — ich hätte mehr dafür gegeben als mein Erstgeburtsrecht.

* * *

Der Zauberer Virgilius ließ sich selbst zerhauen und in einen Topf hineintun, um acht Tage lang gekocht und durch diesen Prozeß verjüngt zu werden. Er stellte einen anderen

an, der aufpassen sollte, daß kein Unbefugter in den Topf hinein sähe. Der Aufpasser konnte indes der Versuchung nicht widerstehen, es geschah vor der Zeit: Virgilius verschwand als Kind mit einem Schrei. Ich habe auch zu früh in den Topf, in die Retorte des Lebens und der geschichtlichen Entwickelung gesehen, und bringe es niemals weiter, als daß ich ein Kind bleibe.

* * *

Niemals darf man den Mut verlieren; wenn die Trübsale sich am furchtbarsten über einem türmen, dann erblickt man in den Wolken eine hilfreiche Hand, also sprach Se. Wohlehrwürden Jesper Morten im letzten Nachmittagsgottesdienst. Ich bin nun gewohnt, mich fleißig unter freiem Himmel umherzutreiben; aber so etwas habe ich nie bemerkt. Vor einigen Tagen ward ich auf einer Wanderung über Feld solch ein Phänomen gewahr. Eigentlich war's wohl keiner Hand, eher einem Arm ähnlich, der sich aus den Wolken hervorstreckte. Ich versank in Nachdenken. Es fiel mir ein: wäre nur Jesper Morten jetzt hier, um zu entscheiden, ob er diese Erscheinung gemeint habe! — Wie ich so mitten in diesen Gedanken bin, werde ich von einem Wanderer angeredet, welcher, nach den Wolken emporzeigend, spricht: Sehen Sie die Wasserhose? in diesen Gegenden sieht man sie selten, sie reißt zuweilen ganze Häuser mit sich fort. Ih, Gott bewahre! dachte ich, ist das eine Wasserhose? Und ich lief weg, so schnell ich konnte. Was hätte der ehrwürdige Pastor Jesper Morten da wohl getan? —

* * *

Laß andere darüber klagen, daß die Zeit böse sei: ich klage darüber, daß sie jämmerlich ist, denn sie ist ohne Leidenschaft. Die Gedanken der Menschen sind dünn, zart und hinfällig, wie Spitzen, welche selbst so bemitleidenswert sind, wie die armen Spitzenweberinnen, die sie machen. Ihre Herzensgedanken sind zu erbärmlich, um böse und sündhaft

zu sein. Für einen Wurm würde es vielleicht Sünde sein, solche Gedanken zu hegen, nicht für einem Menschen, welcher nach Gottes Bild geschaffen ist. Ihre Lüste sind gemessen und mattherzig, ihre Leidenschaften schläfrig. Sie tun ihre Pflicht, diese Krämerseelen, erlauben sich aber doch, hierin den Juden ähnlich, die Gold- und Silbermünzen ein bischen zu beschneiden; sie meinen, daß man, wenn auch unser Herrgott noch so ordentlich Buch führe, ihn dennoch insgeheim ein wenig anführen könne. Pfui über sie! Daher wendet meine Seele sich immer zum Alten Testament und zu Shakespeare zurück. Da empfindet man doch: das sind Menschen, die da reden; da haßt man, da liebt man, bringt seinen Feind um, verflucht seine Nachkommen durch alle Geschlechter hindurch; da sündigt man.

* * *

Meine Zeit teile ich so ein: die halbe Zeit schlafe ich, die andere halbe verträume ich. Während ich schlafe, träume ich niemals, das wäre Sünde; denn schlafen ist die höchste Genialität.

* * *

Ein vollkommener Mensch werden, ist doch das Höchste. Nun habe ich Leichdörner: eine solche Plage hilft doch immer etwas.

* * *

Mein Lebensresultat ist ein reines Nichts, eine Stimmung, eine einzelne Farbe. Mein Resultat wird einigermaßen dem Gemälde jenes Künstlers ähnlich, welcher den Durchgang der Juden durch's rote Meer malen sollte, und deshalb die ganze Wand rot anstrich, indem er erklärte, die Juden wären hinüber, die Ägypter aber ertrunken.

* * *

Die menschliche Würde findet doch noch Anerkennung in der Natur; denn will man die Vögel von Obstbäumen fern halten, so stellt man ein Etwas auf, das wie ein Mensch

aussehen muß; und sogar die sehr entfernte Menschenähnlichkeit, wie eine Vogelscheuche sie darstellt, genügt, um Respekt einzuflößen.

* * *

Wenn Liebe etwas bedeuten soll, so muß sie in ihrer Geburtsstunde vom Mond beschienen sein, sowie der Gott Apis, um für den wahren Apis zu gelten, im Mondeslicht glänzen mußte. Die Kuh, welche Apis gebar, mußte im Augenblick der Zeugung vom Mond beschienen sein.

* * *

Der beste Beweis, den man für die Jämmerlichkeit des Erdenlebens führt, ist derjenige, welcher der Betrachtung seiner Herrlichkeit entnommen wird.

* * *

Die meisten Menschen laufen in so blindem Eifer dem Genuß nach, daß sie an ihm vorüberlaufen. Es geht ihnen, wie es jenem Zwerg ging, der eine entführte Prinzessin in seinem Schloß bewachte. Eines Tages erlaubte er sich einen Mittagsschlaf. Als er eine Stunde darauf erwachte, war sie davon. Rasch zog er seine Siebenmeilenstiefel an — mit einem Schritt war er weit an ihr vorüber.

* * *

Meine Seele ist so schwer, daß kein Gedanke sie mehr tragen und aufrechthalten kann, daß kein Flügelschlag sie zum Äther emporhebt. Setzt sie sich in Bewegung, dann streicht sie nur am Boden hin, wie die Vögel in ihrem niederen Flug, sobald es in den Lüften braust und ein Unwetter droht. Auf meinem Innern lastet eine Beklemmung, eine Angst, wie die Ahnung eines Erdbebens.

* * *

Wie leer und bedeutungslos ist das Leben! — Man begräbt einen Menschen, begleitet ihn zum Grabe und wirft drei Spaten voll Erde auf seinen Sarg. Dabei fährt man

in der Kutsche hinaus, fährt in der Kutsche nach Haus, und tröstet sich damit, daß noch ein langes Leben vor einem liege. Wie lang ist es denn, wenn's auf 7×10 Jahre hinauskommt? Warum macht man's nicht lieber auf einmal ab? Warum bleibt man nicht draußen und steigt auch hinab ins Grab, und wirft das Los darüber, wem das Unglück widerfahren soll, der zu sein, welcher die letzten drei Schaufeln Erde auf das Grab des letzten Toten werfe?

* * *

Die Mädchen gefallen mir nicht. Ihre Schönheit vergeht wie ein Traum und wie das Gestern, wenn es gewesen ist. Ihre Treue — ja, ihre Treue! Entweder sind sie treulos — nun, dem denke ich nicht weiter nach — oder sie sind treu. Träfe ich eine solche, dann würde sie mir gefallen, weil sie eine große Seltenheit wäre. Auf die Dauer würde sie mir aber nicht gefallen. Denn entweder bliebe sie beständig treu, und dann würde ich ein Opfer meiner experimentierenden Idee, sofern ich mit ihr aushalten müßte; oder es käme die Stunde; in welcher sie aufhörte, mir treu zu sein, und dann hätte ich ja die alte Geschichte.

* * *

Klägliches Schicksal! Vergebens schminkst du gleich einer alten Kurtisane dein runzliches Gesicht; vergebens betäubst du die Ohren mit Narrenschellen. Du langweilst mich; es ist doch immer dasselbe, idem per idem. Keine Variation, immer nur Aufgewärmtes. Komm, letzter Schlaf! komm, Tod! Du versprichst nichts, du hältst alles.

* * *

Horch, die beiden wohlbekannten Violinstriche! Die beiden Violinstriche hier in diesem Augenblick, mitten auf der Straße! Habe ich den Verstand verloren? Ist es mein eigenes Ohr, welches aus Liebe zu Mozarts Musik schon aufgehört hat, zuzuhören? Ist es ein Geschenk der Götter an mich Unglücklichen, der wie ein Bettler an des Tempels

Tür sitzt? ein Ohr, das selber vorträgt, was es selbst vernimmt? Nur diese beiden Violinstriche; denn jetzt höre ich nichts weiter. Wie sie in jener unsterblichen Ouvertüre aus tiefen Choralklängen hervorbrechen, so arbeiten sie sich hier aus dem Lärm der Straße hervor, mit der vollen überraschenden Kraft einer Offenbarung. — Es muß doch in der Nähe sein; denn jetzt höre ich deutlich die leichte Tanzmelodie. — Also, ihr seid's, das unglückliche Künstlerpaar, dem ich diese Freude verdanke. — Der eine von ihnen, etwa siebzehn Jahre alt, trug einen grünen Kalmucksrock, mit großen Hornknöpfen. Der Rock war ihm viel zu groß. Er hielt die Violine dicht unter dem Kinn; die Mütze war tief in die Augen gedrückt; seine Hand war unter einem fingerlosen Handschuh versteckt, die Finger von der Kälte rot und blau. Der andere war älter; er hatte einen Kutschermantel an. Sie waren beide blind. Ein kleines Mädchen, vermutlich ihre Führerin, stand vor ihnen und steckte ihre Hände unter ihr Halstuch. Allmählich sammelten wir wenigen Bewunderer dieser Töne uns um die armen Künstler: ein Briefträger mit seinen Paketen, ein kleiner Junge, ein Dienstmädchen, ein paar Lastträger. Die herrschaftlichen Karossen rollten lärmend vorüber; die Lastwagen übertönten die Musik, welche in einzelnen Tönen auftauchte. — Unglückliches Künstlerpaar, wisset, daß diese Töne alle Herrlichkeit der Welt in sich schließen. — War das nicht wie eine Ratsversammlung?

* * *

In einem Schauspielhause fingen die Kulissen Feuer, der Bajazzo trat vor, um das Publikum zu benachrichtigen. Man glaubte, es sei ein Witz und applaudierte. Er wiederholte die Anzeige, man jubelte noch lauter. So, denke ich, wird die Welt unter allgemeinem Jubel witziger Köpfe zu Grunde gehen, die da glauben, es sei ein Witz.

* * *

Worin besteht überhaupt die Bedeutung dieses Lebens? Teilt man die Menschen in zwei große Klassen, so kann

man sagen: die eine muß arbeiten, um zu leben, die andere braucht's nicht. Aber arbeiten, um leben zu können, das kann doch nicht die Bedeutung des Lebens sein, denn es liegt ja ein Widerspruch darin, daß die unabläßige Herbeischaffung der Bedingungen die Antwort auf die Frage sein soll nach der Bedeutung dessen, was dadurch bedingt wird. Das Leben der übrigen hat im allgemeinen auch keine Bedeutung, außer der einen: die Bedingungen desselben zu verzehren. Will man sagen, es sei die Bedeutung des Lebens, einmal zu sterben, so scheint das ein Widerspruch.

* * *

Der eigentliche Genuß liegt nicht in dem, was man genießt, sondern in der Vorstellung. Gesetzt, ich hätte zu meinen Diensten einen untertänigen Geist, welcher mir, wenn ich ein Glas Wasser verlangte, von aller Welt Enden her die köstlichsten Weine in einem Pokale darbrächte, ich würde ihn verabschieden, bis er lernte, daß der Genuß nicht in dem, was ich genieße, liegt, sondern darin, daß ich meinen Willen bekomme.

* * *

Also bin ich nicht der Herr meines Lebens; ich bin nur einer der Fäden, die in den Kattun des Lebens hineingesponnen werden sollen! Immerhin: kann ich auch nicht spinnen, so kann ich den Faden doch durchschneiden.

* * *

Alles will in der Stille erworben und schweigend in göttliches Wesen verklärt werden. Es gilt keineswegs nur von dem zu hoffenden Kinde der Psyche, die Zukunft desselben werde davon abhängen, daß diese im Schweigen verharrt.

Mit einem Kind, das göttlich, wenn du schweigst,
Doch menschlich, wenn du das Geheimnis zeigst.

* * *

Ich scheine dazu bestimmt, alle möglichen Stimmungen durchleiden, Erfahrung in allen Richtungen machen zu sollen. In jedem Augenblick liege ich da wie ein Kind, das schwimmen

lernen soll, weit ins Weltmeer hinaus. Ich schreie, das habe ich von den Griechen gelernt, von welchen man das Reinmenschliche lernen kann. Denn ich habe zwar einen Schwimmgürtel um den Leib, aber die Stange, die mich oben halten soll, erblicke ich nicht. Diese Art, Erfahrungen zu machen, ist schrecklich.

* * *

Es ist merkwürdig, sich durch die beiden furchtbarsten Gegensätze eine Vorstellung von dem zu machen, was die Ewigkeit ist. Denke ich mir jenen unglücklichen Buchhalter, der aus Verzweiflung darüber von Sinnen kam, daß er in einer Abrechnung gesagt: 7 und 6 sei 14, und dadurch den Ruin eines Handlungshauses herbeigeführt hatte; denke ich mir, wie er einen Tag nach dem anderen, von allem übrigen unberührt, sich selber dieses Eine wiederholt: 7 und 6 ist 14, so habe ich ein Bild der Ewigkeit. — Denke ich mir eine üppige weibliche Schönheit in einem Harem, wie sie mit allen ihren Reizen auf einem Divan ausgestreckt liegt, ohne sich um irgend etwas in der Welt zu kümmern, so habe ich wiederum ein Bild der Ewigkeit.

* * *

Was die Philosophen von der Wirklichkeit sagen, ist oft geradeso täuschend, wie wenn man bei einem Trödler auf einem Schilde liest: Hier wird gerollt. Käme man nun mit seiner Wäsche, um sie rollen zu lassen, so wäre man angeführt: das Schild steht nur zum Verkauf aus.

* * *

Für mich ist nichts gefährlicher, als — die Erinnerung. Habe ich mich irgend eines früheren Verhältnisses erinnert, so hat das Verhältnis selbst aufgehört. Man sagt, Trennung helfe, die Liebe aufzufrischen. Das ist durchaus wahr; aber diese wird so in rein poetischer Weise aufgefrischt. In der Erinnerung leben, ist das am meisten vollendete Leben, das sich denken läßt. Die Erinnerung befriedigt reichlicher, als

alle Wirklichkeit, und sie hat eine Sicherheit, wie sie keiner Wirklichkeit eigen ist. Ein in der Erinnerung fort und fort weiter lebendes Verhältnis ist schon in die Ewigkeit übergegangen und hat kein zeitliches Interesse mehr.

* * *

Müßte irgend ein Mensch ein Tagebuch führen, so müßte ich es, und zwar, um meinem Gedächtnis ein wenig zur Hilfe zu kommen. Schon nach kurzer Zeit geht es mir öfters so, daß ich völlig vergessen habe, welche Gründe mich zu diesem oder jenem Entschluß trieben, und das gar nicht nur in kleinen Dingen, sondern bei den allerentscheidendsten Schritten. Fällt mir dann der Beweggrund ein, so kann er zuweilen so sonderbarer Art sein, daß ich es selbst nicht glauben mag, dieses sei der Grund gewesen. Ein solcher Zweifel würde beseitigt, wenn ich irgend etwas aufgeschrieben hätte, woran ich mich halten könnte. Ein Grund ist überhaupt etwas sehr seltsames. Sehe ich ihn mit voller Leidenschaft an, so wächst er zu einer ungeheuren Notwendigkeit empor, welche Himmel und Erde in Bewegung setzen kann; bin ich ohne Leidenschaft, dann blicke ich höhnisch lächelnd auf ihn herab. — Ich habe nun schon längere Zeit darüber spekuliert, welcher Grund mich eigentlich bewogen hat, meine Adjunktur — das Lehreramt an einer gelehrten Schule — niederzulegen. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, so kommt es mir vor, als wäre eine derartige Anstellung just etwas für mich. Heute ist mir ein Licht aufgegangen: der Beweggrund war eben der, daß ich mich für diesen Posten besonders tüchtig halten durfte. Wäre ich damals in meinem Amt geblieben, so hätte ich alles zu verlieren gehabt, nichts zu zu gewinnen. Deshalb sah ich es für richtig an, meinen Posten aufzugeben und bei einer umherziehenden Schauspielergesellschaft ein Engagement zu suchen, aus dem Grunde, weil ich kein Talent hatte, und also alles zu gewinnen.

* * *

Es gehört doch eine große Naivität zu dem Glauben, wenn man nur in der Welt recht rufen und schreien könnte, so würde darum das Schicksal mancher Menschen ein anderes und besseres werden. Man nehme es, wie es geboten wird, und enthalte sich aller Weitläufigkeiten. Ging ich als junger Mann in eine Restauration, so sagte ich auch, wie andere, zum Kellner: einen guten Braten, einen recht guten Braten, vom Rücken, nicht zu fett. Der Kellner hörte vielleicht gar nicht meinen Rat, noch viel weniger dachte er daran, ihn zu berücksichtigen, geschweige, daß meine Stimme bis in die Küche hineindringen, den Vorschneider rühren sollte; und selbst, wenn alles dieses geschah, so war vielleicht an dem ganzen Braten doch nichts Gutes. Jetzt rufe ich nicht mehr.

* * *

Das soziale Streben und die dasselbe begleitende schöne Sympathie verbreitet sich immer mehr. In Leipzig hat sich ein Komitee gebildet, welches aus Sympathie mit dem traurigen Ende alter Pferde den Beschluß gefaßt hat, diese zu essen.

* * *

Ich habe nur einen Freund; das ist das Echo. Und warum ist es mein Freund? Weil ich meinen Kummer liebe, und diesen nimmt es mir nicht fort. Ich habe nur einen Vertrauten, das ist die Stille der Nacht; und warum ist sie meine Vertraute? Weil sie schweigt.

* * *

Wie es, der Sage nach, dem Pythagoräer Parmoniskus ging, welcher in der throphonischen Höhle die Fähigkeit zu lachen verlor, sie aber auf Delos wieder erhielt, als er einen unförmlichen Klotz sah, der als Bildnis der Göttin Leto ausgestellt wurde, gerade so ist es mir ergangen. Als ich sehr jung war, verlernte ich in der throphonischen Höhle das Lachen; als ich aber älter wurde und die Augen aufschlug und die Wirklichkeit betrachtete, da fing ich an zu lachen,

und habe es seit dieser Zeit nicht wieder verloren. Ich habe gesehen, daß viele die Bedeutung des Lebens darin erkannten, mit einem Beruf ihr Brot zu haben, und, wo es möglich wäre, Justizrat zu werden; andere und wieder andere meinten, das heiße Verlangen der Liebe müsse daraufhin ausgehen, eine gute Partie zu machen; oder die Seligkeit der Freundschaft bestehe darin, einander in Geldverlegenheiten auszuhelfen; daß die Weisheit nichts weiter sei, als was eben die meisten dafür gelten lassen; daß Begeisterung so viel heiße, als eine große Rede zu halten; daß der Mut sich darin bewähre, es zu wagen, zu 10 Rbd. Strafe verurteilt zu werden; daß es ein Beweis wahrer Herzensgüte sei, wenn man nach einem Diner einander: Wohl bekomm's! gesegnete Mahlzeit! zurufe, oder es gar ein Zeichen besonderer Frömmigkeit sei, einmal im Jahre zum Abendmahl zu gehen. Das habe ich gesehen, und ich lache.

* * *

Was ist's, was mich fesselt? — Woraus war die Fessel geschmiedet, mit welcher der Fenriswolf gebunden wurde? Sie war zusammengeschweißt aus dem Lärm, den die Füße der Katze machen, wenn sie über den Weg schleicht, aus den Bärten der alten Weiber, aus den Wurzeln der Felsen, aus der Streu des Bären, aus dem Atem der Fische und dem Speichel der Vögel. So bin auch ich mit einer Fessel gebunden, die aus düsteren Einbildungen, schreckhaften Träumen, unruhigen Gedanken, bangen Ahnungen, unerklärlichen Beängstigungen geschmiedet ist. Diese Fessel ist sehr geschmeidig, weich wie Seide, gibt der stärksten Anspannung nach und ist unzerreißbar.

* * *

Seltsam genug, immer ist es dasselbe, was durch alle Lebensalter hindurch einen Menschen beschäftigt; und immer kommt man gleich weit, oder vielmehr, man geht immer zurück. Als ich fünfzehn Jahre alt war, schrieb ich auf dem Gymnasium mit vieler Salbung über die Beweise für Gottes

Dasein und die Unsterblichkeit der Seele, über den Begriff des Glaubens, über die Bedeutung des Wunders. Für das examen artium verfaßte ich eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, wofür mir das Zeugnis prae caeteris erteilt wurde. Später gewann ich durch eine Abhandlung über dieselbe Materie einen Preis. Wer sollte glauben, daß ich nach einem so soliden und vielversprechenden Anfang jetzt in meinem 25. Jahre dahin gekommen bin, daß ich nicht einen einzigen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele zu führen weiß. Lebhaft erinnere ich mich aus meinen Schuljahren, wie ein von mir geschriebener Aufsatz über denselben Gegenstand von dem Lehrer außerordentlich gerühmt und vorgelesen wurde, und zwar ebensosehr der Vortrefflichkeit des Inhalts wie der Sprache wegen. Ach! ach! ach! Diesen Aufsatz habe ich schon längst weggeworfen. Welch ein Unglück! Vielleicht würde meine zweifelnde Seele sowohl durch die vortreffliche Sprache als durch den Inhalt desselben zum Glauben geführt worden sein. Daher ist es mein wohlgemeinter Rat an Eltern, Vorgesetzte und Lehrer, den ihnen anvertrauten Kindern einzuschärfen, die im fünfzehnten Jahr geschriebenen Aufsätze ja aufzubewahren. Diesen Rat zu erteilen, ist das Einzige, was ich zum Besten der Menschheit zu tun vermag.

* * *

Zur Erkenntnis der Wahrheit bin ich vielleicht gekommen, zur Seligkeit sicherlich nicht. Was soll ich tun? In der Welt wirken! antworten die Menschen. Sollte ich der Welt also meinen Kummer mitteilen und einen Beitrag zu dem Beweise liefern, wie traurig und jämmerlich alles ist, vielleicht einen neuen Schaden im Menschenleben entdecken, der bisher noch nicht entdeckt war? Ich könnte alsdann den seltenen Lohn einernten, berühmt zu werden, gleich dem Mann, der die dunkeln Schatten im Stern Jupiter entdeckt hat. Ich will lieber schweigen.

* * *

Wie doch die menschliche Natur sich selber gleich bleibt! Mit welcher angeborenen Genialität kann oft ein kleines Kind uns in lebendigem Bilde darstellen, was in den größeren Lebensverhältnissen vor sich geht. Heute amüsierte ich mich über den kleinen Ludwig. Er saß in seinem kleinen Stuhl und blickte mit besonderem Behagen um sich. Da ging das Kindermädchen Maren durch das Zimmer. Maren! rief er. Ja, kleiner Ludwig, antwortete sie mit gewohnter Freundlichkeit und trat zu ihm. Er legte seinen Kopf etwas auf die linke Seite, sah sie mit seinen großen Augen schelmisch an und sagte ganz phlegmatisch: das war nicht die Maren; das war eine andere Maren. Was tun wir Erwachsenen? Wir rufen der ganzen Welt, und kommt sie uns freundlich entgegen, dann sagen wir: das war nicht die Maren.

* * *

Mein Leben ist wie eine ewige Nacht. Sterbe ich einmal, so kann ich mit Achilles sagen:

„Du bist vollbracht, Nachtwache meines Daseins."

* * *

Mein Leben ist völlig ohne Sinn. Wenn ich seine verschiedenen Epochen betrachte, geht es mit meinem Leben, wie im Lexikon mit dem Wort „Schnur", welches fürs erste ein Seil bedeutet, zum andern eine Schwiegertochter. Es fehlte nur, daß das Wort „Schnur" drittens ein Kamel bedeutet, viertens einen Besen.

* * *

Um mich steht es ungefähr so, wie von dem Schwein der Lüneburger Heide erzählt wird. Mein Denken ist eine Leidenschaft, der ich folgen muß. Ich verstehe mich trefflich darauf, Trüffeln aufzuwühlen; selbst habe ich an ihnen keine Freude. Ich nehme die schwierigsten Fragen auf meine Nase; aber mehr kann ich mit ihnen nicht anfangen, als sie über meinen Kopf hinweg hinter mich werfen.

* * *

Vergeblich kämpfe ich dagegen. Mein Fuß gleitet. Mein Leben bleibt doch eine Dichter-Existenz. Kann man sich etwas Unglücklicheres denken? Ich bin dazu ausersehen; das Schicksal lacht mich aus, wenn es mir plötzlich zeigt, daß alles, womit ich gegen dasselbe anarbeite, ein neues Moment eines solchen Daseins wird. Ich kann die Hoffnung so lebendig schildern, daß jede hoffende Persönlichkeit sich zu meiner Schilderung bekennen wird; und dennoch ist sie ein Falsum, denn während ich sie schildere, denke ich an die Erinnerung.

* * *

Es gibt doch noch einen Beweis für das Dasein Gottes, welchen man bisher übersehen hat. Er wird in Aristophanes „Rittern" V. 32 ff. von einem Diener geführt.

Δημοσθένης.

Ποῖον βρέτας; ἑτεὸν ἡγεῖ γὰρ θεούς;

Νικίας.

Ἔγωγε.

Δημοσθένης.

Ποίῳ χρώμενος τεκμηρίῳ;

Νικίας.

Ὅτιὴ θεοῖσιν ἐχθρός εἰμ'. οὐκ εἰκότως.

Δημοσθένης.

Εὖ προβιβάξεις με.

* * *

Wie ist die Langeweile doch so schrecklich — ja, schrecklich langweilig! ich weiß keinen stärkeren Ausdruck, keinen richtigeren. Wird doch nur vom Gleichen das Gleiche erkannt. Möchte es einen höheren Ausdruck geben, einen kräftigeren, dann wäre doch noch eine Bewegung darin. Ich liege hingestreckt, untätig; das einzige, was ich sehe, ist Leere, das einzige, wovon ich lebe, ist Leere, das einzige, worin ich mich bewege, ist Leere. Nicht einmal Schmerz empfinde ich. Der Geier nagte doch beständig an Prometheus' Leber; Loke träufelte doch beständig noch Gift darauf. Das war

doch eine Abwechselung, wenn auch eine einförmige. Selbst der Schmerz hat das Belebende, das ihm eigen ist, für mich verloren. Biete man mir alle Herrlichkeiten der Welt, oder alle Plagen der Welt: sie rühren mich gleich viel und gleich wenig. Ich würde mich nicht auf die andere Seite umwenden, weder um sie zu gewinnen, noch um ihnen zu entfliehen. Ich sterbe des Todes. Und was sollte mich zerstreuen können? Ja, wenn ich eine Treue fände, die jeder Probe gewachsen wäre, eine Begeisterung, die alles auf sich nähme, einen Glauben der Berge versetzte; wenn ich einen Gedanken hätte, der das Endliche mit dem Unendlichen verknüpfte! Aber der giftige Zweifel meiner Seele zerfrißt alles. Meine Seele ist wie das tote Meer, über welches kein Vogel hinfliegen kann; schwebt er mitten über demselben, dann sinkt er ermattet hinab in Tod und Untergang.

* * *

Sonderbar! mit welch zweideutiger Angst, es zu verlieren, es zu behalten, hängt der Mensch an diesem Leben. Zuweilen dachte ich, einen entscheidenden Schritt zu tun, gegen welchen alle meine vorhergegangenen nur Kinderstreiche wären — die große Entdeckungsreise anzutreten. Wie ein Schiff, wenn es vom Stapel läuft, mit Kanonenschüssen begrüßt wird, so würde ich mich selbst begrüßen. Und doch! Ist's nur der Mut, an dem es mangelt? — Fiele ein Stein herunter und schlüge mich tot, das wäre doch immerhin ein Ausweg.

* * *

Die Tautologie ist und bleibt doch das höchste Prinzip, der einzige Grundsatz alles wahren Denkens. Was Wunder denn, daß die meisten Menschen denselben gebrauchen? Er ist auch gar nicht so dürftig; er kann vielmehr das ganze Leben ausfüllen. Er hat eine scherzende, witzige, unterhaltende Form: das sind die s. g. unendlichen Urteile. Diese Art der Tautologie ist die paradoxe und transszendente. Ihr gehört die ernste, die wissenschaftliche, die erbauliche Form.

Die Formel hierfür ist folgende: Wenn zwei Größen ebenso groß sind, wie eine und dieselbe dritte, so sind sie auch untereinander gleich. Das ist ein quantitativer Schluß. Diese Art von Tautologie ist besonders brauchbar auf Kathedern und Kanzeln, wo man viel sagen muß.

* * *

Das Unproportionierte meines Körpers besteht darin, daß meine Vorderbeine zu klein sind. Gleich dem Hasen auf Neu-Holland habe ich ganz kleine Vorderbeine, aber unendlich lange Hinterbeine. Gewöhnlich sitze ich ganz still; mache ich eine Bewegung vorwärts, so ist das ein ungeheurer Sprung, zum Schrecken für alle, mit den ich durch Bande des Geschlechts und der Freundschaft verknüpft bin.

* * *

Entweder — Oder.

Ein ekstatischer Vortrag.

Verheirate dich, du wirst es bereuen; verheirate dich nicht, du wirst es auch bereuen. Heirate oder heirate nicht, du wirst beides bereuen. Verlache die Torheiten der Welt, du wirst es bereuen: beweine sie, du wirst es auch bereuen. Traue einem Mädchen, du wirst es bereuen; traue ihm nicht, du wirst auch dies bereuen. Fange es an wie du willst, es wird dich verdrießen. Hänge dich auf, du wirst es bereuen; hänge dich nicht auf, so wird's dich auch gereuen. Dieses, meine Herren, ist der Inbegriff aller Lebensweisheit. Es sind nicht nur einzelne Augenblicke, in denen ich, wie Spinoza sagt, alles aeterno modo betrachte; vielmehr bin ich beständig aeterno modo. Manche meinen dies gleichfalls zu sein, wenn sie das eine oder das andere getan haben und dann diese Gegensätze verbinden oder vermitteln. Das ist aber ein Mißverständnis, denn die wahre Ewigkeit liegt nicht hinter einem Entweder-Oder, sondern vor demselben. Ihre Ewigkeit wird daher auch eine schmerzliche Succession der

Zeit sein, da sie an einem zwiefachen Verdruß oder an einer zwiefachen Reue werden zu zehren haben. Meine Weisheit ist demnach leicht zu verstehen; denn ich habe nur einen Grundsatz, wenn ich auch immer nicht von demselben ausgehe. Man muß zwischen der nachfolgenden Dialektik eines Entweder-Oder und der hier angedeuteten ewigen unterscheiden. Sage ich z. B. hier: ich gehe nicht von meinem Grundsatz aus, so ist dies nur der negative Ausdruck für meinen Grundsatz, das, wodurch er sich selbst in Gegensatz faßt zwischen einem Ausgehen davon oder einem Nichtausgehen. Den Zuhörern, die mir folgen können, werde ich jetzt die ewige Wahrheit entwickeln, durch welche das philosophische Denken in sich selber bleibt und keine höhere gelten läßt. Ginge ich von meinem Grundsatz aus, so würde ich nicht wieder aufhören können; denn hörte ich nicht auf, so würde es mich verdrießen; hörte ich auf, so würde es mich auch verdrießen. Jetzt hingegen, da ich niemals davon ausgehe, kann ich immer aufhören; denn mein ewiges Ausgehen ist mein ewiges Aufhören. Die Erfahrung hat bewiesen, daß es der Philosophie keineswegs so schwer ist, anzufangen. Weit entfernt: sie fängt ja mit nichts an, und kann also immer anfangen. Was dagegen der Philosophie und den Philosophen schwer fällt, ist aufzuhören. Auch dieser Schwierigkeit bin ich entgangen; denn sollte jemand glauben, ich hörte wirklich auf, wenn ich jetzt aufhöre, so beweist er, daß er keinen spekulativen Begriff hat. Ich höre nämlich nicht in diesem Augenblick auf; sondern ich hörte damals auf, als ich anfing. Meine Philosophie hat daher die vorzügliche Eigenschaft, daß sie kurz ist, und ihr nicht widersprochen werden kann; denn wenn jemand mir widerspricht, so dürfte ich wohl berechtigt sein, ihn für verrückt zu erklären. Der Philosoph ist also beständig aeterno modo und hat nicht, wie der selige Dessauer Sintenis, nur einzelne Stunden für die Ewigkeit gelebt.

* * *

Warum wurde ich nicht in dem ärmlichen Nyboden geboren? warum starb ich nicht als kleines Kind? Dann hätte mein Vater mich in einen kleinen Sarg gelegt, mich selbst unter den Arm genommen, an einem Sonntagvormittag mich nach dem Grabe hinausgetragen, selber Erde darauf geworfen, halblaut ein paar nur ihm selbst verständliche Worte gesprochen. Nur das glückliche Altertum konnte den Einfall haben, daß die kleinen Kinder im Elysium weinten, weil sie so frühe gestorben seien.

* * *

Niemals bin ich fröhlich gewesen; und doch sah es immer so aus, als begleitete die Freude mich auf allen meinen Lebenswegen, als tanzten rings um mich her die leichten Genien der Freude, für andere immerhin unsichtbar, nicht aber für mich, dessen Augen ja vor Freude glänzten. Wenn ich alsdann so glücklich und heiter wie ein Gott an den Menschen vorübergehe, und sie mein Glück mir mißgönnen, so lache ich; denn ich verachte die Menschen, und ich räche mich. Nie habe ich gewünscht, einem Menschen unrecht zu tun, aber immer den Schein hervorgerufen, als ob jeder Mensch, der mir nahe kam, von mir gekränkt und beleidigt werde. Höre ich dann, wie andere ob ihrer Treue, ihrer Rechtschaffenheit gerühmt werden, dann lache ich; denn ich verachte die Menschen und ich räche mich. Mein Gemüt ist niemals gegen irgend einen Menschen verhärtet gewesen; aber jedesmal, gerade wenn ich innerlich recht ergriffen war, ist's so, als wär mein Gemüt jedem wahrhaft menschlichen Gefühl verschlossen und fremd. Wenn ich dann andere ihres guten Herzens wegen preisen höre, wenn ich sehe, wie sie um ihres tiefen und reichen Gefühls willen geliebt werden, so lache ich: denn ich verachte die Menschen und räche mich. Wenn ich sehe, wie ich selbst meiner Kälte und Herzlosigkeit wegen verwünscht, verabscheut, gehaßt werde, so lache ich; und — mein Zorn wird gesättigt. Wenn nämlich die guten Menschen mich

dahin brächten, wirklich unrecht zu haben, wirklich ein Unrecht zu begehen, ja, dann hätte ich verloren.

* * *

Das ist mein Unglück: neben mir schreitet immer ein Würgengel; und es ist nicht die Tür der Auserwählten, die ich mit Blut besprenge zum Zeichen, daß er vorübergehen müsse; nein, es ist die Tür derer, bei denen er eben eintritt. Denn erst die Liebe der Erinnerung ist es, welche glücklich macht.

* * *

Der Wein erfreut mein Herz nicht mehr, ein wenig davon stimmt mich wehmütig, viel — schwermütig. Meine Seele ist matt und ohnmächtig; vergebens bohre ich in ihre Seite die Sporen der Lust; sie vermag nichts mehr, sie erhebt sich nicht mehr zu ihrem königlichen Sprung. Ich habe alle meine Illusion eingebüßt. Umsonst versuche ich es, der Unendlichkeit der Freude mich hinzugeben; sie kann mich nicht erheben. Vormals brauchte sie nur zu winken, so schwang ich mich leicht und gesund und freudig empor. Wenn ich langsam durch den Wald ritt, so war's, als flöge ich; wenn heute das Pferd schäumt und sich bäumt, als müsse es stürzen, da deucht's mir, ich komme garnicht vorwärts. Einsam bin ich, das bin ich immer gewesen. Verlassen nicht von den Menschen, das würde mir nicht weh tun, sondern von den glücklichen Genien der Freude, die in großen Scharen mich umschwebten, überall Bekannte trafen und mir überall eine Gelegenheit zur Freude zeigten. Wie ein Berauschter den mutwilligen Schwarm der Jugend um sich sammelt, so umschwärmten sie mich, die Elfen der Freude, und ihnen galt mein Lächeln. Meine Seele hat die Möglichkeit verloren. Dürfte ich mir etwas wünschen, ich würde mir nicht Reichtum noch Macht wünschen, sondern die Leidenschaft der Möglichkeit, das Auge, das überall ewig jung, ewig glühend die Möglichkeit erblickt. Der Genuß täuscht, nicht die Möglichkeit. O welcher Wein ist so schäumend! welcher so duftend! welcher so berauschend!

Wohin die Strahlen der Sonne nicht dringen, da finden doch die Töne Eingang. Mein Zimmer ist finster und düster; eine hohe Mauer hält beinahe das Tageslicht ab. — Es muß im Nachbarhof sein, vermutlich ein umherziehender Musikant. Was für ein Instrument ist das? Eine Rohrflöte? — — Was höre ich? — Das Menuett aus Don Juan! — So traget mich denn wieder fort, ihr weichen und mächtigen Klänge, mitten in den Kreis der Jungfrauen, in die Lust des Tanzes. — Der Apotheker stampft in seinem Mörser, die Magd scheuert ihren Topf, der Stallknecht striegelt sein Pferd und klopft den Striegel auf dem Holzpflaster ab. Diese Klänge, sie gelten nur mir; sie winken niemandem, als mir. O hab Dank, wer du auch bist, hab Dank! Meine Seele ist so reich, so gesund, so freudetrunken.

* * *

Lachs ist an und für sich eine sehr delikate Speise; ißt man aber zu viel davon, so schadet er der Gesundheit, weil er eine schwer verdauliche Speise ist. Als daher einst in Hamburg eine ungeheure Menge Lachse gefangen waren, befahl die Polizei, daß jede Hausfrau nur einmal in der Woche ihren Dienstboten Lachs gäbe. Es wäre zu wünschen, daß wegen der im Theater und sonst gebotenen Sentimentalität ein ähnliches Polizeidekret erschiene.

* * *

Mein Kummer ist meine Ritterburg, welche wie ein Adlernest hoch oben auf des Berges Gipfel hoch in den Wolken liegt. Von da fliege ich herab in die Wirklichkeit des Lebens und ergreife meine Beute. Aber ich bleibe nicht dort unten; ich bringe meine Beute heim, und diese Beute ist das Bild, welches ich in die Tapeten meines Schlosses hineinwebe. Hier lebe ich wie ein Verstorbener. Alles Erlebte tauche ich nieder in die Taufe der Vergessenheit, zur Ewigkeit der Erinnerung. Alles Endliche und Zufällige ist vergessen nnd ausgelöscht. Da sitze ich, wie ein alter, graubärtiger Mann, gedankenvoll, und erkläre mit leiser Stimme

die Bilder, fast lispelnd, und an meiner Seite sitzt ein Kind und horcht, obgleich es sich an alles erinnert, ehe ich es erzähle.

* * *

Die Sonne scheint so schön und freundlich in mein Zimmer, in dem nächsten steht das Fenster offen. Auf der Straße ist alles still, es ist Sonntagnachmittag. Ich höre deutlich eine Lerche, welche draußen in einem der Nachbarhöfe ihre Triller schlägt, dem Fenster gegenüber, wo das hübsche Mädchen wohnt. Weit, weit von hier, aus einer abgelegenen Straße, höre ich einen Mann Krabben ausrufen. Die Luft ist so warm und dennoch ist die ganze Stadt wie ausgestorben. — Da gedenke ich meiner Jugend und meiner ersten Liebe — als ich mich sehnte. Jetzt sehne ich mich nur nach meiner ersten Sehnsucht. Was ist Jugend? Ein Traum. Was ist Liebe? Des Traumes Inhalt.

* * *

Etwas Wunderbares ist mir begegnet. Ich wurde entzückt bis in den siebenten Himmel. Hier saßen versammelt alle Götter. Aus besonderer Gnade wurde mir die Gunst gewährt, einen Wunsch zu äußern. Willst du, sagte Merkur, willst du Jugend haben, oder Schönheit, oder Macht, oder ein langes Leben, oder die schönste Jungfrau, oder eine andere der vielen Herrlichkeiten, die wir hier in der Kiste haben, so wähle, aber — nur eine. Einen Augenblick war ich um Antwort verlegen; dann aber wandte ich mich an die Götter mit diesen Worten: Höchstgeehrte Herrschaften, mit denen ich zu leben die Ehre habe, ich wähle eines, daß ich nämlich immer die Lacher auf meiner Seite haben möge. Kein einziger der Götter erwiderte ein Wort, dagegen fingen sie alle an mächtig zu lachen. Hieraus schloß ich, daß mein Wunsch erfüllt sei und fand, daß die Götter sich geschmackvoll auszudrücken wüßten, denn das wäre doch unpassend gewesen, in ernsthaftem Tone zu antworten: Es ist dir bewilligt!

Die unmittelbar-erotischen Stadien

oder

das Musikalisch-Erotische.

Nichtssagende Einleitung.

Seit der Stunde, als zum erstenmal meine Seele von Mozarts Musik tiefer ergriffen wurde und in demütiger Bewunderung sich vor ihr beugte, ist es mir oft eine liebe und erquickende Beschäftigung gewesen, darüber nachzudenken, wie jene hellenische Betrachtung der Welt — wonach diese κόσμος heißt, weil sie als ein wohlgeordnetes Ganzes, als ein geschmackvoller und durchsichtiger Schleier des Geistes erscheint, welcher sie gestaltet und durchwirkt — wie jene heitere und frohe Anschauungsweise sich auf eine höhere Ordnung der Dinge, auf die Welt der Ideale übertragen läßt, wie auch hier eine ordnende Weisheit waltet, welche in bewundernswerter Weise alles, was zu einander gehört, zu seiner Zeit zusammenführt: Axel mit Valborg, Homer mit dem trojanischen Krieg, Raphael mit dem Katholizismus, Mozart mit Don Juan. Es gibt einen jämmerlichen Unglauben, welcher mit sehr gelehrter Miene auftritt. Er meint, solche gegenseitigen Annäherungen seien zufällige und findet in ihnen nichts als ein glückliches Zusammentreffen der verschiedenen Kräfte im Spiel des Lebens. Er hält es für Zufall, daß zwei Liebende einander sahen, für zufällig, daß sie einander liebten; da seien hundert andere Mädchen gewesen, mit denen er ebenso glücklich werden, die er ebenso zärtlich lieben konnte. Man nimmt an, daß mancher Dichter gelebt habe, der ebenso unsterblich wie Homer geworden wäre, wenn dieser nicht gerade den herrlichen Stoff vorweggenommen hätte, mancher Kom-

poniſt, der ebenſo unſterblich, wie Mozart, geworden wäre, wenn ſich nur die Gelegenheit geboten hätte. Das iſt nun eine für alles Mittelmäßige ungemein tröſtliche und beruhigende Weisheit, durch welche ſie ſich und allen Gleichgeſinnten einbilden, es ſei eine pure Verwechſlung des Schickſals, ein von der Welt begangener Irrtum, daß ſie nicht ebenſo ausgezeichnet geworden ſeien, wie gewiſſe Leute. So macht ſich ein bequemer Optimismus breit. Aber jedem hochgeſinnten Geiſt, jedem Optimaten, welchem es weniger am Herzen liegt, auf eine ſo elende Manier etwas aus ſich zu machen, als vielmehr bei der Betrachtung des wahrhaft Großen ſich ſelbſt zu verlieren, iſt das natürlich ein Greuel, während es ſeiner Seele ein Genuß, eine heilige Wonne iſt, vereint zu ſehen, was zuſammengehört. Das iſt das Glückliche, nicht in dem Sinn des Zufälligen, und ſetzt daher zwei Faktoren voraus, während der Zufall in den unartikulierten Interjektionen des Schickſals liegt. Das iſt das Glückliche in der Menſchengeſchichte, jenes göttliche Zuſammenſpiel der hiſtoriſchen Kräfte, die Feſt- und Feiertage der geſchichtlichen Zeit. Das Zufällige hat nur einen Faktor: es iſt zufällig, daß Homer in dem trojaniſchen Krieg den ausgezeichnetſten epiſchen Stoff, der ſich denken läßt, vor Augen hatte. Das Glückliche hat deren zwei: es iſt ein beſonderes Glück, daß der ausgezeichnetſte epiſche Stoff einem Homer gegeben ward. Hier liegt nämlich der Accent ebenſoſehr auf Homer, als auf dem Stoff. Daher die tiefe Harmonie, welche jedes Erzeugnis durchtönt, das wir klaſſiſch nennen. So auch bei Mozart. Ein glückliches Zuſammentreffen war's, daß das im tieferen Sinn vielleicht einzige muſikaliſche Sujet niemand anders gegeben wurde, als — Mozart.

Mit ſeinem Don Juan tritt Mozart in die kleine unſterbliche Schar von Männern ein, deren Namen, deren Werke die Zeit nicht vergeſſen wird, da die Ewigkeit ihrer gedenkt. Und obgleich es für jeden, der nur erſt in dieſen Chor eingetreten iſt, gleichgültig ſein kann, ob er oben- oder untenan

steht — denn in gewissem Sinn stehen alle gleich hoch, da sie unendlich hoch stehen —, obgleich hier der Streit um den obersten und den untersten Platz gerade so kindisch ist, als bei der Konfirmation um den ersten Platz vor dem Altar zu streiten, so bin ich doch immer noch kindisch genug, oder richtiger, ich bin wie ein junges Mädchen in Mozart verliebt; und, es koste was es wolle, ich muß ihn zu oberst stellen. Und ich will zum Küster und Pastor, zum Propst und Bischof, ja zu dem ganzen Konsistorium gehen, will sie bitten und beschwören, meine Bitte zu erfüllen, und will die ganze Gemeinde um dasselbe anrufen; und will man nicht hören, meinen kindischen Wunsch nicht erfüllen, dann trete ich aus dem weiten Kreis der Gesellschaft, separiere mich von ihrem Gedankengang, bilde eine Sekte, welche nicht nur Mozart obenan stellt, sondern niemanden kennt, als Mozart; und Mozart werde ich um Verzeihung bitten, daß seine Musik mich nicht zu großen Taten begeistert, sondern zu einem Narren gemacht hat, welcher das bißchen Verstand, das ich hatte, verloren, und mir jetzt in stiller Wehmut die Zeit damit vertreibe, daß ich leise summe, was ich nicht verstehe, was wie nach Geister Art bei Tag und Nacht geheimnisvoll mich umschwebt. Unsterblicher Mozart! du, dem ich alles verdanke, dem ich's verdanke, daß meine Seele doch einmal vor Staunen außer sich geraten, ja im Innersten durchschauert ist, dem ich's verdanke, daß ich nicht durch's Leben hindurchgegangen bin, ohne daß mich etwas erschüttert hätte, daß ich nicht gestorben bin, ohne geliebt zu haben, wenn meine Liebe auch eine unglückliche war! Was Wunder denn, wenn ich auf seine Verherrlichung eifersüchtiger bin, als auf die glücklichsten Stunden meines Lebens, eifersüchtiger auf seine Unsterblichkeit als auf mein eigenes Dasein? Ja, würde er hinweggenommen, sein Name ausgelöscht, dann würde der eine Pfeiler stürzen, welcher bisher verhindert hat, daß mir nicht alles in ein fürchterliches Chaos, in ein grauenvolles Nichts zusammenstürzte.

Doch brauche ich wohl nicht zu fürchten, daß irgend eine Zeit ihm seinen Platz in jenem Königreich von Göttern versagen wird, wohl aber muß ich darauf gefaßt sein, daß man meinen Anspruch auf den ersten Platz für ihn als etwas Kindisches betrachtet. Und obgleich ich meiner Kinderei mich keineswegs zu schämen gedenke, obgleich sie für mich selbst immer größere Bedeutung, mehr Wert behalten wird, als jede erschöpfende Betrachtung, weil sie unerschöpflich ist: so will ich dennoch einen Versuch machen, auf dem Wege ruhiger Erörterung seinen wohlbegründeten Anspruch zu beweisen.

Das Glückliche bei klassischen Schöpfungen, das, was ihre Klassizität und ihre Unsterblichkeit begründet, ist die absolute Zusammengehörigkeit, ja Einheit dieser beiden Mächte. Diese Einheit ist eine so absolute, daß eine spätere reflektierende Zeit kaum einmal in der Idee wird auseinander halten können, was innerlich verbunden ist, ohne Gefahr zu laufen, daß sie ein Mißverständnis wecke oder nähre. Sagt man z. B., es sei Homers Glück gewesen, daß er den ausgezeichnetsten epischen Stoff vorfand, so kann man dabei leicht vergessen, daß wir ja beständig diesen epischen Stoff nur mittels der Auffassung haben, die eben Homer eigen war, und dasjenige, was als der vollkommenste epische Stoff erscheint, uns nur durch die Transsubstantiation bekannt und deutlich wird, welche Homer angehört. Hebt man dagegen Homers dichterische Tätigkeit hervor, die er in der Belebung und Durchdringung des Stoffes beweist, so kann man darüber leicht vergessen, daß die Dichtung niemals geworden wäre, was sie ist, wäre nicht die Idee, mit welcher Homer sie durchdrungen hat, die der Dichtung immanente Idee gewesen, wäre nicht die Form die eigenste Form des Stoffes selbst. Der Dichter wünscht sich seinen Stoff. Wünschen ist keine Kunst, sagt man wohl, und von einer Menge ohnmächtiger Dichterwerke gilt das mit voller Wahrheit. Richtig zu wünschen ist dagegen eine große Kunst, oder besser gesagt, es ist eine Gabe. Dies ist das Unerklär-

liche, das Geheimnisvolle des Genies, wie der Wünschelrute, welche nie den Einfall empfängt, zu wünschen, als wo der Quell oder Schatz sich findet, den sie wünscht. Wünschen hat daher eine weit tiefere Bedeutung, als einer insgemein denkt; ja, dem abstrakten Verstand erscheint es lächerlich, da dieser sich das Wünschen vorstellt in Beziehung auf irgend etwas, was nicht ist, nicht in Beziehung auf etwas, was wirklich vorhanden ist.

Es hat eine Schule von Ästhetikern gegeben, die eben dadurch, daß sie einseitig die Bedeutung der Form hervorhob, nicht ohne Schuld daran war, daß sich das entgegengesetzte Mißverständnis geltend machte. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß diese Ästhetiker sich ohne weiteres an die Hegelsche Philosophie anschlossen, während doch schon eine allgemeine Bekanntschaft mit Hegel, vollends aber mit seiner Ästhetik, uns überzeugt, daß er gerade in ästhetischer Hinsicht die Bedeutung des Stoffes besonders hervorhebt. Beides gehört indessen wesentlich zusammen, und eine einzige Betrachtung wird hinreichen, um das zu erweisen, weil ein solches Phänomen sonst unerklärlich wäre. Gewöhnlich ist es nur ein einzelnes Werk, oder eine einzelne Folge von Werken, die jemanden zum klassischen Dichter, Künstler usw. stempeln. Derselbe Mann mag mancherlei Verschiedenartiges hervorgebracht haben, was aber zum Klassischen in keinem Verhältnis steht. Homer soll auch eine Batrachomyomachie gedichtet haben; jedenfalls ist er durch diese so wenig, wie durch seine Hymnen und Epigramme klassisch oder unsterblich geworden. Die Behauptung, das habe seinen Grund in dem unbedeutenden Stoff gehabt, ist töricht, da das Klassische in dem Gleichgewicht liegt. Wenn nun das, was eine künstlerische Hervorbringung zu einer klassischen macht, einzig und allein in der produzierenden Individualität läge, dann müßte ja alles, was sie hervorgebracht, klassisch sein, in ähnlichem, wenn auch einem höheren Sinn, wie die Biene immer eine gewisse Art von Zellen hervorbringt. Würde

man nun antworten, er sei eben bei dem einen Stoff glücklicher gewesen, als bei dem andern, so hätte man eigentlich nichts geantwortet. Teils ist das nur eine vornehme Tautologie, die so oft im Leben die Ehre hat, für eine Antwort zu gelten, teils heißt es in ganz anderem Sinn geantwortet, als gefragt worden war, teils ist es, als Antwort angesehen, im Verhältnis zu einer ganz anderen Relativität geantwortet, als worauf die Frage hindeutete. Damit war nämlich nichts über das Verhältnis von Stoff und Form gesagt, und könnte höchstens da in Betracht kommen, wo allein von der bildenden Tätigkeit die Rede war.

Bei Mozart trifft es nun ebenso zu, daß nur ein Werk desselben existiert, das ihn zu einem klassischen Komponisten und im vollen Sinne des Wortes unsterblich macht. Dieses Werk ist der Don Juan. Was er sonst hervorgebracht hat, kann erfreuen, unsere Bewunderung erregen, die Seele bereichern, das Ohr sättigen, dem Herzen wohltun; aber ihm und seiner Unsterblichkeit erweist man keinen Dienst, wenn man alles durcheinander wirft und alles für gleich groß erklärt. Don Juan ist sein Rezeptionsstück, woraufhin er in den höchsten Orden aufgenommen ist. Mit Don Juan tritt er in jene Ewigkeit ein, welche nicht außerhalb der Zeit liegt, sondern mitten in ihr, welche auch nicht durch irgend einen Vorhang den Augen der Menschen verhüllt wird, in welche die Unsterblichen nicht sowohl ein für allemal aufgenommen sind, als vielmehr beständig aufgenommen werden, während das lebende Geschlecht vor ihnen vorüber wandelt und die Augen zu ihnen erhebt, in ihrem Anblick sich glücklich fühlt, und so zu Grabe geht, worauf das folgende Geschlecht wiederum durch ihr Anschauen gehoben und verklärt wird. Mit seinem Don Juan tritt er in die Kreise jener Unsterblichen, jener sichtbar Verklärten ein, welche keine Wolke den Augen der Menschen entzieht; durch Don Juan steht er in der vordersten Reihe. Dieses letzte ist das, was ich, wie gesagt, zu beweisen versuchen möchte.

Alle klassischen Schöpfungen stehen, wie ich vorhin bemerkt habe, gleich hoch, weil jede unendlich hoch steht. Will man also dessenungeachtet in diese Prozession eine gewisse Reihenfolge zu bringen suchen, so kann dieselbe, wie sich von selbst versteht, nicht auf etwas Wesentlichem beruhen; denn daraus würde ja folgen, daß ein wesentlicher Unterschied existiere, woraus sich ergäbe, daß man das Prädikat „klassisch" von ihnen insgesamt mit Unrecht gebraucht habe. Wollte man der Klassifikation z. B. die verschiedene Beschaffenheit des Stoffes zu Grunde legen, so würde man dadurch sich sogleich in ein Mißverständnis verwickeln, das in seiner weiteren Ausdehnung zuletzt den ganzen Begriff des Klassischen aufheben dürfte. Der Stoff ist nämlich ein wesentliches Moment, sofern er der eine Faktor ist; er ist aber nicht das Absolute, das Eins und Alles. Man könnte darauf hinweisen, daß bei gewissen Arten klassischer Erzeugnisse gewissermaßen gar kein Stoff vorhanden sei, während der Stoff bei anderen eine so bedeutende Rolle spiele. Ersteres sehen wir bei den Werken, die wir als klassisch bewundern, in der Architektur, Skulptur, Musik, Malerei, namentlich den drei ersteren, so daß selbst, was die Malerei angeht, sofern da vom Stoff die Rede ist, dies doch zunächst nur für die äußere Veranlassung Bedeutung hat. Das andere gilt von der Poesie und zwar in der weitesten Bedeutung des Wortes, sofern es jede künstlerische Produktion bezeichnet, die auf der Sprache und zugleich dem geschichtlichen Bewußtsein basiert. Diese Bemerkung ist an sich ganz richtig; will man aber eine Klassifikation darauf gründen, so daß man den Mangel an Stoff als Vorteil, dessen Vorhandensein als ein gewisses Hemmnis für das produzierende Subjekt betrachtet, so irrt man sich gewaltig. Genau genommen, urgiert man alsdann das Gegenteil von dem, was man eigentlich urgieren möchte, wie's immer geht, wenn man sich abstrakt in dialektischen Bestimmungen bewegt, wo man nicht etwa nur das eine sagt, das andere meint; nein, man sagt das

andere; was man zu sagen glaubt, sagt man nicht, man sagt das Gegenteil. Ebenso, wo man den Stoff als Einteilungsprinzip geltend macht. Während man davon redet, redet man eigentlich von etwas ganz anderem, nämlich von der gestaltenden Tätigkeit. Will man hingegen diese zu seinem Ausgangspunkte wählen und ausschließlich sie hervorheben, so hat man das nämliche Schicksal. Will man aber hier den Unterschied recht geltend machen, somit betonen, daß nach einigen Richtungen hin die bildende Tätigkeit in dem Grad schöpferisch ist, daß sie den Stoff mit hervorbringt, wogegen sie in anderen den Stoff empfängt, so redet man wiederum hier — wiewohl man von der bildenden Funktion zu reden meint — eigentlich von dem Stoff, auf dessen Einteilung man die Klassifikation begründet. Um eine Rangfolge zu begründen, kann also niemals eine der beiden Seiten gebraucht werden; denn diese ist immer zu wesentlich, um als zufällig gelten zu können, zu zufällig, um eine wesentliche Anordnung zu begründen. Aber diese absolut gegenseitige Durchdringung von Stoff und Form, dieses „wie du mir, so ich dir" in der unsterblichen Freundschaft alles Klassischen, kann dazu dienen, das Klassische von einer neuen Seite zu beleuchten und es so zu begrenzen, daß es nicht zu weitläufig werde. Diejenigen Ästhetiker nämlich, welche einseitig die dichterische Arbeit urgierten, haben diesen Begriff allzusehr erweitert, so daß jenes erhabene Pantheon in solchem Grad mit „klassischen" Schnurrpfeifereien und Bagatellen bereichert, ja überladen wurde, daß die natürliche Vorstellung von einer hohen Tempelhalle mit einzelnen auserwählten, großen Gestalten völlig verschwand, und aus einem Pantheon vielmehr zu einer Rumpelkammer ward. Jede kleine, in künstlerischer Hinsicht hübsch vollendete Arbeit ist dieser Ästhetik ein klassisches Werk, das auf absolute Unsterblichkeit rechnen darf; ja, solchen Kleinigkeiten räumte man bei diesem Hokuspokus am allermeisten ein. Obschon man im übrigen allen Paradoxien sehr abgeneigt war, scheute man sich dennoch

nicht vor dem Paradoxon: in dem Kleinsten zeige sich eigentlich die Kunst. Das Unwahre liegt darin, daß man die formale Tätigkeit und ihre Schwierigkeiten einseitig hervorhob. Eine solche Ästhetik konnte sich daher nur eine bestimmte Zeit halten, solange man nämlich übersah, daß die Zeit ihrer samt ihren klassischen Werken spottete. Auf dem Gebiet der Ästhetik war diese Anschauungsweise eine Form des Radikalismus, welcher sich auf so vielen Gebieten in entsprechender Weise geäußert hat; sie war eine Äußerung der ungezügelten Subjektivität in ihrer ebenso zügellosen Inhaltsleere. Diese Richtung, dieses Interesse fand indessen, wie so manche andere, seinen Bezwinger in Hegel. Er, über welchen man sich nur allzu rasch hinweggesetzt hat, nachdem man sich vorher Hals über Kopf in seine Philosophie gestürzt hatte, setzte wieder den Stoff, die Idee in ihre Rechte ein, und vertrieb dadurch diese flüchtigen „klassischen" Werke, diese leichten Wesen, Dämmerungsschwärmer, aus dem hochgewölbten Tempel der Klassizität. Es fällt mir nicht ein, den ihnen gebührenden Wert leugnen zu wollen; aber es gilt, darüber zu wachen, daß hier nicht, wie in so manchen Punkten, die Sprache verwirrt, die Begriffe entnervt werden. Man mag ihre Verdienste anerkennen und ihnen so eine gewisse Ewigkeit beilegen, nämlich den ewigen Augenblick, den jedes wahre künstlerische Werk hat, was aber nicht mit jener vollkommenen Ewigkeit inmitten der wechselvollen Wandlungen der Zeit gleichbedeutend ist. Was den bezeichneten Werken fehlte, war die Idee; und je mehr sie in formaler Hinsicht vollendet waren, desto rascher verbrannten sie in sich selbst; je mehr die technische Fertigkeit zum höchsten Grad der Virtuosität entwickelt wurde, desto vergänglicher und flüchtiger ward diese selbst, ohne Mut und Kraft, um dem Sturme der Zeit zu widerstehen. Nur wo die Idee zur Ruhe gebracht und in einer bestimmten Form durchsichtig geworden ist, kann von einem klassischen Werk die Rede sein. Dieses wird alsdann aber auch dem Strom der

Zeit widerstehen können. Solche harmonische Einheit, solches Ineinanderaufgehen von Idee und Form ist jedem wahrhaft klassischen Werke eigen; daher aber sind alle Versuche, die verschiedenen klassischen Werke zu klassifizieren, wo man dann von einer Sonderung des Stoffes oder der Idee und der Form ausgeht, eo ipso verfehlt.

Man könnte sich auch einen anderen Weg denken und das Medium, durch welches die Idee sichtbar wird, zum Gegenstand der Betrachtung machen, und sobald man merkte, daß ein Medium reicher, das andere dürftiger sei, hierauf die Einteilung gründen, so daß man in dem größeren oder geringeren Reichtum, resp. Mangel des Mediums einerseits eine Erleichterung, andererseits eine Erschwerung der Kunst erblickte. Allein das Medium steht in einem zu notwendigen Zusammenhang mit dem ganzen Erzeugnis der Kunst, als daß eine hierauf ruhende Einteilung sich nicht ebenfalls in die vorhin hervorgehobenen Schwierigkeiten verwickeln sollte.

Dagegen glaube ich durch folgende Betrachtungen die Aussicht auf eine Einteilung eröffnen zu können, welche eben darum, weil sie eine durchaus zufällige ist, zur Geltung kommen dürfte. Je abstrakter, also je ärmer zugleich die Idee ist, je abstrakter, also je ärmer auch das Medium ist, desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß eine Wiederholung gar nicht denkbar ist, desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß, wenn die Idee ihren Ausdruck gefunden hat, sie ihn ein für allemal gefunden hat. Je konkreter dagegen und je reicher also die Idee ist, ebenso wie das Medium, desto wahrscheinlicher ist eine Wiederholung. Indem ich nun all die verschiedenen klassischen Werke nebeneinander stelle, und ohne sie rangieren zu wollen mich eben darüber wundere, daß sie alle gleich hoch stehen, so wird es sich doch ergeben, daß die eine Sektion mehr Arbeiten zählt, als die andere, oder, falls dem nicht also ist, jedenfalls die Möglichkeit vorliegt, daß sie es könne, während sich nicht so leicht für eine andere eine derartige Möglichkeit zeigt.

Dies will ich etwas weiter entwickeln. Je abstrakter die Idee, desto geringer die Wahrscheinlichkeit. Wodurch aber wird die Idee konkret? Dadurch, daß sie vom Geschichtlichen durchdrungen ist. Je konkreter die Idee, desto größer die Wahrscheinlichkeit. Je abstrakter das Medium ist, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, je konkreter das Medium, desto größer. Aber was will dies, daß das Medium ein konkretes ist, andres sagen, als daß es der Sprache sich mehr oder weniger annähert; denn die Sprache ist von allen Medien das konkreteste. So ist die in der Skulptur zur Erscheinung kommende Idee durchaus abstrakt, steht kaum in einer Beziehung zu einem geschichtlichen Hergang; das Medium, durch welches sie in die Erscheinung tritt, Stein, Holz, Erz, ist ebenfalls abstrakt; also ist es sehr wahrscheinlich, daß die Sektion der zur Skulptur gehörigen klassischen Arbeiten sich nur auf wenige beschränken wird. In dieser Hinsicht darf ich mich auf das Zeugnis der Zeit und der Erfahrung berufen. Nehme ich dagegen eine konkrete Idee und zugleich ein konkretes Medium, so wird's anders. Homer ist gewiß ein klassischer epischer Dichter; aber weil die im Epos sich offenbarende Idee eine durchaus konkrete, und weil das Medium die Sprache ist, darum lassen sich in der Sektion der klassischen Werke, welche die epische Poesie umfaßt, mehrere klassische Werke denken, weil ja die Geschichte unablässig neuen epischen Stoff absetzt. Auch in dieser Hinsicht steht das Zeugnis der Geschichte und der Erfahrung auf meiner Seite.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten, daß eine also begründete Einteilung zu sehr den Charakter der Zufälligkeit trage. Aber man irrt sich; man vergißt, daß sie nicht anders als zufällig sein kann. Es ist durchaus etwas Zufälliges, daß die eine Sektion mehr Werke zählt oder doch zählen kann, als die andere. Man wolle zugleich auch das in Betracht ziehen, daß die Sektionen, welche die konkreten Ideen umfassen, durchaus nicht abgeschlossen sind und sich nicht ab-

schließen lassen. Daher versteht es sich von selber, daß man die anderen voranstellt und im Blick auf die zuletzt besprochenen beständig die Flügeltüren offen stehen läßt. Würde dagegen jemand sagen: dies sei bei jener ersten Klasse doch eine Unvollkommenheit, ein Mangel, so pflügt ein solcher außerhalb der Furchen meiner Betrachtung, und ich kann auf seine Rede, wie gründlich sie auch sein mag, nicht weiter eingehn. Denn das bleibt doch der feste Punkt, daß alles, wesentlich betrachtet, gleich vollkommen ist.

Welche Idee ist nun aber die abstrakteste? Hier handelt es sich natürlich nur um eine solche Idee, die künstlerisch behandelt werden kann, nicht um Ideen, die sich nur für wissenschaftliche Darstellung eignen. Und welches Medium ist das abstrakteste? Letztere Frage will ich zuvörderst beantworten. Es ist das Medium, welches der Sprache am fernsten ist.

Hier sei an einen Umstand erinnert. Das abstrakteste Medium hat also zu seinem Gegenstand keineswegs immer die abstrakteste Idee. So ist das von der Architektur gebrauchte Medium zwar das abstrakteste; dennoch sind die Ideen, die in der Architektur zum Ausdruck kommen, durchaus nicht die abstraktesten. Die Architektur steht in einem weit näheren Verhältnis zur Geschichte, als z. B. die Skulptur.

Die abstrakteste Idee, die sich denken läßt, ist — die sinnliche Genialität. Aber durch welches Medium läßt sie sich darstellen? Einzig und allein — durch die Musik. — In der Skulptur läßt sie sich nicht darstellen, denn sie ist an und für sich etwas Innerliches. Ebensowenig läßt sie sich malen, denn sie läßt sich nicht in einen bestimmten Umriß fassen, da sie in all ihrem lyrischen Schwung eine Kraft, ein Sturm, eine Leidenschaft ist, und das nicht in einem einzelnen Moment, sondern in einer Succession von Momenten. Letzteres drückt gewissermaßen ihren epischen Charakter aus, welcher indessen nicht zu Worten kommt, sondern sich beständig in der Unmittelbarkeit des Gefühls regt.

Poetisch läßt sie sich auch nicht darstellen. Das einzige Medium zu ihrer Darstellung ist die Musik. Diese schließt nämlich zwar ein Moment der Zeit in sich, verläuft jedoch nicht in der Zeit, es wäre denn in uneigentlichem Sinn. Jedenfalls vermag sie das Geschichtliche der Zeit nicht auszudrücken.

Die vollendete Einheit jener Idee und der ihr entsprechenden Form ist Mozarts Don Juan. Aber gerade, weil die Idee eine so maßlos abstrakte, das Medium gleichfalls ein so abstraktes ist, so spricht gar keine Wahrscheinlichkeit dafür, daß Mozart jemals einen Konkurrenten erhalten wird. Es war für Mozart ein Glück, daß er einen Stoff fand, der an sich selbst absolut musikalisch ist; und würde einmal ein anderer Komponist mit Mozart wetteifern wollen, so bliebe ihm nichts anderes übrig, als den Don Juan wieder umzukomponieren. Homer hat einen vollendet epischen Stoff vorgefunden; aber man kann sich eine ganze Anzahl epischer Gedichte denken, weil ja die Geschichte fort und fort epische Stoffe darbietet. So ist es nicht mit Don Juan. Was ich eigentlich meine, wird man vielleicht am besten einsehen, wenn ich an einer verwandten Idee den Unterschied nachweise. Goethes Faust ist recht eigentlich ein klassisches Werk; aber er ist eine geschichtliche Idee, und daher wird jede bewegte und bedeutende Zeit ihren Faust haben. Der Faust hat zu seinem Medium die Sprache; und da dieses ein weit konkreteres Medium ist, so lassen sich aus diesem Grund mehrere Werke derselben Tendenz denken. Don Juan dagegen ist und bleibt der einzige seiner Art, in demselben Sinn wie die klassischen Werke der griechischen Skulptur. Da aber die Idee des Don Juan noch weit abstrakter ist, als irgend eine Idee der Skulptur, so wird man leicht einsehn, daß man wohl in der Skulptur mehrere Werke, in der Musik aber nur ein einziges hat. Freilich lassen sich in der Musik viele klassische Werke denken; aber es bleibt doch immer nur ein Werk, von welchem man sagen kann, daß die Idee

derselben eine absolut musikalische ist, also daß die Musik nicht als Akkompagnement hinzutritt, sondern so, daß, während sie die Idee offenbart, sie zugleich ihr eigenstes innerstes Wesen offenbart. Daher steht Mozart mit seinem Don Juan unter jenen Unsterblichen obenan.

Doch will ich diese ganze Untersuchung abbrechen. Sie ist ja nur für Verliebte geschrieben. Und wie schon weniges hinreicht, um Kinder zu erfreuen, so sind es, wie bekannt, oft höchst sonderbare Dinge, daran Verliebte sich freuen können. Sie gleicht einem lebhaften Liebesdisput über ein Nichts, und dennoch hat sie ihren Wert, das heißt für die Liebenden.

Während das vorhergehende auf jede mögliche, sei's denkbare, sei's undenkbare Weise, den Satz zur Anerkennung zu bringen gesucht hat, daß Mozarts Don Juan unter allen klassischen Werken den ersten Rang einnimmt, hat man kaum zu beweisen versucht, daß diese Schöpfung eine wirklich klassische ist; denn die einzelnen, hier und dort durchschimmernden Winke zeigen ja eben als solche, daß die Absicht nicht war, zu beweisen, sondern nur gelegentlich zu beleuchten. Dieses Verfahren könnte mehr als sonderbar erscheinen. Jedoch ist die Arbeit des Denkens vorläufig in der Erkenntnis zur Ruhe gekommen, daß Don Juan ein klassisches Werk und alle klassischen Erzeugnisse gleich vollkommen sind. Was man mehr erreichen will, ist fürs Denken vom Übel. Soweit war eigentlich alles vorhergehende im vollsten Widerspruch mit sich selbst, — ein Widerspruch, der jedoch in der menschlichen Natur begründet ist. Der innere Drang der Bewunderung, die Sympathie, die Pietät, das Kind, das Weibliche in mir, forderte mehr, als was das Denken gewähren konnte. Suchte ich es nun noch in Bewegung zu setzen, so führte diese doch zu nichts, ging beständig über sich selbst hinaus und fiel immer wieder in sich selbst zurück, ohne festen Grund und Boden zu finden, ohne weder schwimmen noch waten zu können — was freilich eben so

sehr zum Lachen als zum Weinen war. Und dennoch reize ich es noch einmal zu dem nämlichen Spiel, das für mich selbst ein unerschöpflicher Stoff zur Freude ist. Jeder Leser, der das Spiel langweilig findet, ist natürlich nicht von meinesgleichen; für ihn hat es keine Bedeutung; und hier, wie überall, gilt es: Gleiche Kinder spielen am besten miteinander. Mag immerhin für ihn das vorhergehende überflüssig sein, ich sage doch mit Horaz: Exilis domus est, ubi non et multa supersunt. Für ihn ist's immerhin eine Torheit, für mich Weisheit; für ihn Langeweile, für mich Freude und Wonne. Wie sehr nun auch ein solcher Leser auf die Beweisführung gespannt sein mag, so kann es mir doch niemals einfallen, einen eigentlichen Beweis zu führen, daß Don Juan ein klassisches Werk sei. Während ich dies im Grunde immer als selbstverständlich voraussetze, wird das folgende manchmal und auf mancherlei Weise dazu dienen, Don Juan nach dieser Richtung hin zu beleuchten, wie auch schon das obige einzelne Winke enthielt.

Zunächst hat diese Untersuchung sich also die Aufgabe gestellt, die Bedeutung des Musikalisch-Erotischen nachzuweisen und zu dem Ende die verschiedenen Stadien anzudeuten, welche, eines wie das andere unmittelbar erotisch, zugleich darin einander gleichen, daß sie wesentlich musikalisch sind. Was ich hierüber zu sagen habe, verdanke ich einzig und allein Mozart. Sollte daher jemand höflich genug sein, mir zwar in meinen Behauptungen recht zu geben, dagegen doch zweifeln, ob das alles wirklich in Mozarts Musik liege, oder nur von mir hineingelegt werde, so kann ich ihm versichern, daß nicht nur das Wenige, was ich nachzuweisen vermag, in Mozarts Musik liegt, sondern unendlich viel mehr. Was man mit jugendlicher Begeisterung geliebt, was man enthusiastisch bewundert, ja womit man in tiefster Seele einen geheimnisvollen Umgang geführt, was man in seinem

Herzen geborgen hat, dem naht man immer mit einer gewissen Scheu, mit gemischten Empfindungen, wenn die Absicht vorliegt, es begreifen zu wollen. Was man allmählich immer mehr und immer besser kennen gelernt, nach der Vöglein Weise, die jeden kleinen Strohhalm für sich einsammeln, froher über jede solche Kleinigkeit als über die übrige ganze Welt; was das liebende Ohr einsam eingesogen hat, einsam mitten in der großen Volksmenge, unbeachtet in seinem heimlichen Versteck; was das Ohr heißhungrig auffing und festhielt, ohne je Genüge zu finden, dessen leisester Widerhall niemals des lauschenden Ohres schlaflose Aufmerksamkeit täuschte; worin man den Tag über lebte, was man in der Nacht wieder durchlebte; was den Schlaf verscheuchte oder ihn unruhig machte; wovon man träumte und auch mit offenen Augen weiter träumte; um dessentwillen man mitten in der Nacht aufsprang, aus Furcht, es zu vergessen; was in den begeistertsten Augenblicken einem vor die Seele trat, was man, wie die Frauen ihre Handarbeit, beständig zur Hand hatte; was einem in den hellen Mondnächten, in einsamen Wäldern, am Meeresufer, in den düstern Straßen, um Mitternacht und noch beim Grauen des Morgens begleitete; was mit uns zu Pferde saß, im Wagen Gesellschaft leistete; wovon unsere Häuslichkeit durchdrungen, wovon unser Zimmer Zeuge war; was die Seele durchtönt hat, was sie in ihr feinstes Gewebe hineingesponnen hat — das ist's, was sich jetzt dem Geist darstellt. Wie in den Sagen lang vergangener Zeiten jene rätselhaften Wesen, in Seetang gekleidet, aus dem Grund des Meeres emporsteigen, ebenso erhebt jenes sich, mit Bildern früherer Tage umflochten, aus dem Meer der Erinnerung. Die Seele wird wehmütig, und das Herz weich; denn es ist, als nähme man davon Abschied, um ihm niemals wieder so zu begegnen in Zeit und Ewigkeit. Man meint, eine Untreue zu begehen; man fühlt, daß man nicht mehr derselbe, nicht so jung, so kindlich ist. Man fürchtet für sich selbst, daß man verlieren werde,

was einen froh, glücklich und reich machte; man fürchtet für das, was man geliebt hat, daß es unter dieser Verwandlung leide, sich weniger vollkommen zeige, daß der Zauber verschwunden sei: und der läßt sich niemals mehr zurückrufen. Was Mozarts Musik betrifft, so kennt meine Seele keine Furcht, mein Vertrauen keine Grenze. Einerseits ist das, was ich bisher verstanden habe, nur sehr wenig und immer bleibt noch genug, was sich in den Schatten der Ahnung hüllt; andererseits bin ich überzeugt, daß, würde Mozart mir jemals ganz begreiflich, er mir erst vollkommen unbegreiflich würde. —

Daß das Christentum zuerst die Sinnenlust in die Welt gebracht habe, scheint eine kühne und gewagte Behauptung. Allein auch hier dürfte es heißen: frisch gewagt ist halb gewonnen. Sofern das Sinnliche überhaupt das ist, was negiert werden soll, so kommt es ja erst ans Licht, wird erst poniert durch den Akt, der es ausschließt, der das entgegengesetzte Positive poniert. Als ein Prinzip, eine Macht, ein System ist die Sinnenlust erst durch das Christentum bestimmt worden. Richtig verstanden wird jener Satz aber nur, wenn man ihn als identisch mit seinem Gegensatz versteht, daß das Christentum es ist, welches die Sinnenlust aus der Welt verjagt oder ausgeschlossen hat. Wird sie im Licht des Geistes, oder des positiven Prinzips, welches erst das Christentum als Herrscher eingesetzt hat, betrachtet, so ergibt sich ihre Bedeutung dahin, daß es ihre Bestimmung ist, überwunden und ertötet zu werden. Aber jetzt erst, in dem Augenblick, wo sie ausgeschlossen werden soll, erweist sie sich als wirksames Prinzip, als Macht. Daß die Sinnenlust schon lange vor dem Christentum in der Welt gewesen ist, als das, was eben durch dieses sollte ausgeschlossen werden, ist selbstverständlich, wenn es auch erst und gerade dadurch, daß es ausgeschlossen wird, in einem anderen Sinn aufkommt.

Die Sinnenlust ist also vorher in der Welt gewesen, aber nur nicht geistig bestimmt. Wie war sie denn vor-

handen? Sie war da als etwas nur seelisch Bestimmtes. Also war sie's im Heidentum; und sucht man dafür den vollkommensten Ausdruck, so fand sich dieser in Griechenland. Wenn jedoch die Sinnenlust nur psychisch bestimmt ist, so stellt sie nicht einen Gegensatz, eine Ausschließung dar, sondern Harmonie und Einklang. Aber eben darum, weil sie als etwas harmonisch Geartetes galt, war sie nicht als Prinzip gesetzt, sondern als ein mitlautendes Enklitikon.

Diese Anschauung wird von Bedeutung sein, um die verschiedene Gestalt zu beleuchten, welche das Erotische seinen mannigfachen Entwicklungsstufen nach im Weltbewußtsein einnimmt, und uns dadurch den Weg bahnen, um das Unmittelbar-Erotische als identisch zu erkennen mit dem Musikalisch-Erotischen. Im Griechentum wurde die Sinnlichkeit von der schönen Erscheinung eines Individiums beherrscht, oder richtiger gesagt, sie wurde nicht beherrscht. Denn sie war ja doch kein Feind, der überwältigt, nicht ein Empörer, der in Zucht gehalten werden müsse: sie war freigelassen zu Leben und Freude mit und an der schönen Individualität. Somit war die Sinnlichkeit keineswegs als ein Prinzip aufgestellt: vielmehr war das die schöne Individualität konstituierende Seelische undenkbar ohne das Sinnliche. Aus diesem Grund war denn auch das Erotische, welches auf dem Sinnlichen ruhte, nicht als Prinzip bestimmt. Die Liebe war überall als Moment und momentweise gegenwärtig in der schönen Individualität. Den Göttern war die Macht derselben nicht weniger bekannt, als den Menschen. Die ersteren kannten nicht weniger, als die letzteren, glückliche und unglückliche Liebensabenteuer. In keinem derselben ist jedoch die Liebe als Prinzip gegenwärtig. Soweit sie sich in dem einen oder anderen regte, war sie vorhanden als Moment der allgemein waltenden Macht der Liebe, welche Macht indessen an keinen Ort gebunden war, daher auch nicht für die griechische Vorstellung oder in dem griechischen Bewußtsein.

Man könnte einwenden: Eros sei aber doch der Gott der Liebe gewesen; in ihm müsse also die Liebe als Prinzip gegenwärtig gewesen sein. Aber abgesehen davon, daß doch auch hier die Liebe nicht auf dem Erotischen, als nur sinnlichen Ursprungs, sondern auf dem Seelischen beruht, so muß ich doch auch noch auf ein anderes etwas näher eingehen. Eros war der Gott der Liebe, aber selber — nicht verliebt. Soweit die übrigen Götter oder Menschen die Macht der Liebe in sich verspürten, schrieben sie dieses zwar dem Eros zu, führten es auf ihn zurück; Eros selbst aber verliebte sich nicht, und widerfuhr ihm solches doch einmal, so war's eine Ausnahme. Obschon der Liebesgott, stand gerade er nach der Zahl seiner Abenteuer hinter den übrigen Göttern wie hinter den Menschen weit zurück. Daß er sich überhaupt verliebt hat, soll wohl nur sagen, daß auch er sich der allgemeinen Macht der Liebe gebeugt habe, welche so gewissermaßen eine Macht ward über ihm und außerhalb seiner selbst. Auch ist seine Liebe, wie gesagt, nicht auf das Sinnliche basiert, sondern auf das Seelische. Erst eine *spätere* Zeit hat ihn in die verschiedensten Situationen zur Psyche, der Personifikation der menschlichen Seele, gebracht, letztere darstellend unter dem Bilde des Schmetterlings, oder als zartes Mädchen mit Schmetterlingsflügeln. Es ist ein echt griechischer Gedanke, daß der Gott der Liebe sich selbst nicht verliebte, während alle anderen ihm solches verdanken. Dächte ich mir einen Gott oder eine Göttin der Sehnsucht, so wäre es echt griechisch, daß diese selbst von Sehnsucht nichts wüßten, während alle, welche der Sehnsucht süßen Schmerz und Unruhe kannten, sie auf diese Gottheiten zurückführten. Dieses Verhältnis dürfte man füglich als das Gegenteil eines repräsentativen Verhältnisses bezeichnen. Wo ein solches besteht, da erscheint alle Kraft in einem Individuum konzentriert, und nur soweit die übrigen dessen Lebensäußerungen mit ihrer Teilnahme begleiten, partizipieren sie an der so konzentrierten Kraft. Ich könnte auch sagen,

jenes Verhältnis sei das gerade Gegenteil desjenigen, was der Inkarnation zu Grunde liege. Hier trägt das einzelne Individuum in sich selbst die ganze Lebensfülle, welche für die übrigen Individuen nur vorhanden ist, sofern sie dieselbe in ihm anschauen. Im griechischen Bewußtsein steht die Sache gerade umgekehrt. Der Gott teilt seine Kraft der ganzen übrigen Welt mit, während sie in ihm selbst nicht vorhanden ist. Demnach finden wir die Sinnlichkeit im Griechentum nicht als Prinzip, ebensowenig als Prinzip das darauf basierte Erotische; jedenfalls vermag das griechische Bewußtsein das Ganze nicht in einem einzigen Individuum zu konzentrieren; sondern es strahlt hier von einem Punkt, der es selbst nicht besitzt, auf alle anderen über, so daß dieser konstituierende Punkt daran beinahe kenntlich ist, daß ihm allein nicht eignet, was es doch allen anderen spendet.

Also ist es das Christentum, durch welches die Sinnlichkeit ebenso wie das Sinnlich-Erotische erst als ein Prinzip hingestellt ist; auch die Idee der Repräsentation ist erst durch das Christentum in die Welt eingeführt worden. Denke ich mir nun das Sinnlich-Erotische als ein Prinzip, eine Kraft, ein Reich, und zwar durch den Geist so bestimmt, daß dieser es eben verneint und ausschließt, denke ich es mir in einem Individuum konzentriert, alsdann geht mir die Idee einer sinnlich-erotischen Genialität auf. Diese Idee aber hatte das Griechentum nicht, sie ist erst durch das Christentum, ob auch nur in indirektem Sinn, aufgebracht worden.

Fordert nun diese sinnlich-erotische Genialität in aller ihrer Unmittelbarkeit einen Ausdruck, so fragt sich, welches Medium sich dafür eigne, wohlgemerkt so, daß jene eben in ihrer Unmittelbarkeit zum Ausdruck und zur Darstellung komme. In ihrer Mittelbarkeit nämlich und, wenn in einem anderen reflektiert, fällt sie dem Dominium der Sprache anheim und unterliegt von nun an ethischen Bestimmungen. In ihrer Unmittelbarkeit kann sie nur in der Musik aus-

gedrückt werden. Der Leser erinnere sich an etwas, was in der „nichtssagenden Einleitung" erwähnt wurde. Hier zeigt sich die Bedeutung der Musik in ihrem vollen Wert und diese tritt in strengerem Sinne als christliche Kunst auf, oder richtiger als die Kunst, welche das Christentum zwar einsetzt, sofern es dieselbe als Medium dessen, was das Christentum nur zur Sprache bringt, um es zu negieren, gerade von sich ausschließt und verwirft. Mit anderen Worten, die Musik ist das Dämonische. In der erotisch-sinnlichen Genialität hat die Musik ihren absoluten Gegenstand. Damit soll nun natürlich keineswegs gesagt werden, daß die Musik nicht auch anderes ausdrücken könne; aber ihren ihr eigentümlichen Gegenstand findet sie doch nur hier. So mag die Bildhauerkunst außer der menschlichen Schönheit viel anderes darstellen können, dennoch bleibt diese ihr absoluter Gegenstand. So gilt es, die eigentliche Bestimmung jeder Kunst scharf ins Auge zu fassen, und sich nicht etwa dadurch irre machen zu lassen, wenn sie auch noch etwas anderes schaffen kann. Das Wesen des Menschen ist Geist; und daß er übrigens auf zwei Füßen geht, darf uns nicht weiter aufhalten. Der eigentliche Begriff der Sprache ist der Gedanke; und man lasse sich dadurch nicht stören, daß einige empfindsame Menschen dafür halten: die höchste Bedeutung der Sprache sei, unartikulierte Laute, wie Ach! und Oh! auszustoßen.

Hier erlaube ich mir wieder ein kleines nichtssagendes Zwischenspiel. Caeterum censeo, daß Mozart unter den klassischen Komponisten der größte ist, und daß sein Don Juan unter allen klassischen Schöpfungen den höchsten Rang einnimmt.

Was nun die Musik als Medium betrachtet angeht, so bleibt dieses natürlich immer eine sehr interessante Frage. Eine andere Frage ist, ob denn ich etwas befriedigendes hierüber zu sagen vermag. Ich weiß recht wohl, daß ich mich auf Musik nicht verstehe; ich räume willig ein, nur

Laie, keiner der auserwählten Musikkenner zu sein, höchstens einer der „Proselyten des Tores", welchen ein besonderer, unwiderstehlicher Trieb von weither bis zur „Pforte" des Tempels, aber auch nicht weiter geführt hat. Desungeachtet wäre es doch möglich, daß das Wenige, was ich zu sagen habe, mit Wohlwollen und Nachsicht aufgenommen, als eine Wahrheit erkannt würde, wiewohl verborgen unter ärmlichem Kittel. Ich stehe außerhalb der Musik, und von diesem Standpunkt aus betrachte ich sie. Auch so hoffe ich die eine oder die andere Erklärung geben zu können, wenn auch die Glücklichen, die ins Heiligtum eingedrungen sind, die Eingeweihten, sie weit besser geben, ja sogar, was ich sage, gewissermaßen viel besser verstehen mögen, als ich selbst. Dächte ich mir zwei Reiche, die aneinander grenzen, mit deren einem ich ziemlich bekannt wäre, während das andere völlig unbekannt, ja der Zugang zu jenem unbekannten Reich mir verwehrt bliebe, so würde ich mir dennoch eine Vorstellung von demselben machen können. Ich würde an die Grenze des mir bekannten Reiches wandern, ihr beständig nachgehen, und würde so durch meine Wanderung selbst die Umrisse jenes Landes beschreiben und eine allgemeine Vorstellung von demselben gewinnen, obwohl ich niemals meinen Fuß hineingesetzt hätte. Da könnte ich es wohl auch bei fortgesetzter aufmerksamer Beobachtung erleben, daß ich wehmütig an den Grenzen meines Reiches stehend und sehnsuchtsvoll in jenes Land, so nahe und doch so fern, hinüberschauend, eine einzelne, kleine Offenbarung empfangen könnte. Und ich bin mir gleich bewußt, daß Musik eine Kunst ist, die in hohem Grad Studium und Erfahrung erfordert, um ein wirkliches Urteil über sie zu gewinnen, doch tröste ich mich damit, daß Diana, welche selbst niemals Mutter geworden, den Gebärenden zu Hilfe kam, ja, daß dies ihr eine angeborene Gabe war, also daß sie schon in den ersten Augenblicken ihres Lebens der eigenen Mutter, Latona, unter ihren Geburtsschmerzen helfen konnte.

Das mir bekannte Reich, an dessen äußerste Grenze ich gehen will, um das wunderbare Reich der Musik zu entdecken, ist die Sprache. Will man die verschiedenen Medien in einem bestimmten Entwicklungsprozeß ordnen, so wird man auch die Sprache und die Musik so recht nebeneinander stellen müssen, weshalb man wohl die Musik selbst eine Sprache genannt hat, was mehr als eine geistreiche Bemerkung ist. Hat man nämlich an geistreichen Einfällen Freude, so läßt sich ja auch Skulptur und Malerei als eine Art Sprache bezeichnen, sofern jeder Ausdruck der Idee eine Sprache ist, denn zum Wesen der Idee gehört die Sprache. Geistreiche Menschen reden daher von der Sprache der Natur; und gefühlvolle Prediger schlagen je und dann das Buch der Natur vor uns auf und lesen aus demselben vor, was weder sie selbst noch ihre Hörer verstehen. Stünde es nicht besser um jene Bemerkung, daß die Musik eine Sprache sei, so würde ich dieselbe unerwähnt laufen und gelten lassen für das, was sie ist. Aber so ist's eben nicht. Erst dadurch, daß der Geist in seine Rechte eingesetzt ist, ist es auch die Sprache; kommt aber der Geist zu seiner Bedeutung, so ist hiermit alles, was nicht Geist ist, ausgeschlossen. Aber diese Ausschließung ist die Bestimmung des Geistes, und soweit also das Ausgeschlossene sich geltend machen soll, verlangt es ein Medium, das geistig bestimmt und beherrscht ist; und dieses ist eben die Musik. Aber ein geistig bestimmtes Medium ist wesentlich Sprache; da nun die Musik dieses ist, so hat man mit vollem Recht sie eine Sprache genannt.

Die Sprache, als das absolut geistig bestimmte Medium, ist das eigentliche und wahre Medium der Idee. Dies eingehender zu entwickeln, liegt weder in meiner Kompetenz, noch im Interesse gegenwärtiger Untersuchung. Nur eine einzelne Bemerkung, welche mich auf die Musik hinführt, möge hier ihren Platz finden. In der Sprache wird also das Sinnliche als Medium zum bloßen Werkzeug herabgesetzt und beständig negiert. Anders ist es mit den übrigen

Medien. Weder in der Skulptur noch in der Malerei ist das Sinnliche nur ein Werkzeug, sondern etwas, was wesentlich zu denselben gehört, deshalb darf es nicht beständig negiert, sondern muß vielmehr beständig wohl beachtet werden. Wie seltsam verkehrt wäre die Betrachtung einer Bildhauerarbeit oder eines Gemäldes, wenn ich mich dabei anstrengen wollte, möglichst von dem Sinnlichen abzusehen, wodurch die Schönheit des Kunstwerkes für mich ganz hinfällig würde! In Skulptur, Architektur, Malerei ist die Idee an das Medium gebunden. Wenn die Idee hier das Medium nicht nur zum Werkzeug herabsetzt und es nicht beständig negiert, so wird damit zugleich ausgedrückt, daß dieses Medium selbst nicht reden kann. Ebenso verhält es sich mit der Natur. Mit Recht sagt man: die Natur ist stumm, sowie auch die Architektur, die Skulptur, die Malerei; ja, man sage es allen jenen feinen, empfindsamen Ohren zum Trotz, welche sie reden hören können. Es ist daher eine Torheit, wenn man behaupten will, die Natur sei eine Sprache, so gewiß es albern wäre, wollte man behaupten, der Stumme spreche, da es nicht einmal in dem Sinn eine Sprache ist, wie etwa die Fingersprache. So aber ist es nicht mit der Sprache. Das Sinnliche ist dergestalt zum Werkzeug herabgesetzt, daß es geradezu aufgehoben ist. Wenn ein Mensch so spräche, daß man den Schlag der Zunge usw. hörte, dann würde er schlecht sprechen; wenn er so hörte, daß er statt des Wortes die Luftschwingungen hörte, dann würde er schlecht hören; läse jemand ein Buch, so daß er beständig jeden einzelnen Buchstaben beachtete, so würde er schlecht lesen. Gerade da ist die Sprache das vollkommene Medium, wo alles Sinnliche negiert ist. So ist's auch mit der Musik. Was eigentlich gehört werden soll, macht sich beständig frei von dem Sinnlichen. Daß aber die Musik als Medium nicht auf der Höhe der Sprache steht, ist schon früher erwähnt worden; und sagte ich auch, in gewissem Sinn sei die Musik eine Sprache.

Die Sprache wendet sich an das Ohr. Dies tut kein anderes Medium. Das Gehör ist wiederum der am meisten geistig bestimmte Sinn. Das werden mir, denke ich, die meisten einräumen. Wünscht jemand hierüber nähere Belehrung, so verweise ich ihn an Steffen's Vorrede zu seinen „Karikaturen des Heiligsten". Die Musik ist außer der Sprache das einzige Medium, das sich ans Ohr wendet. Hierin spricht sich weiter eine Analogie aus und zugleich ein Zeugnis, in welchem die Musik eine Sprache ist. In der Natur gibt es vieles, was sich an das Ohr wendet, was aber hier das Ohr berührt, ist das rein Sinnliche. Daher nennen wir die Natur stumm; und es ist eine lächerliche Einbildung, daß man etwas höre, wenn man eine Kuh brüllen, oder — was größere Prätension zu machen scheint — eine Nachtigall schlagen hört. Eine Einbildung ist es, wenn man meint, das eine habe an und für sich, d. h. abgesehen von dem, was wir hineinlegen, höheren Wert als das andere, während doch im Grunde alles gleichen Wert hat.

Die Sprache hat ihr Element in der Zeit, alle übrigen Medien im Raum. Nur die Musik verläuft auch in der Zeit. Das aber ist wiederum eine Negation des Sinnlichen. Was die übrigen Künste hervorbringen, deutet eben dadurch ihre Sinnlichkeit an, daß es alles im Raum sein Wesen hat. Nun gibt es andrerseits vieles in der Natur, was in der Zeit vor sich geht. Wenn z. B. ein Bach rieselt und fort und fort rieselt, so scheint darin eine gewisse Zeitbestimmung zu liegen. Indessen ist eine solche auch vorhanden, so ist sie doch räumlich bestimmt. Die Musik existiert nur in dem Augenblick, in welchem sie vorgetragen wird; denn verstände man es immerhin vortrefflich, Notenblätter zu lesen, so könnte man auch bei der lebhaftesten Einbildungskraft nicht leugnen, daß die Musik, während sie gelesen wird, nur im uneigentlichen Sinn gegenwärtig ist. Eigentlich existiert sie nur, so lange sie ausgeführt wird. Hierin könnte man eine Unvollkommenheit dieser Kunst erblicken, sofern

man sie mit den anderen Künsten vergleicht, deren Schöpfungen beständig bleiben, weil sie ihr innerstes Wesen im Sinnlichen haben. Jedoch ist dem nicht also. Hierin liegt gerade der Beweis dafür, daß es eine höhere, eine geistigere Kunst ist.

Gehe ich nun von der Sprache aus, um zuletzt mir die Musik gleichsam herauszulauschen, so stellt die Sache sich ungefähr in diesem Lichte dar. Nehme ich an, daß Prosa die von der Musik entlegenste Sprachform sei, so bemerke ich doch schon im oratorischen Vortrag, in dem sonoren Periodenbau, dem Rhythmus und der Kadenz des Satzes einen Anklang an das Musikalische, welcher im poetischen Vortrag immer stärker und stärker hervortritt, in dem Bau des Verses, im Reim, bis endlich das Musikalische sich so mächtig entwickelt hat, daß die Sprache aufhört und alles Musik wird. Dies ist ja der Lieblingsausdruck der Dichter, wenn sie ausdrücken wollen, daß sie der Idee gleichsam Lebewohl sagen; diese geht ihnen aus, und alles löst sich in Musik auf. „Süße Liebe denkt in Tönen, denn Gedanken sind zu fern." Hierin könnte nun anscheinend liegen, daß die Musik ein noch vollkommeneres Medium sei, als die Sprache. Das ist indessen eines jener empfindsamen Mißverständnisse, wie sie nur in leeren Köpfen aufkommen können. Daß es ein Mißverständnis ist, soll späterhin nachgewiesen werden; hier will ich nur auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam machen, daß ich durch eine Bewegung nach entgegengesetzter Richtung hin wieder auf die Musik stoße, wenn ich nämlich von einer Prosa, die von dem Begriff ganz und gar durchdrungen ist, abwärts gehe, bis ich bei Interjektionen anlange, welche wieder musikalisch lauten, wie auch das erste Lallen der Kinder musikalisch ist. Was ergibt sich nun aber daraus, daß überall, wo die Sprache aufhört, das Musikalische mir begegnet? Das ist doch wohl der vollkommenste Ausdruck für die Wahrheit, daß die Musik überall an die Sprache grenzt. Hieraus wird man zugleich er-

sehen, wie es mit jenem Mißverständnis eigentlich bewandt ist, daß die Musik ein reicheres Medium sein solle als die Sprache. Wenn nämlich die Sprache aufhört, die Musik anhebt, und wie man sagt, alles musikalisch wird, so schreitet man nicht vorwärts, sondern man geht zurück. Daher rührt es, — und hierin werden mir vielleicht auch Kundige recht geben — daß ich für die sublimere Musik, welche des Wortes nicht zu bedürfen meint, niemals rechte Sympathie gehabt habe. Solche Musik tritt in der Regel mit der Prätension auf, erhabener zu sein, als das Wort, obwohl sie unter ihm steht. Nun könnte man mir freilich einwenden: solle in der Tat die Sprache ein reicheres Medium sein, als die Musik, warum ist es denn mit so großen Schwierigkeiten verbunden, eine ästhetische Rechenschaft von allem Musikalischen abzulegen, zu begreifen, daß die Sprache sich hier stets als ein ärmeres Medium erweist, als die Musik? Das ist indes weder unbegreiflich noch unerklärlich. Die Musik bringt nämlich beständig das Unmittelbare in seiner Unmittelbarkeit zum Ausdruck. Daher kommt es denn, daß die Musik im Verhältnis zur Sprache sowohl vorhergeht als nachfolgt, sich als Erstes und als Letztes zeigt; aber gerade daraus erhellt auch, daß es ein Mißverständnis ist, wenn man sagt, die Musik sei ein vollkommeneres Medium. Der ausgebildeten Sprache liegt die Reflexion zu Grunde; deshalb vermag die Sprache nicht das Unmittelbare auszusagen. Die Reflexion tötet das Unmittelbare; daher ist es unmöglich, das Musikalische in der Sprache auszusagen. Aber diese anscheinende Armut der Sprache ist gerade ihr Reichtum. Das Unmittelbare ist nämlich das Unbestimmbare; darum kann die Sprache es nicht in sich aufnehmen. Dieses Unbestimmbare aber ist nicht seine Vollkommenheit, sondern vielmehr ein ihm anhaftender Mangel. Indirekt wird dies vielfach anerkannt. Wie häufig gebraucht man auch bei Dingen, die mit dem Musikalischen gar nichts zu tun haben, ein von der Musik entlehntes Wort, z. B. Ton, Tempo, Takt, Har-

monie u. a., und zwar, um etwas Unmittelbares, Unbestimmbares, ja Dunkles, mehr Geahntes als Bewußtes zu bezeichnen!

Ist also das Unmittelbare, geistig bestimmt, dasjenige, was eigentlich im Musikalischen zum Ausdruck kommt, so erhebt sich die weitere Frage, was für eine Art des Unmittelbaren wesentlich den Gegenstand der Musik bilde. Es gibt Unmittelbares, was seiner Natur nach in die Sphäre des Geistes fällt, und da kann es seinen Ausdruck wohl im Musikalischen finden; allein die Musik bewegt sich hier im Grunde auf einem fremden Gebiet, sie bildet ein Vorspiel, welches bald wieder verstummt, woraus folgt, daß jenes nicht der absolute Gegenstand der Musik sein kann. Liegt dagegen ein Unmittelbares an sich nicht innerhalb, sondern außerhalb der Sphäre des Geistes, so findet hier die Musik ihren absoluten Gegenstand. Für das erste Unmittelbare ist es etwas Unwesentliches, daß es musikalischen Ausdruck erhält, während es für dasselbe wesentlich ist, bewußter Geist zu werden und also in menschlicher Sprache dargestellt zu werden. Für das andere dagegen ist es wesentlich, in der Musik seinen Ausdruck zu erhalten; ja es kann allein in dieser, nicht in der Sprache recht ausgedrückt werden, da es außerhalb der Sphäre des Geistes und darum auch außerhalb der Sphäre der Sprache liegt. Aber das Unmittelbare, das vom Geist ausgeschlossen wird, ist die sinnliche Unmittelbarkeit. Diese gehört dem Christentum. Sie hat in der Musik ihr absolutes Medium; und hieraus erklärt sich auch, daß in der antiken Welt die Musik keine eigentliche und völlige Entwickelung erlebt hat, sondern daß diese der christlichen Welt gehört. Natürlich kann die Musik noch vieles andere ausdrücken; aber jenes Unmittelbar-Sinnliche ist ihr absoluter Gegenstand. Daß die Musik ein sinnlicheres Medium ist als die Sprache, erkennt man schon daran, daß in jener auf den sinnlichen Laut ein viel größeres Gewicht gelegt wird als in der Sprache.

Der absolute Gegenstand der Musik ist also sinnliche Genialität. Diese ist durch und durch lyrisch; und gerade in der Musik kommt sie in ihrer ganzen lyrischen Ungeduld zum Ausdruck. Sie steht ja unter der Macht des Geistes und ist daher Kraft, Leben, Bewegung, stete Unruhe, beständige Succession. Diese Unruhe aber, diese Succession, bereichert sie nicht, sie bleibt beständig dieselbe, ohne sich zu entfalten; ununterbrochen stürmt sie in einem Atemzug weiter. Sollte ich dieses ihr lyrisches Wesen mit einem einzigen Prädikat bezeichnen, so möchte ich sagen: sie tönt! Und hiermit bin ich denn wieder auf die sinnliche Genialität als diejenige zurückgekommen, die sich unmittelbar musikalisch offenbart.

Daß selbst ich über diesen Punkt noch manches sagen könnte, weiß ich; daß es für die Kundigen etwas Leichtes wäre, alles in ganz anderer Weise ins Reine zu bringen, davon bin ich überzeugt. Da indessen meines Wissens niemand den Versuch oder nur eine Miene dazu gemacht hat, weil man beständig nur wiederholt, Mozarts Don Juan sei die Krone aller Opern, ohne näher zu erörtern, was man hiermit meint, obgleich doch alle etwas mehr sagen wollen, als daß ein qualitiver Unterschied zwischen dieser und allen modernen Opern sei -- etwas mehr, was doch wohl in nichts anderem zu suchen ist, als in dem absoluten Verhältnis zwischen Idee, Form, Stoff und Medium — weil dies, sage ich, sich also verhält, so habe ich das Schweigen gebrochen. Vielleicht wäre mein Versuch mir besser gelungen, wenn ich noch etwas gewartet hätte — jedenfalls eilte ich nicht damit, weil ich etwa fürchtete, ein Besserer könne mir zuvorkommen; nein, sondern weil ich fürchtete, daß, wenn ich schwiege, die Steine anheben würden, zu Mozarts Ehre zu schreien, zur Schmach für jeden Menschen, dem zu reden gegeben ist.

Was ich bisher sagte, sollte hauptsächlich nur den Weg zur Bezeichnung der unmittelbar-erotischen Stadien bahnen,

wie wir sie bei Mozart kennen lernen. Zuvor bitte ich eine Tatsache anführen zu dürfen, welche von einer anderen Seite her auf die wesentliche Verbindung zwischen sinnlicher Genialität und dem Musikalischen hinweisen kann. Bekanntlich ist die Musik von den religiösen Eiferern allezeit mit mißtrauischer Aufmerksamkeit verfolgt worden. Ob man da im Recht war, oder nicht, beschäftigt uns jetzt nicht; denn dies würde nur religiöses Interesse haben. Dagegen ist es nicht ohne Bedeutung, auf die Motive zu achten, welche mich hier bestimmten. Ich allgemeinen kann man den geschichtlichen Gang der Bewegung so beschreiben: je strenger die Religiösität, desto ablehnender verhält man sich zur Musik, desto mehr wird dagegen das Wort hervorgehoben. Die verschiedenen Stadien dieser Agitation sind weltgeschichtlich markiert. Das letzte der Stadien schließt die Musik ganz aus und hält sich allein an das Wort. Um das, was ich gesagt habe, mit vielerlei einzelnen Bemerkungen auszuschmücken, will ich nur die kurze Äußerung eines Presbyterianers anführen, welche in einer Erzählung Achims von Arnim vorkommt: „Wir Presbyterianer halten die Orgel für des Teufels Dudelsack, womit er den Ernst der Betrachtung in Schlummer wiegt, so wie der Tanz die guten Vorsätze betäubt." Das mag als eine Replik instar omnium gelten. — Welches Motiv kann man denn haben, die Musik zu bannen, um dadurch dem Wort die Alleinherrschaft zu übertragen? Daß das Wort, wo es mißbraucht wird, die Gemüter ebenso wohl verwirren kann, wie die Musik, geben gewiß auch alle Sekten zu. Es muß also zwischen beiden ein qualitativer Unterschied sein. Was aber die religiöse Idee ausgedrückt haben will, ist Geist; daher fordert sie die Sprache als das eigentliche Medium des Geistes und verwirft die Musik, welche diesem ein sinnliches, insofern immer unvollkommenes Medium ist, um dadurch auszudrücken, was des Geistes ist. Ob nun die religiöse Idee berechtigt sei, die Musik auszuschließen, das ist, wie gesagt, noch fraglich; da-

gegen kann ihr Urteil über das Verhältnis der Musik zur Sprache vollkommen richtig sein. Jene braucht nämlich darum nicht eben ausgeschlossen zu werden; man muß aber einsehen, daß sie auf dem Gebiet des Geistes ein unvollkommenes Medium ist, daß sie also in dem wesentlich Geistigen nicht ihren absoluten Gegenstand haben kann. Hieraus folgt keineswegs, daß man sie als Teufelswerk ansehen müsse, auch wenn unsere Zeit manche erschreckende Zeugnisse der dämonischen Macht aufweisen sollte, mit welcher die Musik ein Individuum ergreifen und dieses Individuum wiederum die Menge, namentlich die weibliche, in die unheimlichen Bande der Seelenangst hineinziehen oder mit der ganzen aufregenden Macht der Wollust ergreifen und fesseln kann. Man braucht sie noch nicht zu den Teufelskünsten zu zählen, selbst wenn man mit einem gewissen Grauen die Beobachtung macht, daß diese Kunst, mehr als eine andere, ihre Jünger rasch aufzureiben pflegt — ein Phänomen, das, auffallend genug, der Aufmerksamkeit selbst der Psychologen, vollends der großen Menge entgangen zu sein scheint, ausgenommen, wenn im einzelnen Fall die Menschen durch den Angstschrei einer verzweifelten Seele, die Kunde von einem Selbstmord, aufgeschreckt werden. Indessen ist es merkwürdig genug, daß in den Volkssagen, also im Volksbewußtsein, dessen Ausdruck die Sage ist, das Musikalische wieder die Rolle des Dämonischen spielt. Beispiele findet man u. a. im Grimms Irischen Elfenmärchen (1826) S. 25, 28, 29, 30.

Was nun die unmittelbar-erotischen Stadien betrifft, so verdanke ich, wie gesagt, Mozart alles, was ich darüber mitzuteilen vermag. Da jedoch die Zusammenstellung, die ich hier versuchen will, nur indirekt, durch eine Kombination des Geistes, auf ihn zurückgeführt werden kann, so habe ich zuvor mich selber ernstlich geprüft, ob ich irgendwie mir oder einem Leser die bewundernde Freude an Mozarts unsterblichen Arbeiten stören könnte. Wer Mozart in seiner

wahren, unsterblichen Größe sehen will, muß sich in den Genuß seines Don Juan versenken, welchem gegenüber alles andere zufällig, unwesenlich ist. Betrachtet man nun den Don Juan so, daß man Einzelheiten aus den anderen Mozartschen Opern, um von seinen übrigen Werken zu schweigen, gleichfalls unter diesem Gesichtspunkt sieht, so wird man, wie ich überzeugt bin, weder den Meister verkleinern noch sich selbst oder seinem Nächsten dadurch einen Schaden zufügen. Man wird vielmehr Gelegenheit finden, sich dessen zu freuen, daß alles, was die eigentliche Potenz der Musik ausmacht, in Mozarts Musik erschöpft ist.

Wenn ich übrigens im vorhergehenden den Ausdruck: Stadium gebraucht habe und im folgenden dabei beharren werde, so darf er nicht dermaßen urgiert werden, als ob jedes derselben selbständig für sich existierte, das eine außerhalb des anderen. Treffender wäre vielleicht die Bezeichnung: Metamorphose. Die einzelnen Stadien sind vielmehr Offenbarungen eines und desselben Prädikates der Unmittelbarkeit, also daß sie alle zuletzt in dem eigentlichen höchsten Stadium aufgehen. Diesem gegenüber tragen sie den Stempel der Zufälligkeit. Da sie indes einen besonderen Ausdruck in Mozarts Musik gefunden haben, werde ich sie einzeln erwähnen. Daß man nur nicht dabei an verschiedene Bewußtseinsstufen denke! Nein, sogar das letzte Stadium ist noch nicht ins Bewußtsein getreten. Hier ist beständig nur vom Unmittelbaren die Rede.

Die Schwierigkeiten, denen immer derjenige begegnet, der Musik zum Gegenstand ästhetischer Betrachtung machen will, bleiben natürlich auch hier nicht aus. Die Schwierigkeit, mit der ich im Vorhergehenden kämpfen mußte, lag vornehmlich daran, daß, während ich auf dem Wege des Gedankens beweisen wollte, daß sinnliche Genialität der wesentliche Gegenstand und Inhalt der Musik sei, dieses doch eigentlich nur durch Musik selbst bewiesen werden kann, sowie ich ja persönlich auch nur auf diesem Wege zu solcher

Erkenntnis gekommen bin. Die Schwierigkeit, mit welcher wir in der nachfolgenden Untersuchung zu kämpfen haben werden, besteht zunächst darin, daß, was die Musik ausdrückt, hier mit Worten beschrieben werden soll, während doch die Sprache zu dürftig ist, um das recht auszusprechen, was nur die Musik in vollkommener Weise ausdrücken kann. Ja, hätte ich mit verschiedenen Bewußtseinsstufen zu tun, dann bliebe natürlich der Vorteil auf meiner Seite und auf derjenigen der Sprache; aber das ist hier eben nicht der Fall. Was also im folgenden erörtert wird, hat nur Bedeutung für den, welcher gehört hat und auch ferner hören will. Für ihn kann es vielleicht diesen und jenen Wink enthalten, der ihn ermuntern kann, wieder und wieder zu hören.

Erstes Stadium.

Das erste Stadium ist angedeutet in dem Pagen der Oper Figaro. Selbstverständlich darf man in ihm nicht ein einzelnes Individuum sehen. Sieht man ihn von einer Person dargestellt, oder stellt man ihn sich in Gedanken vor, so mischt sich leicht etwas Zufälliges ein, das der Idee ferner liegt. Durch jeden Zusatz wird er mehr, als er sein soll; aber durch dieses Mehr verliert er auch; er hört auf, die Idee zu sein. Daher darf man ihm nicht, wie anderen, gestatten, daß er repliziere; sondern der einzige adäquate Ausdruck bleibt die Musik, weshalb wohl zu bemerken ist, daß sowohl Figaro als Don Juan, wie beide aus Mozarts Hand hervorgegangen sind, zu den opera seria gehören. Betrachtet man nun also den Pagen als eine ideelle Figur, so wird man in der Musik das Eigentümliche des ersten Stadiums ausgedrückt finden.

Die Sinnlichkeit erwacht, jedoch nicht zu bewegten Lebensäußerungen, sondern zu stiller Quieszenz, nicht zur Freude und Wonne, sondern zu tiefer Melancholie. Die Begierde ist noch nicht erwacht: sie wird schwermütig von fern geahnt.

In der Begierde ist beständig das Begehrte gegenwärtig; es steigt aus dieser empor und erscheint in verwirrender Dämmerung. Unter Schatten und Nebeln weicht das Bild zurück; indem es sich in diesen abspiegelt, wird es wieder mehr in die Nähe gebracht. Die Begierde besitzt gewissermaßen, was Gegenstand derselben werden soll, aber ohne es bisher wirklich recht begehrt zu haben; so besitzt sie es in der Tat und Wahrheit nicht. Das ist der schmerzliche, aber auch durch seine Süßigkeit betörende und bezaubernde Widerspruch, der mit seiner Wehmut, seiner Schwermut dieses Stadium durchtönt. Wie das Begehren ein stilles und zurückhaltendes ist, ebenso auch die Sehnsucht, die Schwärmerei, welche gerade darum schwermütig wird, weil sie es nicht zu rechtem, vollem Begehren bringt. Sobald die Begierde erwacht, ja, unter und mit ihrem Erwachen, atmet sie frei und gesund. Sie trägt dann nicht nur ein Nebelbild des Begehrten in sich selbst, welches sie bezauberte, umstrickte, ja fast ängstigte. Jetzt steht das Begehrte vor ihr et apparet sublime, erscheint als ein Höheres über ihr. Malt man die ganze Decke eines Zimmers mit Figuren, eine neben der anderen, so „drückt", wie der Maler sagt, eine solche Decke; bringt man eine einzige Figur leicht und flüchtig an, so wird die Decke dadurch gehoben. So verhält es sich mit der Begierde und dem Begehrten, nachdem sie auseinandergetreten sind, in dem ersten und dem weiteren Stadium. Wiewohl nun solche nur ahnende Begierde hinsichtlich ihres Gegenstandes noch völlig unbestimmt ist, so ist doch eine nähere Bestimmung von ihr auszusagen, nämlich diese, daß sie unendlich tief ist. Gleich dem Gott Thor, saugt sie mittels eines Hornes, dessen Spitze ins Weltmeer taucht; jedoch saugt sie ihren Gegenstand keineswegs zu sich heran. Es ist eben nichts anderes, als das Seufzen der Seele; und dieses ist gewiß ein unendlich tiefes.

Mit der gegebenen Beschreibung des ersten Stadiums harmoniert es unstreitig und ist von großer Bedeutung, daß

die Partie des Pagen in musikalischer Hinsicht so eingerichtet ist, daß sie die Lage einer weiblichen Stimme hat. Hiermit ist der innere Widerspruch, der diesem Stadium eignet, angedeutet. Das Verlangen ist noch ein so unbestimmt schwebendes, sein Gegenstand noch so wenig von ihm ausgeschieden, zu einem Gegenüber, daß das Begehrte gleichsam androgynisch in dem Verlangen ruht, so wie im Pflanzenleben das Männliche und Weibliche einer und derselben Blume innewohnt.

Obgleich die Repliken des Libretto nicht dem ideellen Pagen, sondern dem Pagen in der Oper, der poetischen Figur Cherubin gehören, und teils, als gar nicht vom Tondichter Mozart stammend, in diesem Zusammenhang außer acht zu lassen sind, teils etwas ganz anderes ausdrücken, als wovon hier die Rede ist, so will ich doch noch eine einzelne Replik hervorheben, weil sie mich veranlaßt, das gegenwärtige Stadium in seiner Analogie mit einem nachfolgenden zu betrachten. Susanne spottet über Cherubin, weil er auch in Marseline etwas verliebt sei, und der Page hat keine andere Antwort, als diese: Sie ist ein Mädchen! Bei dem Pagen in der Oper ist es wesentlich, daß er in die Gräfin verliebt ist, unwesentlich, daß er sich in Marseline verlieben kann — weiter nichts als ein indirekter und paradoxer Ausdruck für die Glut der Leidenschaft, welche ihn an die Gräfin fesselt. Hinsichtlich des ideellen Pagen ist es gleich wesentlich, daß er in die Gräfin und in Marseline verliebt ist. Sein Gegenstand ist nämlich die Weiblichkeit, und diese ist beiden gemeinsam. Wenn wir später Leporello von seinem Herrn singen hören:

Sechzigjährige Kokette
Zieht er auch an seiner Kette,

so ist dieses hierzu die vollkommene Analogie, nur daß die Begierde in ihrer Intensität und Entschiedenheit hier weit entwickelter ist.

Soll ich nun versuchen, das Eigentümliche der Mozartschen Musik, wie diese aus dem Pagen im Figaro ertönt,

durch ein einzelnes Prädikat zu bezeichnen, so möchte ich sagen: sie ist liebestrunken. Allein, wie jeder Rausch, kann auch der Liebesrausch auf zweierlei Art wirken, entweder zu gesteigerter gegenseitiger Liebeswonne, oder noch tieferem, schwerem Trübsinn. Letzteres trifft hier bei der Musik zu; und so ist's auch richtig. Den Grund kann die Musik nicht angeben, weil das ihr Vermögen übersteigt. Die Stimmung an sich kann das Wort nicht ausdrücken: sie ist zu schwer und gewaltig, als daß die Rede sie tragen könnte. Nur die Musik vermag sie wiederzugeben. Der Grund dieser Melancholie liegt in dem tiefen innern Widerspruch, auf den wir im Vorhergehenden aufmerksam gemacht haben.

Indem wir von dem ersten Stadium scheiden, lassen wir den ideellen Pagen schwermütig fortträumen über das, was er hat, melancholisch begehren, was er innerlich besitzt. Weiter kommt er nicht. Ein anderes ist's mit dem Pagen in der Oper. Für seine Zukunft wollen wir uns mit aufrichtiger Teilnahme interessieren; wir gratulieren ihm, daß er Kapitän geworden ist; wir erlauben ihm, noch einmal die Susanne zu küssen, zum Abschied zu küssen; wir werden ihn nicht verraten wegen des Males, das er auf der Stirn trägt, und welches niemand sehen kann, als wer selber davon weiß. Aber auch nicht mehr, mein guter Cherubin; oder wir rufen den Grafen, und alsdann heißt es: „Fort, zur Tür hinaus, zum Regiment! er ist ja kein Kind; das weiß niemand besser, als ich."

Zweites Stadium.

Dieses Stadium wird durch den Papageno in der Zauberflöte bezeichnet. Auch hier gilt's natürlich, das Wesentliche vom Zufälligen zu scheiden, den ideellen Papageno heraufzubeschwören und die in der Oper vor unseren Augen wandelnde Person zu vergessen, namentlich hier, da dieselbe

in der Oper mit allerlei bedenklichem Galimathias in Verbindung gebracht ist. Es wäre daher nicht ohne Interesse, den Beweis zu erbringen, daß das Süjet der ganzen Oper als solches im tiefsten Grunde verfehlt sei. Da würde sich zugleich Gelegenheit bieten, das Erotische von einer neuen Seite zu beleuchten, indem man darauf hinwiese, wie der Versuch, eine tiefere ethische Anschauung so in dasselbe hineinzulegen, daß diese sich in allerlei dialektischen bedeutungsvolleren Prüfungen versucht, ein Wagnis sei, das sich gänzlich über die Schranken der Musik hinausgewagt hat, daß es selbst einem Mozart unmöglich war, ein tieferes Interesse für ihn zu erwecken. Die definitive Tendenz dieser Oper ist eben doch ihr musikalischer Gehalt; und darum wird sie, trotz einzelner vollendeter Konzertnummern, einzelner tief bewegter pathetischer Ergießungen, doch durchaus keine klassische Oper. Doch haben wir hier nur mit Papageno zu tun. Das ist für uns ein großer Vorteil, schon aus dem Grunde, weil wir dadurch jedes Versuches überhoben sind, Papagenos Verhältnis zu Tamino in seiner Bedeutung darzulegen — ein Verhältnis, das der Anlage nach so sinnig und gedankenvoll aussieht, daß es vor lauter Sinnigkeit fast zum Unsinn wird.

Ein solches Urteil über die Zauberflöte könnte dem einen und anderen Leser vielleicht recht willkürlich erscheinen, weil so einerseits in Papageno zu viel, andrerseits in der ganzen übrigen Oper zu wenig gefunden werde. Das würde darin seinen Grund haben, daß man über den Ausgangspunkt jeder Beurteilung der Mozartschen Musik mit uns nicht übereinstimmte. Dieser Ausgangspunkt ist unserer Ansicht nach Don Juan, und zugleich sind wir überzeugt, daß, wenn man manche Schönheiten seiner anderen Oper auch hier wieder findet, Mozart dadurch am meisten Pietät erwiesen wird, ohne indessen leugnen zu wollen, daß es nicht ohne Bedeutung sei, jede einzelne Oper zum Gegenstand spezieller Betrachtung zu machen.

Das Verlangen erwacht und wie's immer geht, daß man erst im Augenblick des Erwachens merkt, daß man geträumt hat, so auch hier: der Traum ist vorüber. Dieses Erwachen, diese psychische Erschütterung ist es, wodurch dem Verlangen oder der Begierde ihr Gegenstand tatsächlich gegeben wird. Begierde und Gegenstand sind ein Zwillingspaar, von welchem der eine keinen Augenblick vor dem anderen zur Welt kommt. Die Bedeutung dieser ihrer Genesis ist zunächst nicht, daß sie vereint, vielmehr, daß sie voneinander geschieden werden. Aber sowie dieses Prinzip, welches die Sinnlichkeit in Bewegung setzt, für einen Augenblick trennend wirkt, so offenbart es sich auch wiederum dadurch, daß es das Getrennte vereinen will.

Wie das Leben der Pflanze an den Boden gebunden ist, so ist das erste Stadium noch wie gefangen in einem sich selbst unklaren substanziellen Verlangen. Die Begierde erwacht; der Gegenstand flieht wie in weiblicher Schüchternheit, zerteilt sich auch wohl in seinen Erscheinungen; die Sehnsucht reißt sich vom Boden los; die Blüte bekommt Flügel und flattert unstet und unermüdlich hin und her. Das Herz schlägt frisch und fröhlich, rasch verschwinden und kehren die Gegenstände wieder, zwischen beiden Momenten jedoch ein Augenblick der Berührung, kurz, aber selig, aufglühend wie ein Johanniswürmchen, flüchtig wie das Berühren eines Schmetterlings und so unschädlich wie dieses; unzählige Küsse, aber so rasch genossen, als nähme man nur dem einen Gegenstand, was man dem nächsten gäbe. Nur momentan wird ein tieferes Verlangen geahnt; diese Ahnung aber ist rasch vergessen. In Papageno geht die Begierde auf Entdeckungen aus. Diese Entdeckungslust ist's, was recht eigentlich in ihr pulsiert und ihr eine jugendliche Munterkeit verleiht. Den Gegenstand, den sie sucht, findet sie nicht, aber sie entdeckt ein Mancherlei, indem sie dies eine sucht. — Man darf also sagen, daß die in allen drei Stadien gegenwärtige Begierde im ersten als die träumende,

im zweiten als die suchende, im dritten als die bestimmt begehrende vorhanden ist. Die suchende Begierde ist nämlich noch nicht begehrend: sie sucht nur, was sie begehren kann, aber sie findet es nicht. Daher dürfte das sie am besten bezeichnende Prädikat sein: sie entdeckt. Vergleichen wir so Papageno mit Don Juan, so ist des letzteren Reise durch die Welt mehr als eine Entdeckungsreise. Er genießt nicht nur die mit derselben verbundenen Abenteuer, sondern ist ein Ritter, welcher auszieht, um zu siegen — veni, vidi, vici —. Entdeckung und Sieg ist hier dasselbe, ja in gewissem Sinn kann man sagen, daß er über dem Sieg die Entdeckung vergißt, oder daß die Entdeckung hinter ihm liegt, weshalb er sie seinem Diener und Sekretär Leporello überläßt, welcher sein „Register" in ganz anderem Sinn führt, als wie ich mir vorstelle, daß Papageno Buch führen würde. Papageno schaut aus, Don Juan genießt, Leporello hat das Nachsehen.

Den eigentümlichen Typus dieses, wie jedes Stadiums, kann ich zwar für die Reflexion darstellen, jedoch immer nur in dem Augenblick, in welchem es zu existieren aufgehört hat. Könnte ich aber seine Besonderheit noch so vollkommen beschreiben, und ebenso auch den Grund derselben erklären, immer würde doch ein Etwas zurückbleiben, was ich nicht auszusprechen vermag und was man doch hören will. Es ist zu unmittelbar, um in Worten festgehalten zu werden. So hier mit Papageno. Es ist eine und dieselbe Weise, dieselbe Melodie: frisch fängt er von vorn an, wenn er fertig ist, und so durchweg. Man könnte einwenden, es sei überhaupt unmöglich, etwas Unmittelbares anderen mitzuteilen. In gewissem Sinn ist dies ganz richtig; aber die Unmittelbarkeit des Geistes hat erstens ihren unmittelbaren Ausdruck in der Sprache, zum anderen aber bleibt sie doch wesentlich dasselbe, wenn auch durch das Hinzutreten des Gedankens eine Veränderung mit derselben vorgeht, eben weil es eine Bestimmung des Geistes ist. Hier dagegen ist

es eine Unmittelbarkeit der Sinnlichkeit, welche als solche ein ganz anderes Medium hat, wo also das Mißverhältnis zwischen den Medien die Unmöglichkeit zu einer absoluten macht.

Sollte ich nun noch mit einem einzelnen Prädikat das Eigentümliche der Mozartschen Musik in dem uns besonders interessierenden Teil dieser Oper zu bezeichnen suchen, so würde ich sagen: sie ist munter zwitschernd, lebensfroh, liebesprudelnd. Was ich nämlich ganz besonders hervorheben muß, ist die erste Arie und das Glockenspiel. Das Duett mit Tamino und nachher mit Papageno fällt ganz aus dem Bereich des Unmittelbar-Musikalischen heraus. Hört man dagegen die erste Arie mit ganzer Seele, so wird man die hier gebrauchten Prädikate zutreffend finden; und je aufmerksamer man sie hört, desto eher wird man sich zugleich davon überzeugen, wie groß die Bedeutung des Musikalischen ist, wo es sich als den vollkommenen Ausdruck der Idee offenbart, und diese also unmittelbar-musikalisch ist. Bekanntlich akkompagniert Papageno seine lebensfrohe Munterkeit auf einer Rohrflöte. Wie sollte nicht jedes Ohr und Gemüt sich von diesem Akkompagnement bewegt fühlen! Je mehr man aber dem nachdenkt, je mehr man in Papageno den ideellen Papageno sieht, desto ausdrucksvoller, desto charakteristischer wird man es finden; man wird nicht müde, es wieder und wieder zu hören, weil es ein völlig adäquater Ausdruck für das ganze Leben Papagenos ist. Dieses ist ja nichts weiter als ein solches unaufhörliches, bei allem Nichtstun sorglos fortzwitscherndes: froh und vergnügt, weil hierin sein Leben aufgeht, froh in seinem Treiben und froh in seinem Singen. Mit Recht hat man ein sinniges und wohlbedachtes Arrangement darin gesehen, daß Taminos und Papagenos Flöten einander korrespondieren. Und doch welcher Unterschied! Taminos Flöte — wiewohl von dieser die ganze Oper ihren Namen hat — verfehlt ihre Wirkung durchaus. Und warum? Darum, weil Tamino schlechterdings keine musikalische Figur ist. Das hängt

mit der verfehlten Anlage der ganzen Oper zusammen. Tamino wird auf seiner Flöte höchst sentimental und langweilig. Und reflektiert man auf seine ganze übrige Entwicklung, seine Seelenverfassung, so muß man, jedesmal wenn er seine Flöte hervorholt, um zu blasen, an jenen Bauern bei Horaz denken: „Rusticus exspectat, dum defluat amnis", nur daß Horaz seinem Bauern keine Flöte zum unnützen Zeitvertreib gegeben hat. Tamino geht als dramatische Figur ganz über das musikalische Gebiet hinaus, sowie überhaupt die moralische Entwicklung, welche sich hier vollziehen soll, eine ganz unmusikalische Idee ist. Tamino ist just dahingelangt, wo das Musikalische aufhört; deshalb wird sein Flötenspiel zu reinem Zeitverderb, ja es vertreibt uns alle Gedanken. Gedanken vertreiben, das kann nämlich die Musik vortrefflich, sogar böse Gedanken, wie ja von David erzählt wird, daß er durch sein Saitenspiel König Sauls bösen Geist verscheuchte. Jedoch liegt hierin eine große Täuschung; denn die Musik tut dies nur, sofern sie das Bewußtsein in die Unmittelbarkeit zurückführt und gleichsam einlullt. Das Individuum kann sich also im Augenblick des Rausches glücklich fühlen, wird dadurch aber nur um so unglücklicher. Ganz in parenthesi erlaube ich mir eine Bemerkung. Man hat Musik angewendet, um Geistesschwache zu heilen, man hat auch in gewissem Sinn seine Absicht erreicht; und doch ist es eine Illussion. Hat der Wahnsinn nämlich nicht einen leiblichen, sondern einen mentalen Grund, so liegt dieser immer in einer Verhärtung an dem einen oder anderen Punkt des Innern. Diese Verhärtung muß überwunden werden; man muß aber hierzu einen ganz anderen, ja den entgegengesetzten Weg gehen, als denjenigen, der zur Musik führt. Sonst bringt man den Patienten nur noch mehr von Sinnen, wenn's auch anders aussieht.

Was ich von Taminos Flötenspiel gesagt habe, darf nicht mißverstanden werden. Ich will keineswegs leugnen,

was ja auch wiederholt eingeräumt ist, daß die Musik als Akkompagnement ihre Bedeutung haben kann, weil sie dann auf einem fremden Gebiet, nämlich dem der Sprache, auftritt. Die schwache Seite der Zauberflöte ist indes diese, daß das, worauf die ganze Dichtung hinstrebt, die Welt des Bewußtseins ist, ihre Tendenz also Aufhebung der Musik, und doch soll es eine Oper sein. Als Ziel der Entwicklung ist die ethisch-bestimmte Liebe oder die eheliche Liebe gesetzt. Hierin liegt der Hauptfehler der Oper; denn was jene auch sonst bedeute, moralisch oder bürgerlich geredet, musikalisch ist sie nicht, vielmehr absolut unmusikalisch.

Die erste Arie hat also in musikalischer Hinsicht ihre große Bedeutung als der unmittelbar-musikalische Ausdruck für Papagenos ganzes Leben und seine Geschichte, welche in demselben Grad, wie Musik deren absolut adäquater Ausdruck ist und nur in uneigentlichem Sinn Geschichte heißen darf. Das Glockenspiel dagegen ist der musikalische Ausdruck seines Tuns und Treibens, wovon man wieder nur durch die Musik eine Vorstellung bekommen kann. Diese klingt bezaubernd, lockend, versuchend, gleich dem Spiel jenes Mannes, welchem die Fische still hielten und zuhorchten.

Die von Schikaneder ihm in den Mund gelegten Repliken sind im ganzen so unsinnig und dumm, daß es fast unbegreiflich ist, wie Mozart mit ihnen das gemacht hat, was jetzt vor uns liegt. Daß jener Papageno von sich aussagen läßt: „Ich bin ein Naturmensch", und im selben Nu sich selbst zum Lügner macht, diene als ein einzelnes Exempel instar omnium. Als Ausnahme könnten die Textesworte zu der ersten Arie gelten, nach welchen er die Mädchen, die er fängt, in sein Vogelbauer setzt. Sie könnten nämlich, woran aber der Dichter schwerlich gedacht hat, das Unschädliche in Papagenos Tätigkeit bezeichnen, wie wir diese oben angedeutet haben.

Wir scheiden von dem ideellen Papageno. Das Schicksal des wirklichen Papageno kann uns nicht beschäftigen.

Wir wünschen ihm Glück zu seiner kleinen Papagena und wehren ihm durchaus nicht die Freude, einen Urwald oder einen ganzen Weltteil mit lauter Papagenos zu bevölkern.

Drittes Stadium.

Dieses Stadium ist durch Don Juan bezeichnet. Hier kann ich nicht, wie beim vorhergehenden, einen einzelnen Teil einer Oper aussondern, hier gilt es nur zusammenzufassen, da die ganze Oper wesentlich ein Ausdruck der Idee ist und, einige wenige Nummern ausgenommen, in derselben ruht, mit dramatischer Notwendigkeit zu ihr, als ihrem Zentrum, hingravitiert. Hier wird man daher wieder sehen können, in welchem Sinn ich den voraufgehenden „Stadien" diesen Namen gegeben habe, wenn ich das dritte Stadium als Don Juan bezeichne. Schon früher erinnerte ich daran, daß sie keine besondere Existenz haben; und geht man von diesem dritten Stadium aus, welches eigentlich das Ganze ist, so lassen sie sich nicht sowohl als einseitige Abstraktionen oder vorläufige Antizipationen betrachten, sondern eher als Ahnungen von einem Don Juan, nur daß beständig etwas zurückbleibt, was mich zu dem Ausdruck „Stadium" einigermaßen berechtigt, als einseitige Ahnungen, nämlich in dem Sinn, daß jedes derselben nur eine Seite ahnt.

Im Don Juan ist die Begierde erst absolut als solche bestimmt, und in intensivem sowohl als extensivem Sinn die unmittelbare Einheit der beiden vorhergehenden Stadien. Das erste Stadium begehrte ideal, nämlich Eines, das zweite begehrte das Einzelne unter der Bestimmung des Mannigfaltigen, das dritte Stadium stellt die Einheit dar. Die Begierde hat nur in dem Einzelnen ihren absoluten Gegenstand. Hierin liegt das Verführerische. Auf diesem Stadium ist das Begehren in vollem Sinn wahr, siegreich, triumphierend, unwiderstehlich, dämonisch. Man darf natürlich nicht übersehen, daß hier nicht von dem Begehren eines einzelnen

Individuums erzählt wird, sondern solches als Prinzip bezeichnet, welches der Geist verneint und aus seinem Reich ausschließt. Dieses ist die Idee der sinnlichen Genialität. Der Ausdruck für dieselbe ist Don Juan, und der Ausdruck für Don Juan ist wieder einzig und allein Musik. Wenn nun im folgenden besonders diese beiden Gedanken von verschiedenen Seiten hervorgehoben werden, so wird zugleich indirekt für die klassische Bedeutung der Oper der Beweis geführt werden. Um indes dem Leser die Übersicht zu erleichtern, werde ich die zerstreuten Betrachtungen unter einigen Gesichtspunkten zusammenzufassen suchen.

In die Einzelheiten dieser Musik einzugehen, ist nicht meine Absicht; und besonders werde ich mich auch unter dem Beistand aller guten Geister davor hüten, eine Menge nichtssagender, aber sehr lärmender Prädikate zusammenzutreiben, oder in linguistischer Üppigkeit die Impotenz der Sprache zu verraten, und das um so mehr, als ich dies nicht für eine Unvollkommenheit, vielmehr für eine hohe Potenz der Sprache halte, und daher desto bereitwilliger bin, die Musik innerhalb ihrer Grenzen anzuerkennen. Was ich dagegen will, ist, teils die Idee und ihr Verhältnis zur Sprache von so vielen Seiten wie möglich zu beleuchten, und dadurch immer mehr das Territorium zu begrenzen, in welchem die Musik ihre Heimat hat, sie gleichsam zu drängen, daß sie ihre Herrlichkeit mir entfalte, ohne daß ich doch, während sie sich hören läßt, mehr von ihr zu sagen vermag, als: höret! Ich meine, daß ich hiermit das Höchste habe leisten wollen, was die Ästhetik zu leisten vermag. Ob es mir gelingen wird, ist eine andere Sache. Wenn ich ein einziges Mal gleichsam ein Signalement derselben ausstelle, so werde ich es nicht vergessen, noch dem Leser es zu vergessen erlauben, daß, wer ein solches in Händen hat, darum noch keineswegs den, auf welchen es lautet, ergriffen hat. Auch der ganze Plan der Oper, ihre innere Bedeutung, wird an seinem Ort speziell besprochen werden, aber auch alsdann so,

daß ich nicht mit einer Ausrufer-Stimme wie für zwei schreie: Bravo! bravo! Potz Wetter! bravissimo!, sondern nur beständig auf die Wirkung der musikalischen Klänge selbst mich berufe, und so das Höchste getan zu haben glaube, was man im ästhetischen Interesse bei einer Tondichtung tun kann. Was ich also zu geben gedenke, ist kein Kommentar zu der Musik, welcher ja doch hauptsächlich nur subjektive Einfälle, individuelle Sympathien und Antipathien enthalten könnte, um etwa entsprechende Saiten im Gemüt des Lesers anzuschlagen. Selbst ein so geschmackvoller und gedankenreicher, im Ausdruck gewandter Kommentator, wie G. H. Hotho, hat dennoch einerseits nicht verhüten können, daß seine Auslegung in Wortschwall, als Ersatz für den Mozartschen Reichtum an Melodie und Harmonie, ausartet, oder sich als matter Nachhall, bleicher Abdruck der volltönenden, üppigen Schaffensfreude eines Mozart ausnimmt, anderseits verschuldet, daß Don Juan bald mehr wird, als er in der Oper wirklich ist, nämlich ein reflektierendes Individuum, teils unter seine Bedeutung herabsinkt. Letzteres rührt daher, daß Hotho den eigentlichen Kern der Oper nicht erkannt hat; für ihn ist Don Juan doch nur die beste der Opern, nicht qualitativ von allen anderen unterschieden. Hat man aber dieses nicht mit der allgegenwärtigen Sicherheit des spekulativen Auges eingesehen, so kann man weder gebührlich noch richtig von Don Juan reden, auch wenn man bei dieser Würdigung weit reicher, glänzender, vor allem wahrer hierüber zu reden vermöchte als der, welcher hier das Wort zu führen wagt. Dagegen werde ich beständig suchen, das Musikalische in der Idee, der Situation usw. aufzuspüren, es zu erlauschen und wenn ich dann meinen Leser dahin gebracht habe, in dem Grad musikalisch rezeptiv zu sein, daß er die Musik zu hören glaubt, wiewohl er nichts hört, alsdann habe ich meine Aufgabe erfüllt, alsdann verstumme ich, alsdann sage ich zu dem Leser wie zu mir selbst: höre! — Ihr freundlichen Genien, die ihr alle unschuldige Liebe beschützt, euch

befehle ich mein Inneres; wacht über die arbeitenden Gedanken, daß sie des Gegenstandes würdig erfunden werden; bildet meine Seele zu einem wohlklingenden Instrument, laßt den milden Odem der Beredsamkeit über dieselbe hinwehen, sendet den erquickenden Ton und den Segen wahrhaft fruchtbarer Stimmungen! Ihr Geister der Ordnung und Zucht, die ihr Wache haltet an den Grenzen im Reich der Schönheit, behütet mich, daß ich nicht in unklarer Begeisterung, in blindem Eifer, alles aus dem Don Juan zu machen, dem Werk unrecht tue, es verkleinere, es zu etwas anderem mache, als was es wirklich ist — das ist das Höchste! Ihr starken Geister, die ihr das Menschenherz zu ergreifen wißt, steht mir bei, daß ich den Leser fesseln möge, nicht im Garn der Leidenschaft, nicht durch die Ränke der Beredsamkeit, sondern in der ewigen Wahrheit der Überzeugung!

---

1. Sinnliche Genialität, als die verführerische.

Wann die Idee des Don Juan entstanden ist? — Nur so viel ist gewiß, daß sie dem Christentum und durch dasselbe wieder dem Mittelalter angehört. Könnte man die Idee nicht mit einiger Sicherheit bis auf diesen weltgeschichtlichen Abschnitt des menschlichen Bewußtseins zurückverfolgen, so müßte schon vor dem inneren Charakter der Idee selbst jeder Zweifel schwinden. Das Mittelalter wird überhaupt durch den Begriff der Repräsentation charakterisiert, welchen es teils bewußt, teils unbewußt verwirklichte. Das Ganze wird in einem einzelnen Individuum repräsentiert, jedoch so, daß es nur eine einzelne Seite ist, die, als Totalität gefaßt, in einem einzelnen Individuum offenbar wird, welches daher ebensowohl mehr als weniger denn ein wirkliches Individuum ist. Neben jenem Individuum steht alsdann ein zweites Individuum, welches den Inhalt des Lebens von einer anderen Seite und zwar ebenso total repräsentiert: so

der Ritter und der Scholastiker, der Geistliche und der Laie, der Bekenner und der Leugner. Die große Dialektik des Lebens wird hier stets in repräsentierenden Individuen veranschaulicht, welche einander meistens paarweise gegenüberstehen. Das Leben ist immerdar nur sub una specie vorhanden; und die große dialektische Einheit, welche das Leben sub utraque specie beherrscht, wird nicht geahnt. Der tieferen Harmonie der Gegensätze ward das Mittelalter sich nicht bewußt. So realisiert es unbewußt selbst die Idee der Repräsentation, während erst eine spätere Betrachtung die Idee darin erkennt. Es liebt dem einen Individuum, dem Repräsentanten der Idee, ein anderes zur Seite zu stellen, gewöhnlich als komischen Begleiter, welcher gleichsam der das wirkliche Leben unverhältnismäßig überragenden Größe des anderen abhelfen soll. So hat der König den Narren, Faust den Wagner, Don Quixote den Sancho Pansa, endlich Don Juan den Leporello neben sich. Diese Formation gehört gleichfalls wesentlich dem Mittelalter an.

Die Idee, welche uns hier beschäftigt, gehört also dem Mittelalter an, und im Mittelalter gehört sie hinwiederum nicht einem einzelnen Dichter an. Sie ist eine jener urkräftigen Ideen, die mit autochthonischer Ursprünglichkeit aus der inneren Welt des Volkslebens hervorbrechen. Den durch das Christentum in die Welt eingeführten Kampf zwischen dem Fleisch und dem Geist mußte das Mittelalter zum Gegenstand seiner Betrachtung machen, und zu dem Ende jede der streitenden Kräfte anschaulich darstellen. Don Juan ist nun, so zu sagen, die Inkarnation des Fleisches, oder die Beseelung des Fleisches durch den eigenen Geist des Fleisches, was schon im vorhergehenden hinreichend hervorgehoben ist. Hier möchte ich dagegen die Frage zur Sprache bringen: ob man Don Juan in das frühere oder das spätere Mittelalter versetzen müsse? Entweder ist er nur die mißverstandene Antizipation des Erotischen, die mit sich selber in stetem Widerspruch steht, wie sie in dem Ritter

erschien; oder das Ritterwesen ist nur noch ein relativer Gegensatz gegen den Geist, und erst als der Gegensatz zu einer noch größeren Kluft ward, erst da kam Don Juan als die personifizierte Sinnenlust, welche auf Tod und Leben wider den Geist streitet, zur Erscheinung. Die Erotik des Rittertums hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der des Griechentums, welche ebenso wie jene seelisch bestimmt war. Ein Unterschied zeigte sich darin, daß, während in der ritterlichen Minne die Idee der Weiblichkeit eine große Rolle spielte, diese im hellenischen Leben völlig zurücktrat. Die schöne Individualität war alles; von der echten Weiblichkeit hatte man keine Ahnung. Auch im mittelalterlichen Bewußtsein stand die Erotik des Ritters in einem einigermaßen versöhnlichen Verhältnis zum Geist, wiewohl dieser in seiner eifernden Strenge sie mit argwöhnischem Auge ansehen mochte. Geht man nun davon aus, daß das Prinzip des Geistes in die Welt hineingestellt ist, so kann man sich ja allerdings vorstellen, daß sich zunächst der grellste Kontrast, die himmelschreiendste Scheidung beider Mächte geltend machte, welche sich aber allmählig milderte. In diesem Fall gehört Don Juan dem früheren Mittelalter an. Nimmt man dagegen an, daß das Verhältnis sich successiv zu diesem absoluten Gegensatz entwickelte, wie's auch das Natürlichere ist, sofern der Geist immer mehr seine Aktien aus der vereinigten Firma herauszieht, um allein zu wirken und zu herrschen, wo es dann erst zu dem eigentlichen σκάνδαλον kommt, so gehört Don Juan dem späteren Mittelalter an. So werden wir zu dem Punkt hingeführt, wo das Mittelalter sich zu heben anfing, und wo wir denn auch einer verwandten Idee begegnen, nämlich dem Faust, nur daß Don Juan ein wenig früher gesetzt werden muß. Indem der Geist einzig und allein als solcher gefaßt, sich von dieser Welt lossagt, und in dem Gefühl, daß diese nicht nur nicht seine Heimat sei, sondern nicht einmal der Schauplatz seines Lebens, sich in die höheren Regionen zurückzieht, so überläßt er das

Weltliche als Tummelplatz derjenigen Macht, mit welcher er allezeit, sowie sie mit ihm, im Streit lebte, und welcher er hier seinen eigenen Platz einräumt. Während also der Geist sich von dieser Erde löst und seine eigenen Wege geht, tritt die Sinnlichkeit in ihrer ganzen Macht auf. Diese hat gegen den Tausch nichts einzuwenden, ja sie gewinnt bei dieser Trennung und ist froh, daß die Kirche ihnen nicht zuredet, zusammenzubleiben, vielmehr daß das Band, das sie bisher mit einander verband, zerreißt. Stärker als je zuvor erwacht jetzt die Sinnlichkeit in ihrem ganzen Reichtum, ihrer ganzen Wonne und ihrem Jubel. Und gleichwie jener Einsiedler in der Natur, das eingeschlossene Echo — welches nie jemanden zuerst anredet, auch nicht redet, ohne gefragt zu sein —, so großes Gefallen am Jagdhorn des Ritters und seinen Minneliedern, an dem Bellen der Hunde, dem Schnauben der Rosse fand, daß er niemals müde ward, es zu wiederholen, und zuletzt, um es nicht zu vergessen, ganz leise nur sich selbst vorsummte, so ward die ganze, weite Welt eine von allen Seiten widerhallende Wohnung des weltlichen Geistes der Sinnenlust, nachdem der Geist die Welt verlassen hatte. Das Mittelalter weiß viel von einem Berg zu reden, welcher auf keiner Landkarte gefunden wird, er heißt der Venus-Berg. Hier hat die Sinnlichkeit ihre Heimat, hier feiert sie ihre wilden Freudenfeste: denn sie ist ein Reich, ein Staat. In diesem Reich ist weder die echt menschliche Sprache heimisch, noch die Besonnenheit des Gedankens, noch das mühevolle Erwerben der Forschung, hier erschallt nur die elementare Stimme der Leidenschaft, das Spiel der Lüste, das wüste Lärmen der Berauschten; hier wird nur in ewigem Taumel genossen. Der Erstgeborene dieses Reiches ist Don Juan. Daß es das Reich der Sünde sei, ist hiermit noch nicht ausgesprochen, sofern es zunächst in ästhetischer Indifferenz erscheint. Erst indem das aufgeschreckte Gewissen und die Reflexion hinzutreten, offenbart es sich als das Reich der Sünde. Da wird Don Juan

ermordet, und die Musik verstummt; da erblickt man nichts als den verzweifelten Trotz, welcher sich ohnmächtig wehrt, aber keinerlei Konsistenz, es wäre denn in Tönen, finden kann. Während aber die Sinnenlust als dasjenige erscheint, was zu bannen und auszuschließen ist, und womit der Geist nichts zu schaffen haben will, ohne daß dieser doch schon das schließliche Urteil gesprochen hat, nimmt das Sinnliche die Gestalt des Dämonischen in ästhetischer Indifferenz an. Jenes ist nur Sache eines Augenblicks, bald ist die ganze Szene verwandelt und auch die Musik vorbei. Faust und Don Juan sind Titanen und Giganten des Mittelalters, die sich in der Großartigkeit ihres Strebens und Ringens von denen in der mythischen Vorzeit nicht unterscheiden, wohl aber darin, daß sie isoliert dastehen, keine Vereinigung von Kräften darstellen, welche erst durch ihre Vereinigung zu himmelstürmenden werden; vielmehr ist alle Kraft in diesem einen Individuum konzentriert.

Don Juan ist also der Ausdruck für das Dämonische, sofern es als Sinnliches bestimmt wird, Faust der Ausdruck für das Dämonische, sofern es als das Geistige auftritt, nämlich als dasjenige, das der christliche Geist von sich ausschließt und negiert. Diese Ideen stehen miteinander in einem Wesensverhältnis und sind einander sehr ähnlich. Es ließ sich daher wohl erwarten, daß sie auch darin übereinstimmten, daß beide in einer Volkssage aufbewahrt wurden. Daß dieses mit dem Faust der Fall gewesen, ist bekannt. Seit vielen Jahren existiert ein Volksbuch, das seine Taten schildert, aber selbst von jenen jungen Gelehrten, die über Faust Vorträge halten und Bücher schreiben, kaum benutzt wird. Es fällt ihnen niemals ein, wie schön es doch sei, daß das wahrhaft Große allen gemeinsam sein müßte, daß zur selben Zeit, wenn ein Goethe seinen Faust dichtet, ein Bauernbursche sich bei seiner Nachbarin, einer klugen Frau im Dorf, hinsetzt und mit halblauter Stimme in dem Volksbuch liest. Und fürwahr, das verdient wohl beachtet zu

werden; es hat namentlich — was man ja beim Wein als eine empfehlende Eigenschaft preist — es hat Bukett, ist eine vortreffliche Kelterung aus dem Mittelalter. Öffnen wir das Buch, so strömt uns ein so gewürzter, frischer, eigenartiger Duft entgegen, daß uns ganz absonderlich zu Mut wird. — Was indes Don Juan betrifft, so ist die spanische Sage, die früh diesen Namen von Mund zu Mund trug, nicht ebenso in einem Volksbuch oder Volkslied verkörpert worden. Vermutlich beschränkte sich die alte Sage auf vereinzelte Züge, und mochte noch kürzer sein als die wenigen Strophen, die Bürgers Leonore zu Grunde liegen; vielleicht gehört die oben angeführte Zahl 1003 der Sage an. Bekanntlich hat der Don Juan schon sehr früh als ein Schaubudenstück existiert; ja, dies mag seine erste Existenz gewesen sein. Hier ist aber die Idee komisch aufgefaßt, wie es denn überhaupt merkwürdig ist, daß das Mittelalter, so tüchtig es auch in der Darstellung von Idealen, mit ebenso sicherem Blick das Komische zu erfassen wußte, das in der übernatürlichen Hoheit des Ideals lag. Der Gedanke, Don Juan zu einem Prahlhans zu machen, der sich einbildete, alle Mädchen verführt zu haben, dann Leporello als gläubigen Nachbeter dieser Lügen darzustellen, ist wohl gar nicht übel, um komische Situationen zu schaffen. Jedenfalls konnte es niemals ausbleiben, daß man ihn eine komische Wendung gab, da diese in dem Widerspruch zwischen dem Helden und dem Theater liegt, auf dem er sich bewegt. So kann das Mittelalter auch von Heroen erzählen, die so kraftvoll gebaut waren, daß ihre Augen um eine halbe Elle voneinander entfernt waren; wollte aber ein gewöhnlicher Mensch die Bühne betreten und sich die Miene geben, als sei dieses bei ihm der Fall, dann würde das Komische in vollem Zuge sein.

Was nun über die Sage von Don Juan gesagt ist, würde hier nicht seinen Platz gefunden haben, stände es nicht in einem näheren Verhältnis zu dem Gegenstand

unsrer Untersuchung, diente es nicht dazu, den Gedanken seinem Ziel entgegenzuführen. Der Grund, weshalb diese Idee im Vergleich mit der des Faust eine so dürftige Vorgeschichte hat, ist unstreitig dieser, daß etwas Rätselhaftes in ihr lag, so lange man nicht einsah, daß ihr eigentliches Medium die Musik sei. Faust ist an sich eine Idee, aber eine Idee, die zugleich ein Individuum darstellt. Das Geistig-Dämonische sich in einem Individuum vorzustellen, ist die eigene Frucht und Konsequenz des Denkprozesses, wogegen sich der ganze Reichtum der Sinnlichkeit in einem und demselben Individuum nicht denken läßt. Don Juan schwebt beständig zwischen seiner Existenz als Idee — das heißt Kraft, Leben — und als Individuum. Dieses Schweben ist gleichsam das musikalische Zittern oder Vibrieren. Während das im Sturm und Wetter empörte Meer sich auf und nieder bewegt, so erzeugen die schäumenden Wogen unter dieser Unruhe allerlei Bilder, die Wesen zu sein scheinen; es ist, als brächten diese Wesen die Wogen in Aufruhr, während doch umgekehrt das Wogen des Meeres dieselben erzeugt. So ist Don Juan ein Bild, welches beständig erscheint, aber keine Gestalt noch Konsistenz gewinnt, ein Individuum, das sich fort und fort gestaltet, aber nie fertig wird, von dessen Geschichte man nichts vernimmt, es sei denn, daß man dem Rauschen und Brausen der Wogen horcht. Wird Don Juan beständig aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, dann kommt in alles Sinn und tiefe Bedeutung. Denke ich mir ein einzelnes Individuum, oder habe ich dieses im Auge, so wird es einfach lächerlich, daß dasselbe 1003 Fräulein in sich verliebt gemacht und verführt habe, man fragt: wen denn und wie? Die Naivität der Sage und des Volksglaubens kann so etwas aussprechen, ohne das Lächerliche zu ahnen; aber für ein verständiges Nachdenken ist es schlechterdings unmöglich. Wird er dagegen musikalisch aufgefaßt, dann habe ich nicht das einzelne Individuum, sondern die Naturmacht, das Dämonische, was

ebensowenig des Verführens müde oder hiermit fertig wird, wie der Wind müde wird zu stürmen, das Meer zu wallen, oder ein Wasserfall, sich von seiner Höhe herabzustürzen. Insofern kann die Zahl der Verführten ebenso gut eine beliebig andere, weit größere sein. Es ist manchmal keine leichte Arbeit für den Übersetzer eines Operntextes, den Ausdruck so zu treffen, daß die Worte nicht nur gesungen werden können, sondern dem Sinn nach einigermaßen mit dem italienischen Text und so mit der Musik harmonieren. Als ein Beispiel, wie dies zuweilen ganz gleichgültig ist, führe ich die Zahlen in Leporellos Register an, ohne daß ich übrigens so leichthin wie manche Menschen annehme, auf dergleichen komme nichts an. Ich nehme vielmehr die Sache in hohem Grade ästhetisch ernst, und darum halte ich dergleichen *hier* für gleichgültig. Nur will ich eine Eigenschaft bei der Zahl 1003 hervorheben, daß sie nämlich ungleich und zufällig ist, ein gar nicht unwichtiger Umstand; denn er macht den Eindruck, daß die Liste noch keineswegs abgeschlossen sei. *Don Juan* muß vielmehr auf demselben Wege noch immer weiter gehn. Man muß den armen Leporello beklagen, weil er nicht allein Wache vor der Tür halten, sondern zugleich auch seine Listen noch immer weiter führen muß, die doch einem routinierten Kanzleisekretär Mühe genug machen würden.

So wie die Sinnlichkeit in *Don Juan* aufgefaßt ist, nämlich als Prinzip, ist sie vorher niemals in der Welt aufgefaßt worden. Das Erotische wird daher hier auch durch ein anderes Prädikat näher bestimmt. Die Erotik ist *Verführung*. Auffallend genug geht die Idee eines Verführers dem alten Griechentum völlig ab. Darum fällt es mir jedoch nicht ein, dieses sittlich hochstellen zu wollen, denn die Götter sowohl wie die Menschen kannten, wie jeder weiß, in Liebesaffären keine Rücksicht; noch weniger das Christentum zu tadeln, welches die Idee ja nur als eine ihm fremde besitzt. Der Grund, weshalb den Griechen diese

Idee fehlte, lag darin, daß ihr ganzes Leben in Individualität aufging. So herrschte denn das Persönlich-Psychische überall vor und war stets mit dem Sinnlichen verbunden. Ihre Liebe war daher mehr eine psychische als eine sinnliche, und hieraus floß jene Verschämtheit, die durchweg auf der Liebe der althellenischen Zeit ruhte. Sie entflammten in Liebe zu einem Mädchen; sie setzten Himmel und Erde in Bewegung, um in den Besitz desselben zu kommen. Gelang es ihnen, so waren sie vielleicht des Besitzes schon müde und suchten eine neue Liebe. In ihrer Unstetigkeit mochten sie mit Don Juan eine gewisse Ähnlichkeit haben; um nur einen zu nennen, so konnte Herkules gewiß ein stattliches Register aufführen, wenn man bedenkt, daß er sich zuweilen mit ganzen Familien einließ, die gegen 50 Töchter zählten, und so, als Familien-Schwiegersohn, sie alle umarmte, nach dem Bericht einiger, in einer einzigen Nacht. Natürlich ein Mythus, in welchem sich aber das Griechentum abspiegelt. Indes bleibt Herkules von Don Juan wesentlich verschieden: er ist kein Verführer. Denkt man sich nämlich die griechische Liebe, so ist diese ihrem Begriff nach wesentlich treu, eben weil sie psychisch ist. Daß einer mehrere liebt, ist bei ihm das Zufällige; während er die eine liebt, denkt er nicht an die nächste. Don Juan dagegen ist von Grund aus ein Verführer. Seine Liebe ist sinnlich; und solche Liebe ist ihrem Begriff nach nicht treu, sondern absolut treulos; und unter der Summe der Momente im Moment lebend, liebt sie nicht die eine, sondern alle, was so viel heißt als: sie möchte alle verführen. Ihre Treulosigkeit zeigt sich auch darin, daß sie beständig nur eine Wiederholung ist. Die psychische Liebe, also auch die ritterliche, trägt in zwiefachem Sinn den Gegensatz in sich. Einerseits ist sie nämlich voller Zweifel und Unruhe, ob sie denn auch glücklich werden, ihren Wunsch erfüllt sehen, wieder geliebt sein werde, eine Sorge, von welcher die sinnliche Liebe nichts weiß. Selbst ein Jupiter ist seines Sieges niemals sicher; und wie kann

es auch anders sein? kann er's doch selbst nicht anders wünschen! Mit Don Juan steht es anders: er macht kurzen Prozeß und ist immer der absolut Siegreiche. Dies könnte als ein Vorzug erscheinen, ist aber eigentlich traurige Armut. Andrerseits hat die psychische Liebe auch eine andere Dialektik; ihr Reichtum zeigt sich darin, daß sie stets als eine neue und andere auftritt, auch im Verhältnis zu jedem einzelnen Gegenstand ihrer Liebe. Davon ist bei Don Juan keine Rede. Für so etwas hat er keine Zeit; für ihn ist alles nur Sache des Momentes. Sie sehen und lieben, war eins. Während man dies auch von der psychischen Liebe oft in gewissem Sinn sagen kann, jedoch nur als Andeutung eines Anfanges, so gilt es in ganz anderer Weise von Don Juan. Das Sehen und Lieben, was bei ihm eins ist, fällt in einen Moment, und in demselben Moment ist auch alles vorbei, was sich dann ins Unendliche wiederholt. Hat man nun, um eine derartige Liebe zu schildern, kein anderes Medium als die Sprache, so kommt man in Verlegenheit: denn sobald man die lächerliche Naivität aufgegeben hat, welche treuherzig daran glaubt, daß es in Spanien 1003 sind, wird man notwendig seine Ansprüche an Don Juans Liebe steigern und ein psychisches Individualisieren fordern müssen. Die Seelenliebe bewegt sich gerade in der reichen Mannigfaltigkeit des individuellen Lebens, wo die Nüancen das eigentlich Bedeutungsvolle sind. Die sinnliche Liebe dagegen kann immerhin solch willkürliches Pauschquantum annehmen. Für sie ist das Wesentliche die ganz abstrakt gefaßte Weiblichkeit, höchstens noch in mehr sinnlich markierter Differenz. Während die seelische Liebe in der Zeit verharrt, ist die sinnliche nichts weiter als ein Verschwinden in der Zeit. Das Medium aber, welches dies ausdrückt, ist die Musik. Ja, zu solchem Ausdruck ist sie vorzüglich geeignet, weil sie nicht sowohl das Einzelne ausspricht, sondern vielmehr das Allgemeine in seiner ganzen Allgemeinheit, jedoch nicht als ein abstraktes, sondern als ein konkretes in voller Unmittelbarkeit.

Was ich hiermit meine, will ich an einem Beispiel, nämlich an jener zweiten Leporello-Arie erläutern: dem Register der Verführten. Diese Nummer läßt sich als das eigentliche Don Juan-Epos ansehen. Man gebe nur einmal selbst dem begabtesten Dichter die Aufgabe, diesen Helden episch zu schildern. Was wird werden? Er wird niemals fertig werden, wie das der Fehler des Epos ist, so lange zu reden und zu reden, wie's dem Epiker gefällt. Dieser wird in die nicht zu erschöpfende Mannigfaltigkeit des Stoffes eingehen und immer anderes Ergötzliche bringen, niemals aber die Wirkung hervorbringen wie Mozart. Denn würde er auch zuletzt fertig, so hätte er doch nicht die Hälfte von dem gesagt, was Mozart in dieser einen Nummer zum Ausdruck gebracht hat. Der Musiker hat sich nun gar nicht auf die Mannigfaltigkeit eingelassen; gewisse große Formationen sind es, die sich an uns vorüberwegen. Der Grund hierfür liegt in dem Medium, der Musik selbst. Das musikalische Epos fällt daher verhältnismäßig kurz aus; und dennoch hat es in unvergleichlicher Weise die epische Eigenschaft, fortfahren zu können, so lange es sein soll, da man es ja immer von vorn anfangen lassen und es hören und wieder hören kann. Man hört hier nicht Don Juan als einzelnes Individuum, nicht seine Rede; sondern man hört nur seine Stimme, die Stimme der Sinnlichkeit, und diese hört man mitten unter den Sehnsuchtsseufzern der Weiblichkeit. Nur so kann Don Juan episch werden, daß er beständig fertig wird und beständig von vorn anfangen kann, denn sein Leben ist die Summe repellierender Momente, welche unter sich keinen Zusammenhang haben. So schwebt Don Juan zwischen der Existenz als Individuum und derjenigen als Naturkraft. Daher ist es ganz in der Ordnung und von tiefer innerer Bedeutung, daß in der Verführung der Zerline das Mädchen als gewöhnliches Bauernmädchen erscheint. Wer durchaus ein ungewöhnliches Mädchen in ihr sehen will, beweist, daß er Mozart total mißverstanden und falsche Kategorien an-

wendet. Absichtlich hat Mozart die Zerline so unbedeutend wie möglich gehalten, worauf auch Hotho aufmerksam macht, ohne doch den tieferen Grund einzusehen. Wäre nämlich Don Juans Liebe eine andere als nur sinnliche, wäre er ein Verführer mit etwas höheren Ansprüchen gewesen — ein solcher wird später erscheinen —, alsdann würde es als der größte Fehler der Oper zu rügen sein, daß die Heldin der hier dramatisch dargestellten Verführung ein kleines Bauernmädchen ist. Da würde ihm vom ästhetischen Standpunkt aus eine schwierigere Aufgabe gestellt worden sein. Für Don Juan gelten die Unterschiede nicht. Er selbst würde vielleicht sagen: Ihr irrt euch in mir; ich will ja kein Ehemann sein, der einer Erkorenen zu seinem Glück bedarf; was mich glücklich macht, finde ich bei jeder, und daher nehme ich sie alle. So ist oben jenes zitierte Wort zu verstehen: „Ja, sechzigjährige Kokette", oder jenes andere Wort: pur chè porti la gonella, voi sapete quel chè fà. Zerline ist jung und hübsch, worin hundert ihr gleich sind. Für Don Juan ist jedes Mädchen ein gewöhnliches Mädchen, jedes Liebesabenteuer eine Alltagsgeschichte. Gingen Don Juans Anforderungen höher hinaus, so würde er aufhören, absolut musikalisch zu sein; so verlangte schon die ästhetische Rücksicht einen geistigen Austausch, Wort und Replik. Auch von einer anderen Seite läßt sich die innere Struktur der Oper beleuchten. Elvira ist dem Don Juan eine gefährliche Feindin. Er fürchtet sie. Nun mag wohl ein Ästhetiker glauben, das komme daher, weil sie ein ungewöhnliches Mädchen ꝛc. sei. Aber nein: sie ist ihm gefährlich, weil sie sich hat verführen lassen. Durchaus in demselben Sinn wird ihm Zerline gefährlich, wenn sie die Verführte ist. Dadurch wird sie gewissermaßen in eine andere Sphäre erhoben; jetzt regt sich in ihr ein sittliches Bewußtsein, von welchem Don Juan nichts weiß. Aus diesem Grunde ist Elvira ihm gefährlich.

Don Juan ist also Verführer, seine Erotik Verführung. Hiermit ist nun zwar viel gesagt, wenn es recht, wenig,

wenn es mit gewöhnlicher Unklarheit verstanden wird. Wir haben schon gesehen, daß der Begriff eines Verführers, auf Don Juan angewandt, ein wesentlich modifizierter ist, indem das Ziel seines Verlangens das Sinnliche und dieses allein ist. Das war von Bedeutung, um das Musikalische als das Dominierende im Don Juan anzuzeigen. Im Altertum fand das Sinnliche seinen Ausdruck in der stillen Schweigsamkeit der Plastik; in der christlichen Welt brauste das Sinnliche in seiner ganzen ungeduldigen Leidenschaft auf. Was aber den Ausdruck „Verführer" betrifft, so darf er von Don Juan nicht anders als mit größter Vorsicht gebraucht werden. Nicht etwa, als wäre er zu gut, um auch jene bekannten Züge in dem Bilde eines Verführers, wie List, Verschlagenheit, Ränke 2c. auf ihn zu übertragen, sondern einfach darum, weil seine Erscheinung schlechterdings nicht unter ethische Bestimmungen fällt. Daher möchte ich ihn lieber einen Betrüger nennen, sofern hierin doch immer etwas Zweideutiges liegt. Bei einem Verführer setzt man eine gewisse Reflexion und Berechnung voraus, so daß man von Ränken, Listen, schlauen Anläufen reden darf. Don Juan begehrt; dieses Begehren wirkt verführend, und insoweit verführt er. Sobald er die Befriedigung seiner Begierde genossen, sucht er einen neuen Gegenstand, und so ins Unendliche. Also betrügt er zwar, jedoch nicht so, daß er vorher einen Betrug angelegt; nein, es ist die eigene Macht der Sinnlichkeit, welche die Verführten betrügt. Es ist eher eine Art Nemesis. Um ein Verführer zu sein, dazu gebricht ihm die Zeit vorher, in welcher er seinen Plan anlegt, und die Zeit nachher, in welcher er seiner Handlung sich vollbewußt wird. Ein Verführer muß daher im Besitz einer Macht sein, die Don Juan nicht hat, so begabt er im im übrigen sein mag — der Macht des Wortes. Sobald wir ihm diese beilegen, hört er auf musikalisch zu sein; und das ästhetische Interesse wird ein ganz anderes. Achim v. Arnim redet irgendwo von einem Verführer in einem ganz

anderen Sinn, von einem Verführer, dessen Tun unter ethische Bestimmungen fällt, und gebraucht von ihm Ausdrücke, die an Wahrheit, Kühnheit und Prägnanz sich beinahe mit Bogenstrichen eines Mozart messen können. Er sagt von ihm: Er kann derart mit einem Weibe reden, daß, falls der Teufel ihn holte, er sich aus der Hölle losschwatzen würde, wenn er nur mit des Teufels Großmutter ins Gespräch kommen könnte. Dies ist der eigentliche Verführer; hier ist auch das ästhetische Interesse ein anderes, nämlich das Wie? die Methode. Daher liegt etwas sehr Tiefsinniges darin — was vielleicht von den Wenigsten beachtet ist —, daß Faust, welcher den Don Juan in höherem Stil reproduziert, nur ein einziges Mädchen verführt, der andere dagegen hunderte und aber hunderte. Aber dieses eine Mädchen ist denn auch in intensivem Sinn ganz anders verführt und zu Grunde gerichtet, als alle von Don Juan Betrogenen, darum eben, weil Faust als Reproduktion das bestimmende Moment des Geistes in sich trägt. Die Kraft eines solchen Verführers ist die Rede, was hier sagen will: die Lüge. Ich hörte vor einigen Tagen einen Soldaten sich mit jemandem über einen Dritten unterhalten, der ein Mädchen betrogen habe; er ließ sich auf keine lange Schilderung ein und doch war sein Ausdruck so treffend wie möglich: Mit Lügen verstand er es bald so, bald so! Ein solcher Verführer, wie Faust, ist ganz anderen Schlages als Don Juan. Wie er sich von diesem wesentlich unterscheidet, kann man auch daran ersehen, daß er und sein Treiben in hohem Grad unmusikalisch ist, wenn es sich auch, ästhetisch betrachtet, innerhalb des Interessanten bewegt. Der Gegenstand seines Begehrens ist daher auch etwas mehr als das nur Sinnliche.

Don Juan begehrt also in jedem Weibe das ganze Weibergeschlecht; und hierin liegt die sinnlich idealisierende Macht, mit welcher er seine Beute zu gleicher Zeit verschönert und besiegt. Der Reflex dieser gigantischen Leidenschaft verschönert und verwandelt den Gegenstand seiner Begierde:

dieser errötet in erhöhter Schönheit durch ihren Widerschein. Sowie das Feuer des Begeisterten mit verführerischem Glanz selbst die Fernerstehenden, wenn sie nur in einiger Beziehung zu ihm stehen, beleuchtet, so verklärt er in weit tieferem Sinn jedes Mädchen, da sein Verhältnis zu ihr ein wesentliches ist. Daher verschwinden ihm alle Unterschiede im Vergleich mit dem Einen, was die Hauptsache ist: daß er ein Weib vor sich hat. Die Bejahrteren verjüngt er zu holder Weiblichkeit einer Jungfrau im mittleren Alter, die beinahe noch Kinder sind, reift er in einem Augenblick; alles, was Weib ist, gilt ihm als Beute. Man verstehe das indes nicht so, als wäre seine Sinnlichkeit nur Blindheit: instinktmäßig weiß er sehr gut, Unterschiede zu machen, und vor allem: er idealisiert. Sein Leben ist wie der schäumende Wein, mit welchem er sich aufregt; es ist schwungvoll bewegt, gleich den Tönen, die seine fröhliche Mahlzeit begleiten; zu jeder Stunde ist er in triumphierender Stimmung. Er bedarf keiner Vorbereitung, keiner Zeit: er ist jederzeit bereit. Beides, sinnliche Kraft und Begierde ist immer vorhanden; und nur so fühlt er sich in seinem Element. Er sitzt zu Tisch; froh wie ein olympischer Gott schwingt er den Pokal — er springt auf, die Serviette in der Hand, fertig zum Angriff. Aber diese Kraft, diese Macht kann das Wort nicht ausdrücken; nur die Musik kann uns davon einen Eindruck, ein Gefühl geben; für die Reflexion und den Gedanken ist sie unaussprechlich. Was es eigentlich für eine Macht sei, kann niemand sagen. Selbst wenn ich Zerline, ehe sie aufs Ballett geht, fragen wollte: Was ist's für eine Macht, mit der er dich fesselt? sie würde antworten: Man weiß es nicht, und ich würde sagen: Wohl geredet, mein Mädchen! Du redest weiser als jene Weisen Indiens; richtig, das weiß man nicht; und leider kann ich's dir ebenfalls nicht sagen.

Diese Kraft bei Don Juan, diese Allmacht, dieses Leben, kann nur die Musik ausdrücken. Und wenn er nun, wie

zu einer Hochzeit die ganze weibliche Jugend des Dorfes hochzeitlich geschmückt versammelt: was Wunder, daß sie sich um ihn drängen, die fröhlichen Mädchen? Hat er doch für sie alle etwas: Schmeicheleien, Seufzer, kühne Blicke, leise Händedrücke, heimliches Flüstern, die gefährliche Nähe, die versucherische Entfernung. Für Don Juan ist es eine Wonne, auf eine so reiche Ernte zu blicken; wenn er sich aber der ganzen Jugend im Dorf annimmt, so kostet ihm das alles vielleicht nicht so viel Zeit, wie Leporello braucht, um über die Liebesabenteuer Buch zu führen.

Durch das, was ich nun bisher entwickelt habe, ist der Gedanke wieder auf den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung hingeführt, nämlich, daß Don Juans Persönlichkeit und Idee, die in ihm gleichsam inkarnierte dämonische Macht der Sinnlichkeit, absolut musikalisch ist. Er jagt, ja er rauscht vor uns vorüber, indem er, ohne Rede zu stehen, nach plötzlichem Auftauchen plötzlich verschwindet, ebenso wie die Musik, welche, sobald sie zu ertönen aufgehört, nicht mehr ist und erst wieder da ist, wenn sie aufs neue sich vernehmen läßt.

Und hier darf durchaus keine Nebenbetrachtung störend eingreifen. So könnte es jemand einfallen, zu fragen, wie alt Don Juan wohl war, ob er schön usw. gewesen sei. Das Mißliche bei dergleichen Untersuchungen liegt darin, daß man leicht das Totale aus den Augen verliert, während man bei dem Einzelnen verweilt, als wäre es etwa seine männliche Schönheit, oder was man sonst nennen mag, gewesen, wodurch er verführt habe. Man sieht ihn alsdann, hört ihn aber nicht mehr, und hierdurch hat man ihn selbst verloren. Und wollte ich meinerseits dem Leser zu einer Anschauung Don Juans verhelfen und spräche: Seht, da steht er, seht, wie sein Auge flammt und im sicheren Gefühl des Sieges seine Lippe sich bei lächelnder Miene hebt; betrachte seinen königlichen Blick, welcher fordert, was des Kaisers ist; siehe, mit welcher Leichtigkeit er in den Tanz

eintritt, wie stolz er seine Hand ausstreckt, wer auch die Glückliche sei, der sie geboten wird; oder ich spräche: Siehe, da steht er im Waldesschatten, lehnt sich an einen Baum, auf der Guitarre seinen bezaubernden, hinreißenden Gesang begleitend, und — siehe, hier verschwindet ein junges Mädchen zwischen den Bäumen, ängstlich wie ein aufgeschrecktes Wild, er aber übereilt sich durchaus nicht; weiß er doch, sie sucht ihn; oder ich spräche: Da ruht er am Ufer des Sees in der hellen Nacht, so schön, daß Luna auf ihrem Wege anhält und ihrer Jugendliebe gedenkt; so schön, daß die vorübergehenden Mädchen der Stadt viel darum gäben, ihn ganz heimlich küssen zu dürfen — — täte ich das oder dergleichen, so würde der aufmerksamere Leser ausrufen: Seht, hier hat er sich alles verdorben, da er selbst vergessen hat, daß Don Juan nicht gesehen, sondern gehört werden soll. Darum tue ich's auch nicht, sondern sage: Höret Don Juan! Kannst du so keine Vorstellung, kein Bild von ihm bekommen, dann kannst du's nie und nimmer. Höre den Anfang, die „Eröffnung" seines Lebens: gleichwie der Blitz sich herausarbeitet aus dem Dunkel der Wetterwolke, gerade so bricht er aus tiefem Lebensernst hervor, rascher als der Blitz, unsteter als dieser und dennoch eben so taktfest; höre, wie er in den verschwenderischen Reichtum des Menschenlebens hinabstürzt, wie er gegen die festen Dämme seiner Ordnungen anstürmt und sie durchbricht; — höre diese leichten, schwebenden Violintöne, höre der Freude Gruß, den Jubel der Sinnenlust, die festliche Wonne des Genusses; höre seine wilde Jagd, wie er sich selbst vorbeieilt, immer hastiger, immer unaufhaltsamer; höre dieses ungezügelte Toben der Begierde und Leidenschaft, höre wieder das einschmeichelnde Säuseln der Liebe, die flüsternde Stimme des Versuchers, den tollen Taumel der Verführung, höre die Stille des Augenblicks. Ja, hört, hört Mozarts Don Juan!

---

2. Andere Bearbeitungen des Don Juan, in bezug auf die musikalische Auffassung beurteilt.

Die Idee des Faust ist bekanntlich Gegenstand verschiedener Auffassungen geworden, was dagegen mit der Idee des Don Juan keinesfalls der Fall war. Dies könnte auffallend scheinen, zumal letztere Idee in der Entwickelung des individuellen Lebens einen weit universelleren Abschnitt bildet als die erste. Indessen läßt es sich eben daraus erklären, daß das Faustische Streben eine geistige Reife voraussetzt, welche jedenfalls eine mehr oder weniger eigentümliche Auffassung viel natürlicher macht. Hierzu kommt, daß man schon früher die Schwierigkeit empfunden hat, für die Sage vom Don Juan das rechte Medium zu finden, bis Mozart das Medium und zugleich die Idee entdeckte. Seitdem hat die Idee erst ihre wahre Würdigung gefunden, und wiederum in ungewöhnlichem Umfang, hier und dort, in Nord und Süd, eine gewisse Periode individuellen Lebens ausgefüllt, aber auch so befriedigend ausgefüllt, daß der natürliche Drang, das in der Phantasie Erlebte dichterisch darzustellen, dennoch nicht zu einer poetischen Notwendigkeit ward. Und auch das kann als indirekter Beweis für den absolut klassischen Wert dieser Oper Mozarts gelten. Das in dieser Richtung liegende Ideale hatte schon einen künstlerischen Ausdruck gefunden, der in solchem Grad vollendet war, daß er wohl versuchend wirken konnte, und dies mag mehr als eine Seele an sich selbst verspürt haben, aber nicht gerade versuchend zu dichterischer Produktivität. Die tiefsten, von der Idee berührten Naturen, fanden in jeder, auch der zartesten, von Mozart ausgedrückten Regung, sie fanden in der grandiosen Leidenschaft dieser Musik einen volltönenden Ausdruck für das, was ihr eigenes Innere bewegte; sie spürten es, wie ihre ganze Stimmung dieser Musik zustrebte und in sie aufzugehen verlangte, sowie der Fluß eilt, sich in die Unendlichkeit des Meeres zu verlieren. Solche Naturen fanden in dem Mozartschen Don Juan ebenso sehr Text wie

Kommentar; und während sie sich auf diesen Tonwellen schaukeln ließen, genossen sie die Freude, sich selbst zu verlieren und gewannen zugleich den inneren Reichtum, den alle echte Bewunderung mit sich führt. In keiner Hinsicht war die Mozartsche Musik ihnen zu eng; im Gegenteil erweiterten sich ihre eigenen Stimmungen, steigerten sich zu überschwenglicher Höhe, während man dieselben in Mozart wiederfand. Gemeinere Naturen, nichts Überschwengliches ahnend, die darum, weil sie einer Bauerndirne oder einer Kellnerin die Wange kniffen, sich als Don Juan fühlten, sie verstanden natürlich weder die Idee noch Mozart; oder wenn sie gar einen Don Juan zu dichten sich vermaßen, ward er eine lächerliche Karikatur, in welcher höchstens einige sentimentale Fräulein einen wahren Don Juan, den Inbegriff aller Liebenswürdigkeit erblickten. In diesem niedrigen Sinn hat der Faust noch niemals einen Ausdruck gefunden, und kann ihn, wie vorher bemerkt, niemals finden, und zwar darum nicht, weil die Idee eine weit konkretere ist. Eine Auffassung des Faust kann den Namen der vollkommenen verdienen und dennoch wird eine spätere Generation einen neuen Faust hervorbringen, während Don Juan, wegen des abstrakten Charakters der Idee, durch alle Zeiten hindurch lebt; und nach Mozart einen Don Juan liefern, heißt immerdar, eine Ilias post Homerum dichten, ja in noch weit tieferem Sinn, als dieses von Homer gilt.

Dessenungeachtet kann eine einzelne begabte Natur sich auch darin versucht haben, Don Juan von einer anderen Seite aufzufassen. Daß dem also ist, weiß jeder; aber vielleicht hat nicht jeder darauf geachtet, daß der Typus für alle anderen Auffassungen wesentlich Molières Don Juan ist; aber dieser Typus ist ja wieder sehr viel älter als der Mozartsche und zugleich von komischer Färbung; er verhält sich zu demselben wie etwa ein Märchen des Musäus sich zu der Tieckschen Bearbeitung verhält. Insofern könnte

ich mich begnügen, nur den Molièreschen Don Juan zu besprechen, und indem ich ihn ästhetisch zu würdigen suche, indirekt zugleich den anderen Auffassungen ihren Platz anzuweisen. Jedoch will ich mit dem Don Juan des dänischen Dichters J. L. Heiberg eine Ausnahme machen. Auf dem Titel erklärt er selbst, daß die Dichtung „zum Teil nach Molière" verfaßt sei. Dies ist zwar richtig; aber Heibergs Drama hat doch einen großen Vorzug vor demjenigen Molières. Dieser Vorzug beruht nun zwar auf dem sichern ästhetischen Blick, mit dem Heiberg seine Aufgabe jedesmal auffaßt, dem Geschmack, mit dem er zu distinguieren weiß; aber unmöglich ist es doch nicht, daß in unserm Fall Heiberg indirekt Mozart auf sich einwirken ließ, weil er nämlich einsah, wie Don Juan aufzufassen sei, wenn man nicht die Musik als den eigentlichen und einzigen Ausdruck für ihn gelten ließe, oder ihn unter ganz andere ästhetische Kategorien stellte. Auch sein begabter Landsmann, J. C. Hauch hat einen Don Juan gedichtet, welcher in die Rubrik des Interessanten gestellt werden dürfte. Wenn ich also jetzt dazu übergehe, die andersartigen Bearbeitungen unsres Stoffes zu besprechen, so bedarf es kaum der Erinnerung, daß es in gegenwärtiger kleiner Untersuchung nicht um ihrer selbst willen geschieht, sondern nur zu dem Zweck, vollständiger, als im vorhergehenden möglich war, die Bedeutung der musikalischen Auffassung zu beleuchten.

Das, worum sich die ganze Auffassung des Don Juan dreht, ist der schon früher bezeichnete Punkt: sobald er eine Replik erhält, ist alles verändert. Die Reflexion nämlich, durch welche die Replik motiviert wird, reflektiert ihn aus dem Dunkel heraus, in welchem er nur musikalisch vernehmbar wird. Hiernach könnte es scheinen, als ließe Don Juan sich vielleicht am besten als Ballett auffassen. Bekanntlich ist er auch in der Tat so behandelt worden. Indessen ist anzuerkennen, daß man hierbei seiner Kräfte eingedenk gewesen, und diese Auffassung sich auf die letzte Szene be-

schränkt hat, wo die Leidenschaft Don Juans am ehesten in dem pantomimischen Muskelspiel sichtbar werden muß. Das erwähnte Ballett stellt aber hauptsächlich nur den vom Arm der ewigen Gerechtigkeit ergriffenen Verführer dar, also die Qualen der Verzweiflung, deren Ausdruck er, soweit dieser nur pantomimisch sein soll, mit manchen anderen Verzweifelten gemeinsam hat. Das Wesentliche an Don Juan kann in einem Ballett nicht zur Darstellung kommen. Fühlt doch jeder alsbald, wie lächerlich es sein würde, wenn Don Juan vor unsern Augen ein junges Mädchen durch seine Pirouetten und sinnreichen Gestikulationen bestrickte. Don Juan ist eine von innen herausgetriebene Natur, welche sich daher nicht nur in äußeren Formen und Schwingungen des Körpers oder in plastischer Harmonie offenbaren kann.

Denkbar ist ja freilich eine Auffassung des Don Juan, welche — auch wenn man ihm selbst keine Replik in den Mund geben möchte — dessenungeachtet sich des Wortes als Mediums bediente. Solche Auffassung existiert in der Tat, nämlich in Byrons Dichtung. Daß Byron in mehr als einer Hinsicht zur Schilderung eines Don Juan ausgestattet war, ist gewiß; und mißglückte dieses Unternehmen, so lag die Schuld sicher nicht an Byron, sondern tiefer. Byron hat es gewagt, Don Juan vor unsern Augen erstehen zu lassen, das Leben seiner Kindheit und Jugend uns zu erzählen, ihn aus endlichen Lebensverhältnissen heraus zu konstruieren. Dadurch wird Don Juan eine reflektierte Persönlichkeit, welche die Idealität verliert, die sie in der traditionellen Vorstellung hat. Ich will mich hier gleich darüber erklären, was für eine Veränderung mit der Idee vorgeht. Wird Don Juan musikalisch aufgefaßt, so höre ich die ganze Unendlichkeit der Leidenschaft aus ihm hervortönen, aber zugleich ihre unbeschränkte Macht, welcher nichts zu widerstehen vermag; ich höre die wilde Begierde des Verlangens, aber zugleich dessen absolutes Siegesbewußtsein. Verweilt der Gedanke einmal bei einem Hindernis, so hat dieses

mehr die Bedeutung einer erhöhten Leidenschaft, durch welche der Genuß noch vermehrt wird, als eines wirklichen Widerstandes, der den Sieg zweifelhaft machen könnte. Solch elementarisch bewegtes Leben, dämonisch, mächtig und unwiderstehlich, habe ich in Don Juan. Das ist seine Idealität; und dieser kann ich mich darum ungestört freuen, weil die Musik ihn mir nicht als eine Person, ein einzelnes Individuum darstellt, sondern als eine Macht. Wird er als Individuum aufgefaßt, so steht er eo ipso im Konflikt mit einer ihn umgebenden Welt, fühlt den Druck und die gêne derselben; als überlegenes Individuum besiegt er sie vielleicht; aber man empfindet bald, daß Schwierigkeiten und Hindernisse hier eine andere Rolle spielen. Sie sind es, mit denen das Interesse sich wesentlich beschäftigt. Sonach wäre Don Juan in die Reihe der interessanten Erscheinungen versetzt. Wollte man ihn hier mit Hilfe schöner Worte als absolut siegreich darstellen, so fühlt man sofort, daß dies nicht befriedigt, sofern es einem Individuum als solchem nicht wesentlich ist, an und für sich der Siegreiche zu sein, und man fordert die Krisis des Konflikts.

Der Widerstand, den das Individuum bekämpfen müßte, kann entweder ein äußerlicher sein, welcher weniger in dem nächsten Gegenstand als in der umgebenden Welt begründet ist, oder er liegt in dem Gegenstand selbst. Jenes erstere ist's, was alle bisherigen Auffassungen Don Juans zumeist beherrscht hat, weil man nämlich an dem Moment der Idee: als Erotiker müsse er an sich siegreich sein, festhielt. Hebt man hingegen die andere Seite hervor, so öffnet sich uns da erst die Aussicht auf eine bedeutungsvolle Auffassung unsres Helden, welche ein Gegenstück zu dem musikalischen Don Juan bilden wird, während jede Auffassung, welche zwischen diesen beiden liegt, immer ihre Unvollkommenheiten behält. In dem musikalischen Don Juan würde man den extensiven Verführer haben, in dem anderen den intensiven. In letzterer Gestalt erscheint er dann nicht als ein solcher, der sich

mit einem Schlag, wie im Sturm, in den Besitz seines Gegenstandes setzt: er ist viel zu sehr der reflektierende Verführer. Was unsere Aufmerksamkeit hier beschäftigt, ist die Schlauheit, die Arglist, mit der er sich in ein Mädchenherz einzuschleichen, die Herrschaft, die er sich über dasselbe zu verschaffen weiß, die betörende, planmäßige, successive Verführung. Wie viele er verführt hat, bleibt hier gleichgültig: uns nimmt seine Kunst in Anspruch, die Gründlichkeit, die berechnende Verschlagenheit, mit welcher er verfährt. Zuletzt wird der Genuß ein so reflektierter, daß er sich von dem Genuß des musikalischen Don Juan wesentlich unterscheidet. Der musikalische Don Juan genießt die Befriedigung seines Verlangens; der reflektierende Don Juan freut sich seines gelungenen Betruges. Der unmittelbare Genuß ist dahin und was er genießt, ist mehr die Reflexion über den Genuß. Wenn bei Molière die Begierde Don Juans dadurch erwacht, daß er eifersüchtig wird auf das Liebesglück eines anderen, so ist dieses etwas, was in der Oper gar keinen Platz finden könnte. Ebenso ist Byrons Don Juan schon darum verfehlt, weil er sich episch ausbreitet, wodurch jene Idealität, die der intensiven Gewalt der Leidenschaft beiwohnt, verloren geht, und höchstens ein psychologisches Interesse an den einzelnen Zügen eines durchgeführten Kunstwerkes übrig bleibt. Wie tritt uns dagegen der musikalische Don Juan vor Augen! Wo er als Verführer auftritt, da ist's wie ein Handumdrehen, die Sache eines Augenblicks, rascher getan als berichtet. Ich erinnere mich eines Gemäldes, das ich irgendwo gesehen habe: Ein hübscher junger Mensch spielt mit einer Schar von Mädchen, alle in dem gefährlichen Alter, weder erwachsen noch Kinder. Sie unterhalten sich u. a. damit, daß sie über einen Graben springen; er ist ihnen behilflich, indem er sie umfaßt, in die Höhe hebt und sie auf die andere Seite hinübersetzt. Ein artiges Bild! Ich freute mich ebensosehr über den jungen Burschen, als über — die Backfische. Da fiel mir Don Juan ein. Sie laufen ihm selbst in die Arme;

die hübschen Mädchen; ebenso rasch ergreift er sie, und ebenso geschickt schwingt er sie hinüber auf die andere Seite der Gruft des Lebens.

Der musikalische Don Juan, als absolut siegreich, ist zugleich in so absolutem Besitz jedes Mittels, welches zu diesem Sieg führen kann, daß es ist, als brauche er solche gar nicht anzuwenden. Erst wenn er zu einem reflektierenden Individuum wird, zeigt es sich, daß etwas da ist, was Mittel heißt. Schlägt der Dichter nun diesen Weg ein, läßt aber die Hindernisse zugleich so groß werden, daß der Sieg zweifelhaft wird, so erscheint Don Juan nur als ein abenteuerlicher, interessanter Kämpe, von welchem mehrere Auffassungen denkbar sind. Gesetzt aber, der Dichter versagte ihm das siegreiche Mittel, so würde der Verführer zur komischen Figur werden. Eine vollendete Auffassung desselben als interessanten Romanhelden habe ich nicht kennen gelernt, dagegen nähern sich die meisten Darstellungen Don Juans dem Komischen. Das erklärt sich daraus, daß sie sich an Molière anlehnen, in dessen Auffassung das Komische überall schlummert; und es ist unsres Heibergs großes Verdienst, daß er sich dessen deutlich bewußt geworden ist, und daher sein Werk nicht allein ein Marionettenspiel nennt, sondern die vis comica des Stoffes auch sonst noch in mannigfacher Weise hervorbrechen läßt. Geht einer Leidenschaft das zur Befriedigung notwendige Mittel ab, so kann dadurch allerdings auch eine tragische Wendung herbeigeführt werden. Jedoch ist dies da nicht wohl möglich, wo die Idee sich als eine völlig unberechtigte zeigt und eben daher das Komische näher liegt. Schilderte ich z. B. an einem Individuum die Spiellust und gäbe ihm zum Verspielen zehn Mark, so müßte die schließliche Wirkung eine komische sein. Völlig so verhält es sich zwar nicht mit dem Molièreschen Don Juan, aber doch ähnlich. Lasse ich Don Juan in Geldverlegenheit stecken, von seinen Kreditoren gedrängt, so büßt er alsbald die Idealität ein, die er in der Oper hat, und

Wirkung wird komisch. Die berühmte komische Szene bei Molière, welche als komische Szene großen Wert hat und zugleich in seine Komödie sehr gut hineingepaßt, hätte natürlich eben darum niemals in die Oper aufgenommen werden können, deren Harmonien dadurch gründlich gestört, ja entweiht wären.

Und nicht nur die eine angeführte Szene strebt in der Molièreschen Bearbeitung auf das Komische hin, sondern die ganze Anlage derselben trägt dieses Gepräge. Davon zeugen mehr als genug Sganarels erste und letzte Äußerungen, Anfang wie Ende des ganzen Werkes. Wie er mit einer Lobrede auf eine Prise Tabak anhebt, so schließt er — nachdem der steinerne Gast seinen Herrn geholt hat! — mit der Klage, daß er der einzige sei, welchem nicht sein Recht geschehen: denn in der Eile des Abzugs habe keiner ihm seinen wohlverdienten Lohn ausgezahlt. Auch Heiberg, dessen Bearbeitung sonst vor der Molièreschen den großen Vorzug hat, daß sie korrekter, mit sich selbst übereinstimmender ist, legt dem Sganarel öfters solche weisen Lehren in den Mund, die in ihm einen halbstudierten Bummler erkennen lassen, der nach mancherlei Experimenten im Leben zuletzt Don Juans Kammerdiener geworden ist. Der Held des Werkes ist nichts weniger als ein Held; er ist ein verkommenes Subjekt, dessen Zeugnisse vermutlich nicht in Ordnung befunden worden und der so in eine andere Karriere geraten ist. Was er von seinem vornehmen Vater und dessen begeisterten Tugendpredigten erzählt, nimmt sich in seinem Munde wie eine von ihm selbst ersonnene Lüge aus. Und wenn Molières Don Juan wirklich ein Ritter ist, so weiß der Dichter selbst aufs beste dies in Vergessenheit zu bringen und einen gewöhnlichen Raufbold und Taugenichts in ihm zu zeigen. Auch an recht platten Späßen fehlt es nicht.

Drängt sich uns hier die beachtenswerte Bemerkung nicht auf, daß Don Juan nur musikalisch in der Idealität aufgefaßt worden ist, welche in der traditionellen Vorstellung

des Mittelalters ihm anhaftete, wo er auch schon in Verbindung mit der Geisterwelt gesetzt wurde? Ich muß aber zugleich darauf aufmerksam machen, daß Molière in seiner Auffassung nicht korrekt verfahren ist, indem er nämlich einiges von dem Idealen in Don Juan, wie es die volkstümliche Vorstellung darbietet, beibehalten hat. Wenn ich aber hierauf hindeute, so wird es sich wiederum zeigen, daß sich das wesentlich nur durch Musik ausdrücken läßt; und so komme ich wieder auf meine eigentliche Thesis.

Wenn Sganarel (Molière, Akt 1) eine sehr lange Replik vorträgt, um von der grenzenlosen Leidenschaft seines Herrn und der Menge seiner Abenteuer ein Bild zu entwerfen, ganz entsprechend der zweiten Diener-Arie in der Oper, so bringt diese Replik nur eine komische Wirkung hervor. Zwar versucht Moliére in unklarer Vermengung von Ernst und Scherz uns Don Juans Macht ahnen zu lassen; allein die Wirkung bleibt aus. Nur die Musik kann beides vereinen; und wie? Dadurch, daß sie uns, während Don Juans Treiben geschildert wird, zu gleicher Zeit, unter dem Aufrollen der Liste, die Macht der Verführung in Klängen und Akkorden hören läßt, wie sie eben nur aus Mozarts Brust ertönen konnten.

Bei Molière erscheint im letzten Akt der steinerne Gast, um Don Juan zu holen. Zwar hat der Dichter eine Warnung vorhergehen lassen; dennoch bleibt dieser „Steinerne" immer ein dramatischer Stein des Anstoßes. Ist Don Juan ideal aufgefaßt, als Kraft, als Leidenschaft, so muß der Himmel selbst sich in Bewegung setzen. Ist das aber nicht der Fall, dann ist es immer bedenklich, so starke Mittel zu gebrauchen. Der Kommodore braucht sich alsdann wirklich nicht zu inkommodieren: liegt es doch weit näher, daß Don Juans Kreditor ihn in den Schuldturm werfen läßt. Das wäre ganz im Geist der modernen Komodie, welche nicht so großer Mächte bedarf, um den Übeltäter zu stürzen, weil eben die das Leben bewegenden Mächte nicht so grandiose

sind. Es genügte, wenn Don Juan die trivialen Schranken der Wirklichkeit kennen lernte. In der Oper ist es durchaus richtig, wenn der Kommodore erscheint; aber sein Auftreten hat alsdann auch eine ideale Wahrheit. Die Musik macht aus dem Kommodore schon gleich am Anfang etwas Anderes und mehr als ein einzelnes Individuum: seine Stimme dehnt und vertieft sich zu der Stimme eines Geistes. Wie Don Juan also in der Oper mit ästhetischem Ernst aufgefaßt ist, ebenso auch der Kommodore. Bei Molière kommt er mit ethischer Gravität, die ihn fast lächerlich macht; in der Oper kommt er geisterhaft leichten, schwebenden Schrittes, in übernatürlicher Wirklichkeit. Keine der in der Oper auftretenden Mächte, keine Macht der Welt hat Don Juan bezwingen können, nur ein Geist, nur eine Erscheinung aus der anderen Welt vermag es. Versteht man dies richtig, so wird dadurch ein neues Licht auf Don Juan geworfen. Ein erscheinender Geist, ein revenant, ist eine Reproduktion. Das ist das Geheimnis, welches in dem „Wiederkommen" liegt. Don Juan kann alles, kann allem und jedem widerstehen, nur nicht der Reproduktion des Lebens, gerade weil es ein unmittelbar-sinnliches Leben darstellt, dessen Negation der Geist ist.

Wie Don Juan überhaupt eine Macht ist, so offenbart sich diese auch in seinem Verhältnis zu Leporello. Dieser fühlt sich zu ihm hingezogen, von ihm überwältigt, geht gleichsam in ihm unter und wird nur ein Organ für den Willen seines Herrn. Diese dunkle, rätselhafte Sympathie ist es gerade, welche Leporello zu einer musikalischen Person macht. Da findet man es ganz in der Ordnung, daß er sich von Don Juan nicht losreißen kann. Bei Molière sieht weder Leser noch Zuschauer einen vernünftigen Grund, warum Sganarel unauflöslich an ihn gekettet ist. Da ist Sganarel bald schlechter, bald besser, als Don Juan; aber unbegreiflich bleibt es, warum er ihn nicht verläßt, da er nicht einmal seinen Lohn empfängt. Auch an diesem Beispiel

sieht man wiederum, wie das Musikalische eintreten muß, damit man Don Juan in seiner wahren Idealität auffassen könne. Der Fehler bei Molière liegt nicht darin, daß er ihn komisch aufgefaßt hat; sondern, daß er hierbei nicht korrekt und konsequent verfahren ist. Und wie armselig, nur als ordinäre Theaterintriguen, erscheinen hier Don Juans Verführungskünste bei Elvira, Mathurina, Charlotte, unter stets wiederholtem Eheversprechen! Man sieht immer wieder, daß er sich als Verführer im großen Stil nur in der Musik darstellen läßt.

Man hört öfter die Bemerkung, daß Molières Don Juan moralischer sei, als der Mozartsche. Richtig verstanden, ist dies nur eine Lobrede auf die Oper. In dieser werden nicht nur viele Worte davon gemacht, daß Don Juan ein böser Verführer sei; sondern, wie sich nicht leugnen läßt, kann die Musik im einzelnen oft verführerisch genug wirken. So muß es aber sein; und auch hierin zeigt sich ihre Macht. Darum behaupten, daß die Oper unmoralisch sei, ist eine Torheit, welche auch nur von Menschen herrühren kann, die ein Ganzes aufzufassen unfähig sind, die sich von Einzelheiten hinreißen lassen. Die wirkliche, tiefere Tendenz der Oper ist in hohem Grad moralisch, und der Eindruck ein absolut wohltätiger, weil hier alles groß ist, alles von echtem, ungeschminktem Pathos, die Leidenschaft der Lust nicht weniger als der herzbewegende und erschütternde Ernst der Leidenschaft des Sinnengenusses wie des hereinbrechenden Zornes.

---

3. Der innere musikalische Bau der Oper.

Obgleich die Überschrift deutlich genug zu sprechen scheint, will ich doch der Sicherheit wegen darauf aufmerksam machen, daß ich natürlich nichts weniger beabsichtige, als eine ästhetische Würdigung der Oper Don Juan, oder einen Nachweis der dramatischen Struktur des Textes zu geben. Zumal bei einem

klassischen Werk ist da sehr zu unterscheiden. Was ich nämlich schon im vorhergehenden öfters dargelegt habe, will ich hier noch einmal hervorheben, daß Don Juan sich nur musikalisch ausdrücken läßt. Nachdem ich dies durch die Musik an mir selbst wesentlich erfahren, habe ich ernstlich darüber zu wachen, daß es nicht scheinen möchte, als ob die Musik nur äußerlicher Weise hinzutrete. Behandelt man die Sache so, dann möge man die Musik in dieser Oper noch so sehr bewundern — ihre absolute Bedeutung versteht man nicht. Von einer solchen unwahren Abstraktion hat Hotho sich nicht freigehalten, weshalb seine Erörterung, so talentvoll sie auch sein mag, uns nicht befriedigen kann. Sein Stil, seine Darstellung, seine Reproduktion ist lebhaft und bewegt. Aber seine Kategorieen sind unbestimmt und schwebend; seine Auffassung Don Juans ist nicht von einem Gedanken durchdrungen, sondern in viele aufgelöst. Auch ihm ist Don Juan ein Verführer; es wird aber nicht bestimmt gesagt, in welchem Sinn er es sei. Von diesem Verführer wird nun viel an und für sich Wahres ausgesagt; weil aber die allgemeinen Vorstellungen zu sehr vorherrschen, wird ein solcher Verführer leicht so reflektiert, daß er aufhört absolut musikalisch zu sein. Szene für Szene geht Hotho das Drama durch; das Referat, das er gibt, ist von seiner Individualität frisch durchsäuert, hie und da vielleicht zu sehr. Danach folgen oft sympathische Ergüsse, wie schön, wie reich und mannigfaltig Mozart alles ausgedrückt habe. Aber bei aller lyrischen Freude darüber und ungeachtet des ihr verliehenen vortrefflichen Ausdruckes, wird Mozarts Don Juan in seiner absoluten Bedeutung nicht anerkannt. Nach dieser Anerkennung aber strebe ich, weil sie mir mit der richtigen Erkenntnis dessen, was den Gegenstand unsrer Untersuchung ausmacht, identisch ist. Daher will ich nicht sowohl die ganze Oper, als die Oper in ihrer ganzen Totalität, zum Gegenstand der Betrachtung machen, und die einzelnen Teile nur in ihrer Verbindung mit dem Ganzen beleuchten.

In einem Drama konzentriert das Hauptinteresse sich ganz natürlich um das, was man den Helden desselben nennt; die übrigen Personen nehmen im Verhältnis zu ihm nur eine untergeordnete und relative Bedeutung in Anspruch. Je mehr indes die innere Reflexion des Dramas mit ihrer scheidenden und trennenden Macht durchdringt, desto mehr erhalten auch die Nebenpersonen, wenn ich so sagen darf, eine relative Absolutheit. Dies ist keineswegs ein Fehler, sondern ein Vorzug, wie auch eine Weltbetrachtung, welche nur die hervorragenden Individuen und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Welt ins Auge faßt, nicht aber auf die subalternen achtet, zwar in einem gewissen Sinn höher steht, aber im Grunde doch hinter derjenigen zurückbleibt, die auch das Geringere in seiner ebenso großen Bedeutung berücksichtigt. Dem Dramatiker wird das nur in dem Grad gelingen, wie die ganze Stimmung, auf welcher seine Dichtung ruht und aus welcher sie hervorgeht, in die eigentlich dramatische Stimmung, Handlung und Situation umgesetzt worden ist. Je mehr ihm dies gelingt, wird auch der Totaleindruck, den sein Werk zurückläßt, weniger nur eine Stimmung als ein Gedanke, eine Idee sein. Wo letzteres nicht der Fall ist, da leidet das Drama an einem Übermaß des Lyrischen. Dieser Fehler bei einem Drama war mir aber durchaus kein Fehler bei einer Oper. Was die Einheit der Oper aufrechterhält, ist der Grundton, der das Ganze trägt.

Was ich hier von der dramatischen Totalwirkung gesagt habe, gilt weiter auch von den einzelnen Teilen des Dramas. Um die Wirkung des Dramas, sofern sie von der Wirkung jeder anderen Dichtungsart sich unterscheidet, mit einem Wort zu bezeichnen, möchte ich sagen: Das Drama wirkt durch das Gleichzeitige. Im Drama sehe ich die auseinanderfallenden Momente in der Situation, in der Einheit der Handlung zusammenstehen und -wirken. Je mehr nun die verschiedenen Momente ausgesondert sind, je tiefer die dramatische Situation durchdacht ist, desto weniger wird die drama-

tische Einheit eine Stimmung, desto mehr wird sie ein bestimmter Gedanke sein. Allein sowie die Totalität der Oper nicht dermaßen von der Reflexin durchgearbeitet sein kann, wie es im eigentlichen Drama der Fall ist, so ist es gleichfalls mit der musikalischen Situation, welche zwar dramatisch ist, aber doch ihre Einheit in der Stimmung findet. Der musikalischen Situation ist wie jeder dramatischen Situation das Gleichzeitige eigen; aber die Wirksamkeit der Kräfte ist ein Einklang, eine Übereinstimmung, eine Harmonie; und der Eindruck der musikalischen Situation ist die Einheit, welche dadurch hervorgebracht wird, daß man zusammen hört, was zusammen klingt. Je mehr das Drama durch und durch reflektiert ist, desto völliger ist die Stimmung zur Handlung verklärt. Je weniger Handlung, desto mehr überwiegt das lyrische Moment. In der Oper ist dies ganz in der Ordnung. Die Oper hat nicht eine so reiche Charakterentwicklung und Handlung zu ihrer eigentlichen Aufgabe, dazu ist sie einmal nicht reflektiert genug. In der Oper findet dagegen eine unreflektierte, substantielle Leidenschaft ihren Ausdruck. Die musikalische Situation liegt in der Einheit der Stimmung, in der diskreten Stimmenmehrheit. Hierin eben besteht das Eigentümliche der Musik, daß sie trotz der Einheit der Stimmung die Stimmenmehrheit bewahrt. Redet man im gewöhnlichen Leben von Stimmenmehrheit, so pflegt man wohl dadurch eine gewisse Einheit als schließliches Resultat zu bezeichnen: in der Musik ist dieses nicht so der Fall.

Das dramatische Interesse verlangt raschen Fortschritt, bewegten Takt. Je mehr das Drama von der Reflexion durchdrungen ist, desto unaufhaltsamer drängt es vorwärts. Überwiegt dagegen das lyrische oder das epische Moment einseitig, so äußert es sich in einer gewissen Betäubung, welche die Situation gleichsam einschlummern läßt und den dramatischen Prozeß und Fortschritt träge und schwerfällig macht. Im Wesen und Charakter der Oper liegt solche

Eile nicht; ihr ist ein gewisses Verweilen und Zögern eigen, eine gewisse behagliche Ausbreitung in Zeit und Raum. Die Handlung hat nicht die Raschheit eines Sturzes noch dessen Richtung, sondern bewegt sich mehr horizontal. Die Stimmung wird nicht in Charakter und Handlung sublimiert. Hieraus folgt, daß die Handlung der Oper nur eine unmittelbare Handlung, d. h. nicht eine von langer Hand her angelegte und kombinierte, sondern nur eine aus augenblicklichem Impulse erfolgende sein kann.

Wenden wir das nun auf die Oper Don Juan an, so werden wir Veranlassung haben, diese in ihrem wahren, klassischen Wert zu erkennen. In Don Juan als dem Helden der Oper konzentriert sich das Hauptinteresse; aber nicht dies allein, vielmehr ist er es, welcher für alle anderen Personen erst das Interesse weckt. Das darf man indes nicht in äußerlichem Sinn verstehen, sondern es ist eben das Geheimnis dieser Oper, daß der Held zugleich die Kraft der anderen Personen ist, Don Juans Leben ihr Lebensprinzip. Seine Leidenschaft setzt die Leidenschaft der übrigen in Bewegung; seine Leidenschaft klingt überall durch. Sie ist's, von welcher der Mark und Bein durchdringende Ernst des Kommodore getragen wird, sowie der Zorn der Elvira, der bittere Haß der Anna, die Bedeutung des Ottavio, die Angst der Zerline, der Ärger Mazettos, endlich Leporellos Verwirrung. Don Juan kann daher mit vollem Recht der Nenner der Oper heißen; als der Held gibt er dieser seinen Namen; er ist sozusagen der General-Nenner. Jede andere Existenz ist im Verhältnis zu der seinigen nur eine abgeleitete. Fordert man nun von einer Oper, daß ihre Einheit sich in einem Grundton offenbare, so wird man leicht einsehen, daß sich eine vollkommenere Aufgabe für eine Oper kaum denken läßt, als Don Juan. Man vergleiche u. a. eine Oper, wie „Die weiße Dame"; die Einheit derselben ist nur eine nähere Bestimmung des Lyrischen. In Don Juan ist der Grundton kein anderer als die Lebens-

kraft der Oper selbst, nämlich Don Juan; er aber ist — gerade weil er nicht einen Charakter zur Erscheinung bringt, sondern hauptsächlich Leben — absolut musikalisch. Die übrigen Personen der Oper sind auch keine Charaktere, sondern wesentlich Leidenschaften, durch Don Juan entzündet und insofern wieder musikalisch. So wie nämlich Don Juan alle umschlingt, so schlingen und ranken sich diese wieder um Don Juan. Diese absolute Zentralität, welche das musikalische Leben Don Juans in der Oper darstellt, macht es, daß sie eine Macht der Illusion ausübt, wie keine andere, daß das in ihr pulsierende Leben jeden mit sich fortreißt und mitten in das Leben des Dramas hineinversetzt. Wegen der Allgegenwart des Musikalischen und Melodischen in dieser Oper kann man einen einzelnen kleinen Teil derselben genießen, und man wird doch augenblicklich hingerissen. Man trete mitten in die Aufführung ein, und sofort befindet man sich in dem Zentralen, weil eben Don Juans eigenstes Leben überall ist. Es ist eine alte Erfahrung, daß es nicht angenehm ist, zwei Sinne auf einmal anzustrengen; man fühlt daher, wenn man Musik hören soll, die Neigung, die Augen zu schließen. Mehr oder weniger gilt dies von aller Musik, vom Don Juan sensu eminentiori. Sobald das Auge in Anspruch genommen wird, wird der Eindruck gestört: denn die ihm sich darbietende dramatische Einheit ist durchaus mangelhaft und untergeordnet, wenn man sie mit der musikalischen Einheit vergleicht, welche zugleich gehört wird. Hiervon hat mich meine Erfahrung überzeugt. Ich saß nahe bei der Bühne; ich entfernte mich weiter und weiter; ich suchte einen Winkel des Theaters, um mich völlig in dieser Musik bergen und in sie vertiefen zu können. Je besser ich sie verstand oder zu verstehen glaubte, desto weiter stellte ich mich weg, nicht weil mein Herz kalt war, sondern vielmehr weil es in heißer Liebe brannte; denn die Liebe will von ferne verstanden werden. Das hat meinem Leben etwas eigentümlich Rätselhaftes gegeben. Ich habe

Zeiten gehabt, wo ich für ein Theaterbillet alles gezahlt hätte: jetzt brauche ich keine Mark mehr dafür zu geben. Ich stehe draußen im Korridor, lehne mich an die Wand, welche mich vom Zuschauerraum trennt, denn hier wirkt die Musik am stärksten; es ist eine Welt für sich, von mir abgesondert. Ich kann nichts sehen, bin aber nahe genug, um zu hören, und doch so unendlich fern.

Da die in der Oper auftretenden Personen nicht so durchdacht zu sein brauchen, daß sie als Charaktere durchsichtig werden, so folgt auch hieraus, was schon vorher hervorgehoben wurde, daß die Situation sich nicht vollkommen entfalten kann, sondern bis zu einem gewissen Grad von der Stimmung getragen wird. Dasselbe gilt von der Handlung in der Oper. Was man in strengerem Sinn so nennt, die mit Bewußtsein eines Zweckes ausgeführte Handlung, kann in der Musik ihren Ausdruck nicht finden, wohl aber, was man unmittelbare Handlung nennen darf. Beides ist im Don Juan der Fall. Daß die Handlung hier durchweg eine unmittelbare ist, ergibt sich aus dem, was von ihm als Verführer gesagt ist. Daher ist es auch ganz in Ordnung, daß in dieser Oper die Ironie so vorherrschend ist, denn die Ironie ist und bleibt der Zuchtmeister des unmittelbaren, gedankenlosen Lebens. So ist die Erscheinung des Kommodore eine ungeheure Ironie: denn Don Juan kann zwar jedes Hindernis besiegen, aber ein Geist läßt sich bekanntlich nicht erschlagen. Zum Beweise dafür, daß die Situation durchweg von der Stimmung beherrscht ist, darf ich an die Bedeutung erinnern, die Don Juan durchgehends für das Ganze hat, und an die nur relative Existenz der übrigen Personen im Verhältnis zu ihm. An einer einzelnen Situation will ich nachweisen, was ich meine. Ich wähle Elviras erste Arie. Das Orchester stimmt das Vorspiel an; Elvira tritt auf. Die in ihrer Brust wütende Leidenschaft muß sich Luft machen, und ihr Gesang hilft ihr dazu. Dies wäre jedoch zu lyrisch, um eigentlich eine

Situation zu bilden; ihre Arie würde dann denselben Charakter tragen, wie ein Monolog im Drama. Der Unterschied bestände nur darin, daß der Monolog zunächst das Universelle in individueller Form gebe, die Arie aber das Individuelle in universeller Fassung. Das würde, wie gesagt, für eine Situation zu wenig sein. Daher bleibt's auch nicht dabei. Im Hintergrunde sieht man Don Juan und Leporello voll gespannter Erwartung, daß die Dame, welche sie schon durchs Fenster bemerkt hatten, ihnen vor Augen trete. Wäre es nun ein wirkliches Drama, was wir vor Augen haben, so würde die Situation nicht darin liegen, daß Elvira auf der Bühne, Don Juan im Hintergrunde steht, sondern vielmehr in dem unerwarteten Zusammentreffen. Und das Interesse beruhte dann auf der Art und Weise, wie Don Juan sich heraushelfen würde. Auch in der Oper erhält das Zusammentreffen seine Bedeutung, aber eine sehr untergeordnete. Die Begegnung will gesehen, die Situation aber gehört werden. Die Einheit der letzteren ist nun die Harmonie, in welcher Elviras und Don Juans Stimmen ineinander tönen. Es ist daher auch ganz richtig, daß Don Juan sich so weit wie möglich zurückhält; denn er soll womöglich gar nicht gesehen werden, so wenig vom Publikum als von Elvira. Elviras Arie beginnt. Ihre Leidenschaft kann ich nicht anders als Liebeshaß charakterisieren, eine gemischte, aber doch metallreiche, tönende Leidenschaft. Ihr Inneres ist in unruhiger Bewegung. Nachdem sie sich Luft gemacht hat, ermattet sie einen Augenblick, wie jeder leidenschaftliche Ausbruch ermattet: es folgt in der Musik eine Pause. Aber ihre innere Bewegung läßt ahnen, daß ihre Leidenschaft sich noch nicht erschöpft hat: das Zwerchfell ihres Zornes muß noch stärker erschüttert werden. Wodurch aber, durch welches Incitament kann diese neue Erschütterung bewirkt werden? Hierzu kann nur eines dienen — Don Juans Spott. Mozart hat daher — möchte ich ein Grieche sein! denn alsdann würde ich sagen: ganz göttlich — die

Pause benutzt, um den Spott des Kavaliers anzubringen. Jetzt lodert die Leidenschaft stärker auf; noch gewaltiger bricht sie in ihrer Brust, noch gewaltiger in Tönen hervor. Einmal noch wiederholt sie sich; dann erbebt ihr Inneres, dann ergießen sich ihr Zorn, ihr Schmerz, einem Lavastrom gleich, in jener bekannten, den Schluß der Arie bildenden Kadenz. Hier sieht man, was ich mit den Worten sagen wollte: Don Juan wecke in der Elvira seinen Widerhall, und daß dies etwas anderes ist als Phrase. Der Besucher der Oper soll Don Juan nicht zusammen mit Elvira sehen noch hören, in der Einheit der Situation soll er ihn in der Elvira, aus der Elvira hören. Wohl singt Don Juan, aber so, daß es dem feiner entwickelten Ohr klingt, als komme es von Elvira selbst. Sowie die Liebe ihren Gegenstand schafft, ebenso auch der bittere Groll. Sie ist von Don Juan besessen. Jene Pause und Don Juans Stimme machen die Situation dramatisch; aber durch die Leidenschaft Elviras, in welcher die des Don Juan widerhallt, wird die Situation erst musikalisch. Als solche beurteilt, ist sie unvergleichlich. Wird hingegen Don Juan als Charakter betrachtet, und Elvira ebenfalls, so muß die Situation für verfehlt gelten; dann ist es unrichtig, Elvira sich im Vordergrunde expektorieren und Don Juan im Hintergrunde spotten zu lassen; denn alsdann wird verlangt, daß ich sie zusammen hören soll, ohne daß doch das Mittel hierzu vorhanden ist, da sie beide Charaktere sind, die unmöglich einen solchen harmonischen Einklang herstellen können. Sind sie Charaktere, so bildet ihr Zusammenstoß die Situation.

Wie vorhin bemerkt worden, ist in der Oper nicht jene dramatische Eile, das sich stets beschleunigende Vorwärts erforderlich wie im Drama; und die Situation mag sich gern ein wenig ausdehnen. Indessen darf es nicht ausarten. Als Beispiel der wahren Mitte kann ich die eben erwähnte Situation hervorheben, nicht als einziges oder vollkommenstes im Don Juan, sondern weil es dem Leser gegenwärtig ist.

Und doch komme ich hier zu einem mißlichen Punkt; denn ich gebe zu — zwei Arien müßten fort, so vollendet sie auch an und für sich sein mögen, sie wirken dennoch störend, retardierend. Ich würde es gern als ein Geheimnis für mich behalten, aber was hilft's? die Wahrheit muß an den Tag. Nimmt man jene beiden fort, so ist alles übrige ebenso schön und harmonisch. Die eine Arie ist die des Ottavio, die andere die der Anna, beide mehr Konzertnummern als dramatische Musik, wie überhaupt Ottavio und Anna viel zu unbedeutende Personen sind, um den Fortschritt des Ganzen aufzuhalten. Entfernt man sie, so hat die Oper vollkommene musikalisch-dramatische Bewegung, so vollkommen wie keine andere.

Es wäre der Mühe wert, alle Situationen nacheinander durchzugehen, nicht um sie mit Ausrufungszeichen zu begleiten, sondern um bei jeder einzelnen ihre Bedeutung, ihren Wert als musikalische Situation zu zeigen. Jedoch liegt das außerhalb der Grenzen unsrer gegenwärtigen kleinen Untersuchung. Hier kam's vor allem darauf an, Don Juans Zentralität für die ganze Oper hervorzuheben. Ähnliches wiederholt sich bei den einzelnen Situationen.

Jene erwähnte Zentralität Don Juans werde ich etwas näher beleuchten, indem ich die übrigen Personen des Dramas im Verhältnis zu ihm in Betracht ziehe. Wie in einem Sonnensystem die dunklen Körper, welche ihr Licht von der Zentralsonne erhalten, beständig nur zur Hälfte hell sind, leuchtend auf der zur Sonne hingewandten Seite, gerade so ist's mit den Personen dieses Dramas: nur ihr Lebensmoment, die dem Don Juan zugekehrte Seite, ist erleuchtet; im übrigen sind sie dunkel und undurchsichtig. Man nehme das nicht in dem eingeschränkten Sinn, als stelle jede dieser Personen die eine oder andere Leidenschaft dar, als wäre z. B. Anna der Haß, Zerline der Leichtsinn. Solche Geschmacklosigkeiten gehören am wenigsten hierher. Die Leidenschaft des Einzelnen ist konkret, aber konkret in sich

selbst, das übrige der Persönlichkeit ist von dieser Leidenschaft verschlungen. Das ist nun absolut richtig, weil wir es eben mit einer Oper zu tun haben. Jene Dunkelheit, jene teils sympathische teils antipathische geheimnisvolle Kommunikation mit Don Juan macht sie sämtlich musikalisch und bewirkt, daß die ganze Oper in Don Juan zusammenklingt. Die einzige Figur, welche eine Ausnahme zu machen scheint, ist natürlich der Kommodore. Aber darum ist es auch so weislich eingerichtet, daß er gewissermaßen außerhalb des Dramas steht oder es begrenzt. Je mehr der Kommodore hervorgehoben würde, desto mehr würde die Oper aufhören, absolut musikalisch zu sein. Daher ist er beständig im Hintergrunde gehalten und so nebelhaft wie möglich. Der Kommodore ist der kraftvolle Vordersatz und der schroffe Schlußsatz, zwischen welchen beiden Don Juans Zwischensatz liegt; aber der reiche Inhalt des Zwischensatzes ist das eigentliche Wesen der Oper. Nur zweimal tritt der Kommodore auf. Das erste Mal ist es Nacht. Die Sache geht im Hintergrunde der Bühne vor sich; man kann ihn nicht sehen; man hört ihn von dem Degen Don Juans fallen. Schon hier offenbart sich sein Ernst, um so ergreifender bei dem paradoxierenden Spott Don Juans, was Mozart vortrefflich in der Musik ausgedrückt hat. Schon hier ist sein Ernst ein zu tiefer, als daß er einem Menschen angehören könnte. Der Alte ist Geist, ehe er stirbt. Das zweite Mal erscheint er als Geist; und die Donnerstimme des Himmels erdröhnt in seiner ernsten, feierlichen Stimme. Sowie er aber persönlich verklärt ist, so ist seine Stimme umgewandelt: er redet nicht mehr, er richtet.

Die nächst Don Juan wichtigste Person ist Leporello. Sein Verhältnis zum Herrn wird erst durch die Musik wahrhaft verständlich; ohne diese bleibt es unverständlich. Ist Don Juan eine reflektierte Persönlichkeit, so wird Leporello beinahe ein noch größerer Schurke als er ist; und man begreift nicht, wie Don Juan über ihn so viele Gewalt

ausüben kann, Das einzige Motiv, das übrig bliebe, wäre, daß dieser ihn besser als alle anderen bezahlen konnte, ein Motiv, von dem sogar Molière keinen Gebrauch machen wollte, welcher Don Juan in pekuniäre Verlegenheiten geraten läßt. Erblicken wir dagegen in ihm beständig, was er wirklich ist: unmittelbares Leben, dann begreift man leicht, daß er einen entscheidenden Einfluß auf Leporello ausüben kann, daß er sich denselben assimiliert, ja fast zu seinem Organ macht. In gewissem Sinn ist Leporello eher zu einem persönlichen Bewußtsein angelegt als Don Juan; um es aber so weit zu bringen, müßte er sich über sein Verhältnis zu letzterem klar werden; dies vermag er nicht, er vermag den Zauber nicht zu lösen. Auch in Leporellos Verhältnis zu Don Juan ist etwas Erotisches, eine Macht, mit welcher er ihn sogar wider seinen Willen gefangen hält. Aber unter all dieser Zweideutigkeit bleibt er musikalisch, und beständig hören wir Don Juan aus ihm wiederklingen. Hiervon später ein Beispiel, zum Beweise, daß dies mehr als eine Phrase ist.

Den Kommodore ausgenommen stehen alle Personen in einem gewissen erotischen Verhältnis zu Don Juan. Über den Kommodore kann er keine Macht ausüben; er ist Bewußtsein, die übrigen stehen unter seiner Herrschaft. Elvira liebt ihn; dadurch ist sie in seiner Macht. Zerline fürchtet ihn; dadurch ist sie in seiner Macht. Ottavio und Mazetto gehen wegen ihrer Verwandtschaft mit ihm: denn die Bande des Blutes sind zarter Natur.

Der geneigte Leser wird vielleicht erkannt haben, daß im vorhergehenden von mehreren Seiten darauf hingewiesen ist, wie Don Juan zum Musikalischen steht und wie dieses das Konstituierende der ganzen Oper ist und sich in deren einzelnen Abteilungen spiegelt. Ich könnte hier aufhören; indes um weiterer Vollständigkeit willen will ich jene Behauptung an einigen einzelnen Teilen näher beleuchten. Die Wahl sei keine willkürliche. Ich wähle die Ouvertüre,

welche wohl zumeist den Grundton der Oper in gedrängter Konzentration angibt, und hebe zunächst das vor anderen epische und am meisten lyrische Moment des Dramas hervor, um zu zeigen, wie selbst an der äußersten Grenze die innere Vollendung der Oper bewahrt, das Musikalisch-Dramatische aufrechtgehalten wird, wie Don Juan es ist, welcher die Oper musikalisch trägt.

Schon der Umstand, daß eine Oper auch eine Ouvertüre erfordert, zeigt das Übermaß des Lyrischen, und daß die beabsichtigte Wirkung die ist, eine Stimmung hervorzurufen, etwas, worauf ein Drama sich nicht einlassen kann, weil da alles durchsichtig sein muß. Es ist daher ganz in der Ordnung, daß die Ouvertüre zuletzt komponiert wird, damit der Künstler selbst von der Musik recht und völlig durchdrungen sein kann. Die Ouvertüre läßt uns daher in der Regel einen tiefen Blick in des Komponisten Inneres tun, und wie er innerlich zu seiner eigenen Musik steht. Ist es ihm nicht gelungen, das Zentrale derselben zu ergreifen, steht er nicht im tiefsten Rapport mit der Grundstimmung der Oper, so wird sich das unverkennbar in der Ouvertüre verraten; sie wird alsdann ein von loser Ideenassoziation durchzogenes Aggregat einzelner Akkorde, aber keine Totalität, welche, wie sie eigentlich sollte, die tiefsten Aufschlüsse über den Inhalt der Musik enthält. Die Anlage einer solchen verfehlten Ouvertüre pflegt denn auch ganz willkürlich zu sein; sie kann so lang oder so kurz ausfallen, wie sie will, und das zusammenhaltende und kontinuierliche Element kann, sofern es weiter nichts als eine Ideenassoziation ist, nach Belieben ausgesponnen werden. Daher ist die Ouvertüre für Komponisten zweiten und dritten Ranges eine gefährliche Versuchung; sie werden leicht verführt, ein Plagiat an sich selbst zu begehen und aus der eignen Tasche zu stehlen, was immer sehr störend wirkt. Während es aber klar ist, daß die Ouvertüre nicht dasselbe bringen darf, wie die Oper, so darf sie natürlich auch nicht

einen absolut andersartigen Inhalt haben. Sie muß dasselbe enthalten, wie die Oper, nur in anderer Weise; sie muß es in zentraler Fassung geben und den Zuhörer mit der ganzen Macht des Zentralen ergreifen.

In dieser Hinsicht ist und bleibt die von jeher bewunderte Ouvertüre zum Don Juan ein vollendetes Meisterwerk, das allein für Don Juans Klassizität zeugen könnte. Diese Ouvertüre ist kein Durcheinander von Themas; sie ist nicht labyrinthisch von Ideenassoziationen durchzogen; sie ist konzis, bestimmt, kräftig gebaut, und vor allem von dem Wesen dieser Oper ganz durchsäuert. Sie ertönt machtvoll, wie ein Gottesgedanke, bewegt wie das Leben einer Welt, erschütternd in ihrem Ernst, erbebend in ihrer Liebeslust, niederschmetternd in ihrem furchtbaren Zorn, begeisternd in ihrer lebensfrischen Freude, dumpf in ihrem Strafurteil, langsam feierlich in ihrer imponierenden Würde, bewegt, flatternd, tanzend in ihrer Fröhlichkeit. Und dies hat sie nicht dadurch erreicht, daß sie der Oper ihr Blut aussaugt; nein, im Verhältnis zu dieser ist sie eine Weissagung. In der Ouvertüre entfaltet die Musik ihren ganzen Umfang, mit einigen mächtigen Flügelschlägen schwingt sie sich gleichsam über sich selbst hinaus und schwebt über die Stätte hin, auf welche sie herabsteigen will. Es ist ein Kampf, aber ein Kampf in den höheren Regionen der Luft. Wer diese Ouvertüre hört, nachdem er mit der Oper schon eine nähere Bekanntschaft gemacht hat, dem wird es vielleicht vorkommen, als sei er zu der geheimen Werkstatt vorgedrungen, wo die Kräfte, die er in der Oper kennen gelernt hat, sich urkräftig regen, wo sie mit aller Gewalt sich gegeneinander brechen. Doch, der Streit ist zu ungleich! die eine Macht ist schon vor der Schlacht Siegerin. Sie flieht und zieht sich zurück; aber ihre Flucht ist eben ihre Leidenschaft, die glühende Unruhe während ihrer kurzen Lebensfreude, der jagende Puls in seiner leidenschaftlichen Hitze. Hierdurch setzt sie die andere Macht in Bewegung und reißt sie mit sich fort.

Diese, welche sich anfangs so unerschütterlich sicher zeigte, daß sie sich beinahe nicht zu regen schien, muß nun vorwärts, und bald wird die Bewegung so rasch, daß es ein wirklicher Streit zu sein scheint. Näher ausführen läßt sich dies nicht. Hier muß man die Musik hören, denn der Streit ist kein Streit um Worte, sondern ein elementares Rasen. Nur muß ich daran erinnern, daß Don Juan das Interesse der Oper ist, nicht Don Juan und der Kommodore, was sich schon in der Ouvertüre zeigt. Absichtlich scheint Mozart es so angelegt zu haben, daß jene tiefe Stimme, die sich im Anfang vernehmen läßt, allmählich immer schwächer wird, gleichsam ihre musikalische Haltung verliert, daß sie eilen muß, um der dämonischen Jagd folgen zu können, welche vor ihr entweicht und sie dennoch fast dazu herabwürdigt, in einem kurzen Augenblick ein Wettrennen mit ihr auszuführen. Dadurch bahnt sich der Übergang zur Oper selbst nach und nach an. Sonach muß man sich das Finale im nahen Verhältnis zu dem ersten Teil der Ouvertüre denken. Im Finale ist der Ernst wieder zu sich selbst gekommen und hat hiermit jeden Ausweg zu einem neuen Wettlauf abgeschnitten.

Deshalb wird die Ouvertüre, während sie in dem einen Sinn allerdings selbständig ist, in einem anderen als ein Anlauf zur Oper zu betrachten sein. Dies habe ich im vorhergehenden anzudeuten versucht, indem ich die Erinnerung des Lesers an das successive Decrescendo auffrischte, worin die eine Macht dem Anfang der Oper entgegengeht. Dasselbe zeigt sich, wenn man sieht, wie die andere Macht sich in wachsender Progression offenbart. Sie beginnt in der Ouvertüre, wächst und verstärkt sich. Bewundernswert ist besonders jener ihr Anfang ausgedrückt. Man hört sie nur schwach, geheimnisvoll andeutend; man hört sie, aber so rasch vorübergehend, daß sie beinahe den Eindruck empfängt, man habe sie nicht gehört. Es erfordert ein aufmerksames, ein erotisches Ohr, um es sogleich zum ersten Mal zu erlauschen,

wenn ein Wink des leichten Spieles dieser Liebeswonne erklingt, welche nachher in so verschwenderischem Reichtum zum Ausdruck kommt. Punkt für Punkt angeben, wo es geschieht, das kann ich freilich nicht, da ich kein Musikkenner bin; aber ich schreibe ja auch nur für Liebende, welche mich wohl verstehen werden, einige derselben besser, als ich mich selbst verstehe. Ich bin indessen mit meinem bescheidenen Teil, mit dieser rätselvollen Verliebtheit zufrieden; und obgleich ich den Göttern danke, ein Mann geworden zu sein und nicht ein Weib, so hat Mozarts Musik mich gelehrt, daß es schön und erquickend ist, ja unergründlich tief, zu lieben wie ein Weib.

Die Bildersprache erregt leicht bei mir die Furcht, es sei darauf abgesehen, irgend eine Dunkelheit des Gedankens zu verbergen. Daher will ich auch keinen unverständigen oder unfruchtbaren Versuch riskieren, die energische und bündige Kürze in weitläufige und nichtssagende Bildersprache zu übersetzen. Nur einen Punkt der Ouvertüre will ich hervorheben; und, um auf denselben aufmerksam zu machen, werde ich mich eines Bildes bedienen, des einzigen Mittels, um mit ihm mich in Verbindung zu setzen. Dieser Punkt ist natürlich kein anderer, als Don Juans erstes Auftauchen, die sich regende Ahnung desselben als der Macht, mit welcher er später hindurchbricht. Die Ouvertüre hebt mit einigen tiefen, ernsten, einförmigen Tönen an, dann ertönt zuerst unendlich fern ein Wink, welcher jedoch, als wäre er zu frühe gekommen, in demselben Augenblick zurückgerufen wird, bis man nachher, wieder und wieder, kühner und kühner, immer lauter, jene Stimme vernimmt, welche zuerst listig, kokett, und doch wie scheu sich eindrängte, aber nicht durchzudringen vermochte. So erscheint zuweilen in der Natur der Horizont dunkel, voller Wolken, zu schwer, sich selbst zu tragen, ruht er auf der Erde und hüllt alles in seine dunkle Nacht; man hört einzelne hohlklingende Töne, doch nicht in Bewegung, mehr wie ein dumpfes Murmeln

bei sich selbst. Da erblickt man an der äußersten Grenze des Himmels, tief am Horizont, einen Lichtschimmer, welcher rasch um die Erde läuft; im selben Augenblick ist er erloschen. Bald aber zeigt er sich wieder, stärker und immer stärker, beleuchtet momentan mit seiner Flamme den ganzen Himmel. Im nächsten Augenblick scheint der Horizont noch finstrer; aber noch rascher, glühender lodert er auf; es ist, als verlöre die Finsternis selbst ihre Ruhe und komme in Bewegung. Sowie das Auge hier in dem ersten aufblitzenden Schimmer die Feuersbrunst ahnt, so ahnt unser Ohr in jenen hinsterbenden Bogenstrichen die ganze Leidenschaft. In jenem aufblitzenden Licht regt sich etwas wie Angst; es ist, als werde er unter dem tiefen Dunkel in Angst geboren — ebenso ist Don Juans Leben. In seiner Seele regt sich eine Angst, welche aber mit der Energie seines Wesens eng zusammenhängt, ja mit ihr eins ist. In der Ouvertüre läßt sich keineswegs, wie man wohl gesagt hat, die Stimme der Verzweiflung hören. Don Juans Leben ist fürwahr nicht Verzweiflung, vielmehr ist es die ganze Macht der Sinnlichkeit, welche unter Ängsten geboren wird. Don Juans innerstes Wesen ist diese Angst, welche sich gerade als die dämonische Lebenslust äußert. Nachdem Mozart den Don Juan so hat erstehen lassen, entwickelt er sein Leben vor uns in den tanzenden Violinklängen, in denen er leicht und flüchtig über dem Abgrund hin und her jagt. Wie wenn man einen Stein derart schleudert, daß er die Oberfläche des Wassers schneidet, dann eine Weile in leichten Sätzen darüber weiter hüpfen kann, wogegen er augenblicklich in den Abgrund sinkt, sobald er zu hüpfen und zu springen aufhört: ebenso tanzt er über dem Abgrund, lustig jubelnd in der vergönnten kurzen Frist.

Wenn nun aber die Ouvertüre als ein Anlauf zur Oper selbst angesehen werden darf, wenn man alsdann mit der Ouvertüre von jenen höheren Regionen herabsteigt, so fragt sich, wo man denn am besten landen kann, mit anderen

Worten: wo soll die Oper ihren Anfang nehmen? — Hier hat Mozart das allein Richtige gesehen, sie fängt mit Leporello an. Man bewundere auch hier Mozarts Meisterschaft. Die erste Diener-Arie hat er in unmittelbare Verbindung mit der Ouvertüre gesetzt, welcher man sie auch mit vollem Recht zurechnet. Diese Arie Leporellos entspricht dem nicht unberühmten Monolog Sganarels bei Molière. Ihm ist Witz durchaus nicht abzusprechen; dagegen ist die Situation mangelhaft. Ein Monolog ist immer mehr oder weniger ein Bruch mit dem Dramatischen; und wenn der Dichter, um eine Wirkung hervorzurufen, durch die Witze des Monologs, nicht durch den Charakter desselben, zu wirken sucht, so hat er selber den Stab über sich gebrochen und das dramatische Interesse preisgegeben. Anders in der Oper. Hier ist die Situation absolut musikalisch. Was macht denn aber diese zu einer musikalischen Situation? Wenn Leporello auch, wie wir oben gesehen, eine musikalische Figur ist, so ist er's doch nicht, welcher die Situation trägt. Don Juan, der drinnen ist, macht sie musikalisch. Nicht auf Leporello, welcher hervortritt, ruht die Pointe, sondern in Don Juan, welchen man gar nicht sieht, wohl aber hört. In Leporellos Mund ertönt ein Echo Don Juans. Ich mache auf die Übergänge aufmerksam (vuol star dentro colla bella), worin Leporello offenbar Don Juan reproduziert. Aber selbst hiervon abgesehen, ist die Situation so angelegt, daß man Leporello, welcher vor unsern Augen steht, über Don Juan vergißt, welcher drinnen ist. Überhaupt hat Mozart mit großer Genialität Leporello so behandelt, daß er Don Juan reproduziert, und hierdurch zweierlei erreicht; die musikalische Wirkung, daß man überall, wo er allein ist, Don Juan hört, und die parodische Wirkung, daß man, wenn Don Juan auch gegenwärtig ist, hört, wie Leporello ihn repetiert und dadurch unbewußt parodiert. Als Beispiel führe ich kurz den Schluß des Balletts an.

Fragt man, welches Moment in der Oper das am meisten epische sei, so ist die Antwort leicht und unzweifelhaft. Es ist Leporellos zweite Arie, der Vortrag des „kleinen Registers". Schon im vorhergehenden ist hervorgehoben, welche absolute Bedeutung die Musik habe, daß diese gerade dadurch, daß sie uns Don Juan mit allen Variationen seiner Stimmung hören läßt, eine Wirkung hervorrufe, wie das Wort oder die Replik es nicht vermag. Hier ist es wichtig, die Situation und das Musikalische derselben zu betonen. Sehen wir uns auf dem Schauplatz um, so besteht das szenische Ensemble aus Leporello, Elvira und dem treuen Diener. Der untreue Liebhaber ist dagegen nicht am Platz; wie Leporello treffend sagt — „er ist fort". Und doch erwähne ich hier seine Person und führe ihn in die Situation hinein. Bei näherer Erwägung wird man dies völlig in der Ordnung finden und hier ein Beispiel sehen, wie genau und wörtlich es verstanden werden muß, daß Don Juan in der Oper allgegenwärtig sei. Stärker kann dies kaum bezeichnet werden, als so: selbst wenn er fort ist, ist er gegenwärtig. In welchem Sinn, davon später. Wir fassen zunächst die drei Personen ins Auge, welche wir auf der Bühne sehen. Elvira ist es, und durch sie kommt natürlich eine Situation, aber durch ihre Gegenwart wird die Situation, nämlich das Aufrollen des Registers, auch zu einer peinlichen. Ist doch überhaupt der Spott, der zuweilen mit Elviras Liebe getrieben wird, beinahe ein grausamer. So im zweiten Akt, wo sie in dem entscheidendem Augenblick, als Ottavio endlich Mut gefaßt und den Degen gezogen, um ihn Don Juan in die Brust zu stoßen, sich dazwischen stürzt und nun entdeckt, daß es nicht Don Juan ist, sondern Leporello! Ein Unterschied, den Mozart durch einen gewissen ächzenden Klageton angedeutet hat. Und was kann schmerzlicher für sie sein, als anzuhören, daß in Spanien 1003 auf die Liste der Opfer gesetzt sind? Ja, im deutschen Text, welcher sich bekanntlich durch seine Ge-

schmacklosigkeit auszeichnet, wird ihr vor den Kopf gesagt, daß sie eins der Opfer sei. — Für Elvira gibt hier Leporello eine epische Übersicht über das Leben seines Herrn; und man kann nicht leugnen, es ist ganz in der Ordnung, daß Leporello die Rolle des Vortragenden, Elvira die der Zuhörerin hat. Beide sind ja in hohem Grad dabei interessiert. Sowie man daher in der ersten Arie beständig Don Juan hört, so hier und da Elvira, welche sichtbar auf der Bühne zugegen ist, als ein Zeuge instar omnium, nicht wegen eines persönlichen Vorzuges, sondern weil die Methode wesentlich dieselbe bleibt und so eine für alle gelten darf. Wäre Leporello als dramatischer Charakter und als reflektierende Persönlichkeit anzusehen, so ließe sich schwerlich ein solcher Monolog denken; aber darum eben, weil er eine musikalische Figur ist, welche gänzlich in Don Juan aufgeht, hat diese Arie ein so große Bedeutung. Sie gibt eine Reproduktion des ganzen Lebens Don Juans. Leporello ist der epische Erzähler, welcher sich in gewissen Akkorden gleich anfangs ankündigt. Ein solcher darf zwar nicht kalt oder gleichgültig sein gegen den Inhalt seiner Erzählung; jedoch muß er eine objektive Haltung ihm gegenüber bewahren. Dies ist bei Leporello nicht der Fall. Er wird von dem Leben, das er schildert, ganz hingerissen; er vergißt sich selbst über Don Juan. Wiederum ein erläuterndes Beispiel zu dem Satz, daß Don Juan überall durchtönt. Die Situation beruht also nicht sowohl auf Leporellos und Elviras Unterhaltung über Don Juan, als vielmehr auf der Stimmung, die das Ganze trägt, auf Don Juans unsichtbarer, geistiger Gegenwart. Die Übergänge in dieser Arie näher zu entwickeln, wie sie ruhig und weniger bewegt anhebt, aber in Feuer gerät, wenn Don Juans Leben und Treiben in ihr wiedertönt, wie Leporello immer mehr davon hingerissen wird und sich von diesen erotischen Schwingungen gleichsam wiegen läßt, wie dieselben in verschiedener Weise nüanciert werden, in dem Maß wie die Differenzen weib-

licher Art und Weise, die für Don Juan zugänglich waren, in der Arie hervorbrechen — dafür fehlt hier der Raum.

Fragt man, wo das lyrische Moment in der Oper am stärksten sei, so kann hier, wo alles sich dem einen Don Juan unterordnet, keine Nebenperson dermaßen in den Vordergrund treten, daß sie unsere ganze Aufmerksamkeit hinnimmt. Das hat auch Mozart wohl beachtet. Es kann sich bei jener Frage entweder nur um den ersten Teil des großen Finale, also die Tafelszene, oder um die bekannte Champagner-Arie handeln. Was die erstere betrifft, so läßt sie sich wohl bis zu einem gewissen Grad als lyrisches Moment betrachten; und die berauschende Herzstärkung der Mahlzeit, der schäumende Wein, die fernen Festklänge der Musik, alles vereinigt sich, um Don Juans Stimmung zu potenzieren, wie denn seine eigene festliche Haltung ein helles Licht über den ganzen Genuß verbreitet. Und dies wirkt dergestalt, daß selbst Leporello in diesem Augenblick über sich hinaus gehoben und in diesem reichen Augenblick, welcher das letzte Lächeln der Freude, den Abschiedsgruß des Genußlebens bedeutet, wie verklärt wird. Indessen ist dies doch mehr eine Situation, als nur ein lyrisches Moment. Das beruht natürlich nicht darauf, daß auf der Bühne gegessen und getrunken wird, denn dadurch wird noch bei weitem keine Situation geschaffen. Die Situation liegt darin, daß Don Juan bis auf die äußerste Klippe des Lebens hinausgedrängt ist. Verfolgt von der ganzen Welt, hat jener siegreiche Don Juan jetzt außer einem abseits gelegenen Zimmerchen keinen Aufenthaltsort mehr. Diese äußerste Spitze auf dem Schaukelbrett des Lebens einnehmend, aller lustigen Gesellschaft entbehrend, entflammt er noch einmal alle Lebenslust in seiner eigenen Brust. Wäre Don Juan ein Drama, so würde die innere Unruhe der Situation erfordern, daß sie so kurz wie möglich wäre. In der Oper dagegen muß die Situation festgehalten und in möglichster Üppigkeit verherrlicht werden. Diese rauscht desto wilder an uns vorüber,

weil sie unserm Ohr widerhallt aus dem Abgrund, über welchem Don Juan schwebt.

Anders verhält es sich mit der Champagner-Arie. Eine dramatische Situation wird man, wie ich glaube, hier vergeblich suchen; desto mehr Bedeutung hat sie aber als lyrischer Herzenserguß. Don Juan ist der vielen sich kreuzenden Intriguen müde. Indes ist er selbst keineswegs ermattet; seine Seele ist noch so lebenskräftig wie je: ihn verlangt nach muntrer Gesellschaft, nicht um hier das Schäumen des Weines zu sehen und zu hören, oder um sich dadurch zu beleben: nein, die innere Vitalität bricht aus ihm stärker und reicher als je hervor. Ideal ist er durchgehends von Mozart aufgefaßt, nämlich als Leben, als Macht, aber ideal einer Wirklichkeit gegenüber. Hier ist er gleichsam ideal in sich selbst berauscht. Wenn alle Mädchen der Welt in diesem Augenblick ihn umgäben, so würde er ihnen nicht gefährlich sein, denn er ist gewissermaßen zu stark, um sie jetzt betören zu wollen; selbst die wechselvollsten Genüsse der Wirklichkeit dünken ihm zu gering, verglichen mit dem, was er in sich selbst genießt. Hier offenbart es sich recht, was es heißt, daß Don Juans Wesen Musik ist. Er löst sich für uns gleichsam in Musik auf; er entfaltet sich von innen heraus zu einer Welt von Tönen. Die Bezeichnung, die man dieser Arie gegeben hat: „Champagner-Arie", ist unleugbar sehr treffend. Was aber vor anderem beachtenswert ist: sie steht zu Don Juan nicht in einem zufälligen Verhältnis. Geradeso ist sein Leben, brausend und schäumend, wie Champagner im Kelch. Und sowie in diesem Wein, während er in innerer Glut siedet, die Perlen, tonreich in ihrer eigenen Melodie, emporsteigen und immer aufs neue emporsteigen: also tönt in der elementarischen Wallung, aus welcher sein Leben besteht, die sinnliche Lust des Genusses wieder. Was daher dieser Arie dramatische Bedeutung gibt, ist nicht die Situation, sondern dies, daß der Grundton der Oper hier in sich selbst erklingt und wiederklingt.

Nichtssagendes Nachspiel.

Verhält sich nun die Sache, wie sie im vorhergehenden entwickelt worden, so darf ich zu meinem Lieblingsthema zurückkehren: daß unter allen klassischen Werken Mozarts Don Juan obenan steht. Da freue ich mich denn noch einmal über Mozarts Glück, ein in Wahrheit beneidenswertes Glück, sowohl an und für sich, als auch, weil es alle beglückt, welche nur einigermaßen sein Glück zu fassen und zu würdigen verstehen. Wenigstens fühle ich mich unbeschreiblich glücklich, einen Mozart, sei's auch nur von fern, verstanden und sein Glück geahnt zu haben; wieviel mehr also die, welche ihn vollkommen verstanden haben! Wieviel mehr mögen solche sich glücklich fühlen mit dem Glücklichen!

Der Reflex des Antik-Tragischen in dem Modern-Tragischen.

Ein Versuch im fragmentarischen Streben.

Vorgelesen

den

Συμπαρανεκρώμενοι.

Wenn jemand sagen wollte: das Tragische bleibe zu jeder Zeit das Tragische, so hätte ich dagegen eben nicht viel zu erinnern, sofern jede geschichtliche Entwicklung immer im Umfang seines Begriffes liegt. Unter der Voraussetzung nämlich, daß seine Worte einen Sinn haben, und das zweimal wiederholte Wort: Tragisch nicht nur das bedeutungslose Parentheseзeichen, das ein inhaltsloses Nichts einschließen soll, vorstellt, so müßte seine Meinung wohl diese sein, daß der Inhalt des Begriffes diesen nicht entthront, vielmehr bereichert. Auf der anderen Seite wird es der Aufmerksamkeit keines Beobachters entgangen sein — was das lesende und theaterbesuchende Publikum längst als gesicherten Besitz zu haben glaubt, als seine Aktienausbeute aus den Bestrebungen der Kunsterfahreneren —, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen der antiken und der modernen Tragödie bestehe. Wollte nun jemand auch hier einen absoluten Unterschied geltend machen, indem er sich zunächst arglistig und hernach vielleicht mit Macht zwischen das Antik- und Modern-Tragische einzudrängen suchte, so spräche dagegen doch, daß das Antik- und Modern-Tragische durch diese gemeinsame Grundlage, nämlich das Tragische, weit mehr verbunden als geschieden würde. Vor jedem einseitigen Bestreben dieser Art muß auch der Umstand warnen, daß noch immer die Ästhetiker auf Aristoteles' Bestimmungen des Tragischen und seine Ansprüche an dasselbe zurückkommen, weil diese den Begriff wesentlich erschöpfen; warnen muß dieser Umstand um so mehr, als es jeden mit einer ge-

wissen Wehmut ergreifen muß, daß trotz aller Veränderungen, die mit der Welt vorgegangen sind, die Vorstellung vom Tragischen im wesentlichen unverändert geblieben ist, so wie das Weinen dem Menschen noch immer natürlich ist. So beruhigend dies nun dem scheinen könnte, der keine Trennung, wenigstens keinen völligen Bruch wünscht, so zeigt sich doch dieselbe Schwierigkeit unter einer anderen und fast noch gefährlicheren Gestalt. Daß man beständig noch zur aristotelischen Ästhetik nicht nur aus schuldiger Aufmerksamkeit oder alter Gewohnheit zurückkehrt, das wird jeder einräumen, der mit der neueren Ästhetik einigermaßen bekannt ist und hierdurch die Überzeugung gewinnt, wie eng man sich den von Aristoteles aufgestellten, noch immer gültigen Prinzipien anschließt. Sobald man indes diesen näher tritt, macht die Schwierigkeit sich alsbald geltend. Die Begriffsbestimmungen sind nämlich ganz allgemeiner Art; und man kann so weit mit Aristoteles ganz einig und doch in anderem Sinn mit ihm ganz verschiedener Meinung sein. Um der nachfolgenden Entwickelung nicht dadurch vorzugreifen, daß ich in Form von Beispielen anführe, was ihren sachlichen Inhalt ausmachen soll, so ziehe ich vor, meine Ansicht vorzutragen, indem ich hinsichtlich der Komödie die entsprechende Betrachtung anstelle. Gesetzt, ein alter Ästhetiker hätte gesagt, was die Komödie voraussetze, sei Charakter und Situation, und was diese erregen wolle, sei das Lachen, so könnte man immerhin wieder und wieder darauf zurückgehen; sobald man dann aber weiter fragte, wie verschiedener Art das sein könne, was einen Menschen zum Lachen bringe, so würde man bald einsehen, welches ungeheure Spatium jene Forderung in sich fasse. Wer jemals sein eigenes Lachen zum Gegenstand der Beobachtung machte, wer hierbei weniger das Zufällige als das Allgemeine vor Augen hatte, wer mit psychologischem Interesse darauf achtete, wie verschieden in jedem Alter die Motive des Lachens sind, der wird sich leicht überzeugen, daß die un-

wandelbare Forderung an die Komödie, daß sie zum Lachen reize, des Wandelbaren genug enthält, im Verhältnis zu der verschiedenen Vorstellung des Weltbewußtseins über das, was lächerlich sei, ohne daß jedoch die Verschiedenheit eine so diffuse zu sein braucht, daß der entsprechende Ausdruck der Stimmung in den somatischen Funktionen am Ende auch dieser sein könnte: Lachen äußere sich durch Weinen. Ebenso nun auch mit dem Tragischen.

Was aber zunächst die Aufgabe dieser kurzen Untersuchung betrifft, so wird sie nicht sowohl eine Darstellung des Verhältnisses zwischen dem Antik- und Modern-Tragischen sein, als vielmehr ein Versuch, nachzuweisen, wie die Eigentümlichkeit des Antik-Tragischen sich in die moderne Tragik aufnehmen lasse, so daß in dieser das echt Tragische sich ausprägt. Aber so lebhaft ich mich hierfür auch interessieren und bemühen werde, so werde ich mich doch hüten, irgendwie zu weissagen, daß unsere Zeit gerade dies fordere, zumal die Gegenwart überall mehr auf das Komische hinzuarbeiten scheint. Unsre Zeit ist in hohem Grad von den Zweifeln der Subjekte unterminiert, und die Isolierung wird beständig größer, was einem deutlich entgegentritt, wenn man auf die mancherlei sozialen Bestrebungen achtet. Diese beweisen nämlich das isolierte Streben der Zeit ebensosehr dadurch, daß sie demselben entgegenzuwirken suchen, als auch dadurch, daß sie in unvernünftiger Weise ihr wehren wollen. Das Isolierte macht sich immer als Zahl geltend: wenn einer sich als dieser Eine behaupten will, so ist das eine Isolierung. Hierin werden mir wohl alle Bruder- und Genossenschaften Recht geben, ohne deshalb auch einsehen zu können oder zu wollen, daß es völlig dieselbe Isolierung ist, wenn hundert sich einzig und allein als diese Hundert wollen geltend machen. Die Zahl ist immer gegen sich selbst gleichgültig; und es ist ganz gleichgültig, ob es einer oder tausend oder alle Bewohner der Erde, nur numerisch bestimmt, sind. Dieser Assoziationsgeist ist daher in seinem Prinzip ebenso

revolutionär, wie der Geist, den er bekämpfen will. Als König David sich so recht seiner Macht und Herrlichkeit bewußt werden wollte, ließ er sein Volk zählen; in unsrer Zeit dagegen kann man sagen, daß die Völker, um ihre Bedeutung einer höheren Macht gegenüber recht zu fühlen, sich selbst zählen. Alle jene Genossenschaften tragen indeß das Gepräge der Willkür, sind meistens zu irgend einem zufälligen Zweck gebildet, dessen Gebieter natürlich eben die Genossenschaft ist. Die große Anzahl derselben beweist somit die innere Auflösung der Zeit und trägt selbst dazu bei, sie diesem Ziele immer rascher entgegenzuführen; sie sind Infusionstiere im Organismus der Gesellschaft und weisen darauf hin, daß dieser aufgelöst ist. Wann fingen in Griechenland die Hetärien allgemein zu werden an? War es nicht damals als der Staat schon in seiner Selbstauflösung begriffen war? Und hat nicht unsre Zeit eine auffallende Ähnlichkeit mit jener alten, welche selbst ein Aristophanes nicht lächerlicher machte, als sie wirklich war? Ist nicht in politischer Hinsicht das Band, welches bisher die Staaten unsichtbar und geistig in sich zusammenhielt, gelöst? Ist nicht mit der Religion die Macht, die noch am Unsichtbaren festhielt, abgeschwächt und vernichtet? können Staatsmänner und Geistliche, wenn sie ihrer altherkömmlichen Bedeutung gedenken, gleich den Auguren Roms einander ohne ein Lächeln ansehen? Eine Eigentümlichkeit hat freilich unsre Zeit vor jener altgriechischen voraus, daß nämlich die Gegenwart weit mehr zu ernsterem Sinnen, daher aber auch zu hoffnungsloserer Verzweiflung angelegt ist. So ist unser Geschlecht im ganzen nachdenklich genug, um zu wissen, daß es eine sittliche Verantwortung gibt, und daß diese etwas zu sagen hat. Während daher alle herrschen möchten, will doch keiner die Verantwortung tragen. Es ist noch in frischem Andenken, daß ein französischer Staatmann, welchem das Portefeuille aufs neue angeboten wurde, erklärte: er nehme es an, aber unter der Bedingung, daß der Staats-

sekretär verantwortlich gemacht werde. Der König von Frankreich ist, wie bekannt, nicht verantwortlich, dagegen ist es das Ministerium. Der Anspruch, den jener Minister machte, würde natürlich zuletzt dahin führen, daß die Nachtwächter oder die Kommissare der Straßenpolizei die Verantwortung übernehmen müßten. Wäre nicht diese tolle Verantwortlichkeitsgeschichte ein passendes Sujet für Aristophanes? Und andrerseits: warum sonst haben Regierung und Regierende solche Scheu vor der Verantwortung, als darum, weil sie eine Oppositionspartei scheuen, welche selbst wieder in ähnlicher Skala die Verantwortung von sich schieben würde? Denkt man sich nun diese zwei Mächte einander gegenüber, aber nicht in der Lage, eingentlich ins Handgemenge zu kommen, weil die eine beständig vor der anderen verschwände, die eine vor den Augen der anderen nur figurierte, gewiß, einer solchen Situation würde ihre vis comica nicht abgehen. Zeigt diese Geschichte nicht hinreichend, daß das Band, welches den Staat eigentlich zusammenhält, aufgelöst ist? Aber die hierdurch bewirkte Isolierung ist unstreitig komisch; und zwar liegt das Komische darin, daß die Subjektivität sich nur in der Form geltend machen will. Jede isolierte Persönlichkeit wird immer und überall dadurch lächerlich, daß sie ihre Zufälligkeit gegenüber der Notwendigkeit der geschichtlichen Entwickelung zur Geltung bringen will. Ohne Zweifel würde die tiefste Komik darin liegen, wenn man das erste beste Individuum irgend einmal von der universellen Idee beherrscht werden ließe: Erlöser der ganzen Welt zu werden! Dagegen ist Christi Erscheinung in einem gewissen Sinn — denn in einem anderen Sinn ist er unendlich viel mehr — die tiefste Tragödie, weil Christus in der Fülle der Zeiten erschienen ist, und was ich im Blick auf das nachfolgende vorzüglich betonen möchte, die Schuld der ganzen Welt getragen hat.

Bekanntlich nennt Aristoteles als Quellen der Handlung in der Tragödie zweierlei: διάνοια καὶ ἦθος, bemerkt

aber zugleich, die Hauptsache sei τό τέλος, und die Personen handeln nicht, um ihren Charakter in seiner Entwicklung darzustellen, sondern die Charakterbilder werden nur um der Handlung willen aufgenommen. Hierin macht sich eine Abweichung von der modernen Tragödie bemerklich. Die Eigentümlichkeit der antiken Tragödie besteht nämlich darin, daß die Handlung nicht nur aus dem Charakter hervorgeht, daß die Handlung nicht genügend subjektiv reflektiert ist, daß vielmehr die Handlung selbst einen relativen Zusatz von Leiden hat. Damit hängt zusammen, daß die antike Tragödie den Dialog auch nicht so ganz und voll entwickelt hat, daß alles in ihm aufgeht. Der Monolog und der Chor vertreten eigentlich die diskreten Momente des Dialogs. Nähert sich nämlich der Chor entweder mehr der epischen Substanzialität oder dem lyrischen Schwung, so ist er es jedenfalls, welcher gleichsam jenes Mehr angibt, das in der Individualität nicht aufgehen will. Der Monolog stellt andrerseits die lyrische Konzentration dar und enthält das Mehr, welches in Handlung und Situation nicht aufgeht. Die Handlung selbst trägt in der antiken Tragödie ein episches Moment in sich; sie ist ebensosehr Begebenheit wie Handlung. Das liegt natürlich darin, daß die alte Welt noch nicht in reflektierter Subjektivität lebte. Bewegte sich auch das Individuum mit Freiheit, so wurzelte es doch in substanziellen Mächten im Staat, in der Familie, im Schicksal. Diese substanzielle Bestimmtheit ist in der griechischen Tragödie der Schoß des sich vollziehenden Verhängnisses und gibt derselben ihr eigentümliches Gepräge. Des Helden Untergang ist also nicht nur eine Folge seiner Handlungsweise, sondern zugleich ein Leiden, wogegen in der neueren Tragödie solcher Untergang im Grunde weniger sein Leiden als seine eigene Tat ist. In der modernen Zeit herrschen daher wesentlich Situation und Charakter vor. Der tragische Held ist subjektiv in sich reflektiert und hat sich nicht allein aus jedem unbefangenen Verhältnis zu Staat, Geschlecht,

Schicksal heraus reflektiert, sondern manchmal sogar aus seinem eigenen vorangegangenen Leben. Was uns interessiert, ist ein gewisses bestimmtes Moment seines eigenen Verhaltens. Aus diesem Grunde läßt sich das Tragische in Situation und Replik erschöpfen, sofern Unmittelbares überhaupt gar nicht zurückgeblieben ist. Die moderne Tragödie hat daher eigentlich keinen epischen Vordergrund, keine epische Hinterlassenschaft. Der Held steht und fällt ganz auf dem Boden seiner eigenen Taten.

Das hier in der Kürze, doch genügend Erörterte, ist bedeutungsvoll, um einen Unterschied zwischen der älteren und neueren Tragödie zu beleuchten, welcher mir von Bedeutung zu sein scheint, nämlich die verschiedene Auffassung der tragischen Schuld. Aristoteles verlangt, daß der tragische Held eine ἁμαρτία habe. Wie aber die Handlung in der griechischen Tragödie zwischen Handeln und Leiden hin und her schwebt, so ist es auch die Schuld; und hierin liegt die tragische Kollission. Je mehr dagegen die Subjektivität eine reflektierende wird, je mehr man pelagianisch das Individuum sich allein überläßt, desto ethischer wird die Schuld. Zwischen diesen beiden Extremen liegt das Tragische. Hat das Individuum durchaus keine Schuld, so ist das eigentlich tragische Interesse vernichtet, weil alsdann die tragische Kollission entnervt ist; hat es dagegen absolute Schuld, so interessiert es uns nicht mehr in tragischem Sinn. Es ist daher sicher ein Mißverständnis des Tragischen, wenn unsre Zeit dahin strebt, das Verhängnis sich in lauter Individualität und Subjektivität umwandeln zu lassen. Von des Helden früherer Zeit will man weiter nichts wissen; sein ganzes Leben wälzt man ihm als seine persönliche Tat auf die eigenen Schultern, macht ihn für alles verantwortlich, wodurch denn auch seine ästhetische Schuld in eine ethische verwandelt wird. So wird der tragische Held schlecht, das Böse wird der eigentlich tragische Gegenstand, dieses aber hat kein ästhetisches Interesse, und Sünde ist kein ästhetisches Element. Fragen wir

nach dem tieferen Grunde des mißverstandenen Strebens, so liegt er in der unserm Zeitalter innewohnenden Tendenz zum Komischen. Das Komische liegt gerade in der Isolierung. Will man nun innerhalb der Schranken der letzteren das Tragische geltend machen, so hat man das Böse in seiner Schlechtigkeit, nicht die eigentlich tragische Schuld in ihrer zweideutigen Schuldlosigkeit. Beispiele finden sich genug in der neueren Literatur. So ist Grabbes in vieler Hinsicht geniales Werk: „Faust und Don Juan" eigentlich auf das Böse gegründet. Um indessen nicht aus einem einzelnen dichterischen Erzeugnis zu argumentieren, will ich meinen Satz lieber in dem herrschenden Bewußtsein der ganzen Gegenwart nachweisen. Wollte man ein Individuum darstellen, auf das unglückliche Umgebungen in seiner Kindheit so störend eingewirkt hätten, daß diese Eindrücke schließlich seinen Untergang herbeiführten, so würde dergleichen unserm Geschlecht nicht gefallen; und das natürlich nicht darum, weil es schlecht behandelt worden — denn ich dürfte mir ja immerhin denken, daß die Behandlung eine ausgezeichnete gewesen sei —, sondern darum, weil die Zeit einen andern Maßstab anlegt. Sie will von solchen Sentimentalitäten nichts wissen; sie macht das Individuum ohne weiteres für sein Leben verantwortlich. Geht also ein solches zu Grunde, so erscheint es hiermit nicht tragisch, sondern — schlecht. — Sollte man nun nicht glauben, es müsse ein Königreich von lauter Göttern sein, dieses Geschlecht, in welchem auch ich die Ehre habe zu leben? Allein dem ist keineswegs so: die gewaltige Kraft, der sittliche Mut, der so seines Glückes Schöpfer, ja sein eigner Schöpfer sein will, ist eine Illusion; und während unsere Zeit das wahrhaft Tragische verliert, gewinnt sie dafür — die Verzweiflung. In dem Tragischen liegt eine Wehmut und zugleich eine Arznei, die man fürwahr nicht verschmähen sollte; und während man auf so un- und übernatürliche Weise, wie unsre Zeit es versucht, sich selbst gewinnen will, verliert man sich selbst und wird

— komisch. Jedes Individuum, ob es auch zu den Originalen gehört, ist und bleibt doch immer ein Mensch Gottes, ein Mensch seiner Zeit, seines Volkes, seiner Familie, seiner Freunde, und hat er erst hierin seine Wahrheit. Will es in dieser seiner ganzen Relativität dennoch das Absolute sein, so macht es sich lächerlich. Gibt dagegen ein solches Individuum diesen Anspruch auf, will es nur relativ sein, alsdann hat es eo ipso das Tragische an sich, auch wenn es das glücklichste Individuum wäre, ja, ich möchte sagen: erst dann ist das Individuum das glücklichste, wenn das Tragische ihm nicht abgeht. Das Tragische hat eine unendliche Milde in sich; ästhetisch ist es im Verhältnis zum Menschenleben, was in höherem Sinn die göttliche Gnade und Barmherzigkeit ist; ja, es redet fast eine noch sanftere Sprache, so daß ich es mit einer Mutterliebe vergleichen möchte, welche das bekümmerte Kind in Schlummer einlullt. Das Ethische ist seiner Natur nach streng und hart. Handelt es sich um ein Verbrechen, alsdann kann der Sünder seine Zuflucht gewiß nicht zum Tempel der Ästhetik nehmen, wiewohl diese einen auch für ihn milderen Ausdruck haben mag. Allein es wäre verkehrt, sich gerade dahin zu wenden, denn sein Weg weist ihn nicht auf das ästhetische, sondern auf das religiöse Gebiet. Jenes liegt hinter ihm; und es wäre eine neue Sünde, wollte er jetzt das Ästhetische ergreifen. Die Religion ist der Ausdruck für die väterliche und mütterliche Liebe: denn sie trägt in sich das Ethische, welches aber gemildert ist, und zwar ähnlich wie auch das Tragische, eben durch ihre ununterbrochen still weitergehende Einwirkung. Während aber das Ästhetische solche Ruhe gewähren möchte, ehe der tiefe und schreiende Gegensatz der Sünde sich geltend macht, so gewährt die Religion ihren Frieden erst, nachdem dieser Gegensatz sich in seinem ganzen furchtbaren Ernst geoffenbart hat. In demselben Augenblick, in welchem der Sünder vergehen möchte unter dem Druck der allgemeinen Sünde, welche er durch eigne Schuld selbst auf sich legt, in

dem Gefühl, daß nur in dem Maß, wie er sich schuldig weiß, Aussicht für ihn ist, erlöst zu werden — in demselben Augenblick zeigt sich ihm darin ein Trost, daß es die allgemeine Sündhaftigkeit ist, welche auch in ihm sich regt, daher er auch von dem allgemeinen Heil nicht ausgeschlossen ist. Dieser Trost kann ja nur ein religiöser sein; und wer etwa wähnt, auf irgend einem andern Wege, z. B. durch ästhetische Verflüchtigung, denselben zu erlangen, der hat sich selbst betrogen und besitzt den Trost eigentlich gar nicht. In gewissem Sinn beweist daher die Zeit einen sehr richtigen Takt, wenn sie das Individuum für alles selbstverantwortlich machen will. Aber leider tut sie's nicht ernst und innerlich genug, was eben ihre Halbheit ist. Sie ist klug genug, die Tränen der Tragödie zu verschmähen, aber auch klug genug, um der Barmherzigkeit entbehren zu wollen. Und was ist doch, sobald man diese zwei Dinge wegnimmt, das Menschenleben? was ist das Menschengeschlecht? — Entweder also die Wehmut des Tragischen, oder das ernste Leid der Religion und ihre um so tiefere Freude. Oder ist nicht der charakteristische Zug alles dessen, was von jenem glücklichen Volk der Helenen herrührt, ein gewisser Schwermut und eine Wehmut ihrer Kunst, ihres Lebens, selbst ihrer Freude?

Im Vorhergehenden habe ich sonderlich den Unterschied zwischen der antiken und der modernen Tragödie hervorheben wollen, sofern er sich in der verschiedenen Auffassung der Schuld des tragischen Helden ausprägt. Dies ist der eigentliche Brennpunkt, von welchem alles und jedes in seiner unterschiedenen Besonderheit ausstrahlt. Erscheint der Held als der ausgemacht Schuldige, so ist der Monolog verschwunden, das Schicksal verschwunden; alsdann wird der Gedanke durchsichtig genug im Dialog hervortreten, sowie die Handlung in der Situation. Dasselbe läßt sich auch noch anders ausdrücken, nämlich im Blick auf die Stimmung, welche die Tragödie hervorruft. Bekanntlich fordert Aristo-

teles, daß die Tragödie bei dem Zuschauer Furcht und Mitleid erwecke. Ich erinnere mich, daß Hegel sich in seiner Ästhetik dieser Forderung anschließt und bei jedem dieser Punkte eine zwiefache Betrachtung anstellt, die indes nicht gerade sehr erschöpfend ist. Wenn Aristoteles Furcht und Mitleid einander gegenüberstellt, so könnte man hinsichtlich der Furcht wohl an die Stimmung denken, welche das Einzelne akkompagniert, beim Mitleid an die Stimmung, die den definitiven Eindruck des Ganzen bildet. Diese Stimmung ist es, welche ich zunächst im Auge habe, weil sie der tragischen Schuld und ihrer Dialektik entspricht. Hegel bemerkt hierüber: es gäbe zwei Arten von Mitleiden, das gewöhnliche, welches sich an die endliche Seite des Leidens halte, und das wahrhaft tragische Mitleid. Diese Bemerkung ist ganz richtig, jedoch für mich von geringer Bedeutung, da jene allgemeine Rührung nichts als ein Mißverständnis ist, von welchem freilich sowohl die antike wie die moderne Tragödie betroffen werden kann. Wahr ist aber und tiefer eindringend, was er hinsichtlich des wahren Mitleidens hinzufügt: „Das wahre Mitleiden ist im Gegenteil die Sympathie mit der zugleich sittlichen Berechtigung des Leidenden“ (Bd. III, S. 531). Während aber Hegel das Mitleid nur im allgemeinen und seine Verschiedenheit in den verschiedenen Individualitäten betrachtet, ziehe ich es vor, die Verschiedenheit des Mitleids vielmehr in seinem Verhältnis zu den Unterschieden der tragischen Schuld hervorzuheben. Um hierauf alsbald hinweisen zu können, will ich „das Leidende“, was in dem Wort „Mitleid“ liegt, in seine zwei Teile zerlegen und jedem einzelnen insbesondere das Sympathische beilegen, jedoch so, daß ich über die Stimmung des Zuschauers nichts, was auf seine Willkür hindeuten könnte, auszusagen brauche, sondern in der Weise, daß ich, die Verschiedenheit seiner Stimmung ausdrückend, hiermit zugleich die der tragischen Schuld ausdrücke. In der antiken Tragödie ist das Leid ein tieferes, der Schmerz ein geringerer,

während in der modernen der Schmerz einschneidender, das Leid ein gemäßigteres und ruhigeres ist. Das Leid birgt immer etwas mehr Substantielles als der Schmerz. Dieser deutet stets auf eine Reflexion über das Leiden, welche der Schmerz nicht kennt. Es ist psychologisch sehr interessant, ein Kind zu beobachten, während es einen Erwachsenen leiden sieht. Das Kind reflektiert nicht genug, um Schmerz zu empfinden, und doch ist sein Leid ein unendlich tiefes. Zu einer Vorstellung von Sünde und Schuld hat es nicht Reflexion genug; daran zu denken bei dem Leiden des Bejahrteren, liegt ihm sehr fern, und dennoch, wiewohl der Grund des Leidens ihm verborgen ist, regt sich eine dunkle Ahnung desselben mitten in seiner Betrübnis. Derselben Art, aber in voller und tiefer Harmonie, ist das griechische Leid; daher ist dieses zu gleicher Zeit so milde und so tief. Sieht dagegen ein Älterer einen Jüngeren, ein Kind leiden, dann ist der Schmerz größer, das Leid geringer. Je mehr das Bewußtsein einer Schuld hervortritt, desto größer ist der Schmerz, um so weniger tief aber das Leid. Wendet man nun dies auf das Verhältnis zwischen antiker und moderner Tragödie an, so darf man sagen: in der antiken Tragödie selbst ist das Leid ein tieferes, und demnach auch in dem Bewußtsein, welches ihm entspricht. Man sage sich nämlich beständig: Ich bin's nicht, an dem es liegt, sondern die Tragödie; ich aber muß mich in das griechische Bewußtsein hineinleben, um den tiefen Schmerz in der griechischen Tragödie recht zu verstehen. Wie oft ist es nur ein gedankenloses Nachsprechen, wenn so manche die griechische Tragödie bewundern. Denn soviel ist offenbar, daß unsre Zeit wenigstens für das, was eigentlich Inhalt des griechischen Leides ist, keine sonderliche Sympathie hat. Das Leid ist darum ein tieferes, weil die Schuld die ästhetische Zweideutigkeit in sich trägt. In neuerer Zeit ist der Schmerz größer. Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen — dieses Wort könnte man sehr wohl der

griechischen Tragödie zur Überschrift geben. Ja, furchtbar ist der Zorn der Götter; dennoch ist der Schmerz kein so großer, wie in der modernen Tragödie, wo der Held seine ganze Schuld persönlich zu büßen hat. Hier gilt es nun, ähnlich wie an der tragischen Schuld, an dem Leid nachzuweisen, welches das wahrhaft ästhetische Leid sei, und welches der wahrhaft ästhetische Schmerz. Der bitterste Seelenschmerz ist nun offenbar die Reue; aber die Reue hat ethische, nicht ästhetische Bedeutung. Sie ist darum der bitterste Schmerz, weil sie die ganze große Schuld klar erkennt; aber auch das erregt kein ästhetisches Interesse. Der Reue ist eine Heiligkeit eigen, welche das Ästhetische verdunkelt, sie will sich nicht sehen lassen, am wenigsten vom Publikum und nimmt eine ganz andere Art von Selbsttätigkeit in Anspruch. Freilich hat das neuere Drama, selbst die Komödie, zuweilen auch die Reue auf die Bühne gebracht, das aber zeigt nur den Unverstand des Dichters. Man hat an das psychologische Interesse erinnert, welches doch der Anblick einer solchen Schilderung haben könne; das psychologische Interesse ist aber wieder nicht das ästhetische. Dies gehört auch zu der Verwirrung, die sich in unsern Tagen so oft geltend macht. Man sucht eine Sache, wo man sie nicht suchen sollte, und, was noch schlimmer ist, man findet sie, wo man sie nicht finden sollte. Im Theater läßt man sich erbauen, in der Kirche ästhetisch anregen; durch Romane will man bekehrt werden, an Erbauungsbüchern seinen Genuß finden; man will auf der Kanzel die Philosophie haben und auf dem Katheder den Prediger. — Dieser Schmerz ist also nicht der ästhetische, und doch offenbar derjenige, auf den unsere Zeit hinarbeitet, als auf das höchste tragische Interesse. Ebenso verhält es sich mit der tragischen Schuld. Unsere Zeit hat alle objektiven Begriffe von Familie und Geschlecht, Staat und Kirche verloren; sie muß den Einzelnen daher völlig sich selbst überlassen, so daß dieser, genau genommen, sein eigner Schöpfer wird. Die Schuld ist also

dann Sünde, ihr Schmerz Reue, womit das Tragische aber aufhört. Auch die in strengerem Sinn leidende Tragödie hat im Grunde ihr tragisches Interesse eingebüßt: denn die Macht, von der das Leiden herkommt, hat ihre Bedeutung verloren, und der Zuschauer ruft: Hilf dir selber, alsdann wird der Himmel dir helfen! Mit anderen Worten: der Zuschauer hat das Mitleiden verlernt; aber im subjektiven Sinn sowohl wie im objektiven ist gerade das Mitleiden der eigentliche Ausdruck für das Tragische.

Der Deutlichkeit wegen werde ich nun, ehe ich das hier Erörterte weiter ausführe, erst den Begriff des ästhetischen Leides etwas näher bestimmen. Die Richtung, welche das Leid nimmt, ist derjenigen des Schmerzes entgegengesetzt; und wenn man nur nicht durch Konsequenzmacherei meine Aussprüche verderben wollte, so möchte ich sagen: je größere Unschuld, desto tieferes Leid. Urgiert man dies, so gewinnt man das Tragische. Ein Moment von Schuld bleibt dabei stets zurück; aber dieses Moment ist eigentlich nicht subjektiv reflektiert, weshalb das Leid in der griechischen Tragödie ein so tiefes ist. Zu törichten Konsequenzen würde es führen, wenn man diesen Satz übertreiben und auf ein fremdes Gebiet, z. B. das metaphysische, versetzen wollte. Indes liegt hierin der eigentliche Grund, weshalb man sich immer gescheut hat, Christi Leben eine Tragödie zu nennen: man fühlte, daß hier ästhetische Eindrücke die Sache nicht erschöpfen. Im Gegenteil neutralisieren sich diese bei dieser einzigartigen, unvergleichlichen Erscheinung und werden gegeneinander in Indifferenz gestellt. Die tragische Handlung schließt immer ein Moment des Leidens in sich, sowie das tragische Leiden ein Moment der Handlung in sich, sowie das tragische Leiden ein Moment des Handelns; das Ästhetische liegt im Gebiet der Relativität. Die Identität absoluten Handels und absoluten Leidens geht über die Sphäre und die Kräfte der Ästhetik hinaus, und gehört dem höheren metaphysischen Gebiet an. In Christi Leben waltet diese

Identität. Denn sein Leiden ist ein absolutes, sofern es ein absolut freies Handeln ist, während auch sein Handeln absolutes Leiden ist, sofern es absoluter Gehorsam ist. Das Moment der Schuld, welches zurückbleibt, ist nicht subjektiv reflektiert; und das ist's gerade, was das Leid so tief macht. Die tragische Schuld ist nämlich mehr, als die nur subjektive: sie ist vererbte Schuld. Dies ist aber, ebenso wie die Erbsünde, ein substantieller Begriff, und dieses Substantielle ist es gerade, wodurch das Leid vertieft wird. Die von jeher bewunderte tragische Trilogie des Sophokles: Oedipus Coloneus, Oedipus Rex und Antigone, bewegt sich wesentlich um dieses echt tragische Interesse. Die Erbschuld schließt aber diesen Selbstwiderspruch in sich, daß sie Schuld und doch wieder keine Schuld ist. Das Band, durch welches das Individuum schuldig wird, ist eben die Pietät; aber die Schuld, die es auf sich geladen hat, hat hierdurch alle mögliche ästhetische Amphibolie. Man könnte da auf den Gedanken kommen, das Volk, welches das tief Tragische leicht recht hätte entwickeln müssen, sei das jüdische Volk. Wenn es von Jehova heißt: Ich bin ein starker, eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, oder, wenn man im alten Testament jene furchtbaren Verwünschungen der Abtrünnigen hört, so wird man versucht, hierin tragischen Stoff zu suchen. Dazu ist aber das Judentum viel zu ethisch entwickelt; und Jehovas Fluch ist, wenn auch schreckenerregend, doch zugleich jedesmal gerechte Strafe. Anders in Griechenland. Hier hat der Götter Zorn keinen ethischen Charakter, wohl aber ästhetische Zweideutigkeit.

In der griechischen Tragödie selbst findet sich ein Übergang vom Leid zum Schmerz. Als Beispiel möchte ich den Sophokleischen Philoktet anführen. Dieser ist im strengeren Sinn leidvolle Tragödie. Aber auch hier herrscht noch ein hoher Grad von Objektivität. Der griechische Held ruht in seinem Schicksal, welches ein unabänderliches ist, so daß von

einer Milderung keine Rede sein kann. Dieses Element ist im Grunde das eigentliche Moment des Leides im Schmerz. Der erste Zweifel, mit welchem der Schmerz anhebt, ist dieser: Warum das mir? könnte es nicht anders sein? Zwar findet sich im Philoktet, was mir immer aufgefallen ist und wodurch er sich von jener unsterblichen Trilogie wesentlich unterscheidet, ein starkes Maß von Reflexion: der meisterhaft geschilderte Selbstwiderspruch in seinem Schmerz, worin sich eine so echt menschliche Sympathie ausspricht; aber das Ganze wird doch von geschichtlicher Objektivität getragen. Philoktets Reflexion versenkt sich nicht in sich selbst; und wenn er sich beklagt, daß von seinem Schmerz niemand wisse, so ist auch das echt griechisch. Es liegt hierin ungemein viel Wahrheit, und doch zeigt sich gerade hier zugleich der Unterschied von dem eigentlich reflektierenden Schmerz, welcher immer nur mit sich allein sein möchte, und doch gerade in dieser Einsamkeit des Schmerzes einen neuen Schmerz aufsucht.

Das wahre tragische Leid fordert immer ein Moment von Schuld, der wahre tragische Schmerz ein Moment von Unschuld, jenes eine gewisse Durchsichtigkeit, dieser ein gewisses Dunkel. So glaube ich am besten das dialektische andeuten zu können, worin die Begriffe Leid und Schmerz ihrem tiefsten Wesen nach einander berühren, wie auch die Dialektik, die den Begriff der tragischen Schuld in sich schließt.

* * *

Unsre Gesellschaft, welcher ich diese fragmentarische Arbeit vorlese — und andere als solche duldet sie ja nicht —, begehrt bei jeder ihrer Zusammenkünfte eine Erneuerung und Wiedergeburt, und will zugleich, daß ihre innere Produktivität jedesmal unter einer neuen Bezeichnung verjüngt auftrete. Laßt uns denn unsre Tendenz fortan als Versuch im fragmentarischen Streben, oder in der Kunst, hinterlassene Papiere zu schreiben, bezeichnen. Eine voll

ausgeführte Arbeit steht in keinem Verhältnis zu der dichtenden Persönlichkeit; bei hinterlassenen Papieren fühlt man beständig, eben des Abgebrochenen, des Desultorischen wegen, einen Trieb, auch die Persönlichkeit dichtend auszugestalten. Hinterlassene Papiere gleichen einer Ruine; und gäbe es wohl für Begrabene einen natürlicheren Aufenthaltsort? Die Kunst besteht nun darin, künstlerisch dieselbe Wirkung hervorzubringen, dieselbe Sorglosigkeit und Zufälligkeit, denselben anakoluthischen Gedankengang; die Kunst besteht darin, einen Genuß zu erzeugen, der niemals präsentisch wird, sondern stets ein Moment der Vergangenheit in sich trägt, also daß er gegenwärtig in der vergangenen Zeit ist. Dieses drückt sich ja schon in dem Wort nachgelassen aus. In gewissem Sinn ist ja alles, was ein Dichter produziert hat, sein Nachlaß; allein das völlig Ausgeführte würde man doch wohl niemals eine nachgelassene Arbeit nennen, und wäre es auch nicht erschienen, während er noch lebte. Auch sehe ich hierin eine unleugbare Eigenschaft jedes menschlichen Erzeugnisses, daß es eben nur Nachlaß ist, daß es den Menschen nicht vergönnt ist, im ewigen Anschauen Gottes und der vollen Wahrheit zu leben. Nachgelassenes will ich alles nennen, was unter uns produziert wird, das heißt künstlerischer Nachlaß; Nachlässigkeit, Indolenz will ich jene schöpferische Genialität nennen, welcher wir unter uns so großen Wert beilegen; vis inertiae das Naturgesetz, das wir verehren. Hiermit bin ich denn unsern geheiligten Sitten und Gebräuchen nachgekommen.

So tretet denn näher zu mir heran, werte Συμπαρανεκρώμενοι, schließet euch um mich, indem ich meine tragische Heldin in die Welt hinaussende, und ihr als Mitgift den Schmerz gebe. Sie ist mein Werk; jedoch ist ihr Umriß so unbestimmt, ihre Gestalt so nebelhaft, daß jeder von euch sich in sie verlieben und sie auf seine Art lieben kann. Sie ist meine Schöpfung; ihre Gedanken sind meine Gedanken; und doch ist's mir, als hätte ich in einer Liebesnacht bei ihr geruht, und sie hätte mir

ihre tiefsten Geheimnisse anvertraut, mit diesen ihre ganze Seele in meine Brust hineingeatmet; als wäre sie dann in einem Augenblick verwandelt, ja verschwunden, so daß ihre Realität sich nur in der Stimmung verspüren ließ, welche zurückblieb, während es sich gerade umgekehrt verhält, daß sie aus meiner Stimmung heraus zu immer größerer Realität geboren wurde. Ich lege ihr das Wort auf die Lippen und dennoch kommt es mir vor, als ob ich ihre Vertraulichkeit mißbrauchte; es ist mir, als stände sie schmollend hinter mir. Es verhält sich aber umgekehrt: in ihrer Verschleierung wird sie nur immer sichtbarer. Sie ist mein Eigentum, mein rechtmäßiges Eigentum; und doch ist's mir zuweilen, als hätte ich mich heimlich in ihr Vertrauen hineingeschlichen, als müßte ich beständig nach ihr zurückschauen, während es sich umgekehrt verhält, daß sie beständig mir vor Augen steht, daß sie beständig nur dadurch in die Existenz tritt, daß ich sie auf den Schauplatz führe. Antigone heißt sie. Diesen Namen will ich aus der alten Tragödie beibehalten, an welche ich mich im ganzen anschließe, wiewohl auf der andern Seite alles modern wird. Ich verwende aber eine weibliche Figur, weil ich glaube, eine solche werde am geeignetsten sein, den Unterschied darzulegen.

Labdokos' Geschlecht ist also der Gegenstand des Grimms der erzürnten Götter. Ödipus hat die Sphinx getötet, Theben befreit, Ödipus hat seinen Vater ermordet, seine Mutter zum Weibe genommen, Antigone ist die Frucht dieser Ehe. So in der griechischen Tragodie. Hier weiche ich ab. Alles verhält sich bei mir ebenso, und doch ist alles anders. Daß er die Sphinx getötet und Theben befreit hat, ist allen bekannt. Ödipus lebt geehrt und bewundert, glücklich in seiner Ehe mit Jokaste. Das übrige ist vor den Augen der Menschen verborgen, und keine Ahnung hat den grauenvollen Traum in die Wirklichkeit versetzt. Nur Antigone weiß davon. Wie sie es erfahren, liegt außerhalb des tragischen Interesses, und jeder kann

sich seiner eigenen Kombination überlassen. In einem früheren Lebensalter, ehe sie noch zur Jungfrau herangereift war, haben dunkle Andeutungen auf das entsetzliche Geheimnis ihre Seele ergriffen, bis die Gewißheit sie plötzlich der tiefsten Seelenangst in die Arme wirft. Hier habe ich nun sogleich einen Begriff, der dem Modern-Tragischen angehört. Angst ist nämlich eine Reflexion, und insofern vom Leid wesentlich verschieden. Angst ist das Organ, durch das jemand sich das Leid zu Herzen nimmt, es sich aneignet und assimiliert. Es ist die geistige Kraft, mittels derer das Leid sich in das Menschenherz hineinbohrt. Die Wirkung desselben ist aber nicht die des Pfeiles, sondern eine successive. Wie ein leidenschaftlich erotischer Blick seinen Gegenstand begehrt, so schaut unablässig die Angst gleichsam lüsternen Blickes auf den Schmerz, um ihn an sich zu reißen. Wie eine stille, unvertilgbare Liebe sich mit ihrem Gegenstand beschäftigt, gerade so ist die Angst Selbstbeschäftigung mit dem Schmerz. Aber die Angst hat noch ein Moment mehr in sich, das läßt sie noch stärker an ihrem Gegenstand festhalten: denn wie sie diesen liebt, so fürchtet sie ihn auch. Angst hat eine doppelte Funktion; teils ist es ihr eigen, das Leid fort und fort und von allen Seiten zu betasten, um es immer völliger aufzudecken; teils liegt es in ihrer Art, in einem einzigen Augenblick das Leid gleichsam in Bewegung zu setzen, jedoch so, daß dieser plötzliche Augenblick sich in eine Succession auflöst. Angst in diesem Sinn ist ein echt tragischer Begriff; und das alte Wort: quem deus vult perdere, primum dementat, läßt sich hier mit Wahrheit anwenden. Daß die Angst eine Reflexions-Bestimmung ist, gibt schon die Sprache zu erkennen. Ich sage immer: sich vor etwas ängsten, wodurch ich die Angst von demjenigen, wovor ich mich ängste, absondere; und niemals kann ich die Angst in objektivem Verstand nennen, während das Wort: Leid im objektiven und subjektiven Verstand gebraucht werden kann, ebenso: meine Sorge und ich sorge mich um das, was eben meine Sorge ist. Dazu

kommt, daß Angst immer die Reflexion auf eine gewisse Zeit in sich schließt: denn ich ängste mich eigentlich nicht über das Gegenwärtige; aber das Vergangene und das Zukünftige derart gegeneinandergehalten, daß die Gegenwart verschwindet, beides sind Reflexions-Bestimmungen. Das griechische Leid dagegen ist, wie das ganze griechische Leben, präsentisch, daher das Leid tiefer, der Schmerz aber weniger. Die Angst gehört also wesentlich mit zum Tragischen. Deshalb ist Hamlet so tragisch, weil er das Verbrechen der Mutter ahnt. Robert der Teufel fragt, woher es doch komme, daß er so viel Böses tun müsse. Der nordische Högne, welchen die Mutter im fleischlichen Verkehr mit einem Teufel empfangen und geboren hatte, erblickt zufällig im Wasser sein Bild und fragt entsetzt seine Mutter, wie er solch ein Wesen geworden sei.

Der Unterschied fällt nun leicht in die Augen. In der griechischen Tragödie beschäftigt Antigone sich nicht mit dem unglücklichen Schicksal des Vaters. Dieses ruht als ein düsteres, undurchdringliches Leid auf dem ganzen Geschlecht. Antigone lebt sorglos wie jede andere hellenische Jungfrau dahin; ja, der Chor beklagt sie, als ihr Tod beschlossen ist, daß sie in so jugendlichem Alter dieses Leben verlassen sollte, es verlassen sollte, ohne die schönsten Güter desselben gekostet zu haben, wobei er offenbar das tiefste Leid der Familie ganz vergißt. Hiermit soll nun keineswegs gesagt werden, es sei Leichtsinn, oder das einzelne Individuum stehe allein für sich, ohne sich um sein Verhältnis zum Geschlecht zu kümmern. Nein, es ist eben echt griechisch. Die Lebensverhältnisse sind ihnen einmal gegeben, wie der Horizont, unter dem sie leben. Ist dieser auch dunkel und voller Wolken, so ist er zugleich unwandelbar. Das gibt der Seele einen Grundton, welcher das Leid ist, nicht der Schmerz. In der Antigone konzentriert sich die tragische Schuld auf einen einzigen Punkt, daß sie nämlich gegen des Königs Verbot ihren Bruder bestattet hat. Betrachtet man dies als ein

isoliertes Faktum, als die Kollision zwischen der schwesterlichen Liebe und Pietät und einem willkürlichen Menschengebot, so hört Antigone auf, eine griechische Tragödie zu sein; das Sujet wird zu einem modern-tragischen. Was im griechischen Sinn tragisches Interesse erzeugt, ist dies, daß in des Bruders unglücklichem Tode, in der Kollision der Schwester mit einem einzelnen menschlichen Verbot, Ödips trauriges Schicksal wieder anklingt, welches sich in den einzelnen Sprößlingen verzweigt; es sind die Nachwehen desselben. Dieses Ganze ist es, was dem Leid für die Zuschauer eine so unendliche Tiefe gibt. Nicht nur ein Individuum ist es, das hier zu Grunde geht, sondern eine kleine Welt. Es ist das geschichtliche, vererbte Leid, welches, sich selbst überlassen, in seiner eigenen furchtbaren Konsequenz, wie eine Naturmacht vorwärtsschreitet; und Antigones trauriges Schicksal ist wie der Wiederhall von dem des Vaters; ein potenziertes Leid. Entschließt sich also Antigone, dem königlichen Verbot zuwider, den Bruder zu bestatten, so sehen wir hierin nicht sowohl eine freie Handlung, als die verhängnisvolle Notwendigkeit, welche der Väter Missetat noch an den Kindern heimsucht. Zwar äußert sich in ihrem Verhalten Freiheit genug, daß wir sie ihrer schwesterlichen Zärtlichkeit wegen lieben können; aber die Notwendigkeit des Fatums tönt immer wieder, gleichsam als ein höherer Refrain nicht nur Ödips Leben in sich schließend, sondern auch sein Geschlecht.

Während nun die griechische Antigone sorglos dahinlebt, so daß man sich ihr Leben in seiner weiteren Entfaltung sogar als ein glückliches vorstellen dürfte — wäre nur nicht das neue Faktum hinzugetreten, so ist dagegen das Leben unsrer Antigone wesentlich zu Ende. Ich habe sie gar nicht dürftig ausgestattet; wie man sagt, daß ein gutes Wort am rechten Ort goldnen Äpfeln gleicht in silbernen Schalen, so möchte ich sagen, daß ich hier des Leides Frucht in die Schale des Schmerzes gelegt habe. Ihre

Aussteuer besteht nicht in eitler Pracht, welche Motten und Rost verzehren können; es ist ein ewiger Schatz, nach welchem Diebeshände nicht graben und ihn stehlen können: darüber wird sie selbst wachen. Ihr Leben entfaltet sich nicht wie das der griechischen Antigone; es ist nicht nach außen, sondern nach innen gekehrt; die Szene liegt nicht draußen, sondern drinnen: es ist eine Geisterszene. Sollte es mir noch nicht gelungen sein, euer Interesse, liebe Συμπαρανεκρώμενοι, für eine solche Jungfrau zu gewinnen? oder soll ich meine Zuflucht zu einer captatio benevolentiae nehmen? Auch meine Antigone gehört nicht der Welt an, in welcher sie lebt. Wenn auch blühend und gesund, ist doch ihr eigentliches Leben ein verborgenes; auch sie ist, wie wohl sie lebt, in einem anderen Sinn gestorben; still ist ihr Leben und verborgen; die Welt hört ihr Seufzen nicht, denn ihr Seufzen ist ein stilles Geheimnis ihrer Brust. Ich brauche nicht zu bemerken, daß sie nichts weniger als ein schwaches und kränkliches Weib ist; nein sie ist stolz und voller Kraft. Nichts adelt einen Menschen wohl so, als wenn er ein Geheimnis bewahren kann. Das gibt seinem ganzen Leben eine Bedeutung, welche es doch allein für ihn selbst haben kann; es erlöst ihn von jeder eitlen Rücksicht auf die Welt um ihn her; sich selber genug, ruht er in seinem Geheimnis, selbst wenn sein Geheimnis das unseligste wäre. So ist Antigone. Sie ist stolz auf ihr Geheimnis, stolz, daß sie auserwählt ist, die Ehre des Ödipischen Geschlechts auf sehr seltsame Weise zu retten; und während das dankbare Volk dem Ödip Dank und Preis zujubelt, fühlt sie ihre eigene Bedeutung, und ihr Geheimnis senkt sich tiefer und tiefer in ihre Seele, immer unzugänglicher für jedes lebende Wesen. Sie fühlt, wieviel in ihre Hand gelegt ist; und das gibt ihr die übernatürliche Größe, welche erforderlich ist, damit sie uns tragisch beschäftigen könne. Als eine einzelne Figur muß sie uns interessieren können. Sie ist mehr als eine gewöhnliche Jungfrau, und doch eine Jungfrau in aller

Natürlichkeit und Wahrheit; sie ist eine Braut, aber in aller Jungfräulichkeit und Reinheit. Als Braut hat das Weib seine Bestimmung erreicht; und daher kann im allgemeinen ein Weib uns nur in demselben Grad beschäftigen, wie sie in Beziehung zu dieser ihrer Bestimmung gebracht wird. Indessen gibt es hierzu Analogien. So redet man von einer Gottesbraut; im Glauben und im Geist besitzt sie den Inhalt, in welchem sie ruhet. Unsre Antigone möchte ich in einem vielleicht noch schöneren Sinn Braut nennen; sie ist gewissermaßen mehr, kann Mutter heißen, rein ästhetisch gefaßt: virgo mater: ihr Geheimnis ist es, das sie vor der Welt verborgen gleichsam unter ihrem Herzen trägt. Sie ist schweigsam, eben weil sie von einem Geheimnis erfüllt ist; aber diese, ihrem Schweigen entsprechende, Einkehr in sich selbst gibt ihr eine übernatürliche Haltung. Sie ist eifersüchtig auf ihr Leid, es ist ihre Liebe. Dennoch ist ihr Leid durchaus kein totes, unbewegliches Eigentum: es ist in steter Bewegung, gebiert Schmerz und wird unter Schmerz geboren. Wie wenn eine Jungfrau sich entschließt, ihr Leben für eine höhere Idee zu opfern, wenn sie dasteht mit dem Opferkranz um ihre Stirn. Stellt sie da nicht eine Braut vor? Die große begeisternde Idee verwandelt sie, und der Opferkranz wird zum Brautkranz. Sie kennt keinen Mann und ist dennoch Braut; sie kennt die Idee nicht, welche sie begeistert, das würde unweiblich sein, dennoch ist sie Braut. So ist Antigone die Braut des Leides. Sie weiht ihr Leben dem Zweck, über des Vaters Schicksal, über ihr eigenes zu wachen. Ein solches Unglück, wie das, von welchem der Vater betroffen ist, erfordert Leid und Trauer; und doch gibt es keinen, der darüber Leid tragen könnte, da keiner davon weiß. Und wie die griechische Antigone es nicht ertragen kann, daß des Bruders Leichnam ohne die letzten Ehren hingeworfen werde, so ist sie davon durchdrungen, wie hart es wäre, wenn kein Mensch erfahren hätte, was sie ängstet, wenn keine Träne darum gefallen wäre,

dankt sie den Göttern, daß sie zu solchem Werk ausersehen wurde. So ist Antigone in ihrem Schmerz groß. Auch hier mache ich auf einen Unterschied zwischen dem Hellenischen und dem Modernen aufmerksam. Echt griechisch ist es, wenn Philoktet klagt, da sei keiner, der wisse, was er leide. Der Wunsch, daß andere dies erfahren, ist ein echt menschliches Bedürfnis, der reflektierende Schmerz indessen wünscht es nicht. Antigone wandelt der Wunsch nicht von fern an, daß irgend jemand ihren Schmerz erfahren möge; dagegen empfindet sie ihn im Verhältnis zum Vater, empfindet die ihm dadurch widerfahrende Gerechtigkeit, daß sie um ihn Leid trägt — was ästhetisch ebenso gerecht ist, wie das andere, daß man Strafe duldet, wenn man Unrecht getan hat. Während daher erst die Vorstellung, sie sei bestimmt, lebendig begraben zu werden, der Antigone in der griechischen Tragödie dem Schmerzensausbruch auspreßt:

850. ἰὼ δισταν̣ος
οὔτ' ἐν βροτοῖς οὔτ' ἐν νεκροῖσι
μέτοικος, οὐ ζῶσιν, οὐ θανοῦσι*)

so kann unsere Antigone dies ihr ganzes Leben von sich aussagen. Der Unterschied fällt in die Augen: in dem Ausspruch ist eine faktische Wahrheit, welche den Schmerz mindert. Unsre Antigone könnte dasselbe nur in uneigentlichem Sinn sagen. Die Griechen drücken sich nicht uneigentlich aus, eben weil die Reflexion, welche hierzu gehört, nicht in ihnen lag. Wenn Philoktet z. B. klagt, daß er einsam und verlassen auf der öden Insel wohne, so entspricht seinem Ausspruch zugleich die tatsächliche Wahrheit; empfindet dagegen unsere Antigone den Schmerz ihrer Einsamkeit, so ist's ja uneigentlich, daß sie allein ist, aber eben darum ist dieser Schmerz erst ein recht uneigentlicher Schmerz.

---

*) O weh, Unselige!
Nicht unter Menschen, nicht unter Toten,
Im Leben nicht heimisch noch im Tode! (V. 844.)

Was nun die tragische Schuld angeht, so liegt sie einerseits in dem Faktum, daß sie den Bruder begräbt, andrerseits in dem Kontext mit des Vaters traurigem Schicksal, dessen Verständnis durch die zwei vorhergehenden Tragödien wesentlich erleichtert wird. Hier stehe ich nun wieder bei einer ganz besonderen Dialektik, welche die Schuld des Geschlechts im Verhältnis zu dem Individuum setzt. Dieses ist das Ererbte. Übrigens stellt man sich unter Dialektik gewöhnlich etwas Abstraktes vor; man denkt zunächst an logische Gedankenbewegungen. Indes wird das Leben jeden bald lehren, daß es manche Arten von Dialektik gibt, daß fast jede Leidenschaft ihre eigene hat. Die Dialektik also, welche die Schuld des Geschlechts oder der Familie mit dem einzelnen Subjekt in Verbindung bringt, so daß dieses nicht nur darunter leidet — denn das ist eine Konsequenz der Natur, gegen welche man umsonst versuchen würde sich zu verhärten —, sondern auch die Schuld mitträgt, oder an derselben partizipiert, diese Dialektik ist uns fremd und hat für uns nichts Zwingendes. Will man indessen an eine Wiedergeburt des Antik-Tragischen denken, so muß jeder für sich an seine eigene Wiedergeburt denken, nicht nur in religiös-sittlichem, sondern auch im endlichen Sinn, vom Mutterleben der Familie und des Geschlechtes her. Die Dialektik, die das Individuum mit Familie und Geschlecht in Verbindung bringt, ist eine subjektive, denn diese hebt gerade die Verbindung auf und setzt das Individuum außerhalb des Zusammenhanges; nein, es ist eine objektive Dialektik. Sie ist wesentlich Pietät. Diese zu bewahren, kann niemand als einen Schaden für das Individuum ansehn. In unsern Tagen läßt man wohl für natürliche Verhältnisse gelten, was man für geistige Verhältnisse nicht will gelten lassen. So isoliert, so unnatürlich wird man doch nicht sein wollen, daß man die Familie nicht als ein Ganzes betrachten wollte, von welchem man spräche: Wenn ein Glied leidet, so leiden die anderen Glieder auch. Unwillkürlich geschieht dies; und warum

anders ist einem Einzelnen so bange, ein anderes Glied der Familie möchte Schande über dieselbe bringen, als weil er fühlt, daß er darunter mitleidet? Dieses Leiden muß der Einzelne offenbar mittragen, er mag wollen oder nicht. Man fühlt, daß der Mensch nicht völlig Herr seiner durch die Natur gegebenen Verhältnisse werden könne, wünscht es aber doch soweit wie möglich. Erblickt dagegen der Einzelne in diesem Verhältnis eines der Lebensmomente und erkennt es in seiner wahren Bedeutung, so kommt es in der Sphäre des höheren Lebens dadurch zum Ausdruck, daß das Individuum an der Schuld partizipiert. Immerhin mögen viele diese Konsequenz nicht fassen können, alsdann vermögen sie auch nicht das Tragische zu fassen. Steht ein Individuum ganz isoliert, so ist es entweder absolut seines Schicksals eigener Schöpfer, und dabei ist nichts Tragisches, sondern nur das Böse — denn, daß einer sich selbst verblendet oder in verkehrten Wahn hingegeben hat, kann nicht tragisch heißen, es ist sein eignes Werk — oder die Individuen sind nur Exemplare des Geschlechts, Modifikationen der ewigen Substanz des Daseins, und alsdann ist gleichfalls das Tragische dahin.

Hinsichtlich der tragischen Schuld zeigt sich nun auch leicht ein Unterschied in dem Modernen, nachdem dieses das Antike in sich aufgenommen hat, denn hiervon kann jetzt allein die Rede sein. Die griechische Antigone partizipiert an des Vaters Schuld kraft ihrer kindlichen Pietät, ebenso auch die moderne. Für jene ist aber Schuld und Leiden des Vaters ein äußeres Faktum, das ihr Herz nicht bewegt — quod non volvit in pectore — und sofern sie selbst, persönlich wegen des Naturzusammenhanges unter des Vaters Schuld leidet, bleibt alles doch in seiner rein objektiven Tatsächlichkeit. Mit unsrer Antigone ist es anders. Ich nehme an, daß Ödip gestorben ist. Schon während er noch lebte, wußte Antigone von jenem Geheimnis; aber ihr fehlte der Mut, ihr Herz vor dem Vater auszuschütten. Durch des

Vaters Tod ist ihr der einzige Ausweg verschlossen, um ihr Herz von dem Geheimnis zu erleichtern. Jetzt es irgend einem lebenden Wesen anzuvertrauen, hieße Schmach über den Vater bringen. So ist fortan ihr Leben dem einen Zweck geweiht, durch ihr unverbrüchliches Schweigen Tag für Tag ihm die letzte Ehre zu erweisen. Über eines bleibt sie indes im Dunkel: ob der Vater es selbst gewußt habe oder nicht. Hier tritt das Moderne ein; es ist die Unruhe in ihrem Schmerz, die Amphibolie in ihrer Trauer. Sie liebt den Vater von ganzer Seele; und diese Liebe ist es, wodurch sie von sich selbst ab- und in die Schuld des Vaters hineingezogen wird, und es ist die Frucht einer solchen Liebe, daß sie sich den Menschen fremd fühlt. Ihre Schuld empfindet sie, je inniger sie den Vater liebt; nur bei ihm kann sie Ruhe finden! Als gleich Schuldige wollen sie miteinander das Leid tragen. Während er lebte, konnte sie ihm ihren Kummer nicht anvertrauen; wußte er nichts davon, so konnte sie ihn in einen ähnlichen Schmerz hinabstürzen. Und dennoch, falls er nichts davon wußte, war die Schuld eine geringere. Die Bewegung ist hier stets relativ. Wüßte Antigone bestimmt den faktischen Zusammenhang, so verlöre sie sehr an Bedeutung: sie hätte nur mit einer Ahnung zu kämpfen. Das ist aber zu wenig tragisch, um unser Interesse in Anspruch zu nehmen. Aber sie weiß alles; innerhalb dieses Wissens bleibt jedoch eine gewisse Unwissenheit, welche die Bekümmernis immer in Bewegung halten, sie jeden Augenblick in Schmerz verwandeln kann. Hierzu kommt, daß sie in stetem Kampf mit ihrer Umgebung steht. Ödip lebt in der Erinnerung des Volkes als ein glücklicher, allgemein geehrter König. Antigone selbst hat ihren Vater so sehr bewundert wie geliebt. Sie beteiligt sich an jedem Jubel, der zu seinem Preise ausbricht; wie keine andere Jungfrau im ganzen Reich schwärmt sie für ihren Vater; ihre Gedanken kehren immer wieder zu ihm zurück; im ganzen Lande wird sie als zärtliche Tochter gepriesen. Und doch ist diese ihre Be-

geisterung die einzige Art, wie sie ihrem Schmerz Luft machen kann. Ihr Vater liegt ihr immer im Sinn — aber wie? Das ist ihr schmerzliches Geheimnis. Und dennoch darf sie sich dem Leid nicht hingeben, sich nicht grämen; sie fühlt, wieviel auf ihr ruht, sie fürchtet, daß man ihr auf die Spur kommen würde, wenn man sie also leiden sähe. So kommt ihr auch von dieser Seite nicht sowohl Leid als Schmerz.

So zerarbeitet und gründlich durchgearbeitet, glaube ich, könnte Antigone uns wohl recht interessieren; und ihr werdet mir wohl nicht Leichtsinn oder väterliche Verliebtheit zum Vorwurf machen, wenn ich meine, sie dürfe sich schon versuchen im tragischen Fach und in einer Tragödie aufzutreten. Bis dahin ist sie nur eine epische Figur, und das Tragische an ihr ist nur von epischem Interesse.

Einen Zusammenhang aufzufinden, in den sie hineinpassen würde, dürfte auch nicht schwer sein. In dieser Hinsicht kann man sich immerhin mit dem begnügen, was die griechische Tragödie darbietet. Sie hat ja eine Schwester am Leben; diese lasse ich etwas älter und verheiratet sein. Auch ihre Mutter könnte noch leben. Diese werden natürlich immer Nebenpersonen bleiben, wie denn überhaupt die Tragödie zwar ein episches Moment in sich aufnehmen kann, sowie die griechische Tragödie ein solches in sich trägt, nur daß es nicht das hervorragende sein darf. Jedoch wird der Monolog hier immer eine Hauptrolle spielen, wiewohl die Situation ihm zu Hilfe kommen muß. Alles muß man sich um jenes Hauptinteresse konzentriert denken, welches für Antigone ihren Lebensinhalt ausmacht. Und wenn nun das Ganze soweit in Ordnung gebracht ist, alsdann bleibt die Frage übrig: wie wird das dramatische Interesse zuwegegebracht?

Wie unsre Heldin sich im Vorhergehenden dargestellt hat, ist sie auf dem Wege, ein Moment ihres Lebens zu überspringen; sie ist im Begriff, ganz in Idee und Geist leben zu wollen, was jedoch der Natur widerstrebt. Bei der Tiefe aber, die ihrer Seele eigen ist, muß sie für den Fall,

daß sie sich verliebt, mit außerordentlicher Leidenschaft leben. Hier stehe ich also vor dem dramatischen Interesse. Antigone ist verliebt; und, ich sage es mit Schmerzen, Antigone ist sterblich verliebt. Hier liegt offenbar die tragische Kollision. Im allgemeinen sollte man mit dieser Bezeichnung etwas sparsamer umgehen. Je sympathischer die kollidierenden Mächte, je innerlicher, zugleich aber auch gleichartiger sie sind, desto bedeutungsvoller wird die Kollision. Sie ist also verliebt; und der, welcher Gegenstand ihrer Zuneigung ist, weiß davon. Aber Antigone ist kein gewöhnliches Mädchen; und so ist auch ihre Mitgift eine ungewöhnliche — ihr Schmerz. Einem Mann ohne diese Mitgift anzugehören, vermag sie nicht; sie fühlt, das wäre von ihrer Seite zu gewagt. Vor einem solchen Beobachter dieselbe verborgen zu halten, wäre unmöglich; es nur zu wünschen, wäre eine Versündigung gegen ihre Liebe. Aber kann sie ihm ohne jene Mitgift angehören? Darf sie diese irgend einem Menschen, selbst einem geliebten Mann anvertrauen? Leidet sie doch auch selbst, wenn sie dies tut; ist doch ihr eigenes Leben aufs traurigste mit dem Geheimnis ihrer Brust verflochten. Und dennoch bekümmert sie das kaum. Um den verstorbenen Vater handelt es sich. Von dieser Seite ist also die Kollision sympatischer Natur. Ihr bisher ruhiges und stilles Leben wird fortan — natürlich immer nur in ihrem Innern — ein leidenschaftlich und heftig aufgeregtes; und ihre Sprache beginnt nunmehr pathetisch zu werden. Sie kämpft mit sich selbst: ihr Leben wollte sie gern ihrem Geheimnis opfern; jetzt fordert die Liebe es als Opfer. Sie siegt; das heißt, das Geheimnis siegt, und sie verliert. Jetzt kommt die zweite Kollision: denn damit die tragische Kollision eine recht tiefe sei, müssen ja die kollidierenden Mächte gleichartig sein. Die andere kollidierende Macht ist die sympathische Liebe zu ihrem Geliebten. Er weiß, daß er geliebt wird, und wagt kühnlich seinen Angriff. Ihre Zurückhaltung verwundert ihn zwar; er merkt wohl,

daß ganz besondere Schwierigkeiten obwalten, welche aber doch für ihn nicht unüberwindlich sein möchten. Worauf es ihm ankommt, ist, sie davon zu überzeugen, wie sehr er sie liebe, ja, daß er nicht leben könne, wenn er auf ihre Liebe verzichten müsse. Seine Leidenschaft wird zuletzt fast unwahr, aber desto erfinderischer wegen des Widerstandes, den er erfährt. Mit jeder Liebesversicherung vermehrt er den Schmerz; mit jedem Seufzer bohrt er den Pfeil des Leides tiefer und tiefer in ihre Brust. Kein Mittel, sie zu rühren, läßt er unversucht. Weiß er doch gleich allen anderen, wie sehr sie den Vater liebt. Er trifft sie bei Ödips Grab, wohin sie gegangen ist, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen, um sich der Sehnsucht nach dem Vater ganz hinzugeben; und doch ist auch diese Sehnsucht nicht ohne Schmerz, da sie nicht weiß, wie sie ihm wieder begegnen wird, ob er selber von seiner verhängnisvollen Schuld weiß oder nicht. Der Liebende überrascht sie; er beschwört sie bei der Liebe, mit der sie an ihrem Vater hängt; er gewahrt den ungewöhnlichen Eindruck, den er auf sie hervorgebracht hat; er läßt nicht ab, hofft alles von diesem Mittel, und ahnt nicht, daß er nur sich selbst entgegengearbeitet hat.

Um was sich also das Interesse eigentlich dreht, ist dies, ob ihr Geheimnis ihr doch nicht irgendwie entrissen werde. Ließe der Dichter sie auch temporär wahnsinnig werden und es so verraten, das würde nichts helfen. Die kollidierenden Mächte halten einander in solchem Grad die Wage, daß dem tragischen Individuum selbst das Handeln fast unmöglich wird. Ihr Schmerz ist jetzt vermehrt durch ihre Liebe, durch ihr sympathisches Leiden mit dem Geliebten. Nur im Tode kann sie Frieden finden. So ist ihr Leben einmal dem Leid geweiht, und sie hat dem Unheil, welches drohend und verhängnisvoll sich vielleicht in die folgende Generation verpflanzt hat, gleichsam eine Schranke, einen Damm entgegengestellt. Nur im letzten Augenblick kann sie die Innigkeit ihrer Liebe eingestehen, kann sie bekennen,

daß sie ihm angehöre — also in dem Augenblick, da sie ihm nicht mehr gehören wird. Als Epaminondas in der Schlacht bei Mantinea verwundet ward, ließ er den Pfeil in der Wunde sitzen, bis er gehört hatte, ob die Schlacht gewonnen sei, weil er wußte, es werde sein Tod sein, wenn er herausgezogen würde. So trägt Antigone tief im Herzen ihr Geheimnis, wie einen Pfeil, den das Leben immer tiefer in ihr Herz hineingebohrt hat, ohne sie zu töten: denn solange der Pfeil in ihrem Herzen bleibt, kann sie leben; aber in dem Augenblick in welchem er herausgezogen wird, muß sie sterben. Ihr das Geheimnis rauben, das ist's, wofür der Liebende kämpfen muß, und doch ist es zugleich ihr gewisser Tod.

Von wessen Hand fällt sie nun? Von der Hand des Lebenden oder von der Hand des Toten? In gewissem Sinn von der Hand des Toten. Was dem Herkules geweissagt worden: er werde von keinem Lebenden umgebracht werden, sondern von einem Toten, das trifft auch unsre Antigone: denn die Erinnerung an den Vater ist die Ursache ihres Todes. In einem anderen Sinn freilich ist es der Lebende, sofern ihre unglückliche Liebe die Veranlassung wird, daß die Erinnerung sie endlich zum Tode führt.

Schattenrisse.

Psychologischer Zeitvertreib.

Vorgelesen

den

Συμπαρανεκρώμενοι.

Abgeschworen mag die Liebe immer sein:
Liebeszauber wiegt in dieser Höhle
Die berauschte, überraschte Seele
In Vergessenheit des Schwures ein.

* * *

Gestern liebt' ich,
Heute leid' ich,
Morgen sterb' ich;
Dennoch denk' ich
Heut' und Morgen
Gern an gestern.

Improvisierte Ansprache.

Wir feiern in dieser Stunde die Stiftung unsrer Gesellschaft, wir freuen uns aufs neue darüber, daß die angenehme Veranlassung wiedergekehrt ist, daß der längste Tag vorüber ist und die Nacht zu siegen anfängt. Den langen, langen Tag haben wir abgewartet; noch vor wenig Augenblicken seufzten wir darüber, daß er so lang sei. Jetzt aber ist unsre Verzweiflung in Freude verwandelt. Freilich ist der Sieg nur unbedeutend und eine Weile wird der Tag noch recht lang bleiben. Daß aber seine Herrschaft gebrochen ist, entgeht unsrer Aufmerksamkeit nicht. Wir verschieben daher unsern Jubel über den Sieg der Nacht nicht, bis er allen bemerkbar wird, wir warten nicht, bis das stumpfsinnige bürgerliche Leben uns daran erinnert, daß der Tag abnimmt. Nein, so wie ein Bräutigam ungeduldig den Anbruch der Nacht erwartet, so sehnen wir uns nach den ersten Schatten der Nacht, den ersten Vorboten ihres nahenden Sieges. Die Freude und Überraschung wird desto größer, je mehr wir schon beinahe verzweifelten, wie wir's aushalten sollten, wenn der Tag nicht kürzer würde.

Ein Jahr ist vergangen; und noch besteht unsre Gesellschaft. Sollen wir uns darüber freuen, liebe Συμπαρανεκρώμενοι, uns darüber freuen, daß ihr Bestehen unsrer Lehre von dem Untergang aller Dinge spottet? oder sollen wir vielmehr trauern, weil sie noch besteht, zugleich froh in dem Gedanken,

daß sie jedenfalls nur noch ein Jahr existieren wird? Denn sollte sie innerhalb dieser Zeit nicht verschwunden sein, so läge es uns ob, sie selbst aufzulösen. — Haben wir doch bei ihrer Stiftung keine großen Pläne gemacht! Nein, allzu vertraut mit dem Jammer des Lebens und der Treulosigkeit des Daseins, haben wir beschlossen, dem uralten Gesetz der Welt zu Hilfe zu kommen, und falls dieses uns nicht zuvorkommt, uns selbst zu vernichten. Ein Jahr ist vergangen, und noch ist unser Kreis vollzählig; bis heute ist keiner von uns abgelöst. Keiner hat sich selbst abgelöst; hierzu sind wir zu stolz. Genug, daß wir alle den Tod für das größte Glück ansehen. Sollen wir uns freuen, noch beisammen zu sein? oder vielmehr uns nur freuen in der Hoffnung, daß des Lebens Wirrsale bald genug unsern Kreis zersplittern, die Stürme des Lebens uns hier- und dorthin fortreißen werden? — Fürwahr, diese Gedanken dürften sich für unsre Gesellschaft eignen und auch am besten harmonieren mit der Festlichkeit der Stunde, mit der ganzen Umgebung. Denn dünkt euch das nicht schon sinnreich und bedeutungsvoll, daß der Fußboden unsres kleinen Gemachs nach Landes Sitte mit grünen Reisern bestreut ist, wie zu einem Begräbnis? Und kommt es uns nicht vor, als spende die umgebende Natur uns ihren Beifall, wenn wir auf den rings um uns tobenden Sturm merken und seiner mächtigen Stimme unser Ohr öffnen? Ja, laßt uns einen Augenblick verstummen und der Musik des Sturmes, seiner kühn herausfordernden Sprache horchen; und dazu des trotzig empörten Meeres Brausen und des Waldes Seufzen und das verzweiflungsvolle Krachen der gegeneinander schlagenden Bäume, endlich auch das bange Wimmern des Grases, in welchem die Winde wühlen! Die Menschen mögen behaupten, Gottes Stimme rede nicht aus dem brausenden Sturm, sondern nur aus dem sanften Säuseln; aber unser Ohr ist ja gar nicht dafür gebaut, solch leises Säuseln aufzufangen, wohl aber für das Toben der Elemente. Und warum brechen sie nicht noch

gewaltsamer hervor und machen ein Ende dem Leben und der Welt und zugleich dieser Rede, welche wenigstens den Vorzug vor allem übrigen hat, daß sie nicht lange mehr dauert. Ja, möchte jener Strudel, welcher das innerste Prinzip und Zentrum der Welt ausmacht — obwohl die Menschen es nicht merken, sondern essen und trinken, sich ehelichen und mehren unter sorglosem Treiben — möchte er in seiner elementaren Gewalt hervorbrausen! Möchte er in seinem Grimm die Berge umstürzen, die Reiche und Staaten, die Denkmäler der Kultur und die klugen Anschläge der Menschen! Möchte er sich herauswälzen unter jenem letzten furchtbaren Heulen, welches sicherer als die Posaune des Gerichts das Ende aller Dinge ankündigt! Möchte er sich in Bewegung setzen und diesen kahlen Felsen, auf dem wir stehen, im Wirbelwind vor sich hinjagen und auseinanderreißen.

Doch die Nacht siegt, und der Tag wird kürzer, und die Hoffnung wächst. So füllt denn noch einmal die Gläser, liebe Trinkgenossen! Mit diesem Kelch grüße ich dich, ewige Mutter des Alls, schweigende Nacht! Aus dir entsprang alles; zu dir kehrt alles wieder zurück. So erbarme dich denn noch einmal über diese Welt; tue dich wieder auf, um alles in dir zusammenzufassen, uns alle wohlversorgt zu bergen! Dich grüße ich, dunkle Nacht! ich grüße dich als Siegerin! und dies ist mein Trost, denn du verkürzest alles, den Tag und die Zeit und das Leben, ja auch die Mühsal der Erinnerung in ewigem Vergessen!

Seit jener Zeit, als Lessing durch seine berühmte Abhandlung „Laokoon" die Grenzstreitigkeiten zwischen Poesie und Kunst entschied, darf es wohl als ein von allen Ästhetikern einstimmig anerkanntes Resultat angesehen werden, wonach der Unterschied darin besteht, daß die bildende Kunst sich im Gebiet des Raumes bewegt, die

Poesie im Gebiet der Zeit, daß jene das Ruhende, diese das Bewegliche hervorbringt. Was also Gegenstand künstlerischer Darstellung werden soll, muß jene stille Durchsichtigkeit haben, daß das Innere in einem entsprechenden Äußeren ruhe. Je weniger dies der Fall ist, desto schwieriger wird des Künstlers Aufgabe, bis ein Unterschied sich geltend macht, der ihn lehrt, daß er überhaupt keine Aufgabe mehr zu lösen hat.

Wenden wir das, was nicht sowohl dargelegt, sondern nur leicht hingeworfen, auf das Verhältnis zwischen Leid und Freude an, so wird man bald einsehen, daß die Freude sich viel leichter künstlerisch darstellen läßt als das Leid. Hiermit soll nun keineswegs geleugnet werden, daß das Leid sich künstlerisch darstellen lasse, wohl aber ausgesprochen werden, daß ein Punkt kommt, wo es ihm wesentlich ist, einen Gegensatz zwischen dem Inneren und dem Äußeren anzuerkennen, welcher die Darstellung durch die Kunst unmöglich macht. Das liegt wiederum in dem innersten Wesen des Leides. Der Freude ist es eigen, daß sie sich offenbaren will, während das Leid sich verbergen, ja zuweilen selbst andere täuschen möchte. Die Freude ist mitteilsam, gesellig, offenherzig, liebt es, sich zu äußern; das Leid ist verschlossen, stumm, einsam, und zieht sich gern in sich selbst zurück. Das wird niemand leugnen, der das Leben zum Gegenstand seiner Beobachtung gemacht hat. Es gibt Menschen, die so organisiert sind, das ihnen alles Blut zum Haupt strömt, sobald sie stärker affiziert werden, und so die innere Bewegung im Äußeren sichtbar wird. Andere haben eine solche Organisation, daß das Blut zurückströmt und in die Herzkammern und in die innersten Organe einzudringen sucht. So ungefähr verhält es sich mit den Äußerungen von Freud und Leid. Die vorhin geschilderte Organisation ist sehr viel leichter zu beobachten, als die letztere. Dort sieht man den leiblichen Ausdruck vor sich, die innere Bewegung wird im Äußeren sichtbar; bei der anderen Organisation ahnt man

nur die innere Bewegung. Die äußere Bläße ist gleichsam der Abschiedsgruß des Inneren, so daß Gedanke und Phantasie unwillkürlich dem sich im tiefsten Hintergrunde verbergenden Flüchtling nacheilen. Vornehmlich gilt das von dem Leid, welches ich hier näher betrachten möchte, von dem, was man das reflektierte Leid nennen darf. Hier enthält das Äußere höchstens nur einen Wink, welcher auf die Spur leitet, ja zuweilen nicht einmal so viel. Künstlerisch läßt sich dieses Leid nicht darstellen: denn das Gleichgewicht zwischen dem Inneren und Äußeren ist gestört, so daß räumliche Bestimmungen auf dasselbe nicht anwendbar sind. Auch in anderer Hinsicht läßt es sich künstlerisch nicht darstellen, da es der inneren Stille entbehrt, vielmehr in steter beständiger Bewegung ist, welche ihm — ohne es gerade innerlich zu bereichern — nun einmal wesentlich ist. Wie ein Eichhörnchen in seinem Bauer, so rennt dieses Leid ruhelos um sich selbst herum, jedoch nicht ganz so einförmig wie das genannte Tier, sondern bei beständiger Abwechslung in der Kombination der inneren Momente des Leides. Man kann das reflektierte Leid plastisch nicht darstellen, weil es keine Ruhe findet, nicht mit sich selbst einig wird, in keinem bestimmten, einzelnen Ausdruck zu sich selbst kommt. Sowie der Kranke in seinem Schmerz sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite wirft, so wendet das reflektierte Leid sich rastlos hin und her, um seinen Gegenstand und seinen Ausdruck zu finden. Sobald das Leid Ruhe gewonnen hat, wird das Innere desselben sich auch je mehr und mehr nach außen herausarbeiten, im Äußeren erkennbar und so zum Gegenstand künstlerischer Darstellung werden. Die Bewegung tritt alsdann von innen nach außen; das reflektierte Leid zieht sich nach innen, gleich dem Blut, welches von der Außenseite zurückjagt und nur in der flüchtig vorübereilender Bläße sein Vorhandensein ahnen läßt.

Endlich findet es im Innersten ein trautes Heim, wo es verweilen zu können meint; und nun beginnt es seine

einförmige Bewegung. Gleich dem Pendel der Uhr schwingt es sich vorwärts und rückwärts. Beständig fängt es seine Grübeleien von vorn an, verhört die Zeugen und prüft die verschiedenen Aussagen gegeneinander. Hat es auch schon hundertmal dasselbe getan, es wird nie fertig. Das Einförmige hat im Laufe der Zeit etwas Betäubendes. Wie das immer gleiche Schnurren des Spinnrockens, oder das monotone Geräusch eines Menschen, der in einer Etage über uns mit abgemessenen Schritten auf und nieder geht, eine betäubende Wirkung ausübt, so findet das reflektierte Leid schließlich eine Erleichterung, eine gewisse Ruhe in jener Bewegung, welche ihm wie eine illusorische Motion zur Notwendigkeit wird. Zuletzt entsteht ein gewisses Gleichgewicht. Das Bedürfnis, dem Leid wie durch eine Explosion Luft zu machen, hört auf; das Äußere wird still und ruhig; und so sitzt in seinem innersten Winkel das Leid, wie ein wohlverwahrter Gefangener in einem unterirdischen Gefängnis, wo es ein Jahr nach dem anderen verlebt, jetzt aus seiner Höhle heraus, jetzt wieder zurücktritt, niemals müde, seinen kürzeren oder längeren Weg zu laufen.

Wodurch wird denn das reflektierte Leid herbeigeführt? — Ein reflexionssüchtiges Individuum wird jedes Leid in ein reflektiertes verwandeln; seine besondere Organisation macht es ihm unmöglich, sich unbefangen das Leid zu assimilieren. Dies ist indes ein krankhafter Zustand, welcher kein sonderliches Interesse einflößen kann, da so jede Bagatelle eine Metamorphose erfahren kann, durch welche sie zu einem reflektierten Leid wird. Etwas anderes ist es, wie das objektive Leid in dem Individuum selbst eine Reflexion erzeugt, durch welche das Leid eben zu einem reflektierten wird. Das ist überall da der Fall, wo das objektive Leid in sich selbst nicht fertig ist, wo es einen Zweifel zurückläßt, welcher Art dieser auch sein möge. Hier steigen nun dem Nachdenkenden alsbald eine große Menge der Veranlassungen und Gestalten des Leides auf, um so größer, je mehr einer

erlebt und erfahren hat, oder je mehr er geneigt ist, seinen Scharfsinn in solchen Experimenten zu üben. Ich beabsichtige hier nur eine einzelne Seite hervorzuheben, wie sie sich gerade meiner Beobachtung dargeboten hat. Ist die Veranlassung des Leides ein Betrug, dann ist das objektive Leid so beschaffen, daß es in dem Individuum das reflektierte Leid erzeugt. Daß ein Betrug desselben wirklich ist, läßt sich oft ungemein schwer aufs Reine bringen. Und doch kommt alles darauf an. Solange dies zweifelhaft ist, solange findet das Leid keine Ruhe, sondern muß beständig in der Reflexion hin- und herwandern. Und wenn dieser Betrug, diese Täuschung nicht auf irgend einen äußeren Umstand, sondern auf das ganze innere Leben eines Menschen, den innersten Kern seines Lebens hinzielt, so steigert sich die Wahrscheinlichkeit, daß das reflektierte Leid anhalten wird. Was kann aber wohl mit mehr Wahrheit eines Weibes Leben genannt werden, als ihre Liebe? Wenn also das Leid einer unglücklichen Liebe seinen Grund in einem Betrug hat, so haben wir unbedingt mit einem reflektierten Leid zu tun, möge dieses nun ein ganzes Menschenleben beherrschen oder von dem Individuum überwunden werden. Zwar ist unglückliche Liebe an und für sich eines Weibes tiefstes Leid; daraus folgt aber nicht, daß jede unglückliche Liebe ein reflektiertes Leid erzeugt. Wenn z. B. der Geliebte stirbt oder sie vielleicht gar keine Gegenliebe findet, oder durch die Macht der Verhältnisse die Erreichung ihres Wunsches zur Unmöglichkeit wird: so ist die Veranlassung zum Leid freilich vorhanden aber nicht zu einem reflektierten geworden, als nur sofern dieselbe von vornherein krank war, wodurch sie außerhalb unsres Interesses fällt. Ist sie dagegen nicht krank, dann erscheint ihr Leid als ein unmittelbares; und als solches kann es Gegenstand plastischer Darstellung werden, während es der Kunst unmöglich bleibt, das reflektierte Leid oder die Pointe derselben zur Anschauung zu bringen. Das unmittelbare Leid ist nämlich Abdruck und Ausdruck des

vom Leid hervorgebrachten Eindrucks; und beide kongruieren, gleich jenem Bilde, das Veronika auf ihrem Tuch behielt, und siehe! die heilige Schrift der Passion stand ausgeprägt in dem Äußeren, schön und rein und lesbar für alle.

Also das reflektierte Leid kann kein Gegenstand künstlerischer Darstellung werden. Teils ist es nämlich nie einfach gegenwärtig, sondern beständig im Werden; teils ist das Äußere, das Sichtbare indifferent, gleichgültig. Wenn demnach die Kunst sich nicht auf die Naivität beschränken will, von welcher man Beispiele in alten Büchern findet, in welchen man eine Figur erblickt, die ungefähr alles, was man sich denken kann, vorstellt, auf deren Brust man dagegen eine Platte, ein Herz oder dergleichen entdeckt, wo man dann alles bestens lesen kann: so muß man die poetische oder psychologische Behandlung anwenden, um auch dergleichen darzustellen.

Dieses reflektierte Leid möchte ich nun ans Licht ziehen und soweit als möglich in einigen Bildern anschaulich machen. Ich nenne sie Schattenrisse, teils um sofort durch diesen Namen daran zu erinnern, daß sie den dunklen Schatten des Lebens entnommen sind, teils weil sie, wie jeder Schattenriß, nicht unmittelbar sichtbar sind. Nehme ich eine Silhouette zur Hand, so empfange ich zunächst keinen Eindruck, kann mir gar keine Vorstellung machen; erst wenn ich sie gegen die Wand halte, und nunmehr nicht das unmittelbare Bild, sondern das auf der Wand erscheinende betrachte, alsdann erst sehe ich sie. So ist auch das Bild, welches ich hier zeigen will, ein inneres, welches erst recht verständlich wird, wenn ich durch das Äußere hindurchschaue. Das Äußere hat vielleicht nichts Auffallendes an sich; sondern erst, wenn ich durch dasselbe hindurchschaue, entdecke ich das innere Bild, also das, was ich schaffen will, ein Seelenbild, zu fein und zart, um äußerlich sichtbar zu werden, da es aus den leisesten Stimmungen gewebt ist. Sehe ich mir einen Bogen Papier an, so hat er auf den ersten Blick vielleicht

nichts Merkwürdiges; halte ich ihn aber gegen das Tageslicht, dann entdecke ich sein inneres Bild, welches gleichsam zu geistig ist, um unmittelbar gesehen zu werden. So heftet denn euren Blick, liebe Συμπαρανεκρώμενοι, auf dieses innere Bild. Laßt euch nicht durch das Äußere stören, oder vielmehr, bringt es selber nicht hinein: denn ich ziehe es beständig beiseite, um besser ins Innere schauen zu können. Jedoch brauche ich hierzu diese Gesellschaft, deren Mitglied ich zu sein die Ehre habe, wohl nicht zu ermuntern. Denn wiewohl zur Jugend gehörend, sind wir doch alt genug, um uns durch das Äußere nicht täuschen zu lassen oder dabei stehen zu bleiben. Oder sollte mein Bestreben etwa nicht mit dem Interesse unsrer Gesellschaft harmonieren, welche nur eine einzige Leidenschaft kennt, nämlich die Sympathie mit dem Geheimnis des Leides? Und auch wir bilden ja einen Orden; auch wir ziehen zuweilen, abenteuernden Rittern gleich, in die Welt hinaus, ein jeder seines Weges, nicht um Ungeheuer zu bekämpfen, oder der bedrängten Unschuld zu Hilfe zu eilen, oder uns in einem Liebesabenteuer zu versuchen. Alles dieses beschäftigt uns nicht, auch das letztere nicht: denn der Pfeil im Auge eines Weibes verwundet unsre abgehärtete Brust nicht, und das muntre Lachen lebensfroher Mädchen rührt uns nicht, wohl aber der geheime, stumme Wink des Leides. Mögen andere stolz darauf sein, daß keine Jungfrau weit und breit ihrer Liebenswürdigkeit widerstehen kann, wir wollen sie nicht beneiden, wir werden darauf stolz sein, daß kein geheimes Leid unsrer Aufmerksamkeit entgeht, keines so spröde, so stolz ist, daß wir nicht in seine verborgensten Schlupfwinkel siegreich eindringen sollten! Welcher Kampf nun der gefährlichere sei, welcher am meisten Kunst voraussetze und am meisten Genuß verspreche, das wollen wir nicht untersuchen. Unsre Wahl ist geschehen: nur das Leid ist's, was wir lieben, was wir aufsuchen, und überall, wo wir seine Spur entdecken, da gehen wir dieser nach, unerschrocken, unerschütterlich, bis es

uns in seiner wirklichen Gestalt erscheint. Zu diesem Kampf rüsten wir uns, und in demselben üben wir uns täglich. Und in der Tat, so geheimnisvoll schleicht das Leid in dieser Welt umher, daß nur, wer sich von ihm sympathisch angezogen fühlt, ahnt, wo es vorhanden ist. Man geht durch die Straße; das eine Haus gleicht in seinem Aussehen ganz dem anderen: nur die erprobte Beobachtung ahnt, daß es in diesem Hause um die mitternächtliche Stunde sehr viel anders aussieht als in jenem. Dann wandert hier ein Unglücklicher umher, welcher keine Ruhe fand; er steigt die Treppen auf und ab, seine Schritte hallen in der stillen Nacht wieder. Man geht auf der Straße an einander vorüber; der eine sieht aus wie der andere, der andere aber, wie die Menschen meistens aussehen; und nur der erfahrene Beobachter weiß, daß da drinnen im Kopf ein Insasse haust, der mit der Außenwelt nichts zu schaffen hat, sondern nur in stillem Fleiß einsam dahinlebt. Das Äußere ist dann wohl Gegenstand unsrer Beobachtung, aber nicht unsres Interesses. So sitzt der Fischer am Ufer und läßt unverwandt seinen Blick auf der Wasserflut ruhen; diese interessiert ihn aber nicht im Mindesten, sondern nur das, was sich im tiefen Grunde des Wassers regen mag. Das Äußere hat daher zwar Bedeutung für uns, aber nicht als Ausdruck des Innern, sondern nur als telegraphische Nachricht, daß drunten in der Tiefe sich etwas verbirgt. Wenn man ein Gesicht lange und aufmerksam betrachtet, so entdeckt man zuweilen gleichsam ein zweites Angesicht innerhalb desjenigen, das man eigentlich sieht. Dieses ist gewöhnlich ein untrügliches Zeichen, daß die Seele einen Emigranten in sich birgt, welcher sich von der Außenwelt zurückgezogen hat, um über einen verborgenen Schatz zu wachen. Das Angesicht, sonst ein Spiegel der Seele, nimmt hier eine Zweideutigkeit an, welche in der Regel nur einen flüchtigen Moment währt und sich plastisch durchaus nicht darstellen läßt. Es gehört ein eigenes Auge dazu, die Züge dieses Nebelbildes zu sehen, ein eigener Blick,

um das untrügliche Indizium geheimen Leides zu erspähen. Dieser Blick ist begehrend, und doch so umsichtig; ängstigend und zwingend, und doch so teilnehmend; ausharrend und schlau, und doch so aufrichtig und wohlwollend; er schläfert das Individuum in eine gewisse behagliche Mattigkeit ein, in welcher es sein Leid mit einer ähnlichen Wollust ergießt, wie der, welcher langsam sein Blut aus der Wunde fließen läßt. Das Gegenwärtige ist vergessen, das Äußere durchbrochen, das Vergangene wieder auferstanden, das Ausatmen des Leides erleichtert. Der Leidtragende findet Linderung, und der sympathische Ritter des Leides freut sich, gefunden zu haben, was er suchte; denn wir suchen ja nicht das Gegenwärtige, sondern das Vergangene, nicht die Freude, welche ja immer gegenwärtig ist, sondern das Leid, dessen Wesen es mit sich bringt, vorüberzugehen; und in dem gegenwärtigem Moment erblickt man es nur, sowie man einen Menschen etwa in dem Nu, wenn er in eine andere Straße umbiegt und verschwindet, ins Auge faßt.

Zuweilen verbirgt sich jedoch das Leid noch tiefer, und das Äußere läßt uns nichts ahnen, nicht das mindeste. Lange kann es unsrer Aufmerksamkeit allerdings nicht entgehen. Wenn alsdann aber zufällig eine Geberde, ein Wort, ein Seufzer, ein Klang der Stimme, ein Zucken ums Auge, ein Erbeben der Lippen, ein Fehlgriff beim Händedruck, das sorgfältig Verborgene verrät, dann beginnt der Kampf. Da gilt's, Wachsamkeit zu üben und Ausdauer und Klugheit. Denn wer ist so erfinderisch wie heimliches Leid? Aber ein lebenslänglich Gefangener hat ja in seiner Einsamkeit reichlich Zeit, vieles auszudenken. Und wer versteht es, sich so geschwind zu verstecken wie geheimes Leid? Denn kein junges Mädchen kann in größerer Angst und Eile eine zufällig entblößte Brust verhüllen, wie das verborgene Leid, wenn es überrascht wurde. Da ist Unerschrockenheit und Festigkeit erforderlich: denn man kämpft mit einem Proteus, welcher aber unterliegen muß, wenn man nur aushält. Mag es

auch, gleich jenem Meermann der nordischen Sage, jetzt diese, dann jene Gestalt annehmen, um zu entschlüpfen; mag es wie eine Schlange sich in unsrer Hand winden, oder wie ein Löwe durch sein Brüllen uns erschrecken, oder sich in einem Baum mit sausendem Laub, in ein wild rauschendes, Wasser oder in ein sprühendes Feuer verwandeln: zuletzt muß der Proteus doch weissagen, zuletzt muß das Leid sich offenbaren.

Seht, dieses Abenteuern ist unsre Wonne, unsre Unterhaltung, hierin uns zu üben, unsre Ritterschaft. Dazu stehen wir, wie jene Raubritter, in der Nacht auf; dafür wagen wir alles, denn keine Leidenschaft ist so heftig, wie die der Sympathie. Auch brauchen wir nicht zu fürchten, daß es uns an Abenteuern fehlen werde, wohl aber, daß wir auf einen allzu scharfen, ja undurchdringlichen Widerstand stoßen. Denn sowie die Naturforscher erzählen, daß man beim Sprengen riesiger Felsen, welche Jahrtausenden getrotzt, mitten in denselben ein lebendiges Tier vorgefunden habe, das unentdeckt, man weiß nicht wie? hier sein Leben gefristet hatte; so könnte es ja auch Menschen geben, deren Äußeres, einem Felsen gleich, das Leben eines ewig geborgenen Leides in sich birgt. Jedoch darf auch dies unsre Leidenschaft nicht dämpfen, noch unsern Eifer abkühlen; im Gegenteil soll es ihn entflammen. Denn unsre Leidenschaft ist ja keine Neugierde, welche sich am Äußeren, an der Oberfläche sättigt, vielmehr eine sympathische Unruhe, welche Nieren und geheime Gedanken aufspürt, die durch Zauber und Verschwörung eigener Art das Verborgene zu Tage bringt, selbst wenn der Tod es unserm Blick entzogen hat. Vor der Schlacht — so heißt es — kam Saul verkleidet zu der Hexe von Endor und verlangte, sie solle Samuels Bild vor ihm aufsteigen lassen. Gewiß war es nicht nur Neugierde, die ihn trieb, nicht nur Lust, Samuels leibhafte Gestalt vor sich zu sehen; sondern seine Gedanken wollte er erfahren, und unruhig wartete er, bis er des strengen Richters

verdammende Stimme vernahm. So wird's denn gewiß auch nicht nur Neugierde sein, welche dem einen und anderen von euch, liebe Συμπαρανεκρώμενοι, zur Betrachtung der Bilder bewegt, die ich vor euren Augen vorüberführen werde. Denn obgleich ich sie mit gegebenen dichterischen Namen bezeichne, so soll doch keineswegs hiermit angedeutet werden, daß nur diese poetischen Figuren vor euch erscheinen. Nein, die Namen müssen als nomina appellativa angesehen werden; und meinerseits wird nichts im Wege stehen, wenn einer oder der andere unter euch sich versucht fühlen sollte, jedem einzelnen der Bilder einen anderen Namen zu geben, einen ihm werteren Namen, oder einen solchen, der ihm vielleicht natürlicher klingt.

---

1. Marie Beaumarchais.

Wir lernen diese Jungfrau aus Goethes Clavigo kennen. An ihn schließen wir uns an, nur daß wir sie etwas weiter bis in die Zeit hinein begleiten, wo sie das dramatische Interesse verliert, und allmählich die Wirkung des Leides abnimmt. Ihre Geschichte ist kurz: Clavigo hat sich mit ihr verlobt, und er hat sie verlassen. Das genügt dem, welcher gewohnt ist, die Erscheinungen des Menschenlebens ähnlich zu betrachten, wie man sich die Raritäten eines Kunstkabinetts ansieht: je kürzer, desto besser! desto mehr kann man sehen. So läßt es sich denn auch ganz kurz erzählen, daß Tantalus ewig dürstet, und daß Sisyphus einen schweren Stein den Berg hinaufwälzt. Hat man Eile, so wäre es ja töricht, länger zu verweilen; erfährt man doch nicht mehr, da man schon weiß, worauf das Ganze hinausläuft. Was „in guter Gesellschaft" größere Aufmerksamkeit beansprucht, muß anderer Art sein. Ein Kreis guter Freunde und Freundinnen hat sich um den Teetisch versammelt; die Maschine singt schon ihren letzten Vers; die Frau des Hauses bittet den Fremden, sein Herz

zu erleichtern; zu dem Ende läßt sie Zuckerwasser und Eingemachtes bringen. Jetzt hebt er an: „Es ist eine lange Geschichte." So geht's in den Romanen her, und das ist auch etwas anderes: eine lange Geschichte und solch ein kleines avertissimento. Ob es auch für Marie Beaumarchais eine kurze Geschichte sei, mag eine andere Frage sein. So viel steht fest: lang ist sie an und für sich nicht. Jene Geschichten pflegen doch eine mäßige Länge zu haben, während eine kurze Geschichte zuweilen die rätselhafte Eigenschaft besitzt, daß sie, obgleich sehr kurz, doch länger währt, als die längste Tagesgeschichte oder Novelle.

Schon im vorhergehenden habe ich daran erinnert, daß das reflektierte, hin und her erwogene Leid, nicht sichtbar im Äußeren erscheint, das heißt keinen verweilenden, schönen Ausdruck darin findet. Die innere Unruhe erlaubt diese Durchsichtigkeit nicht; das Äußere wird vielmehr von innen heraus verzehrt. Soweit das Innere sich dennoch im Äußeren verkündigen sollte, so wäre es etwa durch eine gewisse krankhafte Disposition, welche aber niemals Gegenstand künstlerischer Darstellung werden kann, da sie das Interesse des Schönen nicht hat. Goethe hat dies durch ein paar eingestreute Winke angedeutet. Erst dadurch aber, daß man die Sache rein dichterisch und ästhetisch erwägt, überzeugt man sich, ob das, was nur die äußere Beobachtung lehrt, auch ästhetische Wahrheit habe; alsdann erst wird man zu einem tiefer gegründeten Bewußtsein gelangen. Handelt es sich nun um die künstlerische Darstellung eines ähnlichen Leides, so wird es sich alsbald zeigen, daß das Äußere im Verhältnis zu ihm ganz zufällig ist; ist dem aber also, so ist das Künstlerisch-Schöne hiermit aufgegeben. Ob sie groß oder klein sei, bedeutend oder unbedeutend, schön oder weniger schön, das ist alles indifferent. Die Frage, ob es richtiger sein werde, ihren Kopf sich nach dieser oder jener Seite, oder zur Erde neigen zu lassen, den Augen einen schwermütig starren Blick zu geben, oder einen solchen, der

wehmütig trauernd niederschaut, das alles ist gleichgültig; eins drückt das reflektierte Leid nicht entsprechender aus als das andere. Die Pointe bei dem reflektierten Leid bleibt, daß dieses beständig seinen Gegenstand sucht; dieses Suchen ist seine Unruhe, ja sein Leben. Aber dieses Suchen ist eine unablässige Fluktuation. Wäre das Äußere in jedem Moment ein vollkommener Ausdruck für das Innere, so müßte man zur Darstellung des reflektierten Leides eine ganze Succession von Bildern vor sich haben, deren jedes das Leid abspiegelte; aber keines dieser Bilder würde eigentlich künstlerischen Wert haben, sofern es ja nicht schön wäre, sondern eben nur — wahr. Man müßte dann diese Bilder betrachten, wie man den Sekundenzeiger an einer Uhr betrachtet: das verborgene Werk bleibt unsichtbar, während die innere Bewegung sich fort und fort dadurch äußert, daß das Äußere sich unaufhörlich ändert. Aber diese Veränderlichkeit läßt sich nicht künstlerisch darstellen, und ist doch die Pointe des Ganzen.

Wenn z. B. unglückliche Liebe ihren Grund in erlittenem Betrug hat, so besteht der Schmerz und das persönliche Leiden darin, daß dieses seinen Gegenstand nicht finden kann. Ist der Betrug ein bewußter, und hat die Betreffende sich überzeugt, daß es ein Betrug war, so ist das Leid damit freilich nicht vorüber, fortan jedoch nur unmittelbares, kein reflektiertes Leid. Aber jene Frage, ob denn alles Betrug gewesen, bildet die Unruhe in dem perpetuum mobile des Leides. Gewißheit über das äußere Faktum sich zu verschaffen, ist schon schwierig genug; und doch ist die Sache damit noch keineswegs zu Ende. Für die Liebe ist nämlich der Betrug ein absolutes Paradoxon, und daraus ergibt sich mit Notwendigkeit die Reflexion. Die verschiedenen Faktoren der Liebe können sich bei dem einen und dem anderen in höchst verschiedener Weise verschmolzen haben, und so die Liebe bei diesem nicht dieselbe sein wie bei jenem, hier mag das Egoistische, welches sich immer eindrängt, mehr über-

wiegen, dort das Sympathische. Welcher Art aber die Liebe auch sein mag, ein Betrug bleibt ihr immer ein Paradoxon, welches sie sich gar nicht denken kann und zuletzt doch einmal denken wird. Der egoistisch stolzen Liebe erscheint von vornherein jeder Betrug als etwas Unmögliches. Sie will es gar nicht erfahren, was man dafür oder dawider sagen könne, wie der Betreffende etwa zu entschuldigen oder zu verteidigen sein möge, sie ist absolut sicher, weil zu stolz, um zu glauben, daß jemand wagen sollte, sie zu hintergehen. Die sympathische Liebe schließt den Glauben in sich, der Berge versetzt, dessen unerschütterlicher Gewißheit gegenüber jede Verteidigung nichts bedeutet, sowie auch jede Anklage für sie nichts beweist gegen den inneren Fürsprecher, welcher, nicht aus diesen oder jenen Gründen, sondern absolut erklärt, es sei kein Betrug gewesen! Einer solchen Liebe begegnet man aber nur selten, oder nie im Leben. Gewöhnlich birgt die Liebe beide Momente in sich, und das bringt sie in ein Verhältnis zum Paradoxen, wo die verschiedensten Faktoren einander momentweise entgegentreten, oft in widerspruchsvollster Weise. Solche Kreuz- und Querzüge des Denkens sind unendlich, und hören erst auf, wenn das Individuum sie willkürlich abbricht und etwas anderes hervorbringt und zur Willensentscheidung drängt. Hiermit tritt aber der Einzelne unter ethische Bestimmungen und beschäftigt uns nicht mehr ästhetisch. Durch einen Entschluß gewinnt er alsdann, was er auf dem Weg der Reflexion nicht gewinnt: er kommt zum Ende, zur Ruhe.

Das gilt von jeder unglücklichen Liebe, die ihren Grund in einem Betrug hat. Was bei unserer Marie Beaumarchais das reflektierte Leid noch besonders hervorrufen muß, ist der Umstand, daß es sich hier um eine gewaltsam aufgehobene Verlobung handelt. Eine Verlobung ist eine Möglichkeit, noch keine Wirklichkeit; weil es aber nur eine Möglichkeit ist, so könnte es scheinen, als habe ihr Bruch nicht eine so einschneidende Wirkung, als müsse es dem

Individuum leichter werden, einen solchen Stoß zu verwinden. Zuweilen mag dies auch der Fall sein; andererseits aber führt auch gerade eine Möglichkeit, die so vernichtet wird, eine Versuchung mit sich, die Reflexion in die Wege zu leiten. Wird ein reales Verhältnis treulos gebrochen, so greift der Bruch gewöhnlich viel tiefer, jeder Nerv wird durchschnitten. Der Bruch ist eine vollendete Tatsache, welche nach allen Seiten abgeschlossen dasteht. Wo eine Möglichkeit sich in nichts auflöst, da ist der augenblickliche Schmerz vielleicht nicht so groß, indessen pflegt das eine und andere Band, dies und jenes souvenir palpable zurückzubleiben, durch welches die Wunde immer aufs neue schmerzlich berührt wird. Die zerstörte Möglichkeit erscheint alsdann zu einer höheren Möglichkeit verklärt, welche der Phantasie der Liebenden vorschwebt. Eine solche neue Möglichkeit aber wieder hervorzuzaubern, wenn eine vorher gegründete Realität zertrümmert würde, dazu liegt die Versuchung ferner, weil die schon eingetretene Wirklichkeit immer über eine Möglichkeit hinausragt.

Clavigo hat sie also verlassen, hat treulos das Verlöbnis zerissen. Gewohnt, in ihm mit ihrer ganzen Seele zu ruhen, hat sie, von ihm verstoßen, nicht mehr so viel Kraft, stehen zu bleiben, ohnmächtig sinkt sie in die Arme ihrer Umgebung. So scheint es Marie ergangen zu sein. Es ließe sich übrigens auch ein anderer Anfang denken; es ließe sich denken, daß sie gleich im ersten Augenblick Kraft genug gehabt hätte, ihr persönliches Leid in ein reflektiertes zu verwandeln. Da hätte sie sich denn, um es nicht wieder und wieder hören zu müssen, wie der, den sie doch so heiß geliebt, jetzt von allen als ein Betrüger geschmäht ward, da — meine ich, hätte sie sich, um solcher Demütigung zu entgehen, sofort von allen zurückziehen sollen, um das Leid in sich selber zu verzehren und sich selber in dem Leid zu verzehren. Wir folgen Goethe. Ihre Umgebung ist keineswegs ohne Teilnahme; man fühlt ihren Schmerz mit ihr

und sagt: Ach, davon nimmt sie ihren Tod! Ästhetisch geredet ist das nun durchaus richtig. Unglückliche Liebe kann derart sein, daß ein Selbstmord ästhetisch als berechtigt erscheint, nur darf sie alsdann nicht gerade durch Betrug unglücklich geworden sein. Wo das der Fall wäre, verlöre der Selbstmord all sein Erhabenes und spräche ein Konzession aus, die zu gewähren schon der Stolz verbietet. Nähme sie aber dann ihren Tod, so hieße das so viel als: er hat mich gemordet! ein Ausdruck, der zu der gewaltigen Bewegung ihres Inneren vollkommen stimmt; ja sie findet in demselben eine gewisse Linderung. Aber das Leben folgt nicht genau ästhetischen Kategorien, fügt sich nicht immer einem ästhetischen Normativ. Sie stirbt nicht. Hierdurch werden die Ihrigen gewissermaßen in Verlegenheit gesetzt. Die Versicherung, sie sterbe, beständig zu wiederholen, während sie doch lebt, das geht nicht länger, wie sie sich selbst gestehen; und doch meinten sie hiermit ihr etwas Tröstliches zu sagen. Also ändern sie die Methode, indem sie ihn fortan zu einem Betrüger, einem Schurken stempeln, der wahrlich nicht wert sei, um seinetwillen zu sterben: Vergiß ihn, es war ja nur eine Verlobung, und du bist noch jung, kannst wieder hoffen! Hierdurch gerät sie zunächst in Feuer und Flamme; dieser pathetische Zorn harmoniert mit anderen Stimmungen ihres Gemüts; ihr Stolz sättigt sich an dem Gedanken der Rache, das Ganze in ein Nichts zu verwandeln. — Was sei denn an ihm Sonderliches? Ihr Gefühl gegen ihn sei mehr Mitleiden gewesen, als Liebe! So harmonieren die Umgebung und Marie wieder miteinander; ihr gemeinsames Duett geht vorzüglich. Ja, man trägt neuen Stoff zur Flamme des Hasses und bläst eifrig hinein. Die Umgebung freut sich, wie Mariens Leidenschaft sich Luft macht in heftigen Worten, sich in überschwänglichen Entschließungen berauscht. Man bemerkt nicht, was sie niemanden, auch sich selbst kaum gestehen mag, daß sie im nächsten Augenblick schwach und matt ist, daß schon die

Angst sie ergreift, die momentane Kraft, welche sie in einzelnen Augenblicken in sich fühlt, möge Täuschung sein. An theoretischen Vorstellungen, aufreizenden Reden läßt man's nicht fehlen, sieht aber keine praktische Wirkung. Trotz ihrer energischen Worte faßt man Mißtrauen, ob alles in Ordnung sei. Dabei wird man ungeduldig, wagt das Äußerste, bohrt den Sporn des Spottes ihr in die Seite, damit sie sich aufraffe. Zu spät!

Das Mißverständnis ist eingetreten. Daß Clavigo wirklich ein Betrüger sei, hat für die Umgebung nichts Demütigendes, wohl aber für Marie. Die ihr sich darbietende Rache, daß sie ihn verachte, hat eben nicht viel zu bedeuten. Ja, wenn er sie noch liebte! Aber das ist vorbei, und ihre Verachtung ist eine — Anweisung, die niemand honoriert. Auf der anderen Seite liegt für Marie, aber auch für sie allein, etwas Schmerzliches darin, wenn er ein Betrüger war. Und doch entbehrt er in ihrem eigenen Inneren nicht ganz eines Fürsprechers. Sie fühlt, daß sie eine Kraft habe ahnen lassen, die sie im Grunde nicht besitze. Und welchen Trost gewährt es schließlich, jemanden zu verachten! So ist's denn besser, ihr Leid zu tragen. Vielleicht besitzt sie auch die eine oder andere geheime Note zum Text, welche für die Erklärung desselben von großer Bedeutung ist, und ihn nach Umständen in günstigeres oder ungünstigeres Licht stellen kann. Indessen hat sie niemanden eingeweiht, will es auch nicht. War es doch denkbar — vorausgesetzt nämlich, daß er kein Betrüger war —, ja, daß er seinen Schritt bereute und zurückkehrte; oder, was noch herrlicher wäre, daß er ihn gar nicht zu bereuen brauchte, daß er sich absolut rechtfertigen oder alles erklären konnte. Und da würde es doch wohl ein Ärgernis bereiten, wenn sie das benutzt und andere in das geheimste Wachstum seiner Liebe eingeweiht hätte, wodurch das alte Verhältnis sich nicht wieder herstellen ließe. Wenn sie dagegen sich wirklich davon überzeugen konnte, daß er nichts als ein Betrüger gewesen sei,

nun, dann konnte ihr alles gleichgültig sein; und jedenfalls stand es ihr am besten an, zu schweigen.

So hat ihre Umgebung, ohne es zu wollen, eine neue Leidenschaft in ihr entflammt: Eifersucht auf ihr eigenes Leid. Ihr Entschluß ist gefaßt; den Ihrigen fehlt die Energie mit ihrer Leidenschaft zu harmonieren. Sie nimmt den Schleier und geht ins Kloster; aber sie nimmt den Schleier des Leides, welcher sie vor jedem fremden Blick verhüllt. Ihr Äußeres ist still; Alles ist vergessen; ihre Worte lassen nichts ahnen. Vor sich selbst legt sie das Gelübde des Leides und Kummers ab; und jetzt beginnt ihr einsames, tief verborgenes Leben. Sie schweigt gegen alle, mag nun die Liebe vorerst, oder der Stolz ihr das Gelübde abgerungen haben; aber sie weiß auch durchaus nicht, womit sie anfangen sollte, oder wie. Nicht, weil neue Momente hinzugekommen sind, sondern weil die Reflexion gesiegt hat. Wollte nun jemand fragen: worüber sie trauere? so würde sie entweder nichts antworten können oder es machen, wie jener Weise, welchen man fragte: was Religion sei? und Bedenkzeit über Bedenkzeit verlangte, und so stets die Antwort schuldig blieb. Jetzt ist sie der übrigen Welt abgestorben, wie auch den Ihrigen, lebendig eingemauert. In wehmütiger Stimmung schließt sie auch den letzten Ausgang; sie fühlt, im nächsten Augenblick ist sie auf ewig fern von ihnen. Freilich brauchte sie nicht gleich anderen Eingemauerten zu fürchten, sie müsse umkommen, wenn der geringe Vorrat an Brot und Wasser aufgebraucht sei. Sie hat Nahrung für lange Zeit, sie braucht sich ebensowenig vor Langerweile zu fürchten: An Beschäftigung fehlt's ihr nicht. Ihre Erscheinung ist still und ruhig und hat nichts Auffallendes; und doch ist ihr Inneres nicht wie jener verborgene Mensch des Herzens, unverrückt, im stillen und sanften Geist, vielmehr das unfruchtbare Hin und Her eines friedelosen Geistes. Sie sucht Einsamkeit oder auch das Gegenteil. Bedarf sie doch jener, um von den Anstrengungen auszuruhen, die es ihr kostet, ihr Äußeres immer in eine

bestimmte Form zu zwängen. Wie jemand, der lange in einer gezwungenen Stellung gestanden oder gesessen hat, mit Wohlgefallen sich aufrichtet und ausstreckt, gleich einem Ast, der, längere Zeit gewaltsam herabgebogen, sich fröhlich wieder in seine natürliche Lage aufschwingt, sobald der Strick zerreißt, so findet auch Marie ihre Erquickung. Oder sie sucht das gerade Entgegengesetzte, Geräusch, Zerstreuung, um, während jedermanns Aufmerksamkeit anderswohin gerichtet ist, sich mit sich selbst beschäftigen zu können; und was zunächst rings um sie her vorgeht, Klänge einer Musik, lautes Sprechen, klingt ihr so fern, als säße sie auf einem Dachstübchen, weit abgeschieden, ganz für sich allein. Und vermag sie vielleicht die Tränen nicht zurückzudrängen, dann ist sie sicher, mißverstanden zu werden; sie weint sich vielleicht recht aus. Lebt man in einer ecclessia pressa, so findet man schon darin einige Befriedigung, daß unser Gottesdienst in seiner Art sich zu äußern mit dem öffentlichen übereinstimmt. Nur den stilleren Umgang fürchtet sie, denn da ist sie weniger unbeobachtet. Wie leicht wird ein Mißgriff begangen! wie schwer kann man's hindern, daß er dennoch bemerkt werde!

Während also nach außen nichts wahrnehmbar wird, arbeitet es desto mehr im Innern. Hier wird ein Verhör aufgenommen, das mit vollkommenem Recht, ja mit besonderem Nachdruck, ein peinliches heißen darf; alles wird herangezogen, seine Gestalt, Miene, Stimme, Wort. Zuweilen soll es einem Richter in einem solchen peinlichen Verhör begegnet sein, daß er, von der Schönheit der Angeklagten gefangen, dasselbe abbrach und es nicht fortsetzen konnte. Vergeblich wartete das Gericht auf das Resultat, wiewohl der Untersuchungsrichter seine Pflicht keineswegs verabsäumte, überdies als ein solcher galt, der wie am Tage so auch in der Nacht aushalten könne, wie kein anderer. Das Gericht schließt daraus, daß der Fall ein recht verwickelter sein müsse. Ebenso ergeht es unserer Verschleierten

wieder und wieder. Alles wird dargestellt, wie es hergegangen, durchaus zuverlässig; so erfordert es Gerechtigkeit und — Liebe. Der Angeklagte wird zitiert. Da kommt er, wendet sich rasch um, öffnet das Gartenpförtchen. Siehe, wie er eilt; ihn hat nach mir verlangt; ungeduldig wirft er alles zur Seite; ich höre seine raschen Schritte, rascher als meines Herzens Schlag; er kommt, er ist da! Und das Verhör — es ist ausgefallen.

Ein Urteil sprechen ist also immer mit großen Schwierigkeiten verbunden. Daß ein junges Mädchen kein Rechtsgelehrter ist, weiß jedermann. Aber warum sollte sie nicht ein Urteil sprechen können? Allein, während dieses auf den ersten Blick sich wie ein Urteil ausnimmt, enthält es zugleich ein Mehreres, woraus man erkennt, daß es im Grunde keins ist, und im nächsten Augenblick ein gerade entgegengesetztes erfolgen kann. Das Interesse für den Angeklagten mengt sich immer wieder hinein und besticht das Urteil. Wie verklagen und entschuldigen sich untereinander die Gedanken! Jetzt steht Clavigo vor ihr als der Betrüger, der Verabscheuenswerte, Fluchwürdige, welcher sie nur darum zur Glücklichsten gemacht habe, um sie nachher desto unglücklicher zu machen! — Nein, heißt es dann wieder, ein Betrüger ist er doch nicht gewesen! Er liebte mich nicht mehr, und darum verließ er mich. Das war aber kein Betrug; vielmehr, wenn er, ohne mich zu lieben, bei mir blieb, dann, ja dann wäre er ein Betrüger. Dann hätte ich, wie eine Pensionierte, von der Liebe leben sollen, womit er vormals mich geliebt, von den Scherflein, die er mir vielleicht noch zugeworfen hätte, leben sollen, ihm zur Last, und mir selbst zur Qual. Feiges, elendes Herz, verachte dich selbst; lerne groß sein, lerne es von ihm. Er hat mich inniger geliebt, als ich verstanden habe mich selbst zu lieben. Und ich sollte ihm zürnen? Nein, ich will nicht aufhören, ihn zu lieben, weil seine Liebe stärker, seine Gedanken stolzer waren, als meine Schwachheit und meine Feigheit. — Und kann

eine Stimme wie die seine wohl betrügen? Sie war so ruhig, und doch so bewegt; als bräche sie sich zwischen Felsen hindurch einen Weg, so klang sie aus einem Inneren hervor, dessen Tiefe ich kaum zu ahnen vermochte. Was ist denn die Stimme? Ist sie nur ein Anschlag der Zunge, ein Geräusch, das man nach eigenem Belieben hervorbringen kann? Irgendwo in der Seele muß sie doch sein, irgendwo ihre Geburtsstätte haben. Ja, sie hatte eine solche, nämlich im Innersten seines Herzens, wo er mich liebte, wo er mich liebt! Wohl hatte er auch eine andere Stimme, bei derem frostigen Ton plötzlich jede Freude in mir verwittern, jeder heitere Gedanke hinsterben mußte. Aber war dies seine wahre Stimme? Nimmermehr! Ich fühle es, jene tief erschütternde Stimme, in welcher seine ganze Leidenschaft zitterte, die wollte, die konnte nicht betrügen. — Oder waren es böse Mächte, die über ihn Gewalt bekamen? — Doch nein, jene Stimme, welche mich auf ewig an ihn gefesselt hat, trog nicht. Ein Betrüger war er nicht, auch wenn ich ihn niemals verstanden habe.

So wogt es unablässig in ihrem Inneren, wo lichtere und dunklere Genien durch und wider einander ihr Wesen haben, bald Liebe, bald Haß und Rache, bald Vertrauen, bald Eifersucht und Verzweiflung mit einander um die Herrschaft ringen. Mit dem Verhör wird sie niemals fertig, auch nicht mit dem Urteil; mit dem ersteren nicht, weil beständig Hindernisse eintreten, mit dem anderen nicht, weil alles hier auf Stimmungen ruht. Ihren ganzen Gedankenstrom abzubrechen, vermag sie durchaus nicht, denn der Wille ist fortwährend im Dienst der Reflexion; und er ist es doch, welcher der monotonen Leidenschaft erst Energie mitteilt.

Möchte sie sich zuweilen von dem Ganzen losreißen, so wäre das wieder nur eine Stimmung, und die Reflexion bliebe die Siegerin. Ihr Gemüt wird immer aufs neue fortgerissen. Könnte und wollte sie aber doch in Kraft ihres eigenen Willens einen ganz neuen Anfang machen, so hätte

sie sich aufs ethische Gebiet erhoben, wäre unserm Interesse aber hiermit entfallen, und wir würden sie mit Vergnügen den Moralisten, sowie allem ihr neu erblühenden häuslichen und bürgerlichen Glück überlassen.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal Marie Beaumarchais. Das Eigentümliche ihres Leides ist, wie oben bemerkt, die Unruhe, welche sie hindert, den Gegenstand des Leides ins Auge zu fassen. Ihr Schmerz kann sich nicht stillen, ihr fehlt der Friede, der notwendig ist für jedes Leben, wenn es seine Nahrung sich zueignen und durch sie sich erquicken soll. Keine Illusion überschattet sie mit ihrer stillen Kühle, während sie den Schmerz einsaugt. Sie hat die Illusion der Kindheit verloren, als sie die Illusion der Liebe gewann; sie hat die der Liebe verloren, als Clavigo sie hinterging. Wäre es ihr möglich, die Illusion des Leides zu gewinnen, so wäre ihr geholfen. Dann würde ihr Kummer zur Mannesreife gedeihen, und sie selbst für den Verlorenen Ersatz haben. Aber ihr Kummer gedeiht nicht; sie hat Clavigo nicht eigentlich verloren, er hat sie nur hintergangen. Jener Kummer bleibt immer wie ein zartes Kind mit seinem Weinen, ein vater- und mutterloses Kind; denn falls Clavigo ihr entrissen wäre, so würde das Herzeleid im Andenken seiner Treue und Liebenswürdigkeit seinen Vater gehabt haben, und seine Mutter in Mariens Schwärmerei. Und sie hat nichts, womit sie es aufziehen kann; denn das Erlebte war wohl schön, aber hatte doch an sich selbst keine Bedeutung, es war nur Vorschmack des Zukünftigen. Auch kann sie nicht hoffen, daß dieses Kind des Schmerzes sich in einen Sohn der Freude verwandeln, nicht hoffen, daß Clavigo zurückkehren werde. Wird sie doch nicht die Kraft besitzen, eine Zukunft zu tragen. Sie hat die frohe Zuversicht eingebüßt, mit welcher sie ihm unverzagt bis in den Abgrund gefolgt wäre, und dafür hundert Bedenklichkeiten eingetauscht. Höchstens würde sie nur das Vergangene mit ihm noch einmal durchleben können. Als Clavigo sie ver-

ließ, lag vor ihr eine Zukunft, so schön, so bezaubernd, daß es beinahe ihre Gedanken verwirrte, insgeheim ihre Macht über sie ausübte. Schon hatte ihre Metamorphose begonnen, da wurde die Entwickelung abgebrochen, ihre Umwandlung aufgehoben. Ein neues Leben hatte sie geahnt und empfunden, wie dessen Kräfte sich in ihr regten — da wurde es zerstört und sie zurückgestoßen; und einen Ersatz gibt es nicht, weder in dieser noch in der zukünftigen Welt. Was da kommen sollte, schmeichelte ihr in so reicher Fülle und spiegelte sich in der Illusion ihrer Liebe; und dabei war alles doch so natürlich und so einfach. Jetzt hat dagegen vielleicht eine ohnmächtige Reflexion ihr eine ebensolche Illusion vorgemalt, welche, ohne versuchlich auf ihre Seele zu wirken, sie doch für einen Augenblick eingeschläfert hat. So wird ihr die Zeit hingehen, bis sie sogar den Gegenstand ihres Leides verzehrt hat, der im Grunde nichts weiter war, als der Anstoß, beständig einen Gegenstand aufzusuchen. Gesetzt, ein Mensch besäße einen Brief, von dem er wüßte oder glaubte, daß er Auskunft enthalte über das, was er als die Seligkeit seines Lebens ansehen müßte; aber die Schriftzeichen wären fein und blaß, die Handschrift fast unleserlich; dann würde er mit Angst und Unruhe, mit aller Leidenschaft lesen und wieder lesen, und in diesem Augenblick den Sinn herauslesen, in dem nächsten einen anderen, je nachdem er, wenn er mit Bestimmtheit ein Wort gelesen zu haben glaubte, alles nach diesem erklären würde; aber niemals käme er doch weiter, als bis zu derselben Ungewißheit, mit welcher er anfing. Er würde hinstarren, immer ängstlicher; aber je mehr er hinstarrte, je weniger sähe er. Seine Augen würden sich zuweilen mit Tränen füllen; aber je öfter ihm das widerführe, je weniger sähe er. Mit der Zeit würde die Schrift blasser und undeutlicher; zuletzt moderte das Papier selbst hin, und er behielt nichts anderes zurück, als ein ausgeweintes Auge.

---

2. Donna Elvira.

Diese Jungfrau lernen wir aus der Oper Don Juan kennen; und für unsere spätere Untersuchung wird es nicht ohne Bedeutung sein, wenn wir auf die Winke achten, welche das Drama hinsichtlich ihres früheren Lebens enthält. Sie war eine Nonne; aus dem Frieden des Klosters hat Don Juan sie herausgerissen. Hierdurch wird die ungeheure Gewalt ihrer Leidenschaft angedeutet. Sie war keine kleine Schwätzerin aus einem Mädcheninstitut, welche schon in der Schule zu lieben und auf Bällen zu kokettieren gelernt hatte; läßt eine solche sich verführen, so hat das nicht viel zu bedeuten. Elvira dagegen ist in der Zucht des Klosters auferzogen; aber diese hat nicht vermocht, die Leidenschaft auszurotten, wenn auch gelehrt, dieselbe niederzuhalten und sie dadurch noch heftiger zu machen, sobald sie nur Luft bekommt, um hervorzubrechen. Für einen Don Juan ist sie eine sichere Beute; er wird verstehen, die Leidenschaft hervorzulocken, wild, unzähmbar, unersättlich, allein zu befriedigen in seiner Liebe. In ihm hat sie alles, und das Vergangene ist nichts; verläßt er sie, dann verliert sie alles, auch das Vergangene. Sie hatte der Welt entsagt; da zeigte sich ihr eine Gestalt, der sie nicht entsagen konnte, und dies war Don Juan. Seit der Stunde sagt sie allem anderen ab, um mit ihm zu leben. Je bedeutungsvoller das ist, was sie aufgibt, desto inniger muß sie sich ihm hingeben: je fester sie ihn umschlungen hat, desto schrecklicher ihre Verzweiflung, wenn er ihr den Rücken kehrt. Ist doch schon von Anfang an ihre Liebe Verzweiflung, nichts hat für sie Bedeutung, weder im Himmel noch auf Erden, außer Don Juan.

In der Oper interessiert Elvira uns nur, sofern ihr Verhältnis zu Don Juan für ihn selbst Bedeutung hat. Soll ich mit wenigen Worten diese ihre Bedeutung bezeichnen, so möchte ich sagen: sie ist Don Juans episches Schicksal, sowie der Kommodore sein dramatisches. In ihrem Inneren

glüht ein Haß, welcher Don Juan in jedem Winkel aufsuchen will, eine lodernde Fackel, welche das tiefste Dunkel erleuchten will; und sollte sie ihn gar nicht entdecken, alsdann ist eine Liebe in ihr, welche ihn finden wird. Sie nimmt mit den anderen an der Verfolgung Don Juans teil; aber wenn alle Bestrebungen seiner Verfolgung einander neutralisiert hätten, und Elvira allein mit Don Juan geblieben, und er in ihre Gewalt gegeben wäre: der Haß würde sie waffnen, ihn zu morden, aber ihre Liebe würde dem wehren, nicht aus Mitleiden, denn dazu ist er in ihren Augen zu groß. So müßte sie ihn beständig am Leben erhalten; denn tötete sie ihn, so würde sie sich selbst töten. Wären also gegen Don Juan keine anderen Kräfte in Bewegung als Elvira, so würde es niemals enden, denn sie würde, wenn es möglich wäre, den Blitzstrahl selbst zurückhalten, daß er ihn nicht treffe, um sich zu rächen; und doch könnte sie auch selbst nicht Rache nehmen. So interessiert sie uns in der Oper; aber wir kümmern uns hier nur um ihr Verhältnis zu Don Juan. Es interessieren sich viele für sie, aber in höchst verschiedener Weise. Don Juan interessiert sich für sie, ehe die Oper anfängt, der Zuschauer schenkt ihr sein dramatisches Interesse; wir aber, wir Freunde des Leides, folgen ihr nicht nur auf ihrem nächsten Weg, nicht nur in dem Augenblick, da sie über die Bühne wandelt; nein, wir folgen ihr auf ihren einsamen Wegen.

Don Juan hat Elvira also verführt und sie verlassen mit der Hast, mit welcher „ein Tiger eine Lilie zertreten kann". Don Juan hat sie verlassen; da ist aber kein Kreis von Menschen, dem sie ohnmächtig in die Arme fallen kann. Sie braucht nicht zu fürchten, daß andere sich allzu nahe um sie zusammenschließen werden. Vielmehr, man wird schon wissen, ihr den Abmarsch zu erleichtern; keiner wird ihr ihren Verlust abdiskutieren, eher möchte der eine oder andere es sich zur Aufgabe machen, ihn ihr vorzudemonstrieren. Allein steht sie und verlassen, und sie wird von keinem

Zweifel angefochten; es ist klar, daß er ein Betrüger war, der ihr alles geraubt und sie der Schande preisgegeben hat. Indessen ist dies, ästhetisch geredet, für sie nicht das Schlimmste; es bewahrt sie eine Weile vor jenem reflektierten Leid, welches unstreitig schmerzlicher ist als das unmittelbare. Das Faktum steht hier außer allem Zweifel, und die Reflexion vermag es nicht bald so, bald anders umzuwandeln. Eine Marie Beaumarchais mag einen Clavigo ebenso heftig, ebenso wild und leidenschaftlich geliebt haben, aber das Faktum, dem sie gegenübersteht, ist bei weitem zweifelhafter; dessen eigentlicher Charakter bleibt immer ein Geheimnis.

Gedenkt sie der kalten Hinterlist, der unwürdigen Verständigkeit, welche dazu gehört, sie so zu betrügen, daß es in den Augen der Welt ein bei weiterem milderes Aussehen bekommt, daß sie jeder Art von Teilnahme anheimfällt, welche spricht: Nun, du lieber Gott, die Sache ist ja nicht so gefährlich! so kann sie das empören, ja sie kann wahnsinnig werden in dem Gedanken an seine stolze Überlegenheit, der gegenüber sie doch ganz und gar zurücktrat und es sich zurufen lassen mußte: Bis hierher und nicht weiter! Hier gibt's denn allerlei Erklärungen; die Reflexion hat daher genug zu tun, und der reflektierte Kummer ist unvermeidlich.

Don Juan hat Elvira verlassen, und in diesem Augenblick steht alles vor ihren Augen. Kein Zweifel lockt das Leid in die Kammer der Reflexion: sie verstummt in ihrer Verzweiflung. Diese durchströmt sie mit einem einzigen Pulsschlag, und der Strom ergießt sich auch nach außen, so daß die Glut ihrer Leidenschaft in allen ihren Zügen und Gebärden sichtbar wird. Haß, Verzweiflung, Rache, Liebe, alles stellt sich in ihrer Erscheinung dar. In diesem Augenblick ist sie malerisch. Auch zeigt uns die Phantasie alsbald ein Bild derselben, und das Äußere ist hier keineswegs gleichgültig geworden, die Reflexion darüber durchaus nicht inhaltlos, und ihre Tätigkeit nicht ohne Bedeutung, wenn sie nun das eine und das andere prüft und abwägt.

Ob in dem Moment Elvira selbst eine Aufgabe für künstlerische Darstellung sei, ist eine andere Frage; aber so viel ist gewiß: Elvira, wie wir sie uns denken, ist ihrem Wesen nach sichtbar. Ob die Kunst den Ausdruck ihrer Gebärde zu nüancieren vermag, daß die Pointe ihrer Verzweiflung zur Anschauung kommt, will ich nicht entscheiden; aber beschreiben läßt sie sich, und das Bild, das sich uns hier zeigt, wird keineswegs nur eine Bürde fürs Gedächtnis, welches weder davon noch dazu tut, sondern hat seinen Wert. Und wer hat Elvira nicht gesehen! Es war eine frühe Morgenstunde, als ich in einer der romantischsten Gegenden Spaniens eine Wanderung machte. Die Natur erwachte, die Bäume des Waldes schüttelten ihre Häupter, und die Blätter rieben gleichsam den Schlaf aus den Augen; der eine Baum neigte sich zu dem anderen, um zu sehen, ob er aufgestanden sei, und der ganze Wald wogte in der kühlen, frischen Morgenluft. Ein leichter Nebel hob sich von der Erde, die Sonne riß ihn wie einen Teppich weg, unter dem sie die Nacht geruht hatte, und schaute jetzt wie eine zärtliche Mutter auf die Blumen und auf alles herab, was Leben war, und sprach: Stehet auf, liebe Kinder, die Sonne scheint schon. Ich trat in einen Hohlweg und mein Auge fiel auf ein Kloster, welches hoch oben auf der Spitze des Berges lag, wohin ein schmaler Pfad in vielen Krümmungen führte. Mein Gemüt weilte bei dem Anblick; da liegt es, dachte ich, wie ein Gotteshaus, auf einen Felsen fest gegründet. Mein Führer erzählte, es sei ein durch seine strenge Zucht bekanntes Nonnenkloster. Meine Schritte hielten an, sowie meine Gedanken; und was hat man auch zu eilen, wenn man einem Kloster so nahe ist? Vermutlich wäre ich nicht vom Fleck gekommen, wenn mich nicht eine Bewegung in meiner Nähe geweckt hätte. Unwillkürlich wandte ich mich um: es war ein Ritter, der an mir vorbeieilte. Wie schön war er! Sein Gang so leicht und doch so kräftig, so königlich und doch so flüchtig, er wandte das Haupt, um zurückzublicken,

sein Gesicht so anziehend, und doch sein Blick so unruhig: es war Don Juan. Eilt er zu einem Rendezvous, oder kehrt er davon zurück? Bald war er jedoch meinem Blick entschwunden und vergessen; mein Auge blickte nach dem Kloster. Ich versank wieder in Betrachtungen über die Freude des Lebens und den stillen Frieden des Klosters. Da erblicke ich oben auf dem Berge eine weibliche Gestalt. Hastigen Schrittes eite sie den Pfad hinab; aber der Weg war steil, und es sah aus, als stürze sie den Berg herab. Sie kam näher. Ihr Antlitz war bleich; und ihre Augen flammten schrecklich; sie war in allen Gliedern matt, ihr Busen bewegte sich heftig, und doch eilte sie immer rascher vorwärts. Ihre Locken flatterten im Winde; aber selbst die frische Morgenluft und ihr hurtiger Gang vermochten ihre bleichen Wangen nicht zu röten; ihr Nonnenschleier war zerrißen und flog zurück. Ihre leichte, weite Tracht hätte einem profanen Blick manches entdeckt, wenn nicht der leidenschaftliche Ausdruck ihrer Züge die Aufmerksamkeit auch des verdorbensten Menschen gefesselt hätte. Sie eilte an mir vorüber; ich wagte nicht sie anzureden; ihre Stirn war zu majestätisch, ihr Blick zu königlich, ihre Leidenschaft zu vornehm! Wohin gehört diese Jungfrau? Ins Kloster? Sind hier solche Leidenschaften zu Hause? Oder in die Welt? In dieser Tracht? — Warum eilt sie so? Um ihre Schande zu verbergen? oder um Don Juan einzuholen? — Sie eilt dem Walde zu, und dieser schließt sich um sie zusammen und verbirgt sie. Ich sehe sie nicht mehr, sondern höre nur des Waldes Seufzen. Arme Elvira! Sollten die Bäume etwas erfahren haben? Und doch, die Bäume sind besser als die Menschen: denn die Bäume seufzen und schweigen — die Menschen flüstern.

In diesem ersten Moment läßt Elvira sich darstellen, und wenn es auch eigentlich nicht Sache der Kunst ist — diese würde kaum den Ausdruck finden können, der uns ihre mannigfachen Leidenschaften offenbarte —, so will die

Seele sie doch sehen. Das, und nicht mehr habe ich mit dem kleinen Bilde, welches ich eben rasch skizzierte, beabsichtigt.

Doch zurück zu Elvira! Nun erhält sie dramatisches Interesse. Mit der Hast, in welcher sie an mir vorüber eilte, holt sie Don Juan ein. Anders kann es nicht sein. Wohl hat er sie verlassen, aber er hat sie auch in den Strudel seines eigenen Lebens hineingezogen, darum muß sie zu ihm hin. Findet sie ihn, dann richtet sich ihre ganze Aufmerksamkeit wieder nach außen hin, und das reflecktierte Leid ist in ihre Seele noch nicht eingekehrt. Sie hat alles verloren; den Himmel, als sie die Welt erkor, die Welt, als sie Juan verlor! Sie kann also nirgend andershin flüchten, denn allein zu ihm: nur wenn sie bei ihm ist, kann sie der Verzweiflung entgehen. Denn entweder werden die inneren Stimmen übertäubt durch den wilden Sturm des Hasses und der Erbitterung, der gerade dann, wenn Don Juan persönlich gegenwärtig ist, in seiner ganzen Kraft losbricht, oder — sie hofft wieder. So sind denn zwar die Momente des reflektierten Leides da, aber sie hatten noch keine Zeit, sich zu sammeln. „Sie muß erst grausam überzeugt werden", heißt es in Kruses Bearbeitung, — aber diese Forderung verrät vollkommen die innere Disposition. Ist sie nicht jetzt schon davon überzeugt, daß Don Juan ein Betrüger ist, dann wird sie es nie. Aber solange sie einen äußeren Beweis fordert, mag sie durch ein unruhig umherschweifendes Leben, in welchem sie immer nur das eine Ziel vor Augen hat: Don Juan zu verfolgen, der inneren Unruhe stiller Verzweiflung entfliehen. Das Paradoxon lagert schon vor der Tür ihrer Seele; aber solange sie ihre Seele durch äußere Beweise, die nicht Vergangenes erklären, sondern über Don Juans gegenwärtigen Zustand Auskunft geben sollen, in Agitation halten kann, solange ist ihr Leid noch kein reflektiertes. Haß und Erbitterung erfüllen ihr Herz, bald kommen flehentliche Bitten, bald Flüche über ihre Lippen; aber ihre Seele ist noch nicht zu sich selber zurückgekehrt, sie ist noch

nicht in dem Gedanken, daß sie betrogen ist, zur Ruhe gekommen. Von außen her erwartet sie die Erklärung.

Wir lassen Don Juan und Elvira jetzt gegen einander stürmen. Wer wird der Stärkere sein? Ist er es, dann wird ihr ganzes Auftreten keinen Zweck haben. Zwar fordert sie „einen Beweis, um grausam überzeugt zu werden", und er ist galant genug, ihn zu geben. Aber sie wird natürlich nicht überzeugt und fordert einen neuen Beweis; dieses Suchen und Fragen ist ihr ein Trost, die Ungewißheit ein Balsam für das zerissene Herz. Aber wenn nun Elvira die Stärkere ist? Wir können es kaum glauben, aber — aus Galanterie für das schwächere Geschlecht wollen wir es tun. Noch steht sie in ihrer vollen Schönheit da. Wohl hat sie geweint, aber die Tränen haben den feurigen Glanz der Augen nicht ausgelöscht; wohl hat sie getrauert, aber die Traurigkeit hat die Blüte ihrer Jugend nicht gebrochen; wohl hat sie sich gegrämt, aber ihr Gram hat die Lebenskraft der Schönheit nicht zerstört — ihre Wangen sind bleich geworden, aber um so seelenvoller ihr Ausdruck; sie schwebt nicht mehr mit den leichten Schritten kindlicher Unschuld vor uns her, aber sie geht mit der festen Energie weiblicher Leidenschaft. So tritt sie Don Juan entgegen.

Sie hat ihn über alles in der Welt geliebt, ja über ihrer Seele Seligkeit, sie hat alles für ihn hingegeben, selbst ihre Ehre, und er ward ihr untreu. Nun glüht in ihrer Seele nur eine Leidenschaft: der Haß; nun bewegt nur ein Gedanke ihr Herz: die Rache. Sie steht ebenso groß wie Don Juan vor uns; denn alle Mädchen verführen ist der männliche Ausdruck für das Weibliche: sich ein einziges Mal von ganzer Seele verführen zu lassen und dann zu hassen, oder — wenn man will — den Verführer mit einer Energie zu lieben, wie es „getrauter Liebe" nicht möglich ist. So tritt sie ihm entgegen. Sie kämpft nicht für moralische Prinzipien, sie kämpft für ihre Liebe, und diese fordert Rache. Aus Liebe zu ihm hat sie ihre Seligkeit hingegeben, aber

ob sie ihr noch einmal geschenkt würde, sie gäbe sie wieder hin, um sich zu rächen. Das kann seine Wirkung auf einen Don Juan nicht verfehlen. Er weiß, welch ein Genuß es ist, aus den zartesten und duftigsten Blüten der ersten Jugend süßen Honig zu saugen, er weiß, daß der Genuß nur einen Augenblick währt — hat er es doch, ach, so oft gesehen, wie rasch die bleichen Gestalten verwelken. Aber welch ein Wunder ist hier geschehen! Er hat eine Jungfrau verführt, und sie ist nun schöner denn je. Er kann's nicht leugnen, so hat ihn noch kein Mädchen gefesselt, selbst — Elvira nicht. Denn die unschuldige Nonne war ja trotz all ihrer Schönheit nur ein Mädchen, wie so viele andere; aber diese Jungfrau ist einzigartig in ihrem Geschlecht. Sie ist bewaffnet, sie birgt keinen Dolch an ihrem Herzen, aber sie trägt eine Rüstung, zwar nicht sichtbar — denn ihr Haß offenbart sich nicht in beredten Deklamationen —, sondern unsichtbar, und diese ihre verborgene Rüstung ist ihr Haß. Don Juans Leidenschaft erwacht, noch einmal muß sie ihm gehören, aber er erreicht sein Ziel nicht. Ja, wär' sie ein Mädchen, das seine Niederträchtigkeit kennte, die ihn haßte, obgleich sie nicht selber von ihm betrogen worden wäre, dann würde Don Juan siegen; aber dieses Mädchen kann er nicht gewinnen, all seine Verführungskünste sind vergeblich. Wie sich Dido selbst noch im Hades von Äneas abwendet, weil er ihr untreu geworden, so wird sie sich zwar nicht von ihm abwenden, aber sich gegen ihn erheben, kälter noch als eine Dido.

Doch ist dieses Zusammentreffen Elviras mit Don Juan nur ein flüchtiges, sie geht über die Bühne, und der Vorhang fällt; wir aber, liebe Συμπαρανεκρώμενοι, wir schleichen ihr nach, denn erst jetzt wird sie eine Elvira. Solange sie bei Don Juan ist, ist sie nicht bei sich selber; erst wenn sie wieder zu sich kommt, tritt uns das Paradoxon entgegen. Es ist aber — trotz aller Versicherungen der neueren Philosophie — doch immer mit großen Schwierigkeiten verbunden,

sich solch inneren Widerspruch vorzustellen. Wenn ein junges Mädchen da nicht zum Ziele kommt, so ist es verzeihlich, und doch ist's eben diese Aufgabe, die sie lösen muß: den sie liebt, ein Betrüger! Hier steht sie nicht anders wie Marie Beaumarchais, aber der Weg zum Paradoxon ist für beide ein verschiedener. Bei Marie war das Faktum, mit welchem sie es zu tun hatte, in sich selber so dialektisch, daß die Reflexion es mit ihrer ganzen Konkupiszenz alsobald ergreifen mußte. Für Elvira aber scheint der faktische Beweis dafür, daß Don Juan ein Betrüger war, so evident, daß man nicht recht sieht, wie die Reflexion es erfassen kann.

Elvira hat alles verloren, und doch liegt ein ganzes Leben vor ihr, und ihre Seele will leben. Auch hier wieder ein Entweder — Oder! Entweder unterwirft sie sich ethischen und religiösen Forderungen, oder sie bewahrt ihre Liebe zu Juan. Will sie ersteres, so steht sie außerhalb unsres Interesses. Mag sie in ein Magdalenen-Asyl gehen oder wohin sie will, wir wollen's ihr nicht wehren. So leicht würde es ihr indessen nicht werden, denn sie müßte dann erst verzweifeln. Einmal schon hat sie einen Bund mit dem Religiösen gemacht, ein ander Mal würde es höhere Ansprüche erheben. Denn das Religiöse ist für jeden, der sich mit ihm einlassen will, eine gefährliche Macht — es läßt sich nicht spotten. Als sie das Klosterleben erwählte, fand ihre stolze Seele vielleicht eine reiche Befriedigung in demselben; denn man mag sagen, was man will: das Mädchen, das sich mit dem Himmel vermählt, macht doch die brillanteste Partie; nun aber müßte sie als — eine Bußfertige zurückkehren! Und wer weiß, ob sie einen Priester fände, der ihr mit derselben Kraft das ernste Evangelium der Buße verkündigte, wie sie von Don Juan das frohe Evangelium der Freude gehört hatte. So muß sie sich denn an Don Juans Liebe halten, was ihr um so leichter wird, da sie ihn ja doch noch liebt. Um ihrer selbst willen muß sie Don Juan also lieben; siehe da den Sporn der Reflexion, der sie zwingt, dem Para-

doxon ins Auge zu schauen: ob sie ihn lieben kann, da er sie betrog. So oft sie verzweifeln will, findet sie in der Erinnerung an Don Juans Liebe einen Zufluchtsort und sucht sich zu überreden, daß er kein Betrüger sei. Eines Weibes Dialektik geht ihre eigenen Wege; ich war so glücklich, einige ausgezeichnete Exemplare des schönen Geschlechts kennen zu lernen, mit denen ich einen ganzen dialektischen Kursus durgehen konnte. Man findet sie nicht in den großen Städten, wenigstens nicht, wenn man eine edle Spezies sucht, denn der Lärm und die Unruhe des Lebens verbirgt gar vieles; viel eher trifft man sie in der Provinz, in kleinen Städten, auf abgelegenen Herrensitzen. Die ich zunächst im Auge habe, war eine schwedische Dame, ein adliges Fräulein.

Sie hatte in Stockholm einen französischen Grafen kennen gelernt und war ein Opfer seiner treulosen Liebenswürdigkeit geworden. Wie lebendig steht sie noch heute vor mir! Als ich sie zum erstenmal sah, machte sie kaum einen Eindruck auf mich. Sie war noch immer schön, hatte ein stolzes und vornehmes Wesen, und ich wäre vermutlich ebenso klug wieder abgereist, wie ich gekommen war, wenn ich nicht ganz zufällig ihr Geheimnis erfahren hätte. Von dem Augenblick an erhielt sie Bedeutung für mich; sie erinnerte mich so lebhaft an Elvira, daß ich sie immer wieder ansehen mußte. Eines Abends war ich mit ihr in einer größeren Gesellschaft; ich war früher als sie gekommen, und trat ans Fenster, um nach ihr auszusehen. Einen Augenblick später hielt ihr Wagen vor der Tür, sie stieg aus, trat mit vornehmer, in der Tat imponierender Würde in den Saal, verneigte sich vor der ganzen Gesellschaft und als der Herr des Hauses ihr entgegeneilte, um sie zu begrüßen, verneigte sie sich vor ihm sehr tief, aber obgleich ihre Lippen sich zu einem Lächeln öffneten, sagte sie doch kein Wort. Ich kannte ja ihr Geheimnis und dachte an das, was das Orakel sagte:

„οὔτε λέγει οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει.“ — — Vieles habe ich von ihr gelernt, auch hat sich mir die Beobachtung, die ich schon oft gemacht, bestätigt, daß nämlich Menschen, die ein Leid in ihrem Herzen tragen, mit der Zeit ein einzelnes Wort oder einen einzelnen Gedanken finden, mit welchem sie sowohl vor sich selber, wie vor den Wenigen, denen sie ihren Kummer anvertraut haben, alles bezeichnen können, was sie bewegt. Ein solches Wort, oder ein solcher Gedanke ist der Größe des Leides gegenüber oft nur wie ein Diminutivum, steht zu dem, was es bezeichnen will, in ganz zufälligem Verhältnis, und hat auch seinen Ursprung fast immer in einem Zufall.

Nachdem ich ihr Vertrauen gewonnen, und sie mir alles erzählt hatte, ging ich oft die ganze Skala ihrer Stimmungen mit ihr durch. War sie dazu aber nicht aufgelegt und wollte mir doch andeuten, daß ihre Seele mit ihrem Kummer beschäftigt sei, dann ergriff sie meine Hand und sagte: „Ich war schlanker als das Schilf am Fluß, er herrlicher als die Zeder auf dem Libanon.“ Woher sie diese Worte hatte, weiß ich nicht, aber ich bin überzeugt: wenn Charon einst mit seinem Boot kommt, um sie zum Hades hinüberzufahren, dann wird er nicht den Obol, den sie entrichten müßte, in ihrem Munde finden, sondern auf ihren Lippen die Worte: „Ich war schlanker als das Schilf am Fluß, er herrlicher als die Zeder auf dem Libanon.“

Elvira kann also Don Juan nicht finden und muß daher allein den Ausgang aus dem Labyrinth des Lebens suchen, sie muß zu sich selber kommen. Sie lebt jetzt unter anderen Menschen; ihre neue Umgebung weiß nichts von ihrem früheren Leben und ahnt nichts, denn in ihrer äußeren Erscheinung sieht man nichts von dem tiefen Schmerz, der ihre Seele erfüllt. Sie kann jeden Ausdruck beherrschen; als sie ihre Ehre verlor, hat sie diese Kunst gelernt. So ist jetzt alles in Ordnung, aber was geht in ihrem Inneren vor? Sorgt sie? Ob sie es tut? Aber wie soll ich diese

Sorge nennen? Ich will sie Nahrungssorge nennen; denn der Mensch lebt ja nicht vom Brot allein, auch die Seele will leben. Sie ist noch jung und doch sind ihre Vorräte schon aufgezehrt, aber daraus folgt noch nicht, daß sie sterben muß; aber sie sorgt immer für den folgenden Tag. Noch immer liebt sie ihn, obgleich er sie betrog: und betrog er sie, so mußte die Liebe die nährende Kraft verlieren. Ja, wenn er sie nicht betrogen hätte, wenn eine höhere Macht ihn ihr entrissen hätte, dann wäre sie wohl versorgt, wie ein Mädchen es sich nur wünschen kann; denn die Erinnerung an Don Juan war mehr, viel mehr, als was manches Weib an ihrem lebenden Mann hat. Aber wenn sie ihre Liebe fahren läßt, dann ist sie ärmer als eine Bettlerin und muß mit Schmach und Hohn bedeckt ins Kloster zurückkehren. Ja, könnte sie dafür nur seine Liebe wiedererkaufen! Das ist ihr Leben. Heute kann sie noch leben, sind's auch nur Brocken, von denen sie lebt, — aber morgen?

„Ich will ihn vergessen, sein Bild aus meiner Seele reißen, ja den Gedanken an ihn will ich mit Feuer verzehren, erst dann bin ich gerettet."

„Nein, hassen will ich ihn; denn nur im Hasse findet meine Seele Ruhe. Alle meine Erinnerungen will ich sammeln und einen Kranz von Flüchen winden, ‚verflucht seist du' — so sage ich — ‚für jeden Kuß, den du mir gegeben, zehnmal verflucht für jede Umarmung,' — und für jeden Schwur seiner Liebe will ich schwören, ihn zu hassen mit der ganzen Kraft meiner Seele. Das soll meine Arbeit sein, das der Lebensberuf, dem ich mich weihen will. Im Kloster hab' ich gelernt, den Rosenkranz zu beten — ich bleibe also eine Nonne, die Tag und Nacht betet. Ja, ich will ihn hassen, nur dadurch kann ich mich von ihm losreißen und mir selber zeigen, daß ich seiner nicht bedarf. Und doch? Lebe ich denn nicht von ihm, wenn ich ihn hasse? und ist nicht der Grund meines Hasses — meine Liebe zu ihm?"

„Er war kein Betrüger, er hatte keine Ahnung davon, was ein Weib leiden kann. Sonst hätte er mich nicht verlassen. Er war ein Mann, war sich selbst genug. Ist mir das ein Trost? Gewiß, denn mein Leiden beweist es, wie glücklich ich gewesen bin, so glücklich, wie er es nicht ahnen kann. Warum klage ich denn darüber, daß ein Mann nicht wie ein Weib ist, nicht so glücklich wie sie, wenn sie glücklich ist, nicht so unglücklich wie sie, wenn sie grenzenlos unglücklich ist, da ihr Glück ja ohne Grenzen war?"

„Betrog er mich? Nein! Hatte er mir etwas versprochen? Nein. Mein Juan war kein Freier, kein gemeiner Hühnerdieb; so sehr erniedrigt eine Nonne sich nicht. Er hielt ja nicht um meine Hand an, er reichte mir nur seine Hand, und ich ergriff sie, er sah mich an, öffnete seine Arme, und ich gehörte ihm an. Mein Haupt ruhte an seiner Brust, und ich schaute ihm in das gewaltige Antlitz, mit dem er die Welt beherrschte, und das doch auf mir ruhte, als wäre ich ihm die ganze Welt. Kann ich mehr verlangen? Als die Götter auf Erden wandelten und sich in sterliche Mädchen verliebten, blieben sie denen treu, die sie geliebt hatten? Und doch klagten jene nicht, daß sie verlassen seien. Warum nicht? Weil ein Mädchen stolz sein muß, wenn ein Gott es geliebt hat. Und was sind alle Götter des Olymp gegen meinen Juan! So will auch ich mich stolz seiner Liebe rühmen und wie einen Schatz bewahren, was er weggeworfen hat."

„Nein, ich will nicht an ihn denken, ich darf's nicht, denn jeder Gedanke an ihn ist eine neue Sünde; ich fühle eine Angst, eine unbeschreibliche Angst, eine Angst, wie ich sie im Kloster fühlte, wenn ich in meiner einsamen Zelle saß, auf ihn wartete und mit Schrecken an die Verachtung der Priörin dachte, an die schrecklichen Strafen des Klosters und an meine Sünde wider Gott. Und doch war diese Angst mit meiner Liebe zu ihm unzertrennlich verbunden! Aber dann kam er, und die Disharmonie der Angst löste

sich in die Harmonie seligster Gewißheit auf. Erinnert mich denn nun diese Angst nicht an ihn? ist sie nicht wie ein Herold, der vor ihm hergeht? Nein, ohne diese Angst kann ich nicht an ihn denken; aber wenn er kommt, dann gebietet er den Stürmen, daß sie schweigen, und die Geister, die mich ihm entreißen wollen, müssen ihm gehorchen, ich bin sein, selig in ihm." —

Das ist Elviras Bild. Sie gleicht dem Menschen, der auf einem gescheiterten Schiff, unbekümmert um sein Leben, an Bord bleibt, weil er noch etwas retten will und es doch nicht retten kann, denn er weiß nicht, was er retten soll. Auch Elvira ist in derselben Gefahr; aber was geht es sie an, sie sieht den Tod nicht, der ihr droht, möchte doch etwas retten, und weiß doch nicht, was.

---

3. Margarethe.

Diese Jungfrau ist uns aus Goethes Faust bekannt geworden. Sie war ein einfaches Mädchen aus bürgerlichem Stande, nicht wie Elvira für ein Kloster bestimmt, aber doch auferzogen in der Furcht des Herrn, obgleich ihre Seele zu kindlich war, den Ernst zu fühlen, wie Goethe so unvergleichlich sagt:

„Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen."

Was wir an dieser Jungfrau so besonders lieben, ist die liebliche Einfalt und Demut ihrer reinen Seele. Schon als sie Faust zum erstenmal sieht, meint sie zu gering für seine Liebe zu sein. In ihrer Demut pflückt sie die Blätter der Sternblume ab und beugt sich unter den Orakelspruch einer rätselhaften Macht. Ja, liebliche Margarethe! Goethe hat es uns verraten, wie du die Blätter der Blume pflücktest und murmeltest: „Er liebt mich — liebt mich nicht." Arme Margarethe, pflücke weiter, du brauchst nur die Worte zu ändern: „Er betrog mich — betrog mich nicht." Du kannst

einen kleinen Garten anlegen und in demselben jene Blumen pflanzen, so hast du Arbeit für dein ganzes Leben.

Man hat die Bemerkung gemacht, es sei auffallend, daß Don Juan allein in Spanien 1003 Geliebte gehabt, Faust aber nur ein Mädchen verführt habe. Diese Observation ist nicht ohne Bedeutung, wenn wir im folgenden das Eigentümliche in dem reflektierten Leid Margarethes bestimmen wollen.

Auf den ersten Blick könnte es nämlich scheinen, als ob zwischen Elvira und Margarethe kein anderer Unterschied sei, als zwischen zwei verschiedenen Individualitäten, welche dieselbe Erfahrung gemacht haben. Der Unterschied ist jedoch viel wesentlicher, hat aber trotzdem seinen Grund weniger darin, daß die beiden weiblichen Wesen, sondern daß Don Juan und Faust so verschiedenen Charakter haben. Schon das darf nicht übersehen werden, daß ein Mädchen, welches Faust affiziert, ein ganz anderes sein muß als das Mädchen, das einen Don Juan affiziert; ja, und wäre es dasselbe Mädchen, das beider Aufmerksamkeit auf sich zöge, diesen würde doch etwas anderes in ihr anziehen wie jenen. Wohl ist Faust eine Reproduktion Don Juans, aber gerade das macht ihn selbst in dem Lebensstadium, in welchem man ihn einen Don Juan nennen kann, wesentlich verschieden von diesem letzteren. Ein anderes Stadium reproduzieren heißt ja doch nicht nur, dieses überhaupt werden, sondern es so werden, daß es alle Momente des früheren Stadiums in sich schließt. Ob er daher dasselbe erreicht, wie ein Don Juan, so erreicht er es doch in ganz anderer Weise. Sowohl in ihm selber sind Momente, die seine Methode zu einer anderen machen, als sich auch in Margarethe Momente finden, die eine andere Methode notwendig machen. Faust ist ebensosehr ein Dämon wie Don Juan, nur ein höherer. Das Sinnliche hat für ihn erst Bedeutung, nachdem er eine ganze Welt verloren, aber das Bewußtsein dieses Verlustes ist nicht ausgelöscht; er sucht daher im

Sinnlichen weniger Genuß als Zerstreuung. Seine zweifelnde Seele findet nichts, worin sie ausruhen kann, und nun greift er zur Liebe, nicht weil er an ihre Macht glaubt, sondern weil sie ein präsentisches Moment hat, in welchem einen Augenblick Ruhe ist, und das die Aufmerksamkeit vom Zweifel abzieht. Seiner Freude fehlt jene Heiterkeit, die einen Don Juan auszeichnet. Sein Gesicht ist nicht lächelnd, seine Stirn nicht ohne Wolken, und die Freude nicht seine stete Begleiterin. Die jungen Mädchen eilen ihm nicht tanzend in den Arm, die Angst ist der geheimnisvolle Magnet, der sie zu ihm zieht. Was er sucht, ist daher nicht die sinnliche Lust, sondern das unmittelbare Leben des Geistes. Wie die Schatten des Hades das Blut lebender Menschen aussaugten und so lange selber lebten, als dieses Blut sie wärmte und nährte, so sucht Faust ein unmittelbares Leben, das ihn verjüngen und stärken kann. Und wo findet er das besser als bei einer unschuldigen Jungfrau, die er in Liebesglut an sein Herz drückt? Danach sehnt sich seine kranke Seele, sein unruhiges Herz verlangt nach einer Friedensinsel im stillen Meer. Daß diese Wonnen nicht ewig sind, weiß keiner besser, als Faust, aber sie erquicken seine dürstende Seele einen Augenblick.

In Goethes Faust zeigt Mephistopheles ihm Margarethes Bild in einem Spiel. Sein Auge schwelgt im Anschauen ihrer Schönheit, was er aber genießen will, ist nicht ihre Schönheit, sondern die reine, ungestörte, reiche, unmittelbare Freude einer weiblichen Seele; aber diese sucht er nicht geistig, sondern sinnlich, gerade so wie Don Juan, und doch so gar anders als er.

Wie konnte nun aber Faust einen solchen Eindruck auf Margarethe machen? Auf diese Frage müssen wir eine Antwort suchen, um das tiefe Leid dieses armen Mädchens recht zu verstehen.

In ihrer unschuldigen Einfalt merkt Margarethe bald, daß es mit dem Glauben Fausts nicht so ganz richtig ist.

Das sehen wir in der kleinen Katechismusszene, unzweifelhaft einer vortrefflichen Erfindung des Dichters. Aber welche Folgen hat dieses Examen für das Verhältnis beider zu einander? Faust zeigt sich auch Margarethe gegenüber als Zweifler. Er hat ihre Aufmerksamkeit zwar von allen solchen Untersuchungen ableiten und sie einzig und allein auf die Realität der Liebe richten wollen; aber da das Problem zur Sprache gekommen ist, muß er darauf eingehen. Es interessiert uns Faust weniger als Margarethe, aber auch um der letzteren willen dürfen wir an dieser Szene nicht so rasch vorbeieilen. Zeigte er sich ihr nicht als Zweifler, so hatte ihr Leid ein Moment mehr. Faust ist also ein Zweifler, aber er ist kein eitler Narr und sucht seinen Ruhm nicht darin, daß er an dem zweifelt, was andere glauben. Sein Zweifel hat in ihm selber seinen objektiven Grund. Das sei zu seiner Ehre gesagt. Sobald er dagegen anderen gegenüber seine Zweifel hervorhebt, mischt sich in dieselben leicht eine unreine Leidenschaft: der Neid, welcher sich freut, andern das zu nehmen, was sie als ihr sicheres Eigentum ansehen. Einem jungen Mädchen gegenüber aber wird ein Zweifler immer in Verlegenheit sein. Ist's doch keine Kunst, ihr ihren Glauben zu nehmen! Mag es einem halb gebildeten Zweifler Befriedigung gewähren, Weiber und Kinder zu erschrecken, das ist nicht nach Fausts Sinn, dazu ist er zu groß. Wir sind also mit Goethe darin einig, daß Faust zum erstenmal seine Zweifel verrät; aber ich glaube kaum, daß es ihm noch ein anderes Mal passieren wird. Für die richtige Beurteilung Margarethes ist das sehr wichtig. Faust sieht bald ein, daß Margarethes ganze Bedeutung in ihrer unschuldigen Einfalt liegt; wird ihr diese genommen, so ist sie nichts in sich selber, nichts für ihn. Die muß also bewahrt werden. Er ist ein Zweifler, hat aber als solcher alle Momente des Positiven in sich, sonst wär' er ein armseliger Zweifler; doch fehlt ihm das Band des Friedens, das alle jene Momente mit ein-

ander verbindet, und deshalb werden auch diese letzteren zu negativen Momenten. Sie dagegen besitzt jenes Band des Friedens: die kindliche Unschuld. Nichts leichter für ihn, als sie auszusteuern. Wie oft hat er es in der Praxis des Lebens gelernt, daß sein Zweifel auf andere als positive Wahrheit wirkte. Nun ist's ihm eine wahre Freude, ihr den ganzen Reichtum des unmittelbaren Glaubens zu schenken und sie mit demselben zu schmücken. Nur um so schöner wird sie dadurch in seinen Augen. Das bringt ihm zugleich den weiteren Vorteil, daß sie sich nur um so inniger an ihn anschließt. Sie versteht ihn eigentlich gar nicht: woran er zweifelt, ist ihr über allem Zweifel erhabene Wahrheit. Aber während er so ihren Glauben erbaut, untergräbt er ihn zugleich; denn schließlich steht er selber vor ihren Glaubensaugen nicht mehr als ein Mensch, sondern als ein Gott. Nur möchte ich nicht mißverstanden werden. Es könnte ja scheinen, als machte ich ihn zu einem niedrigen Heuchler, und das ist er nicht. Gretchen selbst hat die ganze Geschichte zur Sprache gebracht; mit halbem Auge überschaut er die Herrlichkeit, die sie zu besitzen glaubt, und sieht, daß dieselbe nicht vor seinem Zweifel bestehen kann. Er will ihr den Reichtum nicht rauben, sondern in einer gewissen Gutmütigkeit läßt er sich zu ihr herab und freut sich, wenn er sieht, wie sie sich alles aneignet.

Für Margarethes Zukunft hatte das jedoch die traurigsten Folgen. Wäre Faust ihr als Zweifler erschienen, so hätte sie vielleicht später ihren Glauben retten können, hätte es in aller Demut erkannt, daß seine hochfahrenden und kühnen Gedanken nicht für sie seien. Nun aber verdankt sie ihm den Inhalt des Glaubens, und muß sich, nachdem er sie verlassen hat, doch sagen, daß er selber nicht daran geglaubt hat. Solange er bei ihr war, entdeckte sie den Zweifel nicht; dann aber ändert sich alles, und sie sieht in allem einen Zweifel, dessen sie nicht Herr werden kann.

Das, wodurch Faust, auch nach Goethes Auffassung, Margarethe fesselt, ist nicht eines Don Juans verführerische

Kunst, sondern seine große Überlegenheit. Sie kann, wie sie sich so liebenswürdig ausdrückt, nicht begreifen,

„was er an mir find't."

Der erste Eindruck, den sie von ihm hat, ist daher geradezu überwältigend, sie verschwindet ganz und gar vor ihm, und immer mehr und mehr. Faust ist ihr viel zu groß, und das Ende ihrer Liebe zu ihm kann daher kein anderes sein, als daß die Saiten ihrer Seele zerreißen, denn Faust fühlt es wohl, daß er in dieser Unmittelbarkeit nicht bleiben kann; darum führt er sie nun nicht zu den höheren Regionen des Geistes hinauf — vor diesen flieht er ja gerade; er wird „ein sinnlicher Freier" — und verläßt sie.

Faust hat Margarethe also verlassen. Ihr Verlust ist so schrecklich, daß sie sich die Größe desselben nicht einmal vorstellen kann. Wäre sie in diesem Zustand absoluter Zerschlagenheit geblieben, so hätte das reflektierte Leid unmöglich eintreten können. Man sucht sie zu trösten; aber sie hört nicht einmal, was ihr gesagt wird, das Problem ist für sie dasselbe wie für Elvira: Faust ein Betrüger! Aber wieviel rätselhafter muß ihr das sein, da sie ja noch viel tiefere Eindrücke von Faust empfangen hat, und nun war er ja nicht nur ein Betrüger, sondern auch ein Heuchler.

Es könnte scheinen, als würde Margarethe nicht so leicht zur Reflexion kommen; ein Gefühl erfüllt sie ja ganz: „Wie bin ich doch so gar nichts vor ihm!" Doch liegt hierin wieder eine ungeheure dialektische Elastizität. Könnte sie den Gedanken wirklich festhalten, daß sie im strengsten Sinn des Wortes „so gar nichts" sei, dann freilich wäre alle Reflexion ausgeschlossen, dann wäre sie auch nicht betrogen worden. Aber — dieser Gedanke läßt sich nicht festhalten. „So gar nichts sein" ist nur ein anderer Ausdruck dafür, daß alle endlichen Differenzen der Liebe geleugnet sind, und ist gerade deshalb der Ausdruck für die absolute Gültigkeit ihrer Liebe, und darin liegt wieder ihre absolute Berechtigung. Weil ihre Liebe eine absolute war, so wird auch

dieser Gedanke unzertrennlich mit dem Gedanken an ihn verbunden bleiben, und wieder — wie kann sie das, wenn er ein Betrüger war?

Da beginnt die innere Bewegung, um so mehr, je fremder sie sich unter denen fühlt, mit denen sie zuvor gelebt hat.

„Kann ich ihn vergessen? Kann der Bach seine Quelle vergessen und sich von seinem Ursprung losreißen? Dann müßte er ja zu fließen aufhören. Kann der Pfeil, wie rasch er auch fliegen mag, den Bogen vergessen? Das müßte ihn in seinem Fluge aufhalten; Oder kann der Regentropfen, wie tief er auch fällt, den Himmel vergessen, woher er gekommen ist? Dann müßte er ja zergehen. Kann ich eine andere werden? und von neuem geboren werden? Kann ich ihn vergessen? dann müßte ich zu leben aufhören!"

„Kann ich mich seiner erinnern? Kann meine Erinnerung ihn, der mir nun für immer verschwunden ist, je wieder zurückrufen? Dieses bleiche nebelhafte Bild, das mir vor der Seele steht, — ist das Faust, der Faust, den ich anbete? Ich erinnere mich seiner Worte, aber wo ist der Harfenklang seiner Stimme? Ich habe seine Reden nicht vergessen, aber sie klingen in meinen Ohren, als hätten sie keinen Sinn!"

„Faust, o Faust, kehre zurück, speise die Hungrige, erquicke die Verschmachtende, besuche die Einsame! Wohl weiß ich, daß meine Liebe für dich keinen Wert hat, aber das habe ich ja auch nie verlangt. Meine Liebe legte sich dir demütig zu Füßen, mein Seufzer war ein Gebet, mein Kuß ein Opfer des Dankes, meine Umarmung eine Anbetung! Willst du mich darum verlassen? Wußtest du das nicht schon vorher? Oder mußt du mich nicht schon aus dem Grunde lieben, weil ich ohne dich nicht leben kann, und meine Seele sterben muß, wenn du nicht bei mir bist?"

„Gott im Himmel, vergib mir, daß ich einen Menschen mehr liebte als dich, und doch tue ich es noch. Ich weiß

es wohl, es ist neue Sünde, daß ich so zu dir rede. Ewige Liebe, o laß deine Barmherzigkeit mich halten, verwirf mich nicht von deinem Angesicht, gib ihn mir zurück, neige sein Herz wieder zu mir, erbarme dich meiner, du ewige, du erbarmende Liebe!"

„Kann ich ihm fluchen? Aber wie darf ich das wagen? Ich bin ja so gar nichts vor ihm! Er beugte sich zu mir herab, zog mich zu sich hinauf und war alles, der Gott, den ich anbetete, der Gott, der meine Seele mit Freude und Wonne erfüllte!"

„Kann ich trauern? Nein, nein! die Traurigkeit liegt wie ein Nebel der Nacht auf meiner Seele. O, kehr zurück, ich will auch nichts von dir haben, setze dich nur zu mir, sieh mich an, daß ich weiter seufzen kann, sprich mit mir, sprich nur von dir selber, wie wenn du ein Fremder wärest, ich wills vergessen, daß du es bist; sprich, o sprich, daß die Tränen weiter fließen können. Bin ich denn so gar nichts, daß ich nicht einmal ohne dich weinen kann?"

„Wo soll ich Ruhe und Frieden finden? Gedanken erwachen in meiner Seele, und der eine erhebt sich wider den anderen, der eine verwirrt den anderen. Als du bei mir warst, waren sie dir gehorsam, und ich spielte mit ihnen, fröhlich wie nur Kinder es sein können; da wand ich Kränze aus ihnen, setzte sie mir aufs Haupt und ließ sie wie meine Haare im Winde flattern. Nun schlingen sie sich wie Schlangen um mich und ängstigen meine Seele!"

„Und ich bin — eine Mutter! Ein lebendes Wesen fordert seine Nahrung von mir. Kann denn der Hungernde den Hungernden sättigen; der Verschmachtende den Dürstenden erquicken? Soll ich — eine Mörderin werden? O Faust, kehre zurück und hilf — uns!"

So wogt es in ihr auf und ab. Ja, wäre Faust ihr entrissen, aber — er hat sie betrogen! Ihr fehlt, was man die Situation des Leides nennen könnte. Allein kann sie ihr Leid nicht tragen. Ja könnte sie, wie die arme Florine

im Märchen, eine Echogrotte finden, aus welcher jeder Seufzer, jede Klage zu den Ohren des Geliebten dränge, sie würde nicht nur, wie Florine, drei Nächte, sondern Tag und Nacht in ihr bleiben; aber es ist im Palast Fausts keine Echogrotte, und er hat kein Ohr für die Seufzer ihrer Seele.

* * *

Vielleicht zu lange habe ich, liebe Συμπαρανεκρώμενοι, eure Aufmerksamkeit auf diese Bilder gelenkt, um so mehr als sich euch nichts Sichtbares gezeigt hat, wie viel ich auch redete. Aber das hat ja seinen Grund nicht in mir und meiner Darstellung, sondern in der Sache selber; denn auch der Schmerz sucht viele Künste.

Das Verborgene offenbart sich, wo eine günstige Gelegenheit sich bietet. Diese können wir ergreifen, wenn wir wollen.

Wir lassen denn zum Abschied jene drei Bräute, die sich mit dem tiefsten Schmerz vermählt haben, einen Bund mit einander schließen, sich einander in der Harmonie des Leides umarmen; wir lassen sie vor unsern Augen eine Gruppe bilden — ihre Seufzer und Klagen verstummen nicht. Sollen wir sie unterbrechen, oder ihnen wünschen, daß sie das Verlorene wiederempfangen? Aber wäre das wirklich ein Gewinn für sie?

Haben sie nicht schon eine höhere Weihe empfangen? Diese Weihe wird sie verbinden und ihren Bund in immer schönerem Licht glänzen lassen; sie aber werden, so mit einander verbunden, Balsam für ihre zerrissenen Herzen finden; denn nur wer es selber erfahren hat, weiß, was der leiden muß, der von einer Schlange gebissen wurde.

Der Unglücklichste.

Eine begeisterte Ansprache an die Συμπαρανεκρώμενοι.

Peroration in den Freitagsversammlungen.

Wie bekannt, soll es irgendwo in England ein Grab geben, daß sich weder durch ein großartiges Monument noch durch eine romantische Umgebung, sondern durch die kurze Inschrift — „Der Unglücklichste" auszeichnet. Man hat das Grab, so wird erzählt, geöffnet, aber in demselben keine Spur einer Leiche gefunden. Was ist nun wunderbarer: daß man keine Leiche fand, oder daß man das Grab öffnete? Seltsam genug, daß man sich die Zeit nahm, um nachzusehen, ob sich jemand darin fände. Wenn man auf einem Epitaphium einen Namen liest, so möchte man gern etwas aus dem Leben dessen erfahren, der dort ruht, und ich verstehe es wohl, daß einer den Wunsch haben kann, zu ihm ins Grab zu steigen, um mit ihm zu sprechen. Aber diese Inschrift, in der Tat, ist sehr bedeutungsvoll! Der Titel eines Buches kann jemanden reizen, das Buch zu lesen; aber ein Buch kann auch wieder einen so gedankenreichen Titel haben, daß man schon aus diesem Grunde, selbst wenn das Thema noch so verlockend ist, das Buch nicht lesen mag. Wahrhaftig, diese Inschrift ist so bedeutungsvoll und erfüllt die Seele, je nachdem sie gestimmt ist, mit Angst und Schrecken oder mit hoher Freude — vor allem bedeutungsvoll für den, der sich vielleicht schon heimlich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, er sei der Unglücklichste.

Aber vielleicht hat ein Mensch, dem diese tieferen Gefühle fremd waren, das Grab nur aus Neugierde geöffnet? Und siehe, das Grab war leer! Ist er vielleicht wiedererstanden, weil er auch im Grabe keine Ruhe fand, und

wandert wieder in der Welt umher? Hat er seine Heimat verlassen und nur seine Adresse zurückgelassen? Oder ist er noch nicht gefunden, er, der Unglücklichste, den selbst die Eumeniden nicht verfolgen, bis er die Tür des Tempels findet, sondern den die Leiden am Leben erhalten, mit dem die Sorgen bis zum Grabe gehen?

Sollte er noch nicht gefunden sein, liebe Συμπαρανεκρώμενοι, dann laßt uns als Kreuzfahrer eine Wanderung antreten, nicht nach jenem heiligen Grabe im glücklichen Osten, sondern nach dem schmerzensreichen Grabe im unglücklichen Westen. In jenem leeren Grabe wollen wir ihn, den Unglücklichsten, suchen, dessen gewiß, daß wir ihn finden werden; denn wie die Sehnsucht der Gläubigen nach dem heiligen Grabe geht, so zieht es die Unglücklichen nach Westen zu jenem leeren Grabe, und jeder ist von dem Gedanken erfüllt, es sei für ihn bestimmt.

Oder wäre eine solche Betrachtung unser unwürdig? Aber unsre Tätigkeit besteht ja gerade in Versuchen einer aphoristisch zufälligen Andacht; wir denken und reden nicht nur, sondern wir leben auch aphoristisch, leben ἀφορίσμενοι und segregati, wie Aphorismen im Leben, ohne Gemeinschaft mit den Menschen, fern von ihren Leiden und Freuden; wir sind ja nicht Freunde des unruhig bewegten Lebens, sondern einsame Vögel der stillen Nacht, wir versammeln uns nur hie und da und erbauen uns im Gedanken daran, daß das Leben so jammervoll, der Tag so lang ist und die Zeit kein Ende nehmen will; wir, teure Συμπαρανεκρώμενοι, glauben ja nicht an das Glück des Toren, wir glauben an nichts, denn allein an das Unglück.

Seht doch, wie sie in unzähligen Scharen sich nahen, all die Unglücklichen. Doch auch hier meinen viele, sie seien berufen, und sind doch nur wenige Auserwählte. Wir müssen scheiden — ein Wort und der Haufen verschwindet; ausgeschlossen sind nämlich als ungebetene Gäste die alle, welche meinen, der Tod sei das größte Unglück; sie, die unglücklich

wurden, weil sie sich vor dem Tode fürchten. Wir, teure Συμπαρανεκρώμενοι, wir fürchten uns — gleich den römischen Soldaten — nicht vor dem Tode, wir kennen ein ärgeres Unglück, vor allem eins — das Leben. Ja, gäbe es einen Menschen, der nicht sterben könnte, wär' es wahr, was von jenem ewigen Juden erzählt wird, — er, und kein anderer wäre der Unglücklichste. Dann ließ es sich erklären, weshalb das Grab leer war: der der Unglücklichste, der nicht sterben, der seine Ruhe im Grabe nicht finden konnte. Dann wäre die Sache entschieden, die Antwort leicht: der der Unglücklichste, der nicht sterben konnte, glücklich der, der es konnte; glücklich, wer in seinem Alter starb; glücklicher, wer in seiner Jugend starb; der Glücklichste der, der in der Stunde seiner Geburt starb; der Allergücklichste der, der niemals geboren war. Aber so ist's nicht: der Tod ist das gemeinsame Glück aller Menschen; und haben wir daher den unglücklichsten noch nicht gefunden, so müssen wir ihn innerhalb dieser Grenzen suchen.

Seht, die Menge verschwand; die Zahl derer, welche blieben, ward kleiner. Nun aber sage ich nicht: Schenkt mir eure Aufmerksamkeit, ich habe sie ja; nicht: Leiht mir eure Ohren, denn ich weiß es, ihr hört mir zu. Eure Augen glänzen; ihr erhebt euch in euren Sitzen. Es ist ein Kampf, noch furchtbarer als ginge es auf Tod und Leben; denn den Tod fürchten wir nicht. Aber der Siegespreis ist herrlicher als irgend ein anderer auf Erden. Er, dem es über allen Zweifel erhaben ist, daß er der Unglücklichste ist, der braucht sich vor dem Glück nicht zu fürchten, braucht in seiner letzten Stunde nicht zu rufen: Solon, Solon, Solon!

Wohlan denn, wir eröffnen eine freie Konkurrenz. Keiner, wes Standes oder Alters er auch sein mag, ist ausgeschlossen. Ausgeschlossen nur der Glückliche, und wer sich vor dem Tode fürchtet — willkommen, wer zur Gemeinde der Unglücklichen gehört; den Ehrenplatz nehme jeder wirklich Unglückliche ein, das Grab der Unglücklichste. Meine

Stimme schallt in die Welt hinein: hört sie, alle, die ihr euch Unglückliche nennt und den Tod nicht fürchtet. Meine Stimme dringt zu den vergangenen Geschlechtern. Warum sollten wir so sophistisch sein und die ausschließen, die in den Gräbern ruhen? sie haben ja gelebt. Ich beschwöre euch, verzeiht mir, daß ich eure Ruhe einen Augenblick störe. Schart euch um dieses leere Grab. Dreimal rufe ich es laut und feierlich hinaus in die Welt: hört es, ihr Unglücklichen; nicht hier an einem entlegenen Ort der Erde, nein, vor aller Welt sei die Sache entschieden!

Aber ehe wir die einzelnen verhören, wollen wir uns recht bereiten für das hohe Richteramt, das uns übertragen ist, damit wir uns nicht betrügen lassen. Denn der Unglückliche versteht die Kunst, die Herzen der Menschen für sich einzunehmen, und die Beredsamkeit des Schmerzes ist sehr erfinderisch. Wir wollen die Unglücklichen in bestimmte Haufen teilen, und nur einem sei in jedem Haufen das Wort gegeben. Denn nicht ein einzelner Mensch darf sich den Unglücklichsten nennen, die Ehre hat nur eine ganze Klasse; aber deshalb werden wir uns doch erlauben, dem Repräsentanten dieser Klasse den Namen: der Unglücklichste zuzuerkennen, und mit dem Namen den höchsten Lohn: das Grab.

In allen systematischen Schriften Hegels finden wir einen Abschnitt, der von dem unglücklichen Bewußtsein handelt. Mit einer geheimen Angst und wahrem Herzklopfen geht man immer an solche Untersuchungen; denn entweder erfährt man zuviel oder zu wenig. Wie wird es einem schon kalt ums Herz, wenn man das Wort unglückliches Bewußtsein in einer Unterhaltung zufällig hört; aber nun gar, wenn es ausdrucksvoll ausgesprochen wird, wie jenes geheimnisvolle Wort in einer Erzählung von Clemens Brentano: tertia nux mors est — da durchschauert es einen wie einen Sünder vor dem Thron Gottes. Ach, glücklich, wer über diese Sache nur einen Paragraphen zu schreiben

braucht, und dann mit ihr fertig ist; noch glücklicher, wer den folgenden schreiben kann.

Wer ist nun der Unglückliche? Der, dessen Ideal, der Reichtum seines Lebens, der Inhalt seines Bewußtseins, sein eigentliches Wesen außerhalb seines Ich liegt, wie wir uns dieses „außer sich" auch denken mögen. Der Unglückliche lebt nie in der Gegenwart, immer nur in der Vergangenheit oder in der Zukunft. Damit ist das ganze Territorium des unglücklichen Bewußtseins genügend umschrieben und für diese feste Grenze wollen wir Hegel danken. Nun aber wollen wir, da wir nicht nur Philosophen sind, die dieses Reich aus weiten Fernen sehen, sondern als Eingeborene die verschiedenen Stadien, die in demselben liegen, genauer ins Auge fassen. Der Unglücklichste lebt also entweder in der vergangenen oder in der zukünftigen Zeit, aber niemals in der Gegenwart. Der Ausdruck muß hier urgiert werden; denn es ist offenbar, wie es auch die Sprachwissenschaft lehrt, daß es ein tempus gibt, welches in einer vergangenen Zeit gegenwärtig ist, und ein tempus, das in einer zukünftigen Zeit gegenwärtig ist; zugleich aber sagt uns dieselbe Wissenschaft, daß es ein plus quam perfectum gibt, in welchem nichts Präsentisches ist, und ein futurum exactum, dem jenes gleicherweise ganz fehlt. Das sind die Individualitäten, welche in der Hoffnung und in der Erinnerung leben. Diese sind nun zwar in gewissem Sinn, sofern sie nämlich in der Hoffnung allein oder in der Erinnerung allein leben, unglückliche Individualitäten — wenn es nämlich wahr ist, daß nur die sich selber gegenwärtige Individualität glücklich ist.

Übrigens kann man eine Individualität, die in Hoffnung oder Erinnerung gegenwärtig ist, doch nicht im strengsten Sinn des Wortes unglücklich nennen. Was wir nämlich scharf urgieren müssen, ist dies, daß ein Mensch darin präsentisch ist. Auch wird es uns klar sein, daß ein Schlag, wie schwer er im übrigen sein mag, einen Menschen un-

möglich zum unglücklichsten machen kann. Ein Schlag raubt ihm nämlich entweder nur die Hoffnung und macht ihn dadurch in der Erinnerung präsentisch, oder raubt ihm die Erinnerung, und macht ihn in der Hoffnung präsentisch.

Nun gehen wir noch einen Schritt weiter, um die unglückliche Individualität näher zu bestimmen und betrachten zunächst die hoffende Individualität. Ist ein Mensch eine in der Hoffnung lebende — und insofern unglückliche — Individualität nicht in sich selber präsentisch, dann wird er im strengeren Sinn des Wortes unglücklich. Ein Individuum, das ein ewiges Leben hofft, ist wohl in gewissem Sinn eine unglückliche Individualität, sofern es auf das gegenwärtige Leben verzichtet, aber doch noch nicht im strengsten Sinn unglücklich, weil es in dieser Hoffnung sich selber präsentisch ist und mit den einzelnen Momenten des irdischen Lebens nicht in Streit kommt. Ist es ihm aber unmöglich, in der Hoffnung sich selber präsentisch zu werden, sondern verliert es seine Hoffnung und hofft wieder usw. bis ins Unendliche, und lebt es so weder in der gegegwärtigen noch in der zukünftigen Zeit, dann haben wir eine Formation der Unglücklichen. Geradeso ist es mit der in der Erinnerung lebenden Individualität. Kann ein Mensch in der vergangenen Zeit sich selber gegenwärtig werden, so ist er im Grunde noch nicht unglücklich: aber kann er das nicht, sondern ist er auch in der vergangenen Zeit gewissermaßen außerhalb seines Ich, von sich selber geschieden, dann haben wir wieder eine Formation der Unglücklichen.

Die Erinnerung ist vorzugsweise das Regiment der Unglücklichen. Natürlich; denn die vergangene Zeit hat die ihr eigentümliche Eigenschaft, daß sie hinter uns liegt; die zukünftige, daß sie noch vor uns liegt. Man könnte daher fast sagen, daß letztere der gegenwärtigen Zeit näher liegt als erstere. Damit nun die in der Hoffnung lebende Individualität in der zukünftigen Zeit präsentisch werden könne, muß sie eine Realität haben, oder besser, muß sie für ihn

zur Realität werden; und damit die in der Erinnerung lebende Individualität in der vergangenen Zeit präsentisch werden könne, muß auch sie eine Realität für ihn werden. Wenn aber die in Hoffnung lebende Individualität auf eine künftige Zeit hofft, obgleich dieselbe für sie niemals eine Realität werden wird, oder wenn die in der Erinnerung lebende Individualität an eine vergangene Zeit zurückdenkt, die keine Realität für sich hatte: seht, dann haben wir die eigentümlichen unglücklichen Individualitäten.

Nun sollte man das erstere fast für unmöglich halten, oder für reinen Wahnsinn ansehen; doch ist's nicht so. Wenn z. B. ein Individuum sich in die alte Zeit, oder in das Mittelalter, oder in irgend eine andere Zeit vertiefte, so jedoch, daß sie für ihn eine entschiedene Realität hätte; oder es verlöre sich in die Zeit seiner Kindheit oder Jugend, und auch wieder so, daß sie für sie eine entschiedene Realität hätte; dann wäre es im Grunde noch keine unglückliche Individualität. Wenn aber ein Mensch, der selber keine Kindheit hatte, weil die Zeit ohne innere Bedeutung an ihm vorüberging, nun aber etwa als Lehrer an den ihm anvertrauten Kindern all das Schöne, was in der Kindheit liegt, entdeckte, und dann an seine Kindheit dächte, immer auf sie starrend, niemals von ihr den Blick hinwegwendend, dann hätten wir ein recht passendes Exempel. Oder dächte ich mir einen Menschen, der die Freuden und Genüsse des Lebens nicht gekostet hätte, dem aber im Augenblick des Todes die Augen für die Herrlichkeit derselben aufgingen, — und der dann doch nicht stürbe, sondern wieder auflebte, ohne jedoch des Lebens Güter kennen zu lernen, der dürfte nicht unerwähnt bleiben, wenn wir nach dem Unglücklichsten fragen.

Niemals haben die unglücklichen Individualitäten der Hoffnung das Schmerzliche an sich, was die unglücklichen Individualitäten der Erinnerung an sich haben. Erstere leben in einer angenehmen Täuschung, und deshalb werden

wir den Unglücklichsten stets unter den letzteren suchen müssen.

Doch wir wollen weiter gehen, und uns eine Kombination dieser beiden unglücklichen Formationen denken. Die in Hoffnung lebende unglückliche Individualität konnte nicht in ihrem Hoffen sich selber präsentisch werden, wie auch die in der Erinnerung lebende unglückliche Individualität nicht sich selber präsentisch werden kann in ihren Erinnerungen. Die Kombination kann nur folgende sein: das, was einen Menschen hindert, in seinem Hoffen präsentisch zu werden, ist die Erinnerung; und was ihn hindert, in seiner Erinnerung präsentisch zu werden, ist die Hoffnung. Darin liegt einerseits, daß er stets das hofft, dessen er sich erinnert, und daß die Hoffnung immer wieder getäuscht wird. So oft er sich aber getäuscht sieht, macht er die Entdeckung, daß dies nicht etwa daher kommt, weil das Ziel weiter hinausgeschoben wird, sondern daher, weil er an demselben vorübergegangen ist. Er kann es also nicht mehr in sich aufnehmen, weil es schon hinter ihm liegt. Andererseits erinnert er sich stets dessen, was er noch hoffen sollte; denn das Zukünftige hat er bereits in sein innerstes Wesen aufgenommen, hat es in Gedanken schon erlebt, während es im Grunde noch vor ihm liegt. Er wird sein Unglück bald merken, wenn er auch nicht begreift, worin es eigentlich liegt. Damit er es aber recht fühle, tritt noch das Mißverständnis hinzu, das seiner in jedem Augenblick spottet. In den Augen der Welt hat er noch seine vollen fünf Sinne, und doch würde er, wollte er es einem einzigen Menschen erklären, wie es eigentlich mit ihm steht, ohne allen Zweifel für wahnsinnig erklärt werden. Das ist zum Verrücktwerden, und doch wird er es nicht. Seht da sein Unglück. Ja, das ist sein Unglück: er ist zu früh zur Welt gekommen und kommt deshalb immer zu spät. Er ist dem Ziel stets ganz nah, und erreicht es doch niemals. So wird er hin und her getrieben, wie Latona, die bald zum dunkeln

Lande der Hyperboräer, bald zu der leuchtenden Insel des Äquators fliehen mußte. Allein und sich selber überlassen steht er in der weiten Welt: er hat keine Gegenwart, an die er sich halten kann, keine Vergangenheit, nach der er sich sehnen kann — denn sie ist für ihn noch nicht gekommen —, keine Zukunft, auf die er hoffen kann — denn sie ist schon vergangen. Allein hat er die ganze Welt vor sich, aber als ein Du, mit welchem er in stetem Konflikt liegt; denn die ganze übrige Welt ist für ihn nur eine Person, und diese Person, dieser zudringliche Freund, der ihn keinen Augenblick verläßt, ist das Mißverständnis. Er kann nicht alt werden, denn er ist niemals jung gewesen; er kann sich nicht seiner Jugend freuen, denn er ist schon alt geworden; er kann gewissermaßen nicht sterben, denn er hat ja nicht gelebt; er kann gewissermaßen nicht leben, denn er ist ja schon gestorben; er kann nicht lieben, denn die Liebe ist stets präsentisch, und er hat keine gegenwärtige Zeit, keine zukünftige, keine vergangene — und doch ist es eine sympathische Natur, und er haßt die Welt, nur weil er sie liebt; er ist ohnmächtig, nicht weil ihm die Kraft fehlt, sondern weil seine eigene Kraft ihn ohnmächtig macht.

Doch genug. Wir haben die besonnene Stimme ruhiger Erwägung gehört; öffnet eure Ohren nun auch der Beredsamkeit der Leidenschaft.

Seht dort ein junges Mädchen. Sie klagt darüber, daß ihr Geliebter ihr untreu geworden ist. Darüber kann man nicht reflektieren. Aber sie liebte ihn allein in der ganzen Welt, sie liebte ihn von ganzer Seele, von ganzem Herzen und mit all ihren Gedanken — so erinnere sie sich vergangener Zeiten und weine!

Ist es ein wirkliches Wesen oder nur ein Bild, das des Künstlers Hand geschaffen? ist es eine Lebende, die stirbt, oder eine Tote, die lebt? — es ist Niobe. Sie verlor alles zu gleicher Zeit: sie verlor ihre Kinder, denen sie

das Leben schenkte, und verlor in ihnen alles, was ihr Leben reich und schön gemacht hatte. Schaut zu ihr hinauf, liebe Συμπαρανεκρώμενοι, sie steht etwas höher als die Welt, auf einem Grabeshügel wie ein Denkmal. Aber keine Hoffnung lächelt ihr, keine Zukunft bewegt sie, keine Aussicht versucht sie, keine Hoffnung läßt ihr Herz unruhiger schlagen — hoffnungslos steht sie versteinert in der Erinnerung; sie war einen Augenblick unglücklich, aber im selben Augenblick ward sie glücklich, und nichts kann das Glück ihr rauben. Die Welt ändert sich, aber sie kennt keinen Wechsel, und die Zeit kommt, aber für sie gibt es keine Zukunft.

Seht dort, welch schöne Vereinigung! Ein Geschlecht reicht dem anderen die Hand! Wird's zum Segen sein, zu treuem Zusammensein? oder geht's zu frohen Tänzen? Es ist Ödipus' verworfenes Geschlecht, und die letzte desselben — Antigone. Doch für sie ist gesorgt; der Jammer eines ganzen Geschlechtes reicht für ein Menschenleben hin. Sie hat der Hoffnung den Rücken gekehrt, aber die Erinnerung bleibt ihr treu. So werde denn glücklich, liebe Antigone! Wir wünschen dir ein langes Leben, so bedeutungsvoll wie einen tiefen Seufzer. Mögest du nichts vergessen, mögest du des Schmerzes Bitterkeit täglich und reichlich schmecken!

Eine kraftvolle Gestalt tritt auf; aber er ist ja nicht allein, er hat also Freunde, wie kommt er denn her? Es ist der Patriarch der Trübsale, es ist Hiob — mit seinen Freunden. Er verlor alles, aber nicht mit einem Schlag; denn der Herr nahm und nahm und nahm. Die Freunde lehrten ihn die Bitterkeit des Verlustes schmecken; denn der Herr gab und gab und gab, und schließlich gar noch ein unverständiges Weib. Er verlor alles; denn was er behielt, liegt außerhalb unsres Interesses. Aber schaut ehrfurchtsvoll hinauf, liebe Συμπαρανεκρώμενοι, denn seine grauen Haare und sein Unglück sind es wert. Er verlor alles; aber — er hatte es doch besessen.

Sein Haar ist grau, sein Haupt gebeugt, seine Seele ist bekümmert — es ist der Vater des verlorenen Sohnes. Wie Hiob, verlor er, was ihm das Liebste auf Erden war; aber nicht der Herr nahm es, sondern der Feind. Er verlor es nicht, sondern er verliert es; es ist ihm nicht genommen, sondern es verschwindet. Nicht sitzt er zu Hause an seinem Herd im Sack und in der Asche; er ist aufgestanden, hat alles verlassen, um den Verlorenen zu suchen; er will ihn ergreifen, aber sein Arm erreicht ihn nicht; er ruft ihn, aber seine Stimme dringt nicht zu ihm. Doch er hofft, wenn auch mit Tränen; er sieht ihn, wenn auch durch dunklen Nebel; er findet ihn, wenn auch im Tode. Seine Hoffnung läßt ihn alt werden, und nichts hält ihn in der Welt zurück als die Hoffnung, für die er lebt. Sein Fuß ist müde, sein Auge dunkel geworden; er sehnt sich nach Ruhe, nach der Ruhe im Grabe, aber seine Hoffnung lebt noch. Sein Haar ist weiß geworden und seine Kraft ist am Ende; er kann nicht weiter gehen, sein Herz bricht, aber seine Hoffnung lebt noch. Richtet ihn auf, liebe Συμπαρανεκρώμενοι, er war unglücklich.

Und die bleiche Gestalt dort; einem Schatten aus dem Hades ähnlicher, als einem Menschen? Sein Name ist vergessen; viele Jahrhunderte sind seit jenem Tage vergangen. Ein Jüngling war's, der begeistert das Martyrium suchte. Im Geist sah er sich ans Kreuz genagelt und den Himmel offen; aber die Wirklichkeit ward ihm zu schwer, die Begeisterung hörte auf, er verleugnete seinen Herrn und sich selber. Er wollte eine Welt tragen, aber er verhob sich an an ihr; sein Herz ward nicht zerrissen, aber es brach; sein Geist wurde matt, seine Seele erlahmte. Wünscht ihm Glück, teure Συμπαρανεκρώμενοι, er war unglücklich. Und doch ward er glücklich, denn er ward ja, was er hatte werden wollen: ein Märtyrer, wenn auch sein Martyrium ein anderes wurde, wie er es sich gewünscht hatte; er ward nicht ans Kreuz geschlagen oder wilden Tieren vorgeworfen, sondern er ward

lebendig verbrannt, langsam von einem schwachen Feuer verzehrt.

Wie gedankenvoll sitzt jene Jungfrau da! Ihr Geliebter ward ihr untreu — darüber kann man nicht reflektieren. Junges Mädchen, sieh dir die ernsten Mienen der Versammlung an, sie hat von Schrecklicherem gehört; wir fordern mehr. Ja, aber ich liebte ihn allein in der ganzen Welt; ich liebte ihn von ganzer Seele, von ganzem Herzen, und mit allen meinen Gedanken. Wir haben es schon einmal gehört. Halte unsre brennende Sehnsucht nicht auf. Denke vergangener Zeiten und weine. — Nein, ich kann nicht weinen; denn er war mir vielleicht gar nicht untreu, er war vielleicht gar kein Betrüger. — Du kannst nicht weinen? tritt näher, du Auserwählte unter den Jungfrauen; vergib dem strengen Zensor, daß er dich einen Augenblick zurückwies. Du kannst nicht weinen, so kannst du ja hoffen. — Nein, ich kann nicht hoffen; denn er war ein Rätsel. — Wohl mein Mädchen, ich verstehe dich; du stehst auf einer hohen Sprosse der Unglücksleiter. Seht sie an, liebe Συμπαρανεκρώμενοι, sie hat fast schon die höchste Sprosse erreicht. Doch weiß ich noch einen Rat. Du mußt dich teilen; am Tage mußt du hoffen und nachts weinen, oder am Tage weinen und in der Nacht hoffen. Nein, die Unglücklichste bist du nicht, aber ist es nicht eure Meinung, teure Συμπαρανεκρώμενοι, daß wir ihr ein ehrenvolles accessit zuerkennen? Das Grab können wir ihr nicht einräumen, wohl aber einen Platz in seiner unmittelbaren Nähe.

Denn da steht er, der Gesandte aus dem Reich der Seufzer, der Trübsal erkorener Jüngling, der Apostel des Leides, des Schmerzes stummer Freund, der unglückliche Geliebte der Erinnerung, in seinen Erinnerungen durch das Licht der Hoffnung geblendet, in seinem Hoffen durch die Schatten der Erinnerungen getäuscht. Sein Haupt ist schwer, seine Kniee sind schlaff und doch stützt er sich nur auf sich selber. Er ist matt und doch wie kraftvoll, sein Auge sieht

nicht aus, als habe es viele Tränen vergossen, nein, als habe es sie getrunken — und doch glüht in demselben ein Feuer, das die ganze Welt verzehren könnte — aber auch nicht der leiseste Schmerz in seiner eigenen Brust; er ist gebeugt, und doch verheißt seine Jugend ihm ein langes Leben; seine Lippen lächeln der Welt zu, die ihn mißversteht. Steht auf, liebe Συμπαρανεκρώμενοι, steht erfurchtsvoll auf, ihr Zeugen des Leides, in dieser feierlichen Stunde. Ich grüße dich, du großer Unbekannter, dessen Namen ich nicht kenne, ich grüße dich mit deinem Ehrentitel: du Unglücklichster! Sei in deinem Hause gegrüßt von der Gemeinde der Unglücklichen; sei gegrüßt am Eingang der demütigen, niederen Wohnung, die doch stolzer ist als alle Paläste der Erde. Sieh, der Stein ist hinweggewälzt; der Schatten des Grabes erwartet dich mit seiner erquickenden Kühle.

Aber vielleicht ist die Zeit noch nicht gekommen, und der Weg noch lang, nun, wir wollen uns oft hier versammeln — feierlich geloben wir es — dich um dein Glück zu beneiden. So nimm unsre Wünsche hin, sie kommen aus gutem Herzen: Möge niemand dich verstehen, aber alle dich beneiden! kein Freund schließe sich dir an, kein Mädchen liebe dich! keine geheime Sympathie ahne je deinen einsamen Schmerz! kein Auge ergründe dein verborgenes Leid! kein Ohr vernehme die Seufzer deiner Seele!

Wie? Deine stolze Seele verachtet solche teilnehmende Wünsche? Nun wohl: möchten die Mädchen dich lieben, die schwangeren Frauen in ihrer Angst zu dir fliehen; möchten die Mütter ihre Hoffnung auf dich setzen; die Sterbenden bei dir Trost suchen! Möchte die Jugend sich dir anschließen, der Mann dir vertrauen, das Alter in seiner Schwachheit nach dir greifen, um sich an dir zu halten — o, möchte die ganze Welt es glauben, daß du sie glücklich machen könntest.

Lebe denn wohl, du Unglücklichster! Doch, was sage ich: Unglücklichster? Glücklichster müßte ich sagen; denn

das ist ja gerade ein Geschenk des Glückes, das sich niemand selber geben kann. Sieh, die Worte fehlen uns, die Gedanken gehen durcheinander. Denn wo ist wohl der Glücklichste ohne den Unglücklichsten, und wo der Unglücklichste ohne den Glücklichsten? und ist das Leben nicht Wahnsinn, der Glaube Torheit, die Hoffnung eine Galgenfrist, und Liebe Essig in der Wunde?

Er verschwand, und wir stehen wieder an dem leeren Grabe. Wünschen wir ihm denn Ruhe und Frieden, alles mögliche Glück, einen schnellen Tod und ein ewiges Vergessen, damit nicht noch andere, die sich seiner erinnern, dadurch unglücklich werden.

Steht auf, liebe Συμπαρανεκρώμενοι! die Nacht ist vergangen, der Tag geht wieder an seine Arbeit; nie — so scheint es — wird er dessen überdrüssig, ewig und ewig sich zu wiederholen.

Die Wechsel-Wirtschaft.

Versuch einer sozialen Klugheitslehre.

Χρεμυλος

189. . . . . ἐστὶ πάντων πλησμονή.

190. ἔρωτος,

Καριων

ἄρτων,

Χρεμυλος

μουσικῆς.

Καριων

τραγημάτων.

Χρεμυλος

191. τιμῆς,

Καριων

πλακούντων,

Χρεμυλος

ἀνδραγαθίας,

Καριων

ἰσχάδων.

Χρεμυλος

192. φιλοτιμίας,

Καριων

μάζης,

Χρεμυλος

στρατηγίας,

Καριων

φακῆς.

Cfr. Aristophanis Plutus v. 189 sqq.

Chremylos.

. . . . an allem bekommt man endlich Überdruß.
An Liebe,

Karion.

Semmel,

Chremylos.

Muſenkunſt

Karion.

und Zuckerwerk.

Chremylos.

An Ehre,

Karion.

Kuchen,

Chremylos.

Tapferkeit

Karion.

und Feigenſchnitt.

Chremylos.

An Ruhm,

Karion.

an Rührei,

Chremylos.

an Kommando,

Karion.

am Gemüſe.

Cfr. Ariſtophanes' Plutos nach Droyſens Überſetzung.

Von einem Grundsatz ausgehen — behaupten erfahrene Menschen — soll sehr verständig sein. Angenommen! Ich gehe von dem Grundsatz aus, daß alle Menschen langweilig sind. Oder wäre jemand so über alle Maßen langweilig, daß er mir zu widersprechen wagte? Dieser Grundsatz hat nun im allerhöchsten Grad die abstoßende Kraft, die man immer von dem Negativen fordert, das ja im Grunde das Prinzip der Bewegung ist. Es ist nicht nur abstoßend, sondern unendlich abschreckend, und wer diesen Grundsatz hinter sich hat, muß notwendigerweise unendlich viel Entdeckungen machen. Wenn nämlich meine Behauptung wahr ist, so braucht man nur in demselben Grad, in welchem man seinen impetus dämpfen oder beschleunigen will, mehr oder weniger temperiert bei sich selber zu überlegen, wie verderblich die Langeweile für den Menschen ist, und will man die Schnelligkeit der Bewegung fast mit der Kraft einer Lokomotive auf's höchste treiben, so braucht man nur zu sich selber zu sagen: die Langeweile ist eine Wurzel alles Übels. Merkwürdig, daß die Langeweile, die in sich selber ein so ruhiges und gesetztes Wesen ist, mit solcher Kraft andere in Bewegung setzen kann. Ja, sie übt einen wahrhaft magischen Einfluß aus, nur daß sie nicht anzieht, sondern abstößt.

Wie schrecklich die Langeweile ist, das erkennen nun auch die Menschen in ihrem Verhältnis zu den Kindern ganz und voll an. Solange die Kinder sich amüsieren, so lange sind sie stets liebe, artige Kinder, und das meinen wir in ganzem, vollem Ernst; denn werden sie beim Spiel

wild und unbändig, so kann man ziemlich sicher annehmen, daß die Langeweile bei ihnen im Anmarsch ist. Wenn man daher ein Kindermädchen mietet, so sieht man nicht nur darauf, daß sie nüchtern, treu und ordentlich ist, sondern nimmt auch ästhetische Rücksichten, ob sie die Kinder recht unterhalten kann. Und unbedenklich würde man ein Kindermädchen aus dem Dienst entlassen, wenn sie diese ihre Pflicht nicht erfüllen könnte, und wäre sie sonst auch noch so gut. Hier sieht man ja klar und deutlich, daß das Prinzip anerkannt wird; aber wie seltsam geht es doch in der Welt her: der Dienst eines Kindermädchens ist das einzige Verhältnis, in welchem der Ästhetik ihr Recht wird. Wollte man sich von seiner Frau scheiden, oder einen König absetzen, einen Pfarrer in die Verbannung schicken, einem Minister den Abschied geben, oder über einen Journalisten das Todesurteil sprechen, nur weil sie langweilig, oft rasend langweilig seien, so würde man schwerlich zum Ziel kommen. Was Wunder denn, daß es mit der Welt nicht vorwärts will, und das Böse mehr und mehr um sich greift, da es ja immer langweiliger auf Erden wird und die Langeweile eine Wurzel alles Übels ist. Das kann man von Anfang der Welt her verfolgen. Adam langweilte sich, weil er allein war, deshalb wurde ihm Eva gegeben; darauf langweilten sich Adam und Eva, und Kain und Abel en famille; dann mehrten sich die Menschen, und die Menschen langweilten sich en masse. Um sich zu zerstreuen, wollten sie einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reichte. Dieser Gedanke ist gerade so langweilig wie der Turm hoch war, und ein schrecklicher Beweis dafür, daß die Langeweile schon eine große Macht geworden war. Dann wurden die Menschen über die ganze Erde zerstreut — man reist ja auch heute noch ins Ausland, um sich zu zerstreuen —, aber sie hörten nicht auf, sich zu langweilen. Und welche traurigen Folgen hatte nicht diese Langeweile. Der Mensch stand hoch und fiel tief; zuerst durch Eva, dann vom babylonischen Turm.

Was hielt andererseits den Untergang Roms auf? Waren es nicht panis und circenses. Was tut man in unserer Zeit? Sinnt man auf neue Zerstreuungen? Im Gegenteil, man verkündet den Untergang der Welt. Man will einen Reichstag berufen. Kann es etwas Langweiligeres geben, sowohl für die Herren Abgeordneten selber, wie für die, welche ihre Reden lesen und hören müssen? Man will die Finanzen des Staates durch Ersparungen verbessern. Kann es etwas Langweiligeres geben? Statt die Schuld zu vermehren, will man sie abzahlen. Wie töricht! Warum nimmt man nicht eine Staatsanleihe auf, aber nicht um Schulden abzuzahlen, sondern um dem Volk angenehme Zerstreuungen zu verschaffen. Laßt uns das tausendjährige Reich feiern und alle Tage herrlich und in Freuden leben. Überall müßten Teller mit Geld stehen. Alles würde gratis sein; das Theater, der zoologische Garten, das Tivoli 2c., und gratis würde man beerdigt. Ich sage absichtlich gratis; denn wenn man immer Geld hat, so ist alles gewissermaßen gratis. Keiner darf einen festen Besitz haben. Nur mit mir muß eine Ausnahme gemacht werden. Ich behalte mir 100 Taler täglich vor, die auf der Londoner Bank gesichert sein müßten, teils weil ich so viel haben muß, teils weil ich diese Idee angegeben habe, und schließlich, weil man nicht wissen kann, ob mir eine neue Idee einfällt, wenn die Staatsanleihe verbraucht ist.

Was würde geschehen, wenn meine Idee sich realisierte? Alles, was groß und herrlich in der Welt ist, würde nach Kopenhagen strömen; die größten Künstler, die berühmtesten Schauspieler, die schönsten Tänzerinnen. Kopenhagen würde ein zweites Athen werden. Auch die reichsten Männer der Welt würden sich in unserer Stadt niederlassen. Es würden z. B. auch der Schah von Persien und der König von England zu uns kommen. Seht da, meine zweite Idee. Man bemächtige sich der Person des Schah! Aber würde dann nicht ein Aufruhr in Persien entstehen und ein neuer Schah

den Thron seiner Väter besteigen? Und der alte Schah — würde im Preise sinken. Nun wohl, so verkaufe man ihn an den Türken! Der würde schon Geld aus ihm machen! Dazu kommt noch eins, was unsere Politiker ganz zu übersehen scheinen. In Dänemark ruht das Gleichgewicht Europas. Keine glücklichere Existenz! Ich weiß es aus eigener Erfahrung, da ich einmal die Ehre gehabt habe, das Gleichgewicht einer Familie zu bilden. Ich konnte tun, was ich wollte; nie zog man über mich her, sondern immer über die anderen. O möchte meine Stimme zu euch dringen, ihr Männer des Königs und des Volkes, weise und verständige Staatsbürger aller Klassen! Seht euch doch vor. Das alte Dänemark geht unter, das ist fatal, es geht an Langerweile zu Grunde, das ist das Allerfatalste. In alten Zeiten wurde derjenige König, der das schönste Lied zu Ehren des Verstorbenen singen konnte; in unsrer Zeit müßte König werden, der den besten Witz machte, und Kronprinz, der die Veranlassung gäbe, daß der beste Witz gemacht ward.

Alle Menschen sind langweilig. Das Wort selber weist auf die Möglichkeit einer Einteilung hin. Es kann sowohl einen Menschen bezeichnen, der andere langweilt, wie auch einen, der sich selber langweilt; die ersteren sind die Plebs, die große Menge; die letzteren, die Auserwählten, der Adel; und es ist seltsam, aber wahr: diejenigen welche sich selber nicht langweilen, langweilen im allgemeinen andere, diejenigen dagegen, die sich selber langweilen, unterhalten andere.

Müßiggang, so pflegt man zu sagen, ist eine Wurzel alles Übels. Um das Übel aus der Welt zu schaffen, hat man die Arbeit empfohlen. Diese Betrachtung ist jedoch, wie man aus dem eben gesagten leicht ersehen kann, sehr plebejischer Extraktion. Müßiggang als solcher ist keineswegs eine Wurzel des Übels, im Gegenteil, er ist ein wahrhaft göttliches Leben, wenn man sich nur nicht langweilt. Natürlich kann der Müßiggang es veranlassen, daß man sein Vermögen verliert; aber davor fürchtet sich die adlige Seele

nicht, wohl aber vor der Langenweile. Die olympischen Götter langweilten sich nicht, sie lebten glücklich in glücklichem Müßiggang. Eine weibliche Schönheit, die nicht näht noch spinnt, nicht strickt noch liest, auch nicht musiziert, ist in ihrem Müßiggang glücklich; denn sie langweilt sich nicht. Der Müßiggang ist also durchaus nicht die Wurzel des Übels, sondern viel eher das wahrhaft Gute.

Es gibt eine unermüdliche Tätigkeit, welche einen Menschen von der Welt des Geistes ausschließt und ihn in die Klasse der Tiere versetzt, die instinktmäßig immer in Bewegung sein müssen. So gibt es auch Menschen, die eine außerordentliche Gabe haben, alles in ein Geschäft zu verwandeln; ihr ganzes Leben ist ein Geschäft, sie verlieben sich und heiraten, sie hören einen guten Witz und bewundern klassische Musik mit demselben Geschäftseifer, mit welchem sie im Kontor arbeiten. Das lateinische Sprichwort: otium est pulvinar diaboli ist ganz richtig, aber der Teufel findet die Zeit nicht, seinen Kopf auf dieses Kissen zu legen, wenn man sich nicht langweilt.

Die Langeweile ist der dämonische Pantheimus. Bleibt man bei demselben als solchem stehen, so wird er das Übel; sobald er dagegen aufgehoben wird, ist er wahr; er wird aber nur dadurch aufgehoben, daß man sich amüsiert — ergo muß man sich amüsieren. Behaupten, er werde durch Arbeit aufgehoben, verrät einen unklaren Denker. Denn wohl kann der Müßiggang durch Arbeit gehoben werden, weil diese sein Gegensatz ist, aber nicht die Langeweile, wie man ja auch sieht, daß die allerfleißigsten Arbeiter, die in ihrem emsigen Brummen am meisten summenden Insekten, die allerlangweiligsten sind; und langweilen sie sich nicht, so hat das seinen Grund darin, daß sie keine Ahnung davon haben, was Langeweile ist; aber dadurch wird die Langeweile nicht gehoben.

Die Langeweile ist teils eine unmittelbare Genialität, teils eine erworbene Unmittelbarkeit. Die englische Nation

ist im großen und ganzen die paradigmatische Nation. Die wahre geniale Indolenz trifft man seltener, in der Natur findet sie sich nicht, sie gehört der Welt des Geistes. Man begegnet zuweilen reisenden Engländern, die eine Inkarnation dieser Genialität sind, schwere unbewegliche Murmeltiere, deren ganzer Sprachreichtum in einem einzigen einsilbigen Wort aufgeht, in einer Interjektion, durch welche sie ihre höchste Bewunderung und ihre tiefste Gleichgültigkeit ausdrücken, weil Bewunderung und Gleichgültigkeit sich in der Einheit der Langenweile indifferentieren. Nur die englische Nation bringt solche Naturmerkwürdigkeiten hervor; unter allen andern Völkern sind die Menschen immer etwas lebhafter, nicht so absolut totgeboren. Die einzige, mir bekannte Analogie sind die Apostel der leeren Begeisterung, welche ihre Reise durch das Leben ebenfalls nur mit einer Interjektion machen, Menschen, die überall aus Profession begeistert, überall gegenwärtig sind, und wo etwas passiert, mag es nun bedeutend oder unbedeutend sein, rufen; Ah oder Oh!; denn die Differenz des Bedeutenden und des Unbedeutenden hat sich ihnen in einer nichtssagenden, blind lärmenden Begeisterung indifferentiert. Die später auftretende Langeweile ist eine Frucht mißverstandener Zerstreuung; denn eine falsche, im allgemeinen exzentrische Zerstreuung pflegt den Keim der Langenweile in sich zu tragen.

Die Langeweile ruht auf dem Nichts, das sich durch das menschliche Leben hindurchzieht, und führt daher leicht zu Schwindel, der uns ja dann ergreift, wenn wir in einen tiefen Abgrund sehen. Daß jene exzentrische Zerstreuung auf Langeweile gegründet ist, kann man auch daran erkennen, daß die Zerstreuung keinen Widerhall hat, denn in einem Nichts ist ein Widerhall eine absolute Unmöglichkeit.

Wenn nun aber, wie oben nachgewiesen, die Langeweile eine Wurzel alles Übels ist, was ist dann natürlicher, als daß man sie zu überwinden sucht? Doch dürfen wir uns nicht überstürzen und zu rasch in unserm Urteil sein; denn

wer von der Langeweile dämonisch besessen ist, arbeitet sich leicht noch tiefer hinein, während er ihr entfliehen möchte. Nach Veränderung schreien alle, die sich langweilen. Vollkommen einverstanden, nur muß man nach einem Prinzip handeln.

Meine von der allgemeinen abweichende Ansicht ist mit dem Wort „Wechselwirtschaft" deutlich ausgesprochen. In dem Wort liegt — wenigstens scheinbar — etwas Zweideutiges, und wollte ich mit demselben die allgemeine Methode die ich im Auge habe, bezeichnen, so müßte ich sagen, die Wechselwirtschaft besteht darin, daß man stets den Acker wechselt und zu jeder neuen Saat neues Land nimmt. In diesem Sinn gebraucht übrigens der Landmann den Ausdruck nicht. Doch will ich ihn einen Augenblick so benutzen, um von der Wechselwirtschaft zu sprechen, die auf der grenzenlosen Unendlichkeit der Veränderung, ihrer extensiven Dimension beruht.

Diese Wechselwirtschaft ist die vulgäre, die unkünstlerische, und hat ihren Grund in einer Illusion. Man mag nicht mehr auf dem Lande leben, und reist deshalb in die Residenz; man mag nicht mehr in seinem Vaterlande leben, und reist ins Ausland; man ist „europamüde" und reist nach Amerika ꝛc.; man schwelgt in der schwärmerischen Hoffnung einer unendlichen Reise von einem Stern zum anderen. Oder die Bewegung nimmt eine andere, wenn auch noch extensivere Richtung. Man mag nicht mehr von Porzellan essen, man ißt von Silber oder Gold, man brennt das halbe Rom ab, um den Brand Trojas zu sehen. Diese Methode hebt sich selber auf. Denn was erreichte Nero? Nein, da war Kaiser Antonio klüger, er sagt: ἀναβιῶναί σοι ἔξεστιν· ἴδε πάλιν τὰ πράγματα, ὃς ἑώρας· ἐν τούτῳ γὰρ τὸ ἀναβιῶναι (Βιβλιον Z., β.).*

Die Methode, die ich vorschlage, liegt nicht darin, daß man immer neues Land nimmt; man würde dann auch bald

* „Du darfst wieder aufleben; sie da ist alles wieder, wie du es kanntest; denn das heißt Wieder-aufleben."

am Ende sein. Die wahre Wechselwirtschaft besteht darin, daß man bald diese, bald jene Methode wählt und mit der Saat wechselt. Und da haben wir auch gleich das Prinzip der Beschränkung, das einzige, welches uns retten kann. Je mehr man sich selber beschränkt, um so erfinderischer wird man. Ein Gefangener, der sein ganzes Leben in einsamer Zelle zubringen muß, von allen anderen Gefangenen abgeschlossen, ist sehr erfinderisch; eine Spinne kann ihm die größte Unterhaltung sein. Hier haben wir das Prinzip, das durch seine Intensität, nicht durch seine Extensität Befriedigung sucht.

Je erfinderischer ein Mensch in dem Wechseln der Methode ist, um so besser; aber für jede einzelne Veränderung gilt doch die allgemeine Regel, die im Verhältnis des Sicherinnerns und Vergessens zur Anwendung kommt. In diesen beiden Strömungen bewegt sich das ganze Leben, weshalb man dieselben stets in seiner Macht zu haben suchen muß. Erst nachdem man die Hoffnung über Bord geworfen hat, fängt man an, künstlerisch zu leben; denn solange man noch hofft, kann man sich nicht beschränken. Die Hoffnung ist auf stürmischem Meere ein schlechter Kompaß. Sie war daher auch eine der bedenklichsten Gaben des Prometheus. Den sterblichen Menschen schenkte er die Hoffnung, da sie nicht, wie die Götter, in die Zukunft sehen konnten.

Vergessen — ja, das wollen alle Menschen. Wenn ihnen etwas Unangenehmes begegnet, sagen sie stets: Ach, wer doch vergessen könnte. Aber das ist eine Kunst, die man erst lernen muß. Und ob ich vergessen kann, das hängt davon ab, wie ich mich erinnere; und dieses letztere richtet sich wieder danach, wie ich das wirkliche Leben auffasse. Wer sich mit seiner Hoffnung im Herzen festrennt, der wird sich dessen so lebhaft erinnern, daß er es nicht vergessen kann. Nil admirari ist daher die eigentliche Lebensweisheit. Kein Lebensmoment darf so viel Bedeutung für uns haben, daß wir ihn nicht in jedem Augenblick vergessen könnten, anderer-

seits aber doch auch wieder so viel Bedeutung, daß wir uns desselben jederzeit erinnern könnten. Das Alter, welches am besten lernt, ist zugleich das vergeßlichste: das Alter der Kindheit.

Die Kunst zu vergessen ist nicht so leicht, und nur wenige Menschen verstehen es recht. Sie wollen das Unangenehme vergessen, nicht das Angenehme. Das aber verrät große Einseitigkeit. Vergessen ist nämlich der rechte Ausdruck für die eigentliche Assimilation, die das, was man erlebt hat, am Resonanzboden absetzt. Deshalb ist die Natur so groß, weil sie es vergessen hat, daß sie ein Chaos war; aber der Gedanke an das Chaos kann zu jeder Zeit wieder auftauchen. Da man meistens nur das Unangenehme vergessen will, stellt man sich das Vergessen oft als eine wilde Macht vor, die alles andere übertäubt, aber man muß sowohl das Angenehme wie das Unangenehme vergessen können. Auch das Angenehme kann, besonders wenn es vergangen ist, etwas Unangenehmes an sich haben und an einen Mangel erinnern — auch dieses Unangenehme wird durch das Vergessen gehoben. Will man sich indessen nur als ein Pfuscher in der Kunst des Vergessens das Unangenehme ganz und gar aus dem Sinn schlagen, so wird man bald sehen, daß das keinen Zweck hat. In einem unbewachten Augenblick überrascht es einen oft mit der ganzen Macht des Plötzlichen und Unerwarteten. Das Vergessen ist die Scheere, mit welcher man wegschneidet, was man nicht gebrauchen kann, aber wohlgemerkt, unter allerhöchster Aufsicht der Erinnerung. Vergessen und Sich-erinnern sind daher identisch und die künstlerisch hergestellte Identität des archimedischen Punktes, mit welchem man die ganze Welt emporhebt.

Die Kunst des Vergessens und Sich-erinnerns wird uns auch davor bewahren, daß wir uns nicht in einem einzelnen Lebensverhältnis festrennen.

Man hüte sich daher vor der Freundschaft. Wie müssen wir einen Freund definieren? Ein Freund ist nicht

das, was die Philosophen das notwendige Andere nennen, sondern das überflüssige Dritte. Was sind die Zeremonien der Freundschaft? Man trinkt Brüderschaft, öffnet eine Ader und mischt sein Blut mit dem des Freundes. Wann dieser Augenblick kommt, ist schwer zu sagen, aber er kündigt sich selber in rätselhafter Weise an; man fühlt's, daß man sich nicht mehr Sie nennen kann. Wenn dieses Gefühl einen ergriffen hat, dann hat man sich nicht getäuscht, wie Geert Vestphaler es tat, als er mit dem Scharfrichter Brüderschaft trank.

Was sind die sicheren Merkmale der Freundschaft? Das Altertum antwortet — aber äußerst langweilig: idem velle, idem nolle, ea demum firma amicitia. Was ist die Bedeutung der Freundschaft? Gegenseitige Assistenz mit Rat und Tat. Darum schließen zwei Freunde sich so eng aneinander an, und zwar obgleich einer dem anderen oft nur im Wege steht. Ja, man kann einander in Geldverlegenheiten unterstützen, kann einander helfen, wenn man den Überzieher an- und auszieht, und einer ist des anderen gehorsamster Diener; man kann einander seine aufrichtigsten Neujahrswünsche bringen, item seine Gratulation zur Hochzeit, zur Taufe, zur Beerdigung.

Aber muß man sich auch vor der Freundschaft hüten, so soll man deshalb doch nicht ganz und gar ohne Berührung mit den Menschen leben. Im Gegenteil, es können diese Verhältnisse zuweilen auch einen tieferen Schwung annehmen, nur daß man immer, auch wenn man eine Weile die Bewegung teilt, davon laufen kann. Nun meint man wohl, es könne unangenehme Erinnerungen hinterlassen, wenn ein Verhältnis aufgelöst werde. Das ist jedoch ein Mißverständnis. Das Unangenehme ist nämlich ein pikantes Ingrediens in den Mühseligkeiten des Lebens. Außerdem kann dasselbe Verhältnis in anderer Weise eine neue Bedeutung erlangen. Auf eins muß man sehen und das ist dies: man renne sich niemals fest und habe daher immer

das Vergessen zur Hand. Der erfahrene Landmann bracht dann und wann, und die soziale Klugheitslehre empfiehlt dasselbe. Alles kehrt wieder, aber stets in anderer Weise; was einmal in die Rotation aufgenommen ist, bleibt in derselben, wird aber in der Betriebs-Methode variiert. Ganz konsequent hofft man also seine alten Freunde und Bekannte in einer besseren Welt wiederzufinden, aber man teilt nicht die Furcht der Menge, sie möchten sich so sehr verändert haben, daß man sie nicht wiedererkennen werde; man fürchtet eher, sie möchten ganz unverändert geblieben sein. Es ist wirklich unglaublich, was selbst der unbedeutenste Mensch durch solche vernünftige Behandlung gewinnen kann.

Man hüte sich vor der Ehe. Braut und Bräutigam geloben einander Liebe für immer und ewig. Das ist freilich gar nicht so schwer, hat aber auch nicht viel zu bedeuten. Versprächen sie sich jedoch Liebe und Treue nicht für immer und ewig, sondern etwa bis Ostern oder etwa bis zum ersten Mai künftigen Jahres, so hätten ihre Worte noch Sinn, denn das kann man möglicherweise halten. Wie geht's denn in der Ehe? Nach kurzer Zeit merkt der eine Teil, daß es nicht so ist, wie es sein müßte; nun klagt der andere Teil und schreit es so laut, daß es alle hören können! Untreu, untreu! Nach einiger Zeit kommt der andere Teil zum selben Resultat, und es wird eine Neutralität arrangiert, bei welcher die gegenseitige Untreue zu gemeinsamer Zufriedenheit quittiert. Denn eine Scheidung ist ja mit großen Schwierigkeiten verbunden.

Wenn es sich so mit der Ehe verhält, ist's da zu verwundern, daß man sie mit den verschiedensten moralischen Stützen zu halten sucht? Will sich einer von seinem Weibe scheiden lassen, so ruft man: er ist ein niedriger, gemeiner Mensch, ein Schurke usw. Wie töricht! Ja, ist's nicht geradezu ein indirekter Angriff auf die Ehe selber? Entweder ist die Ehe in sich selber eine Realität, und dann ist er ja genügend gestraft, wenn das Verhältnis gelöst wird;

oder sie hat keine Realität, und dann ist's ungereimt, ihn zu schmähen, weil er weiser denn andere ist. Wenn jemand seines Geldes überdrüssig geworden ist und es aus dem Fenster wirft, wird gewiß niemand sagen, er sei ein niedriger, gemeiner Mensch, denn entweder ist das Geld etwas Reales, und dann ist er ja genügend bestraft, wenn er sich desselben beraubt hat, oder nicht, und dann ist er ein weiser Mann gewesen.

Man muß sich immer hüten, ein Lebensverhältnis einzugehen, durch welches aus einem mehrere werden können. Deshalb ist schon die Freundschaft gefährlich, aber noch viel gefährlicher die Ehe. Wohl sagt man, daß Mann und Weib eins werden; aber das ist eine sehr dunkle und mystische Rede. Sind aus einem mehrere geworden, so hat der eine seine Freiheit verloren und kann nicht mehr reisen, wann er will, kann nicht mehr unstet umher schwärmen. Hat man eine Frau, so ist es schwierig; hat man Frau und vielleicht Kinder, so ist es beschwerlich; hat man Frau und Kinder, geradezu unmöglich. Wohl wird erzählt, eine Zigeunerin habe ihren Mann auf dem Rücken durchs Leben getragen, aber einerseits ist das eine Seltenheit, und andererseits auf die Dauer ermüdend — ich meine für den Mann. Außerdem gerät man durch die Ehe in eine höchst fatale Kontinuität mit Sitten und Gebräuchen, und diese haben wie Wind und Wetter immer etwas Unbestimmtes. In Japan ist es z. B., soviel ich weiß, Sitte und Gebrauch, daß auch die Männer in Wochen kommen. Warum könnte nicht die Zeit kommen, daß Europa die Sitten fremder Länder bei sich einführen wollte?

Die Freundschaft ist schon gefährlich, die Ehe noch viel mehr. Denn das Weib ist und bleibt doch des Mannes Ruin, sobald man ein dauerndes Verhältnis mit ihr eingeht. Nimm einen jungen Mann, feurig wie ein arabisches Pferd, laß ihn heiraten, und er ist verloren. Zuerst ist das Weib stolz, dann — schwach. Sie wird ohnmächtig, dann

er, schließlich die ganze Familie. Eines Weibes Liebe ist nur Verstellung und Schwachheit.

Weil man aber nicht heiraten will, braucht das Leben noch nicht ohne Erotik zu sein. Auch das Erotische muß eine Unendlichkeit haben, aber eine poetische Unendlichkeit, die sich ebensosehr in einer Stunde wie in einem Monat denken läßt. Wenn zwei Menschen sich in einander verlieben und meinen, daß sie für einander bestimmt sind, dann gilt's: Mut haben und auseinandergehen; denn bleiben sie beieinander, so können sie nur alles verlieren, nichts gewinnen. Das scheint ein Paradoxon zu sein und ist's auch für das Gefühl, aber nicht für den Verstand. Auf diesem Gebiet kommt es ganz besonders darauf an, daß man Stimmungen zu verwenden weiß; dadurch ist eine unerschöpfliche Abwechselung von Kombinationen gegeben.

Man übernehme niemals irgend eine Berufsarbeit. Tut man's, so wird man bald ein kleines Rädchen an der Staatsmaschine, aber hört selber auf, der Herr der Betriebswirtschaft zu sein. Da kann die Theorie nur wenig helfen. Man erhält einen Titel, und darin liegt die ganze Konsequenz der Sünde und des Bösen. Das Gesetz, dessen Sklave man dadurch wird, ist gleich langweilig, ob man nun rasch oder langsam avanciert. Und den Titel wird man ja nie wieder los — selbst wenn man ihn durch ein Vergehen verliert, erhält man ihn durch eine gnädige Resolution des Königs bald wieder.

Aber wenn man sich auch vor Berufsarbeiten hüten muß, darf man doch nicht untätig sein; man treibe allerlei brodlose Künste. Doch muß man sich weniger extensiv als intensiv entwickeln und je älter man wird, die Wahrheit des alten Wortes erweisen, daß nicht viel dazu gehört, um Kindern eine Freude zu machen.

Die erste Regel der sozialen Klugheitslehre ist also, man variiere in gewissem Grad mit dem Lande — denn wollte man nur mit einem Menschen zusammenleben, so

würde es mit der Wechsel-Wirtschaft traurig aussehen; ungefähr so, als wenn ein Landmann nur einen kleinen Acker hätte und daher niemals — was so unendlich wichtig ist — brachen könnte. Und die zweite Regel der sozialen Klugheitslehre — das eigentliche Geheimnis derselben — ist diese; man variiere auch stets mit sich selber. Zu dem Ende muß man immer die Stimmungen beherrschen können. Zwar wird man sie nie hervorbringen können, wann man will, das ist nicht möglich, aber die Klugheit lehrt, den Augenblick zu ergreifen, die Zeit auszukaufen.

Wie ein erfahrener Seemann stets forschend das Wasser und die Wolken betrachtet, und es schon vorher weiß, daß ein Sturm losbrechen wird, so muß man auch die Stimmungen immer etwas vorhersehen. Wir müssen es wissen, wie diese auf uns selber und auf andere wirken, noch ehe sie bei uns einkehren und Wohnung in uns machen. Man streicht die Instrumente erst, um reine Töne hervorbringen zu können, und je mehr man sich übt, um so leichter wird man sich davon überzeugen, daß in der Seele eines Menschen viele Töne schlummern, die des Künstlers Hand hervorzaubern kann.

Das ganze Geheimnis liegt in der Willkür. Man glaubt ja oft, willkürlich sein sei keine Kunst, und doch setzt es ein tiefes Studium voraus, wenigstens wenn man in dem Sinn willkürlich reden will, daß man sich nicht selber darin verirrt, sondern daß man auch Freude daran hat. Man genießt nicht unmittelbar, sondern etwas ganz anderes, was man selber willkürlich hineinlegt. Man sieht nur einen oder den anderen Akt eines Schauspiels; man liest den dritten Teil eines Buches. Das bereitet einen ganz anderen Genuß als den, welchen der Verfasser einem freundlichst zugemessen hat.

Ich will ein Beispiel anführen. Ich kannte einen Menschen, mit dem ich durch äußere Lebensverhältnisse verbunden war, und dessen Gespräche ich daher nolens volens

oft anhören mußte. Er langweilte mich mit seinen kleinen philosophischen Vorträgen gründlich. Ich war der Verzweiflung nahe, als ich plötzlich entdeckte, daß er beim Sprechen ungewöhnlich stark schwitzte. Das zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich sah es, wie die Schweißperlen sich auf seiner Stirn sammelten, sich dann zu einem Bach vereinigten, an seiner Nase herabströmten und in einem tropfenförmigen Körper endigten, der an der äußersten Spitze der Nase hängen blieb. Von diesem Augenblick an war alles anders, ja nun hatte ich meine Freude an seiner Unterhaltung und konnte ihn sogar zu seinen philosophischen Exkursionen ermuntern, nur um den Schweiß auf seiner Stirn und an seiner Nase bewundern zu können.

Es ist äußerst angenehm, so die Realitäten des Lebens sich in einem willkürlichen Interesse indifferentieren zu lassen. Man macht etwas Zufälliges zum Absoluten und als solches zum Sujet absoluter Bewunderung. Das wirkt besonders gut, wenn die Geister in Bewegung sind. Je konsequenter man an der Willkür festhält, um so interessanter werden die Kombinationen. Der Grad der Konsequenz erweist es immer, ob man ein Künstler oder — ein Pfuscher ist. Das Auge, mit welchem man das wirkliche Leben ansieht, muß sich stets ändern.

Die Neu-Platoniker nahmen an, daß die Menschen, die auf Erden weniger vollkommen gewesen seien, nach dem Tode in mehr oder weniger unvollkommene Tiere oder Pflanzen verwandelt würden, ganz nach ihren Verdiensten. Detailliſten z. B. werden zu Bienen. Eine solche Lebensanschauung, die hier auf Erden alle Menschen in Tiere oder Pflanzen verwandelt sieht, bietet eine reiche Abwechselung dar. Ich habe von einem Maler gehört, der jeden Menschen zu einem Tier idealisierte. Seine Methode hat den Fehler, daß sie zu ernst ist, und eine wirkliche Gleichheit zu entdecken sucht.

Mit der Willkür in uns selber korrespondiert der Zufall um uns her. Wir müssen daher immer ein offenes Auge

für das Zufällige haben, immer expediti sein, wenn uns etwas begegnet. Die sogenannten geselligen Freuden, auf welche man sich acht bis vierzehn Tage vorbereitet, haben nicht viel zu bedeuten; dagegen kann selbst das Unbedeutendste durch einen Zufall reichen Stoff zur Unterhaltung bieten. Auf Details kann man sich hier nicht einlassen, das ist keiner Theorie möglich. Selbst die ausführlichste Theorie ist doch nur Armut dem gegenüber, was das Genie in seiner Ubiquität leicht entdeckt.

Das Tagebuch des Verführers.

Sua passion' predominante
e la giovin principiante.
Don Giovanni No. 4 Aria.

Kaum kann ich Herr der Angst werden, die mich in diesem Augenblick ergreift, denn in meinem eigenen Interesse habe ich mich entschlossen, die flüchtige Abschrift, die ich mir seiner Zeit in größter Eile und mit vieler Unruhe im Herzen verschaffen konnte, sorgfältig ins Reine zu schreiben.

Die Situation ist heute ebenso beängstigend wie damals, und ich fühle dieselben Vorwürfe wie an jenem Tage. Er hatte seinen Sekretär nicht verschlossen, der ganze Inhalt desselben stand daher zu meiner Disposition. Eine Schublade war aufgezogen. In derselben lagen verschiedene lose Papiere und auf denselben ein geschmackvoll eingebundes Buch in großem Quart. Auf der aufgeschlagenen Seite war eine Vignette von weißem Papier, worauf er eigenhändig geschrieben hatte: Commentarius perpetuus Nr. 4. Vergebens suche ich mir selber einzubilden, daß, wenn das Buch nicht aufgeschlagen vor mir gelegen und der Titel mich nicht so sehr gereizt hätte, ich mich nicht so rasch dem Versucher in die Arme geworfen hätte. Der Titel selbst war eigentümlich, und doch weniger an und für sich, als durch seine Umgebung. Aus einem flüchtigen Blick auf die losen Papiere ersah ich, daß dieselben Auffassungen erotischer Situationen, einzelne Andeutungen über dieses und jenes Verhältnis, sowie Skizzen ganz seltsamer Briefe enthielten.

Wenn ich mir nun, nachdem ich das ränkevolle Herz dieses schrecklichen Menschen durchschaut habe, die Situation wieder vergegenwärtige und mit meinem für alle Arglist offenen Auge im Geist vor jene offene Schublade trete, so

ist's mir zu Mut, wie einem Polizei-Beamten, der in das Zimmer eines Falschmünzers tritt und bei demselben die verschiedensten losen Papiere findet, die mit Arabesken und Namenszügen beschrieben sind. Er merkt bald, daß er auf der rechten Spur ist, und während er sich über die Entdeckung freut, verwundert er sich zugleich des Fleißes, mit dem diese Studien offenbar gemacht sind. Mir würde es vielleicht etwas anders ergangen sein, da ich kein Polizeischild aufweisen konnte. Ich ging ja selbst auf ungesetzlichen Wegen, und im ersten Augenblick war ich so erschrocken, daß ich ganz blaß wurde und fast in Ohnmacht gefallen wäre. Wenn er nach Hause gekommen wäre und mich ohnmächtig vor dem geöffneten Sekretär gefunden hätte! Ein böses Gewissen kann das Leben doch interessant machen.

Der Titel des Buches frappierte mich nicht gerade. Ich hielt es für eine Sammlung von Exzerpten, denn ich wußte, daß er sehr fleißig studierte. Aber es war etwas ganz anderes, ein sorgfältig geführtes Tagebuch; und ich kann nicht leugnen, daß der Titel mit wahrer ästhetischer, objektiver Überlegenheit über sich selber und über die Situation gewählt war.

Poetisch zu leben — das war die Aufgabe, die er zu realisieren versuchte. Er hatte ein sehr entwickeltes Organ, das Interessante im Leben zu entdecken; und wenn er es gefunden, wußte er das, was er erlebt, stets dichterisch zu reproduzieren. Sein Tagebuch ist daher nicht historisch genau oder einfach erzählend, nicht indikativisch, sondern konjunktivisch, und, obgleich er manches erst später niedergeschrieben hat, ist doch alles so dramatisch lebendig, als sähen wir es vor unsern Augen.

Woher hat das Tagebuch nun diesen dichterischen Charakter? Die Antwort ist nicht schwer. Der Grund liegt in der dichterischen Natur seines Verfassers; dieselbe war — ich möchte sagen — weder reich noch arm genug, um Wahrheit und Dichtung von einander zu scheiden. Das

Poetische war das plus, das er selber herzutrug. Dieses plus war das Poetische, das er in der poetischen Situation des wirklichen Lebens genoß; und zog er dasselbe in der Form dichterischer Reflexion wieder zurück, so war dies der zweite Genuß, den er hatte, und auf den Genuß war ja sein ganzes Leben berechnet. Im ersten Fall genoß er das Ästhetische persönlich, im anderen Fall seine Persönlichkeit ästhetisch. Im ersten Fall war die Pointe die, daß er egoistisch persönlich genoß, was ihm teils das wirkliche Leben gab, und was er teils selbst mit der Wirklichkeit erfüllte; im anderen Fall trat seine Persönlichkeit zurück, und er genoß die Situation und sich selber in der Situation. Im ersten Fall gebrauchte er die Wirklichkeit als ein Moment, im anderen Falle war die Wirklichkeit im Poetischen verschlungen. Die Frucht des ersten Stadiums ist also die Stimmung, aus welcher das Tagebuch als eine Frucht des anderen Stadiums hervorgegangen ist; doch darf ich die Bemerkung nicht unterlassen, daß das Wort im letzten Fall etwas anders genommen ist als im ersten.

Hinter der Welt, in der wir leben, fern im Hintergrund liegt eine andere Welt, die zu jener ungefähr in demselben Verhältnis steht wie die Szene, die man im Theater zuweilen hinter der wirklichen Szene sieht, zu dieser steht. Durch einen dünnen Flor sieht man gewissermaßen eine Welt von Flor, leichter, ästhetischer, besser als die wirkliche Welt. Viele Menschen, die in dieser wirklichen Welt leben, fühlen sich doch nicht in ihr, sondern in jener anderen heimisch.

Die Jungfrau, deren Geschichte den Hauptinhalt des Tagebuches ausmacht, habe ich wohl gekannt. Ob er noch andere verführt hat, weiß ich nicht; doch scheint es aus seinen Papieren hervorzugehen. Er war allerdings kein Verführer, wie es so viele sind. Oft wollte er nur etwas ganz Willkürliches erreichen, z. B. einen Gruß und um keinen Preis mehr! Mit Hilfe seiner großen Geistesgaben hat er ein Mädchen an sich zu ziehen gewußt, ohne daß er

sie in strengerem Sinn besitzen wollte. Ich kann mir's denken, wie er ein Mädchen dahin bringen konnte, daß er dessen sicher war, sie werde ihm alles opfern, aber dann — brach er ab, ohne daß er sich ihr genähert hätte, ohne daß ein Wort der Liebe oder gar eine Erklärung, ein Versprechen über seine Lippen gekommen wäre. Und doch war es geschehen, und der Unglücklichen war das Bewußtsein dieser Tatsache doppelt bitter, weil sie sich auf nichts berufen konnte, weil sie von den verschiedensten Stimmungen wie in einem schrecklichen Hexentanz hin und her gejagt wurde; denn bald machte sie sich Vorwürfe und vergab ihm, bald machte sie ihm Vorwürfe und mußte, da das Verhältnis nur in uneigentlichem Sinn ein reales gewesen war, stets mit dem Zweifel kämpfen, ob das Ganze nicht eine Illusion gewesen war. Niemandem konnte sie sich anvertrauen; denn sie hatte ihnen ja nichts anzuvertrauen. Hat man geträumt, so kann man anderen seinen Traum erzählen; aber was sie zu erzählen hatte, war ja kein Traum, es war eine bittere Wirklichkeit, und doch war es wieder nichts, sobald sie sich vor einem anderen aussprechen und dadurch ihr bekümmertes Herz erleichtern wollte. Das fühlte sie selbst sehr wohl. Kein Mensch, kaum sie selber, konnte es fassen, und doch lag es wie ein schwerer Druck auf ihrer Seele. Solche Opfer waren daher ganz besonderer Natur. Es war mit diesen unglücklichen Mädchen ja keine äußere, sichtbare Veränderung vor sich gegangen; sie lebten unter den alten Verhältnissen, waren in den Kreisen ihrer Freunde und Freundinnen geachtet wie vorher, und doch, wie war es alles so anders geworden, ihnen selber fast unerklärlich, den anderen unbegreiflich. Ihr Leben war nicht gebrochen oder zerknickt, sie waren nur innerlich gebeugt und zerschlagen; für andere verloren, suchten sie vergebens sich selber zu finden.

Und er, der sie verführte? Er lebte zu sehr in den Sphären des Geistes, als daß wir ihn einen Verführer im gewöhnlichen Sinn des Wortes nennen dürften. Nur zu-

weilen nahm er einen paraſtatiſchen Leib an, und war dann ganz Sinnlichkeit. Selbſt ſeine Geſchichte mit Kordelia iſt ſo eigentümlich, daß er ſogar als der Verführte auftreten konnte. Die Individuen waren für ihn nur ein Inzitamento; er warf ſie von ſich ab, wie die Bäume im Herbſt ihre Blätter — er verjüngte ſich, das Laub verwelkte.

Aber wie ſieht es in ſeinem eigenen Kopfe aus? Wie er andere irregeführt hat, ſo denke ich, verirrt er ſich ſchließlich ſelber. Es iſt empörend, wenn ein Menſch einem Wanderer, der ſich verirrt hat, falſche Wege zeigt und ihn dann allein läßt; aber wieviel ſchrecklicher, wenn man einen Menſchen an ſich ſelber irre werden läßt. Der verirrte Wanderer hat doch den Troſt, daß ſich die Gegend um ihn her ſtets verändert, und bei jeder Veränderung die Hoffnung erwacht, er möchte den rechten Weg finden; wer aber an ſich ſelber irre wird, hat kein ſo großes Territorium, auf welchem er ſich bewegen könnte; er kommt immer wieder da an, von wo er ausging. So — denke ich — wird's ihm ſelber ergehen, aber in viel ſchrecklicherem Maß. Nichts Qualvolleres kann ich mir vorſtellen als einen intriganten Kopf, der den Faden verliert, und nun, während das Gewiſſen erwacht und er ſich aus dem Labyrinth herausfinden will, ſeinen ganzen Scharfſinn gegen ſich ſelber wendet. Was helfen ihm all die Ausgänge ſeiner Fuchshöhle? In demſelben Augenblick, in welchem ſeine geängſtigte Seele es ſchon zu ſehen glaubt, wie das Licht des Tages in die dunkle Höhle fällt, zeigt ſich's, daß es ein neuer Eingang iſt. Wie ein aufgeſchrecktes Wild, von der Verzweiflung verfolgt, ſucht er einen Ausgang und findet immer nur einen Eingang, durch den er zu ſich ſelber zurückkehrt. Ein ſolcher Menſch iſt nicht gerade ein Verbrecher, er wird häufig ſelbſt von ſeinen Intriguen getäuſcht, und doch trifft ihn eine ſchrecklichere Strafe, als den Verbrecher; denn was iſt ſelbſt der Schmerz der Buße gegen dieſen bewußten Wahnſinn? Seine Strafe hat einen rein äſthetiſchen Charakter; denn ſelbſt der Ausdruck, daß das

Gewissen erwacht, ist für ihn zu ethisch; das Gewissen ist ihm nur wie ein höheres Bewußtsein, das sich als Unruhe äußert, die ihn auch im tieferen Sinn nicht verklagt, sondern ihn wach hält, ihm in seiner unfruchtbaren Friedelosigkeit keine Ruhe noch Rast gönnt. Auch ist er nicht wahnsinnig; denn die Mannigfaltigkeit der endlichen Gedanken ist nicht versteinert in der Ewigkeit des Wahnsinns.

Auch die arme Kordelia wird nicht so leicht Frieden finden. Sie vergibt ihm von ganzem Herzen, aber sie kommt nicht zur Ruhe, denn immer wieder erwacht der Zweifel: sie war's ja, die die Verlobung aufhob, sie war's, die das Unglück veranlaßte, ihr Stolz, der das Ungewöhnliche begehrte. Dann kommt die Reue, aber sie findet auch in ihr die Ruhe nicht; denn nun sprechen die sich entschuldigenden und verklagenden Gedanken sie frei; er war's, der in seiner Arglist jenen Plan in ihre Seele legte. Nun haßt sie ihn, und ihre Seele fühlt sich erleichtert, wenn sie ihm flucht, aber sie findet keine Ruhe; wieder macht sie sich Vorwürfe, Vorwürfe, weil sie ihn haßt, da sie ja selber eine Sünderin ist; Vorwürfe, weil sie ja doch immer die Schuldige bleibt, wenn er auch noch so ränkevoll war. Zwar ist's ihr ein schwerer Gedanke, daß er sie betrogen hat, aber noch schwerer wird's ihr, so könnte man zu sagen versucht sein, daß er die Reflexion in ihr erweckte, er habe sie ästhetisch so sehr entwickelt, daß sie nun nicht mehr demütig einer Stimme lausche, sondern die vielen Reden zu gleicher Zeit hören könne. Da erwacht in ihrer Seele die Erinnerung, sie vergißt ihre Sünde und die Schuld, die sie auf sich geladen, sie erinnert sich nur der schönen Augenblicke, sie lebt im Rausch einer unnatürlichen Exaltation.

In solchen Momenten erinnert sie sich seiner nicht nur, sie schaut ihn mit einer Clairvoyance, die es beweist, welch mächtigen Einfluß er auf sie ausgeübt hat. Sie sieht in ihm nicht den Verbrecher, aber auch nicht den edlen Menschen, sie fühlt ihn nur ästhetisch. In einem Brief an mich spricht

sie sich folgendermaßen über ihn aus: „Zuweilen war er so durch und durch Geist, daß ich mich vernichtet fühlte, zu anderen Zeiten so wild und leidenschaftlich, daß ich fast vor ihm zitterte. Bald war ich ihm eine Fremde, bald gab er sich mir ganz hin; wenn ich dann meinen Arm um ihn schlang, war zuweilen alles plötzlich verändert, und ich umarmte die Luft. Diesen Ausdruck kannte ich, ehe ich ihn kannte, aber er lehrte mich ihn verstehen; wenn ich ihn gebrauche, denke ich immer an ihn, wie ich überhaupt nur durch ihn denken kann. Ich habe von meiner Kindheit an die Musik geliebt; er war ein herrliches Instrument, immer in Bewegung, er hatte Höhen und Tiefen wie kein anderes Instrument, er war reich an Gefühlen und Stimmungen, kein Gedanke war ihm zu groß, keiner so verzweifelt, er konnte wie ein Herbststurm brausen und unhörbar flüstern. Keins meiner Worte blieb ohne Wirkung, und doch darf ich nicht sagen, daß meine Worte ihre Wirkung nicht verfehlten; denn ich konnte nie wissen, welche Wirkung sie auf ihn ausübten. Mit einer unbeschreiblichen, aber geheimnisvollen, seligen, unnennbaren Angst lauschte ich dieser Musik, die ich hervorrief, und doch nicht hervorrief; immer war sie voller Harmonie, immer riß er mich hin."

Schrecklich ist es für sie, schrecklicher noch wird es für ihn werden; das schließe ich daraus, daß ich selbst kaum Herr der Angst werden kann, die mich ergreift, so oft ich daran denke. Auch ich bin mit ihnen in das Nebelreich hineingerissen, in jene Traumwelt, in der man jeden Augenblick über seinen eigenen Schatten erschrickt. Vergebens suche ich oft zu entfliehen, ich folge ihm wie ein drohender, aber stummer Verkläger. Wie seltsam! Er wußte das tiefste Geheimnis über alles zu verbreiten, und doch gibt's ein noch tieferes Geheimnis: daß ich in dasselbe eingeweiht bin, und zwar in ungesetzlicher Weise. Alles vergessen ist nicht möglich. Zuweilen habe ich mit ihm sprechen wollen. Doch was würd's helfen? Entweder würde er alles leugnen, be-

haupten, das Tagebuch sei ein poetischer Versuch, oder er würde mir Schweigen auferlegen, und ich könnt' es ihm nicht wehren.

Von Kordelia habe ich eine Sammlung von Briefen erhalten. Ob es alle sind, weiß ich nicht, doch meine ich einmal von ihr gehört zu haben, daß sie selbst einige konfisziert habe. Ich habe sie kopiert und will sie hier einflechten.

Bald nachdem er Kordelia verlassen hatte, schrieb sie ihm einige Briefe, die er ihr unerbrochen zurücksandte. Auch diese sandte sie mir. Sie hatte selber die Siegel erbrochen, und ich darf mir wohl auch erlauben, eine Abschrift derselben zu nehmen. Über den Inhalt derselben hat sie niemals mit mir gesprochen, dagegen pflegte sie, wenn sie ihr Verhältnis zu Johannes nannte, einen kleinen Vers, soviel ich weiß von Goethe herzusagen, der je nach der Verschiedenheit ihrer Stimmung und der dadurch bedingten verschiedenen Diktion etwas verschiedenes zu bedeuten schien:

„Gehe,
Verschmähe
Die Treue,
Die Reue
Kommt nach."

Die Briefe lauten folgendermaßen:

Johannes!

Ich nenne dich nicht: mein; das — ich sehe es ein — bist Du niemals gewesen, und hart genug bin ich gestraft, daß dieser Gedanke einmal meiner Seele Freude und Wonne war; und doch nenne ich Dich: mein; mein Verführer, mein Betrüger, mein Feind, mein Mörder, meines Unglücks Quell, meiner Freude Grab, meiner Unseligkeit Abgrund. Ich nenne Dich: mein, und nenne mich: Dein, und wie es einst Deinen Sinnen schmeichelte, die sich stolz vor mir beugten, um mich anzubeten, so klinge es nun wie ein Fluch über Dich, ein Fluch in alle Ewigkeiten. Freue Dich dessen

nicht, und meine nicht, daß ich Dich verfolgen, oder mich mit einem Dolch wappnen wolle, um Dich zum Spott zu reizen! Fliehe, wohin Du willst, ich bin doch die Deine; zieh bis an die äußerste Grenze der Welt, ich bin doch die Deine, lieb hundert andere, ich bin doch die Deine, ja die Deine in der Stunde des Todes. Selbst die Sprache, die ich wider Dich führe, muß es Dir bezeugen, daß ich die Deine bin. Du hast dich vermessen, einen Menschen so zu verführen, daß Du mir alles wurdest, und ich es als meine Freude ansah, Deine Sklavin zu werden. Ja, Dein bin ich, Dein, Dein, Dein Fluch. Deine Kordelia.

Johannes!

Es war ein reicher Mann, der hatte sehr viele Schafe und Rinder; und es war ein armes kleines Mädchen, die hatte nichts denn ein einziges kleines Schäflein; es aß von ihrem Bissen und trank von ihrem Becher. Du warst der reiche Mann, reich an allen Schätzen und Ehren der Welt; ich war die Arme und hatte nichts als meine Liebe. Du nahmst sie, Du freutest Dich ihrer; da winkte Dir die Lust, und Du opfertest das Wenige, das ich hatte; von Deinem Eigenen konntest Du nichts opfern. Es war ein reicher Mann, der hatte sehr viele Schafe und Rinder; es war ein armes kleines Mädchen, die hatte nichts als ihre Liebe.

Deine Kordelia.

Johannes!

Ist die Hoffnung denn so gar aus? Wird Deine Liebe niemals wiedererwachen? Denn daß Du mich geliebt hast, das weiß ich, wenn ich auch nicht weiß, woher ich diese Gewißheit habe. Ich will warten, ob mir die Zeit auch lang wird, ich will warten, warten, bis Du andere nicht mehr lieben magst. Dann wird Deine Liebe zu mir wieder aus dem Grabe erstehen, dann will ich Dich lieben wie immer, Dir

danken wie immer, wie einst, o Johannes, wie einst! Johannes! Diese herzlose Kälte gegen mich — ist sie Dein wahres Wesen? war Deine Liebe, Dein reiches Herz — eine innere Lüge? Bist Du nun wieder Du selber? Hab Geduld mit meiner Liebe, vergib mir, daß ich nicht aufhören kann, Dich zu lieben; ich weiß es, meine Liebe ist Dir eine Last; aber es kommt doch die Zeit, da Du zu Deiner Kordelia zurückkehrst. Deine Kordelia! hörst Du es — das flehentliche Wort —: Deine Kordelia, Deine Kordelia?

Deine Kordelia.

Man sieht es, Kordelia war nicht ohne Modulation, wenn ihre Stimme auch nicht den Umfang hatte, den Johannes so bewunderte. Sie kann nicht alles so klar und deutlich darstellen, aber ihre Stimmung spricht sich in jedem ihrer Briefe aus. Das sehen wir besonders in dem zweiten Brief; man ahnt in demselben freilich mehr, was sie eigentlich will, als man es versteht, aber diese Unvollkommenheit macht ihn für mich so rührend.

4. April.

Vorsicht, meine schöne Unbekannte! Vorsicht: aus einem Wagen heraustreten ist nicht so leicht, ja es kann ein entscheidender Schritt sein. Die Wagentritte sind ja so verkehrt eingerichtet, daß man all seine Grazie fahren lassen muß, wenn man glücklich herauskommen will; die einzige Rettung ist oft ein verzweifelter Sprung in die Arme des Kutschers und des Dieners. Ja, der Kutscher und der Diener — die haben es gut. Ich glaube wirklich, ich will in einem Hause, in dem junge Mädchen sind, einen Platz als Diener suchen. Ein Diener wird leicht in die Geheimnisse eines kleinen Fräuleins eingeweiht. Aber springen sie doch um Gotteswillen nicht heraus, ich bitte Sie; es ist ja dunkel; ich will Sie nicht stören, ich bleibe dort unter der Straßenlaterne stehen, dann können Sie mich unmöglich sehen, und man wird doch nur dann verlegen, wenn man weiß, daß man gesehen wird — also steigen Sie aus! Lassen Sie den reizenden kleinen Fuß, den ich bereits bewundert habe, sich in der Welt versuchen! Nur Mut! Verlassen Sie sich auf ihn, er wird schon festen Grund finden, und erfaßt Sie für einen Augenblick ein Grauen, weil es Ihnen ist, als suchten Sie ihn vergebens, ja, ist Ihnen noch bange, nachdem Sie ihn gefunden? O, ziehen Sie nur rasch den anderen Fuß nach — wer könnte so grausam sein, Sie in dieser gefährlichen Situation schweben zu lassen, wer wäre so alles Schönheitssinnes bar, daß er für die Offenbarung des Schönen kein Auge hätte? Oder fürchten Sie sich noch vor einem

Unberufenen — doch nicht vor Ihrem Diener, auch nicht vor mir —, ich habe ihren kleinen Fuß ja schon gesehen und habe, da ich Naturforscher bin, von Cuvier gelernt, daraus sichere Schlüsse zu ziehen. Also schnell! Wie diese Angst Ihre Schönheit hebt. Aber nein, die Angst an und für sich selber ist nicht schön, sie ist's nur, wenn man im selben Augenblick die Energie bemerkt, die sie überwindet. Ah, nun endlich! Sieh, wie fest steht der kleine Fuß! — — Kein Mensch hat es gesehen. Nur eine dunkle Gestalt geht in demselben Augenblick an Ihnen vorüber, da Sie in die Tür des Hauses treten. Sie erröten? Erbittert, mit stolzer Verachtung sehen Sie sich um? ein flehentlicher Blick, eine Träne in Ihren Augen? beides ist gleich schön, und beides nehme ich mit gleichem Recht an. Aber wie boshaft bin ich — welche Nummer hat das Haus? und was sehe ich? es ist ein Galanteriewaren-Geschäft. Meine schöne Unbekannte, vielleicht ist's empörend, aber ich folge Ihnen . . . Sie hat es vergessen, ach ja; wenn man siebzehn Sommer zählt, in dem Alter Einkäufe macht und alles, was man in die Hand nimmt, mit unbeschreiblicher Freude ansieht, ja dann vergißt man leicht.

Noch hat sie mich nicht gesehen; ich stehe an der anderen Seite des Ladentisches. An der entgegengesetzten Wand hängt ein Spiegel. Sie weiß es nicht, aber der Spiegel weiß es. O, der unglückliche Spiegel, er kann ihr Bild, aber nicht sie selber auffangen. Unglücklicher Spiegel, er kann ihr Bild nicht in sich aufnehmen und es vor der ganzen Welt verbergen, er muß es anderen verraten, so jetzt mir. Welche Qual, wenn ein Mensch so gebildet wäre! Und doch wie viele Menschen gibt's, die nichts besitzen, es sei denn in dem Augenblick, da sie es anderen zeigen . . .

Wie ist sie doch schön! Armer Spiegel, das muß eine Qual sein. Gut, daß du keine Eifersucht kennst. Ihre Haare sind dunkel, ihr Teint durchsichtig, wie Samt anzufassen, ich kann's mit meinen Augen fühlen. Ihre Augen — nein, die habe ich noch nicht gesehen, sie sind von den

langen Wimpern ganz bedeckt. Und ihr Kopf — ein Madonnenkopf, so rein und unschuldig; er beugt sich etwas, aber nicht im Anschauen des Einen; der Ausdruck ihres Gesichtes wechselt. Was sie betrachtet ist das Mannigfaltige, das im Glanz irdischer Pracht und Herrlichkeit vor ihr ausgebreitet liegt. Sie zieht einen Handschuh aus und zeigt dem Spiegel — aber auch mir — eine Hand so weiß und wohlgebildet, als wäre es eine Antike, ohne jeden Schmuck, auch ohne den verräterischen Ring am vierten Finger — bravo! — Sie schlägt ihr Auge auf, wie verändert das alles und bleibt doch dasselbe: die Stirn weniger hoch, das Gesicht nicht so ganz oval wie es zuvor schien, aber lebhafter. Sie spricht mit dem Kommis, sie ist munter und spricht gern. Sie hat schon zwei, drei Waren gewählt, nimmt eine vierte, hält sie in ihrer Hand, sieht sie an, fragt nach dem Preise und legt sie unter ihren Handschuh. Gewiß ist's für . . . den Geliebten — aber sie ist ja nicht verlobt. Ach, wie viele sind nicht verlobt und haben doch einen Geliebten, wie viele sind verlobt und haben doch keinen Geliebten . . . Nun will sie bezahlen, aber sie hat ihr Portemonnaie vergessen . . ., sie nennt vermutlich ihre Adresse; ich will sie nicht hören, ich treffe sie im Leben wohl noch wieder, und — — beim Himmel, sie wird sich der Situation erinnern. Nur nicht ungeduldig! Es muß alles in langsamen Zügen genossen werden.

5. April.

Das mag ich leiden: abends allein in der Östergade. Ja, ich sehe den Diener, der Ihnen folgt; nein, so schlecht denke ich nicht von Ihnen, daß ich glauben könnte, Sie möchten ganz allein gehen. Aber warum so rasch? Nicht wahr? man hat doch etwas Angst und das Herz klopft, nicht weil die Sehnsucht nach Hause so groß ist, sondern in der ungeduldigen Furcht, die mit ihrer süßen Unruhe den ganzen Leib durchschauert, daher der schnelle Takt der Füße. — Aber es ist doch prächtig, unbezahlbar, so allein zu gehen —

den Diener hinter sich her ... Unverdrossen geht sie vorwärts. Hüten Sie sich; da kommt ein Mensch, lassen Sie den Schleier nieder, damit sein profaner Blick Sie nicht beleidigt. — Sie bemerken es nicht, aber ich sehe es, daß er die Situation überschaut. — Ja, da sehen Sie es nun, was für Folgen es haben kann, wenn man allein mit dem Diener geht. Der Diener ist gefallen. Das ist im Grunde lächerlich, aber was wollen Sie nun machen? Umkehren und ihm wieder auf die Beine helfen, nein, das ist unmöglich, und mit einem Diener gehen, dessen Rock so schmutzig geworden ist? Wie unangenehm. Und ganz allein gehen? Das ist bedenklich. Hüten Sie sich, das Scheusal nähert sich ... Sie antworten mir nicht, sehen mich nur an. Fürchten Sie sich vor mir? Ich mache gar keinen Eindruck auf Sie, ich sehe wie ein gutmütiger Mensch aus einer ganz anderen Welt aus. Meine Verlegenheit, in der ich Sie nicht anzusehen wage, macht Sie sicher; Sie könnten fast versucht sein, sich über mich lustig zu machen. Tausend gegen eins, in diesem Augenblick hätten Sie die Kourage, mich unter den Arm zu nehmen, wenn es Ihnen selber einfiele ... Also in der Stormgade wohnen Sie? Sie verneigen sich kalt und flüchtig vor mir. Habe ich das verdient, da ich Ihnen aus der unangenehmen Situation heraushalf? Es verdrießt Sie, Sie kehren zurück, danken mir für meine Freundlichkeit, reichen mir die Hand — warum werden Sie plötzlich so bleich? Ist meine Stimme nicht unverändert, meine Haltung dieselbe, mein Blick ebenso ruhig und unbefangen? Aber dieser Druck der Hand? Kann denn der etwas bedeuten? Ja, viel, mein kleines Fräulein, sehr viel; innerhalb der nächsten vierzehn Tage werde ich Ihnen alles erklären, aber so lange wird der Widerspruch Sie quälen: ich bin ein gutmütiger Mensch, der als ein Ritter ohne Furcht und Tadel einem jungen Mädchen zu Hilfe kommt, und doch — kann ich Ihre Hand in einer nichts weniger als gutmütigen Weise drücken. —

7. April.

„Also Montag um eins in der Ausstellung.“ Sehr wohl, ich werde die Ehre haben, mich kurz vor 1 Uhr einzufinden. Ein kleines Rendezvous. Am Sonnabend entschloß ich mich, meinem abgereisten Freund Adolf Brunn einen Besuch zu machen. Gegen 6 Uhr abends ging ich nach der Westergade, wo er, wie man mir gesagt hatte, wohnen sollte. Er war indessen nicht zu finden, selbst nicht in der dritten Etage. Aber als ich die Treppe wieder hinuntergehe, höre ich eine melodische, weibliche Stimme halblaut sagen: „Also Montag um eins in der Ausstellung; dann sind die anderen aus, aber Du weißt, daß ich Dich zu Hause nicht sehen darf.“ Die Einladung galt nicht mir, sondern einem jungen Menschen, der sich so rasch aus dem Staube machte, daß weder meine Blicke noch meine Schritte ihn verfolgen konnten. Weshalb war doch kein Gas auf den Korridoren? dann hätte ich vielleicht gesehen, ob es der Mühe wert gewesen wäre, so präzis zu erscheinen. Doch nein, hätte auf den Korridoren Gas gebrannt, dann würde ich sehr wahrscheinlich nichts gehört haben. Was ist, ist vernünftig, ich bin und bleibe Optimist ... Wer ist es nun? In der Ausstellung fehlt es nicht an jungen Mädchen. Es ist zehn Minuten vor eins! Meine schöne Unbekannte! möchte Ihr Zukünftiger immer so präzis wie ich sein, oder wünschen Sie vielleicht, er möchte nicht zu früh kommen? Wie Sie wollen, ich stehe zu Diensten. „Reizende Zauberin, Fee oder Hexe, laß Deinen Nebel verschwinden, offenbare Dich, Du bist vermutlich schon gegenwärtig, aber unsichtbar für mich, verrate Dich, denn nur dann werde ich auf eine Offenbarung hoffen dürfen. Sollten noch andere hier oben sein, die derselbe Wunsch herbeigeführt hat? Wohl möglich. Wer kennt die Wege eines Menschen, selbst wenn er die Ausstellung besucht! — — Da kommt ein junges Mädchen, sie eilt schneller noch als das böse Gewissen hinter dem Sünder. Sie vergißt das Billet abzugeben; der Portier hält sie auf. Um

alles in der Welt, welche Eile! Das muß sie sein. Nur nicht zu heftig, es ist noch nicht Eins. Vergessen Sie doch nicht, daß Sie dem Geliebten entgegengehen. Da ist's nicht ganz einerlei, wie man aussieht. Wenn solch junges, unschuldiges Blut zu einem Rendezvous kommt, dann ist sie wie wahnsinnig. Ich dagegen sitze ganz gemütlich auf meinem Stuhl und betrachte eine herrliche Landschaft . . . Ein Teufelsmädchen, sie stürmt durch alle Zimmer. — — — Ein Rendezvous wird von den Liebenden gewöhnlich als der schönste Augenblick angesehen. Ich selber erinnere mich dessen noch so deutlich, als wär's gestern gewesen, wie ich zum erstenmal nach dem verabredeten Ort eilte, wie war mein Herz so reich in Gedanken an die unbekannte Freude, die meiner wartete, wie ich zum erstenmal drei Schläge mit der Hand machte, zum erstenmal das Fenster sich öffnete, das Gartenpförtchen von der unsichtbaren Hand eines Mädchens geöffnet wurde — zum erstenmal in der hellen Sommernacht sich ein liebes Mädchen unter meinem Mantel verbarg. Doch ist dieses Urteil nicht ohne alle Illusion. Ein Unparteiischer findet nicht immer, daß die Liebenden in diesem Moment am schönsten sind. Ich habe Rendezvous beobachtet, deren Total-Eindruck fast unangenehm berührte, obgleich sie reizend und er schön war. Wer hier häufiger Erfahrungen gemacht hat, wird dadurch gewissermaßen reicher; wohl verliert man dann die süße Unruhe der ungeduldigen Sehnsucht, aber durch die innere Ruhe wird der Augenblick wirklich schön. Ich kann mich ärgern, wenn ein junger Mann bei einer solchen Gelegenheit so verwirrt wird, daß er aus reiner Liebe ein delirium tremens bekommt. Was verstehen Bauern vom Gurkensalat? Statt mit aller Ruhe ihre Unruhe zu genießen, und dadurch ihre Schönheit in glühenderem Licht zu sehen, macht er eine unschöne Konfusion, und kehrt doch vergnügt nach Hause zurück, bildet sich ein, es sei herrlich gewesen. — — — Aber wo zum Teufel bleibt der Mensch? die Uhr ist ja gleich Zwei. Was für ein Schlingel, ein

junges Mädchen so auf sich warten zu lassen. Nein, da bin ich doch ein ganz anders zuverlässiger Mensch! Ich werde sie anreden, wenn sie nun zum fünftenmal an mir vorübergeht. „Verzeihen Sie meine Kühnheit, schönes Fräulein, Sie suchen hier oben gewiß Ihre Familie? Sie sind schon öfter an mir vorübergeeilt, und ich habe bemerkt, daß Sie nur bis zu dem vorletzten Zimmer gingen. Sie wissen wohl nicht, daß da noch ein Zimmer ist, und vielleicht treffen Sie dort die, die Sie suchen." Sie verbeugt sich vor mir. Allerliebst! die Gelegenheit ist günstig; es freut mich, daß der Mensch nicht kommt, man fischt immer am besten in unruhigem Wasser. Wenn ein junges Mädchen erregt ist, kann man oft etwas erreichen, was einem zu anderen Zeiten unmöglich wäre. Ich habe mich so höflich und so fremd wie möglich vor ihr verbeugt und sitze nun wieder auf meinem Stuhl, betrachte die Landschaft und lasse sie nicht aus den Augen. Ihr gleich zu folgen, wäre zu viel gewagt, das könnte zudringlich erscheinen; jetzt meint sie, ich habe sie nur mit freundlicher Teilnahme angeredet und bin gut bei ihr angeschrieben.

In dem letzten Zimmer ist keine Seele, ich weiß es wohl. Die Einsamkeit wird einen guten Einfluß auf sie ausüben; solange sie viele Menschen um sich sieht, ist sie unruhig, fühlt sie sich allein, so wird sie stiller werden. Ganz richtig, sie bleibt drinnen. Bald komme ich en passant dahin. Ich darf noch eine Frage an sie richten, sie schuldet mir ja eigentlich einen Gruß. — Sie hat sich gesetzt. Armes Mädchen, sie sieht so wehmütig aus, ich glaube gar, sie hat geweint, wenigstens hat sie Tränen in den Augen. Es ist empörend, einem Mädchen solchen Kummer zu bereiten, daß es weinen muß. Aber nur Geduld — du sollst gerächt werden, ich will dich rächen. — Wie ist sie schön, nun die Stürme sich gelegt haben. Ihr ganzes Wesen ist Wehmut und Harmonie des Schmerzes. Sie ist wirklich einnehmend und sieht aus, als nähme sie von dem Geliebten für immer

Abschied. Laß ihn laufen! die Situation ist günstig. Ich muß mich so ausdrücken, daß es aussieht, als glaubte ich wirklich, sie suche ihre Familie oder Bekannte, und ich muß doch so warm sprechen, daß jedes Wort für ihre Gefühle bezeichnend ist, dann werde ich mich schon in ihre Gedanken hineinschleichen. — — — Hol der Teufel den Schlingel. Wahrhaftig, das muß er sein, und ich stehe gerade am erwünschten Ziel. Doch es ist noch nicht alles verloren. Sie muß mich wenigstens noch einmal sehen, dann wird sie unwillkürlich über mich lächeln, weil ich ja glaubte, sie suche hier ihre Familie, und sie suchte etwas ganz anderes. Dieses Lächeln weiht mich in ihr Geheimnis ein, das ist immer etwas . . .

Dank, tausend Dank, mein Mädchen, dieses Lächeln ist mir mehr wert als du glaubst, es ist der Anfang, und aller Anfang ist schwer. Nun sind wir Bekannte, unsre Bekanntschaft ruht auf einer pikanten Situation.

9. April.

Bin ich blind geworden? Hat das innere Auge der Seele seine Kraft verloren? Ich habe sie gesehen, aber es ist mir, als hätte ich eine himmlische Offenbarung gesehen, so ganz ist ihr Bild mir wieder entschwunden. Vergebens suche ich mir dasselbe vorzuzaubern. Unter Hunderten würde ich sie wiedererkennen. Aber nun ist sie fort, und das Auge meiner Seele sucht sie mit seiner Sehnsucht vergebens zu erreichen. — Ich ging auf der „Langenreihe", wie es schien, ohne auf meine Umgebung zu achten, obgleich mein spähender Blick nichts unbemerkt ließ — da sah ich sie plötzlich. Ich starrte sie an, und doch habe ich nichts gesehen, weil ich zu viel sah. Das einzige, was ich behalten habe, ist — der grüne Mantel, den sie trug. Sie war in Begleitung einer älteren Dame; ich denke mir, ihrer Mutter. Diese letztere kann ich genau beschreiben, obgleich ich sie eigentlich gar nicht angesehen habe, höchstens en passant. So geht's.

Das Mädchen hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und sie habe ich vergessen; die andere hat keinen Eindruck auf mich gemacht, und ihr Bild steht lebendig vor meiner Seele.

14. April.

Kaum kenne ich mich selbst wieder. Mein Herz braust wie ein empörtes Meer im Sturm der Leidenschaft. Wenn ein anderer meine Seele in diesem Zustand sehen könnte, würde es ihm scheinen, als bohrte sich ein kleines Schiff mit seiner Spitze ins Meer, wie wenn es in seiner schrecklichen Fahrt in den Abgrund stürzen müßte. Er sieht nicht, daß droben im Mast ein Matrose sitzt und ausschaut. Braust nur, ihr wilden Kräfte, ob auch die Wogen der Leidenschaft den Schaum gegen die Wolken spritzen, über meinem Haupt schlagt ihr doch nicht zusammen; ich sitze ruhig da wie der Felsenkönig.

Wie ein Wasservogel suche ich mich vergebens im empörten Meer meines Gemütes herabzulassen, und doch ist solcher Aufruhr mein Element, ich baue darauf, wie die Alcedo ispida ihr Nest auf dem Meere baut.

20. April.

Man muß sich beschränken können, das ist für allen Genuß wichtig. Fast scheint's, als sähe und hörte ich so bald nichts wieder von dem Mädchen, das meine Seele und alle meine Gedanken erfüllt. Ich will mich ganz ruhig verhalten; auch diese dunkle und unbestimmte, aber doch so starke Gemütsbewegung hat ihren Zauber. Ich habe immer gern während einer mondhellen Nacht auf einem oder dem anderen unserer herrlichen Seen in einem Boot gelegen. Dann ziehe ich die Segel ein, nehme die Ruder auf, lege mich so lang wie ich bin ins Boot und schaue hinauf zum Himmel. Wenn die Wellen das Boot an ihrem Busen einwiegen, wenn die Wolken vor dem Winde treiben, daß der Mond einen Augenblick verschwindet und sich dann

wieder zeigt, so finde ich Ruhe in dieser Unruhe; die Wellen schläfern mich ein, ihr Rauschen ist ein Wiegenlied, der Wolken rasche Fahrt, der Wechsel von Licht und Schatten berauscht mich, und wachend träume ich. So lege ich mich auch jetzt hin, ziehe die Segel ein, die Ruder auf und lasse mich von Sehnsucht und ungeduldiger Erwartung hin und her treiben; der Himmel der Hoffnung wölbt sich über mir, ihr Bild schwebt unbestimmt wie der Mond an mir vorüber. Welch ein Genuß!

21. April.

Die Tage gehen hin, einer nach dem anderen, und immer und überall suche ich sie. Das macht mich oft verdrießlich, unnachtet meinen Blick, stört mich in meinem Genuß. Nun kommt ja bald die schöne Zeit, da man im öffentlichen Leben auf den Straßen aufkauft, was man während des Winters in dem gesellschaftlichen Leben sich teuer genug bezahlen läßt; denn ein junges Mädchen kann vieles vergessen, aber niemals eine Situation. Das gesellschaftliche Leben bringt einen wohl mit dem schönen Geschlecht in Berührung, aber es hat keine Art, wenn man da die Geschichte anfangen soll. In den Salons ist jedes junge Mädchen bewaffnet, die Situation ist arm, toujours le même, aber auf der Straße ist sie auf offenem Meer, da wirkt alles viel kräftiger, weil alles rätselhafter ist. Ich gebe für das Lächeln eines jungen Mädchen in einer Straßen-Situation hundert Taler, aber keine zehn für einen Druck der Hand im Salon.

5. Mai.

Verdammter Zufall! Niemals habe ich dich verflucht, weil du dich zeigtest, ich verfluche dich, weil du dich gar nicht zeigst. Oder ist's vielleicht eine neue Entdeckung von dir, du unbegreifliches Wesen, unfruchtbare Mutter von allem, der einzige Rest, der dir aus jener Zeit übrig blieb, da die Notwendigkeit die Freiheit gebar, und die Freiheit wieder so töricht war, in den Mutterschoß zurückzukehren?

Verdammter Zufall! Du einziges Wesen, das die hohe Ehre hat, zugleich mein Alliierter und mein Feind zu sein, immer unbegreiflich, immer ein Rätsel! Du, den ich mit der ganzen Sympathie meiner Seele liebe, in dessen Bild ich mich selber schaffe, weshalb erscheinst du nicht? Ich komme nicht als Bettler, der dich demütig anfleht, du möchtest dich mir zeigen — nein, ich fordere dich zum Streit heraus. Warum kommst du nicht? Oder ist dein Rätsel gelöst, daß auch du dich in das Meer der Ewigkeit gestürzt hast? Verdammter Zufall, ich erwarte dich. Oder meinst du, ich wäre deiner nicht wert? Wie eine Bajadere zur Ehre ihres Gottes tanzt, so habe ich mich deinem Dienst geweiht. Überrasche mich, ich bin bereit — laß uns um die Ehre kämpfen. Zeige sie mir, ob auch unter dem Schatten des Hades; ich will sie heraufholen, mag sie mich hassen, mich verachten, einen andern lieben und mir mit kalter Gleichgültigkeit begegnen, ich fürchte mich nicht; aber bewege das Wasser, laß es nicht so schrecklich ruhig sein. Schämst du dich nicht, mich so auszuhungern, und bildest dir ein, du wärest stärker als ich?

6. Mai.

Der Frühling ist da, die Mäntel werden weggelegt, vermutlich auch mein grüner Mantel. Das kommt davon, wenn man ein Mädchen auf der Straße kennen lernt und nicht im Salon, wo man gleich erfährt, wie sie heißt, zu welcher Familie sie gehört, wo sie wohnt und ob sie verlobt ist — letzteres eine höchst wichtige Nachricht für alle ehrbaren Freier, denen es niemals einfällt, sich in die Braut eines anderen zu verlieben. Ein solcher Ritter würde in tötliche Verlegenheit kommen, wenn er wie ich eine Geliebte fände und erführe, sie sei verlobt! Das kümmert mich nun gerade nicht sehr. Eine Verlobte ist nur eine komische Schwierigkeit. Ich fürchte weder komische noch tragische, nur langweilige Schwierigkeiten.

Aber vielleicht wohnt sie gar nicht in der Stadt, vielleicht ist sie vom Lande, vielleicht, vielleicht — ja zum Teufel mit dem Vielleicht; es macht mich rasend! Ich habe immer Geld liegen, um eine Reise antreten zu können; vergebens suche ich sie im Theater, in Konzerten, auf Bällen, Promenaden, und gewissermaßen freut es mich, daß ich sie da nicht finde; denn ein Mädchen, das daran seine höchste Freude hat, ist's nicht wert, daß man um sie kämpft; ihr fehlt dann oft jene Ursprünglichkeit, die für mich doch die conditio sine qua non ist.

* * *

15. Mai.

Dank dir, guter Zufall, tausend Dank! Stolz war sie, geheimnisvoll und gedankenreich wie eine Edeltanne. Die Buche hat eine Krone, ihre Blätter erzählen von dem, was sie gesehen und gehört hat; die Tanne hat keine Krone, keine Geschichte, ist sich selber ein Rätsel — so war sie. Eine tiefe Wehmut sprach aus ihrer ganzen Erscheinung; als ich sie sah, war mirs, als hörte ich eine wilde Taube gurren. Ein Rätsel war sie, und was sind die Geheimnisse aller Diplomaten gegen dieses Rätsel, und was ist so schön wie das Wort, das dieses löst? Wie der Reichtum der Seele ein Rätsel ist, solange das Band der Zunge nicht gelöst ist, so ist auch ein junges Mädchen ein Rätsel — — — Dank, guter Zufall, tausend Dank! Hätte ich sie im Winter gesehen, so würde die rauhe Natur in ihr die eigene Schönheit vermindert haben; aber nun, o welches Glück! Ich sah sie zum erstenmal in der schönsten Zeit des Jahres, im Lenz, an einem Abend, als die Sonne schon untergehen wollte.

Ja, der Winter hat auch seine Vorzüge. Ein brillant erleuchteter Saal kann für ein junges Mädchen in Balltoilette eine sehr passende Umgebung sein; aber teils zeigt sie sich hier selten ganz vorteilhaft, teils erinnert da alles zu sehr an des Dichters Wort:

„Ach, die Rosen welken bald."

Zu gewissen Zeiten möchte ich allerdings einen Ballsaal mit seinem kostbaren Luxus und dem unbezahlbaren Überfluß von Jugend und Schönheit, mit seinem mannigfachen Spiel so vieler Kräfte nicht entbehren; aber ich genieße da nicht so sehr, sondern schwelge mehr nur in der Möglichkeit des Genusses. Da fesselt nicht eine einzelne Schönheit, sondern die Totalität; ein Traumbild schwebt an einem vorüber, in welchem alle jene weiblichen Wesen sich durcheinander konfigurieren, und alle diese Bewegungen suchen etwas, sie suchen Ruhe in einem einzigen Bild, das nicht gesehen wird.

Es war auf dem Weg, der zwischen dem nördlichen und östlichen Tor liegt. Die Uhr war ungefähr halb sieben. Die Sonne hatte ihre Kraft verloren, nur die Erinnerung an dieselbe leuchtete aus dem milden Abendrot, das die Landschaft purpurn färbte. Die Natur atmete freier. Der See war klar wie ein Spiegel, der Himmel rein, nur hier und da eine leichte Wolke. Kein Blatt rührte sich. — —

Sie war es. Mein Auge hat mich nicht betrogen, aber obgleich ich mich so lange auf diese Stunde vorbereitet hatte, konnte ich doch einer gewissen Unruhe nicht Herr werden. Sie war allein, offenbar nicht mit sich selber, sondern mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Sie dachte nicht, aber die Gedanken hatten ein Bild der Sehnsucht vor ihre Seele gezaubert, ahnungsvoll und unerklärlich wie die Seufzer eines jungen Mädchens. Sie war beschäftigt, nicht mit sich selber, sondern in sich selber; und diese innere Arbeit ihrer Seele war ein unendlicher Friede, eine tiefe Ruhe in sich selber. Das ist der Reichtum eines jungen Mädchens, und wenn man diesen Reichtum in sich aufnimmt, wird man selber reich. Sie ist reich, obgleich sie selber nicht weiß, daß sie etwas besitzt; sie ist reich, sie ist ein Schatz. Ein stiller Friede ruhte auf ihr und ein Schatten leiser Wehmut verklärte ihr Gesicht. Sie war leicht wie Psyche, von der es heißt, daß die Genien sie forttrugen, ja noch leichter war sie; denn sie trug sich selber. Mögen die Lehrer der Kirche über die

Himmelfahrt der Madonna streiten, mir ist's nicht unbegreiflich, denn sie gehörte der Welt nicht mehr an; aber die Leichtigkeit eines jungen Mädchens ist unbegreiflich. — Sie bemerkte nichts und glaubte deshalb auch unbemerkt zu sein. Ich ging in einiger Entfernung und verschlang ihr Bild. Langsam ging sie vorwärts, keine eilende Hast störte ihren Frieden oder die Ruhe der Umgebung. Am See saß ein Knabe und fischte; sie blieb stehen und betrachtete den Spiegel des Wassers und den Kork an der Angelschnur. Sie war nicht rasch gegangen, schien aber doch warm geworden zu sein, und löste ein kleines Tuch, daß sie unter dem Shawl um den Hals gebunden hatte. Der Knabe war offenbar nicht gerade davon erbaut, daß er beobachtet wurde, und schaute sich mit einem ziemlich phlegmatischen Blick nach ihr um. Der kleine Bursche sah in der Tat komisch aus, und ich kann's ihr nicht verdenken, daß sie über ihn lachen mußte. Wie kindlich lachte sie! Wäre sie mit dem Knaben allein gewesen, so hätte sie sich — glaube ich — nicht gefürchtet, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Ihr Auge war groß und glänzend; wenn man in dasselbe hineinschaute, hatte es einen dunkeln Glanz, der seine unendlichen Tiefen ahnen ließ; es war rein und unschuldig, mild und ruhig, voller Schelmerei, als sie lächelte.

Sie ging weiter, nach dem östlichen Tor; ich folgte ihr. Doch hätte ich sie gern noch näher gesehen, ohne selber gesehen zu werden. Von einem Hause aus, das hier liegt und in welchem eine mir bekannte Familie wohnte, war das möglich. Ich brauchte derselben also nur eine Visite zu machen. Mit raschen Schritten, wie wenn ich sie gar nicht bemerkte, eilte ich an ihr vorüber. Ich kam ihr weit voraus, grüßte die Familie nach rechts und links und bemächtigte mich des Fensters, das nach der Straße zu ging. Sie kam, und ich sah sie an, und sah sie wieder und wieder an, während ich mich zur selben Zeit mit der im Wohnzimmer am Teetisch sitzenden Gesellschaft unterhielt. Ihr Gang über-

zeugte mich bald davon, daß sie keinen Kursus im Tanzunterricht genommen hatte, und doch lag in demselben ein gewisser Stolz, ein natürlicher Adel, aber auch ein Mangel an Aufmerksamkeit auf sich selber. Ich sah sie noch einmal mehr, als ich eigentlich erwartet hatte. Von dem Fenster aus konnte ich die Straße nicht weit hinabsehen, wohl aber eine über den See führende Brücke bemerken. Zu meiner großen Verwunderung entdeckte ich sie auf derselben wieder. Ob sie auf dem Lande wohnt? vielleicht hat die Famile dort für den Sommer eine Wohnung? Schon bereute ich meinen Besuch, da ich fürchtete, sie würde wieder umkehren, und ich sie also aus den Augen verlieren — siehe, da zeigte sie sich wieder ganz nahe. Sie war an dem Hause vorübergegangen. Rasch greife ich nach meinem Hut und Stock, um ihr zu folgen und zu erfahren, wo sie wohne — als ich in meiner Eile gegen die Dame, die den Tee präsentierte anrannte. Ein fürchterlicher Schrei — ich habe nur den einen Gedanken, wie ich glücklich herauskommen kann, und um meine Retirade zu entschuldigen, sage ich mit Pathos: Wie Kain will ich von dem Ort fliehen, an welchem dieses Teewasser vergossen wurde. Aber wie wenn sich alles gegen mich verschworen hätte, kommt der Wirt auf die verzweifelte Idee, meine Bemerkung kontinuieren zu wollen und erklärt feierlich, er würde mir nicht erlauben, das Haus eher zu verlassen, als bis ich eine Tasse Tee getrunken und den Damen selber den vergossenen Tee präsentiert habe — nur dadurch könne ich alles gut machen. Weil ich davon überzeugt war, mein Wirt werde es als Pflicht der Höflichkeit ansehen, Gewalt anzuwenden, wenn ich nicht willig folgte, so mußte ich bleiben. — Sie war verschwunden.

16. Mai.

Wie schön ist's, verliebt zu sein, wie interessant zu wissen, daß man es ist. Ja, das ist der Unterschied. Mich kann der Gedanke ärgern, daß ich sie zum zweitenmal aus dem Auge verlor, und doch macht es mir gewissermaßen

auch wieder Freude. Das Bild, welches ich von ihr besitze, schwebt unbestimmt vor meiner Seele; bald sehe ich sie in ihrer wirklichen, bald in ihrer idealen Gestalt; gerade das hat einen besonderen Zauber. Ich bin nicht ungeduldig, denn sie muß doch in der Stadt wohnen, und das ist mir für den Augenblick genug. — Alles will in langsamen Zügen genossen werden. Und sollte ich nicht ruhig sein? Ja gewiß, die Götter müssen mich lieben, denn mir ist das seltene Glück widerfahren, daß ich noch einmal verliebt bin. Das kann keine Kunst, kein Studium hervorzaubern, das ist ein Geschenk des Himmels. Aber nun will ich auch sehen, wie lange die Liebe sich soutenieren läßt. Ich pousſiere diese Liebe, wie ich es nicht einmal bei der ersten getan habe. Die Gelegenheit zeigt sich nicht so gar oft, dann aber muß man sie auch ergreifen; denn das ist das Verzweifelte: ein Mädchen verführen ist keine Kunst, aber man findet so leicht keine, die es wert ist, daß man sie verführe. —

Die Liebe hat viele Mysterien, und dies erste Verliebtsein ist auch ein Mysterium, wenn auch nicht das größte — die meisten Menschen sind in ihrer Leidenschaft wie wahnsinnig, sie verloben sich oder machen andere dumme Streiche, und in einem Augenblick ist alles zu Ende, und sie wissen weder, was sie erobert, noch was sie verloren haben. Zweimal hat sie sich mir nun gezeigt und ist wieder verschwunden; das sagt mir, sie wird sich bald öfter zeigen. Als Joseph Pharaos Traum gedeutet hatte, fügte er hinzu: Daß aber dem Pharao zum andernmal geträumt hat, bedeutet, daß solches Gott gewißlich und eilend tun wird.

Es müßte doch interessant sein, wenn man die Kräfte, die das Leben eines Menschen bewegen, etwas vorhersehen könnte. Sie lebt nun in tiefem Frieden hin, und ahnt nichts von meiner Existenz, noch viel weniger von dem, was in meinem Innern vorgeht, und am allerwenigsten von der Sicherheit, mit der ich in ihre Zukunft hineinschaue; denn

meine Seele fordert mehr und mehr ein reales Verhältnis; dieser Wunsch wird immer lebhafter. Wenn ein Mädchen nicht gleich auf den ersten Blick so tiefen Eindruck auf einen macht, daß sie das Ideale erweckt, so ist die Wirklichkeit im allgemeinen nicht sonderlich wünschenswert; tut sie es dagegen, dann ist man, wie erfahren man auch sein mag, gewöhnlich etwas überwältigt. Wer nun seiner Hand, seines Auges und seines Sieges nicht ganz sicher ist, dem rate ich, seinen Angriff in dem ersten Zustand zu wagen, in dem er, gerade weil er überwältigt ist, auch übernatürliche Kräfte besitzt; denn dieses Überwältigtsein ist eine eigentümliche Mischung von Sympathie und Egoismus. Ihm wird jedoch ein Genuß entgehen; denn er genießt die Situation nicht, da er selber gewissermaßen von ihr ergriffen, in ihr verborgen ist. Das Schönste ist immer schwer, das Interessanteste leicht abzumachen. Aber es ist immer gut, dem Strich so nahe wie möglich zu kommen. Das ist der eigentliche Genuß, und was andere genießen, weiß ich in der Tat nicht. Der Besitz allein ist etwas Geringes, und die Mittel, welche solche Liebhaber anwenden, sind im allgemeinen erbärmlich genug; sie verschmähen nicht einmal Geld, Macht, fremden Einfluß, selbst nicht ein Opiat ꝛc. Aber welchen Genuß gewährt eine Liebe, wenn sie nicht die absolute Hingebung in sich schließt, das heißt, von der einen Seite; aber dazu gehört in der Regel Geist, und dieser fehlt jenen Liebhabern gewöhnlich.

19. Mai.

Kordelia heißt sie also, Kordelia! Ein schöner Name, auch dies ist wichtig, denn es kann oft sehr störend sein, wenn man bei den zärtlichsten Prädikaten einen häßlichen Namen nennen muß. Ich kannte sie schon von Weitem, sie ging mit zwei anderen Mädchen auf dem linken Trottoir. Man sah es ihnen an, daß sie bald stehen bleiben würden. Ich stand an der Straßenecke und las ein Plakat, während ich stets nach meiner Unbekannten hinsah. Sie nahmen von

einander Abschied. Die beiden hatten sie offenbar begleitet, denn sie schlugen eine entgegengesetzte Richtung ein. Nachdem sie einige Schritte weiter gegangen waren, lief eine der beiden anderen noch einmal hinter ihr her und rief so laut, daß ich es hören konnte: Kordelia! Kordelia! Dann kam auch noch die dritte; sie flüsterten leise mit einander, als wären sie zu einem geheimen Rat versammelt. Darauf lachten alle drei und eilten nun in etwas rascherem Tempo auf dem Wege, den die beiden schon vorher eingeschlagen hatten. Ich folgte ihnen. Sie gingen in ein Haus am Strande. Ich wartete eine Weile, da ja aller Wahrscheinlichkeit nach Kordelia bald allein wieder zurückkehren mußte. Das geschah jedoch nicht.

Kordelia! Wirklich ein herrlicher Name! So hieß ja auch König Lears dritte Tochter, jene ausgezeichnete Jungfrau, deren Herz nicht auf ihren Lippen wohnte, deren Lippen stumm waren, obgleich ihr Herz so warm schlug. So ist's auch mit meiner Kordelia. Sie ist ihr ähnlich, davon bin ich fest überzeugt. Aber in anderem Sinn wohnt ihr Herz doch auf ihren Lippen, zwar nicht im Wort, sondern im Kuß. Niemals sah ich schönere Lippen.

Ich bin wirklich verliebt! Das sehe ich unter anderm auch daran, daß ich diese Sache vor mir selber so geheimnisvoll behandle. Alle Liebe, selbst wo sie die Treue bricht, ist geheimnisvoll, wenn sie nur das erforderliche ästhetische Moment in sich hat. Fast war es mir daher eine Freude, daß ich nicht erfuhr, wo sie wohnte, aber einen Ort wußte, wo sie öfters aus- und eingehen mußte. Vielleicht bin ich auch dadurch meinem Ziel näher gekommen. Ich kann, ohne daß sie es merkt, meine Beobachtungen machen, und von diesem festen Punkt aus wird es mir nicht schwer werden, bei ihrer Familie Eingang zu finden. Sollte jedoch auch dies seine Schwierigkeiten haben — eh bien! ich nehme die Schwierigkeiten in den Kauf. Alles, was ich tue, tue ich con amore; und so liebe ich auch con amore.

20. Mai.

Heute habe ich das Haus, in welchem sie verschwand, kennen gelernt. Es ist eine Witwe mit drei lieben Töchtern. Hier kann man alles erfahren, wenigstens alles, was sie selber wissen. Sie heißt Kordelia Wahl und ist die Tochter eines Kapitäns in der Marine. Er ist vor einigen Jahren gestorben, die Mutter auch. Er war ein sehr harter und strenger Mann. Sie lebt nun bei ihrer Tante, der Schwester ihres verstorbenen Vaters; sie soll ihrem Bruder sehr ähnlich, sonst aber eine vortreffliche Frau sein. Mehr wissen sie selber nicht, denn sie kommen nie dahin, aber Kordelia kommt öfters zu ihnen. Sie und die beiden Mädchen lernen miteinander das Kochen in der königlichen Küche. Sie kommt daher meistens früh am Nachmittag, zuweilen auch vormittags, aber niemals abends. Sie leben sehr eingezogen.

Also hier hat die Geschichte ein Ende und es zeigt sich keine Brücke, die mich in Kordelias Haus führen könnte.

Sie weiß etwas von den Schmerzen des Lebens, sie kennt seine Schattenseiten. Doch gehören diese Erinnerungen wohl einem früheren Alter an. Sehr gut, es hat ihre Weiblichkeit bewahrt, sie ist nicht verdorben. Andererseits wird es auch für ihre weitere Erziehung nicht ohne Wert sein.

21. Mai.

Sie wohnt am Wall. Die Lokalitäten sind nicht die besten; sie hat kein vis-à-vis, dessen Bekanntschaft man machen könnte, auch kann man hier nicht wohl unbemerkt seine Observationen machen. Man wird auf dem Wall zu leicht selbst gesehen; aber es wäre zu auffallend, wollte man unterhalb des Walles auf der Straße gehen. Das Haus liegt an der Ecke. Die Fenster zum Hof kann man von der Straße aus sehen, weil das Haus kein vis-à-vis hat. Dort ist vermutlich ihr Schlafzimmer.

22. Mai.

Heute habe ich sie zum erstenmal bei Frau Jansen gesehen. Ich ward ihr vorgestellt. Sie schien nicht viel danach zu fragen oder auf mich zu achten. Ich verhielt mich so ruhig wie möglich, um desto aufmerksamer sein zu können. Sie blieb nur einen Augenblick, wollte die Töchter abholen, um mit ihnen zur königlichen Küche zu gehen. Während die beiden Fräulein Jansen sich anzogen, blieben wir beide im Zimmer allein, und mit einem kalten, fast beleidigenden Phlegma richtete ich einige Worte an sie, die mit unverdienter Höflichkeit beantwortet wurden. Sie gingen nun. Ich hätte mich ihnen als Begleiter anbieten können, aber dann wäre ich in ihren Augen gleich als Kavalier aufgetreten, und daß ich sie dadurch nicht gewinnen würde, war mir schon klar geworden.

23. Mai.

Ich muß mir in dem Hause Eingang verschaffen. Anders geht es nicht; aber das scheint eine ziemlich weitläufige und schwierige Sache zu sein. Noch niemals habe ich eine Familie kennen gelernt, die so zurückgezogen gelebt hätte. Nur sie und ihre Tante bilden das Ensemble. Keine Brüder, keine Kousins, keine entfernten Verwandten, die man unter den Arm nehmen könnte. Wie töricht, so isoliert zu leben. Man raubt dem armen Mädchen jede Gelegenheit die Welt kennen zu lernen, von anderen gefährlichen Folgen ganz zu schweigen. Das rächt sich immer. Mit der Liebe geht's geradeso. Durch solches Isolieren sichert man sich wohl gegen kleine Diebe. In einem Hause, in welchem viele Menschen aus- und eingehen, macht die Gelegenheit Diebe. Das hat indessen nicht viel zu sagen; denn bei solchen Mädchen ist nicht viel zu stehlen. Wenn sie sechszehn Jahre sind, stehen in ihrem Herzen schon so viele Namen geschrieben, daß ich nicht danach frage, ob mein Name da auch steht oder nicht. Im Frederiksberger Garten schreibe ich meinen Namen auf keinen Baum.

27. Mai.

Je mehr ich sie ansehe, um so mehr überzeuge ich mich davon, daß sie eine ganz isolierte Figur ist. Das darf ein Mann nicht sein, auch ein Jüngling nicht; denn weil seine Entwickelung wesentlich auf der Reflexion ruht, so muß man mit anderen Menschen in Berührung kommen. Ein junges Mädchen darf daher auch nicht interessant sein, denn das Interessante setzt immer eine Reflexion über sich selbst voraus. Eine Jungfrau, die dadurch zu gefallen sucht, daß sie interessant ist, wird zunächst sich selber gefallen. Das ist es, was die Ästhetik gegen alles Kokettieren einzuwenden hat. Etwas anderes ist es mit allem uneigentlichen Kokettieren, sofern dasselbe seinen Grund in natürlicher Erregung hat, wie z. B. die jungfräuliche Schüchternheit stets die schönste Koketterie ist. Ein interessantes junges Mädchen mag wohl gefallen, aber gleicherweise wie sie dann selbst ihre Weiblichkeit aufgegeben hat, pflegen die Männer, denen sie gefällt, etwas Unmännliches zu haben. Interessant wird ein solches junges Mädchen eigentlich erst durch ihr Verhältnis zu den Männern. Das Weib ist das schwächere Geschlecht, und doch ist es demselben viel wesentlicher, in seiner Jugend allein zu stehen als dem Mann; es muß sich selber genug sein, aber das, worin und wodurch es sich selber genug ist, ist eine Illusion. Das ist's, womit die Natur das Weib wie eine Königstochter ausgesteuert hat. Aber diese Ruhe der Illusion macht sie gerade isoliert. Ich habe oft darüber nachgedacht, woher es wohl kommen mag, daß es für ein junges Mädchen nichts Verderblicheres gibt, als der Umgang mit vielen anderen jungen Mädchen. Es hat das seinen Grund offenbar darin, daß dieser Umgang weder das eine noch das andere ist; er zerstört die Illusion aber erklärt sie nicht. Es ist des Weibes tiefste Bestimmung, des Mannes Gesellschafterin zu sein; aber durch den Umgang mit ihrem eigenen Geschlecht kommt sie leicht zu einer Reflexion, die sie statt zur Gesellschafterin des Mannes zu einer Gesellschafts-

dame macht. Sollte ich mir das Ideal einer Jungfrau denken, so müßte sie immer allein in der Welt stehen und dadurch auf sich selber angewiesen sein, aber vor allem dürfte sie keine Freundinnen haben. Wohl ist es wahr, der Grazien waren drei; aber es ist gewiß noch keinem eingefallen, sich dieselben mit einander redend zu denken; sie bilden in ihrem schweigenden Trio eine weibliche schöne Einheit. Aus diesem Grunde könnte ich fast versucht sein, Jungfrauenbauer zu empfehlen, wenn dieser Zwang nicht auch wieder schädlich wirkte. Für ein junges Mädchen ist es immer am besten, wenn sie ihre Freiheit hat, ihr aber die Gelegenheit, sie zu benutzen, nicht geboten wird. Das macht sie schön und schützt sie zugleich davor, interessant zu werden. Einem jungen Mädchen, das viel mit anderen jungen Mädchen verkehrt, gibt man vergebens einen Jungfrauen- oder Brautschleier; dagegen wird einer, der ästhetisch genug ist, immer finden, daß ein im tieferen und eminenten Sinn des Wortes unschuldiges Mädchen ihm zugeführt wird, wenn es auch nicht Brauch und Sitte ist, einen Brautschleier zu tragen.

Sie ist streng erzogen; ich ehre daher ihre Eltern noch in ihren Gräbern; sie lebt sehr zurückgezogen; ich könnte ihrer Tante um den Hals fallen und ihr dafür danken. Sie hat die Freuden der Welt kennen gelernt und ist nicht blasiert. Sie ist stolz und fragt nicht nach dem, was andere junge Mädchen erfreut; so muß es sein. Schmuck und Staat gefällt ihr nicht wie anderen ihres Geschlechtes; sie ist etwas polemisch, aber für ein junges Mädchen, das wie sie zur Schwärmerei geneigt ist, ist das ein notwendiges Palliativ. Sie lebt in der Welt der Phantasie. Fiele sie in verkehrte Hände, so würde etwas sehr Unweibliches aus ihr werden können, gerade weil sie so echt weiblich ist.

30. Mai.

Überall kreuzen sich unsre Wege. Heute bin ich ihr dreimal begegnet. All' ihre Ausflüge, selbst die kleinsten,

bleiben mir nicht verborgen, aber ich benutze es nicht, um mit ihr zusammenzukommen. Mit meiner Zeit gehe ich sehr verschwenderisch um. Oft habe ich mehrere Stunden gewartet, nicht um sie zu treffen, sondern nur um ihre peripherische Existenz zu tangieren. Wenn ich weiß, daß sie zu Frau Jansen geht, treffe ich nicht gern mit ihr zusammen, es sei denn, daß es für mich von Wichtigkeit ist, eine einzelne Beobachtung zu machen; lieber gehe ich etwas früher zu Frau Jansen, um ihr in der Tür zu begegnen, wenn sie kommt und ich gehe, oder auf der Treppe, wo ich dann gleichgültig an ihr vorüberlaufe. Das ist das erste Netz, worin sie gefangen werden muß. Auf der Straße rede ich sie nicht an; ich wechsele einen Gruß mit ihr, aber nähere mich ihr niemals. Unsre häufigen Rencontres sind ihr wohl auffallend; sie merkt es, daß sich an ihrem Horizont ein neuer Stern gezeigt hat, dessen Bahn störend in den Lauf ihres Lebens greift, aber von dem die Bewegung konstituierenden Gesetz hat sie keine Ahnung; sie ist viel eher versucht, sich nach rechts und links umzusehen, ob sie nicht den Punkt, der das Ziel bildet, entdecken könne. Daß sie das selber ist, weiß sie am allerwenigsten. Aber erst muß ich sie und ihren ganzen Charakter kennen lernen, ehe ich meinen Angriff beginne. Die meisten genießen ein junges Mädchen, wie sie ein Glas Champagner in einem schäumenden Augenblick genießen; ach ja, das ist recht schön, und bei manchen jungen Mädchen mag es das höchste sein, was man an ihnen finden kann; aber hier ist mehr. Der Genuß des Augenblicks ist nur ein eingebildeter Genuß, wie ein gestohlener Kuß. Nein, erst wenn man es dahin bringen kann, daß ein Mädchen für ihre Freiheit nur eine einzige Aufgabe hat, nämlich sich dem Geliebten ganz hinzugeben, daß sie ihre höchste Seligkeit darin sieht, sich diese Hingebung fast zu erbetteln und doch frei zu bleiben, ja erst dann ist's ein wirklicher Genuß; aber dazu gehört freilich immer ein geistiger Einfluß.

Kordelia! Es ist doch ein herrlicher Name. Ich sitze zu Hause und übe mich selber, wie ein Papagei zu sprechen, ich sage: Kordelia, Kordelia, meine Kordelia, du meine Kordelia. Ich kann mir nicht helfen, aber ich muß in dem Gedanken an die Routine, mit welcher ich diese Worte im entscheidenden Augenblick aussprechen will, lächeln. Man muß immer Vorstudien machen, alles muß geordnet sein. Kein Wunder, daß die Dichter stets den schönen Augenblick schildern, in welchem die Liebenden nicht in überströmenden Gefühlen — viele kommen freilich niemals weiter —, sondern durch ein Herabsteigen in das Meer der Liebe, den alten Menschen ablegen und aus dieser Taufe wieder emporsteigen, und sich nun erst ganz und voll als alte Bekannte erkennen, obgleich sie erst einen Augenblick alt sind. Für ein junges Mädchen ist dieser Augenblick immer der schönste ihres Lebens.

2. Juni.

Sie ist stolz, das habe ich schon lange bemerkt. Wenn sie mit den drei Jansen zusammen ist, spricht sie sehr wenig, ihre Plaudereien langweilen sie offenbar, ein gewisses Lächeln um den Mund scheint darauf hinzudeuten. Auf dieses Lächeln baue ich. — Zu anderen Zeiten kann sie — zu großer Verwunderung der Jansen — fast knabenhaft wild sein. Das ist mir, wenn ich an das Leben ihrer Kindheit denke, nicht gerade unerklärlich. Sie hatte nur einen einzigen Bruder, der ein Jahr älter war. Sie kennt nur Vater und Bruder, ist Zeuge ernster Auftritte gewesen, darum gefällt ihr das gewöhnliche Gänsegeschnatter nicht. Ihr Vater und ihre Mutter haben nicht glücklich miteinander gelebt; was sonst — klarer oder dunkler — einem jungen Mädchen lächelt, lächelt ihr nicht. Möglicherweise weiß sie selber nicht, was ein junges Mädchen ist. Vielleicht möchte sie in einzelnen Augenblicken sogar wünschen, sie wäre ein Mann.

Sie hat Phantasie, Seele, Leidenschaft, kurz, alle Substantialitäten, aber nicht subjektiv reflektierte. Heute über-

zeugte mich ein Zufall recht davon. Ich weiß von der Firma Janſen, daß ſie nicht ſpielt, das ſtreitet mit den Grundſätzen der Tante. Das habe ich ſchon immer beklagt, denn Muſik iſt ſtets ein gutes Kommunikationsmittel mit einem jungen Mädchen, nur muß man ſo vorſichtig ſein, nicht als Kenner aufzutreten. Heute ging ich zu Frau Janſen hinauf, ich hatte die Tür halb geöffnet, ohne anzuklopfen, eine Unverſchämtheit, die mir ſchon manchen guten Dienſt geleiſtet hat — ſie ſaß allein am Klavier und ſpielte eine ſchwediſche Melodie — ſie ſpielte nicht fertig und wurde ungeduldig, aber dann kamen wieder weichere Töne. Ich ſchloß die Tür und blieb draußen, dem Wechſel ihrer Stimmungen lauſchend; in ihrem Spiel war oft eine gewaltige Leidenſchaft, und in ihrem Vortrag etwas Wehmütiges, aber auch etwas Dithyrambiſches.

Ich hätte hineinſtürzen und dieſen Augenblick ergreifen können — das wäre töricht geweſen. Die Erinnerung iſt nicht nur ein gutes Konverſationsmittel, ſondern was von ihr durchdrungen iſt, wirkt doppelt. — Man findet oft in Büchern, beſonders in Geſangbüchern, eine kleine Blume. Ein ſchöner Augenblick war's, als ſie hineingelegt ward, aber noch ſchöner iſt die Erinnerung. — Sie will offenbar nicht, daß ihr Spiel bemerkt wird, oder ſpielt ſie vielleicht nur dieſe kleine ſchwediſche Melodie — hat ſie ein beſonderes Intereſſe für ſie? Das alles weiß ich nicht, aber gerade deshalb iſt dieſe Begebenheit für mich ſo beſonders wichtig, und wenn ich einmal vertraulicher mit ihr ſpreche, wird das Gift ſchon ſein Werk tun.

3. Juni.

Noch iſt ſie mir ein Rätſel; deshalb verhalte ich mich ſo ſtill — ja wie ein Soldat im Felde, der ſich auf die Erde wirft und dem fernſten Widerhall des heranrückenden Feindes lauſcht. Ich exiſtiere eigentlich gar nicht für ſie, nicht weil etwa ein negatives Verhältnis zwiſchen uns beſteht, ſondern weil wir in gar keinem Verhältnis zu einander

stehen. Noch habe ich kein Experiment gewagt. — Sie sehen und lieben, war eins — so heißt's im Roman. Ja, das könnte wahr sein, wenn die Liebe keine Dialektik hätte; aber was erfährt man in den Romanen auch von wirklicher Liebesglut? Lügen, und abermal Lügen, die nur dazu dienen, die Aufgabe zu verkürzen.

Wenn ich nach dem, was ich bisher gesehen und gehört habe, an den Eindruck zurückdenke, den unser erstes Begegnen auf mich machte, so ist meine Vorstellung von ihr wohl modifiziert, aber sowohl zu ihrem, wie zu meinem Vorteil. Nach meiner strengsten Kritik geprüft war sie reizend. Aber das ist ein sehr flüchtiger Moment, der verschwindet, wie der Tag, der vergangen ist. Ich hatte sie mir doch nicht in den Umgebungen, in welchen sie lebt, vorgestellt, am wenigsten gedacht, daß sie mit den Stürmen des Lebens so unreflektiert vertraut war.

Ich möchte doch wissen, wie es mit ihren Gefühlen steht. Verliebt ist sie gewiß noch niemals gewesen, dazu ist ihr Geist zu hochfahrend, am allerwenigsten gehört sie zu jenen theoretisch erfahrenen Jungfrauen, die sich schon lange vor der Zeit an den Gedanken gewöhnt haben, in den Armen eines geliebten Mannes zu ruhen. Ihre Seele nährt sich noch von dem göttlichen Ambrosia der Ideale. Aber das Ideal, das ihr vorschwebt, ist nicht gerade eine Schäferin oder eine Heldin in einem Roman, sondern eine Jungfrau von Orleans oder dergleichen.

Die Frage bleibt doch immer dieselbe: ist ihre Weiblichkeit stark genug, daß sie sich schon reflektieren läßt, oder will sie nur wie die Schönheit und Anmut genossen werden? Mit anderen Worten: darf man den Bogen straffer spannen? Es ist schon ein Großes, wenn man eine reine unmittelbare Weiblichkeit findet, aber darf man das Changement riskieren, so hat man das Interessante. In solchem Fall schafft man ihr am besten einen guten Freier an den Hals. Ein Aberglaube, wenn man meint, das schade einem jungen Mädchen. —

Am besten wär's, wenn sie noch nie von Liebe gehört hätte, aber im anderen Falle würde ich mich keinen Augenblick bedenken, ihr einen Freier zu verschaffen, wenn sie noch keinen hat. Dieser Freier darf allerdings keine Karrikatur sein, denn dadurch wird nichts gewonnen. Er ist ein respektabler junger Mann, wenn möglich sogar liebenswürdig, aber doch zu wenig für ihre Leidenschaft. Einen solchen Menschen übersieht sie, fängt an die Liebe zu verschmähen, ja zweifelt fast an ihrer eigenen Realität, wenn ihr das Ideal vor Augen schwebt und sie zugleich sieht, was das wirkliche Leben ihr an Liebe bietet. Heißt das lieben, — so sagt sie — dann ist's nichts Großes um die Liebe. In ihrer Liebe wird sie stolz, und dieser Stolz macht sie interessant; aber zugleich ist sie ihrem Fall näher denn je, und auch dadurch wird sie immer interessanter. Deshalb wird es das Richtigste sein, ich versichere mich erst ihrer Bekanntschaften. Vielleicht findet sich ja ein solcher Liebhaber. Ich will mich nun aufmachen, um ihn zu suchen. Es darf natürlich kein feuriger Held sein, der den Mut hat, ein Haus zu stürmen, sondern er muß ein Hühnerdieb sein, der sich auch in solch klösterliches Haus einzuschleichen weiß.

Es bleibt daher das strategische Prinzip, das Gesetz aller Bewegungen in diesem Feldzug, sie immer in einer interessanten Situation zu berühren. Das Interessante ist das Gebiet, auf welchem der Krieg geführt werden muß, die Potenz des Interessanten muß erschöpft werden. Wenn ich nicht sehr irre, ist auch ihre ganze Konstitution darauf berechnet, so daß, was ich verlange, gerade dasjenige ist, was sie gibt, ja was sie verlangt. Man muß erlauschen, was der einzelne geben kann, und was er aus demselben Grunde fordert. Meine Liebesgeschichten haben deshalb immer eine Realität für mich selbst, sie machen ein Lebensmoment aus, eine Bildungsperiode, die ich genau verfolgt habe, so knüpft sich sogar diese oder jene Fertigkeit daran. So lernte ich um meiner ersten Liebe willen tanzen; eine kleine Tänzerin war

die Veranlassung, daß ich einen Kursus in der französischen Konversation nahm. Damals ging ich wie alle Toren auf den Markt und ward oft genarrt. Nun schlage ich im Handel vor.

Vielleicht hat sie jetzt eine Seite des Interessanten erschöpft, ihr eingezogenes Leben scheint darauf hinzudeuten. Wir werden also eine andere Seite aufsuchen müssen, etwas, was ihr auf den ersten Blick nichts weniger als interessant zu sein scheint, aber es gerade aus diesem Grunde werden kann. Zu dem Ende wähle ich nicht das Poetische, sondern das Prosaische. Hiermit fangen wir an. Zuerst wird ihre Weiblichkeit durch prosaische Verständigung und Spott neutralisiert, und zwar nicht direkt, sondern indirekt, so auch durch das absolute Neutrale: den Geist. Sie verliert beinahe ihre Weiblichkeit vor sich selber; aber in diesem Zustand kann sie nicht für sich bleiben, sie wirft sich mir in die Arme, nicht als wäre ich ihr Geliebter, nein, noch ganz neutral. Nun erwacht die Weiblichkeit wieder, man steigert sie bis zu ihrer höchsten Elastizität, man läßt sie gegen diese oder jene wirkliche Autorität verstoßen, sie geht über dieselbe hinaus, ihre Weiblichkeit erreicht eine fast übernatürliche Höhe, sie gehört mir mit glühender Leidenschaft.

5. Juni.

Weit brauchte ich in der Tat nicht zu gehen. Sie verkehrt im Hause des Grossisten Baxter. Hier fand ich nicht nur sie, sondern auch einen Menschen, der mir wie gerufen kam. Eduard, der Sohn des Hauses, ist sterblich in sie verliebt. Er ist im Kontor seines Vaters, ein hübscher Mensch, recht angenehm, etwas schüchtern; dieses letztere schadet ihm aber in ihren Augen offenbar nicht.

Armer Eduard! Er weiß gar nicht, wie er es mit seiner Liebe anfangen soll. Wenn sie einmal des Abends da ist, macht er allein um ihretwillen Toilette, zieht seinen neuen schwarzen Anzug an — allein um ihretwillen, Man-

schetten — allein um ihretwillen, und macht so in der übrigen ganz täglichen Gesellschaft, die nur im Wohnzimmer versammelt ist, eine fast lächerliche Figur. Seine Verlegenheit grenzt ans Unglaubliche. Wäre das nur eine Maske, dann freilich würde Eduard mir ein gefährlicher Nebenbuhler sein. Es gehört eine große Kunst dazu, die Verlegenheit recht in seinen Dienst zu ziehen, aber man erreicht durch dieselbe auch sehr viel. Wie oft habe ich dadurch ein kleines Fräulein genarrt. Im allgemeinen sprechen sich junge Mädchen sehr scharf über verlegene Männer aus, und doch haben sie dieselben im geheimen gern. Etwas Verlegenheit schmeichelt der Eitelkeit eins Mädchens, sie fühlt ihre Überlegenheit — das ist das Handgeld. Wenn man sie nun so in Schlaf gesungen hat, dann zeigt man ihnen gerade bei einer Gelegenheit, wo sie glauben mußten, man werde vor Verlegenheit sterben, daß man gar nicht daran denkt, sondern sehr wohl allein gehen kann. Durch Verlegenheit verliert man seine männliche Bedeutung, dieselbe ist daher auch ein relativgutes Mittel, das Geschlechtsverhältnis zu neutralisieren. Merken sie nun aber, daß es nur eine Maske war, dann erröten sie in sich selber, denn sie fühlen es sehr gut, daß sie ihre Grenze überschritten haben. Es ist dann ungefähr so, als ob sie einen Knaben zu lange als Kind behandelt haben.

7. Juni.

So sind wir denn Freunde, Eduard und ich; es ist eine wahre Freundschaft, ein schönes Verhältnis zwischen uns, wie es seit den besten Tagen Griechenlands nicht bestanden hat. Wir wurden bald vertraut und es bedurfte nicht vieler Künste, bis er mir sein Geheimnis entdeckte. Armer Bursche, er hat schon lange geseufzt. So oft sie kommt, macht er Toilette, begleitet sie abends nach Hause, sein Herz klopft im Gedanken daran, daß ihr Arm auf dem seinen ruhen wird, sie gehen zusammen, schauen zu den Sternen hinauf, er schellt an ihrer Haustür, sie verschwindet,

er verzweifelt — aber er hofft auf bessere Zeiten. Er hat noch niemals den Mut gefunden, sie in ihrem Hause zu besuchen, und doch ist die Gelegenheit für ihn so günstig wie nur möglich. Obgleich ich oft bei mir selber über Eduard lachen muß, so ist in seinem kindlichen Wesen doch etwas Schönes. Ich kenne alle erotischen Stadien ziemlich genau, aber solche zitternde Angst eines liebenden Herzens habe ich noch niemals an mir selber beobachtet, will sagen, in dem Maß, daß sie mir alle Fassung raubt; denn sonst ist sie mir nicht unbekannt, aber mich macht dieselbe eher stark. So bin ich denn noch nie recht verliebt gewesen? Mag wohl sein. Ich habe Eduard ausgescholten, ich habe ihm gesagt, er könne sich auf meine Freundschaft verlassen. Morgen soll er einen entscheidenden Schritt tun, persönlich zu ihr gehen und sie einladen. Er bat mich, ihn zu begleiten; auf diese verzweifelte Idee habe ich ihn selber gebracht, und ich war bereit, seinen Wunsch zu erfüllen. Er sieht darin einen außerordentlichen Freundschaftsbeweis. Die Gelegenheit ist ganz so, wie ich sie wünsche.

Früher brauchte ich mich nicht gerade auf eine Konversation vorzubereiten, nun ist's meine Pflicht, die Tante zu unterhalten. Ich habe Eduard das Versprechen gegeben, um dadurch seine verliebten Bewegungen gegen Kordelia zu decken. Die Tante hat sich früher auf dem Lande aufgehalten, und sowohl durch meine eigenen sorgfältigen Studien landwirtschaftlicher Schriften, sowie durch die Mitteilungen der Tante, die auf Erfahrungen beruhen, mache ich bedeutende Fortschritte in der Ökonomie.

Bei der Tante mache ich vollkommen mein Glück, sie sieht in mir einen gesetzten und ordentlichen Menschen, mit dem man sich wohl einlassen könne. Bei Kordelia scheine ich nicht sonderlich angeschrieben zu sein. Sie ist wohl eine zu reine unschuldige Weiblichkeit, um zu fordern, daß jeder Mann ihr seine Aufwartung mache, aber doch fühlt sie nur zu sehr das Empörende meiner Existenz.

Wenn ich dann in dem gemütlichen Zimmer sitze und sie wie ein guter Engel überall und über alle, die mit ihr in Berührung kommen, über Gute und Böse, ihren Zauber ausübt, dann werde ich zuweilen bei mir selber ungeduldig und fühle mich versucht, aus meiner Höhle hervorzustürzen; denn obgleich ich vor aller Augen in meinem Sessel sitze, liege ich doch gewissermaßen in meiner Höhle auf der Lauer; ich fühle mich versucht, ihre Hand zu ergreifen, und das liebe Mädchen fest in meine Arme zu schließen, daß niemand sie mir raube. Oder wenn Eduard und ich sie abends verlassen, wenn sie mir die Hand zum Abschied reicht und ich dieselbe in der meinen halte, dann fällt's mir zuweilen schwer, den Vogel wieder fliegen zu lassen. Geduld — quod antea fuit impetus, nunc ratio est — sie muß doch ganz anders in mein Garn gelockt werden — und dann lasse ich plötzlich die ganze Macht meiner Liebe losbrechen. Wir haben uns diesen Moment nicht durch Näschereien, durch unzeitige Antizipationen verdorben, das dankst du mir, meine Kordelia. Ich spanne den Bogen Amors, um desto tiefer zu verwunden. Wie ein Bogenschütze spanne ich die Sehne bald schlaffer, bald strammer und höre ihren Gesang, das ist meine Kriegsmusik, aber ich ziele noch nicht, lege den Pfeil noch nicht auf die Sehne.

Wenn einige wenige Personen in demselben Zimmer öfters mit einander in Berührung kommen, so entwickelt sich leicht eine Tradition und jeder nimmt seinen besonderen Platz ein. So ist's auch im Wahlschen Hause. Abends trinken wir Tee. Nachher setzt die Tante sich an den kleinen Nähtisch, welchen Platz Kordelia wieder verläßt, um sich an den Tisch vor dem Sofa zu setzen, ihr folgt Eduard, ich folge der Tante. Eduard will leise und geheimnisvoll flüstern, und gewöhnlich macht er das so gut, daß er rein stumm wird; ich habe vor der Tante keine Geheimnisse, spreche über die Marktpreise, rechne aus, wie viele Liter Milch zu einem Pfund Butter gehören, durch

das Medium des Rahmens und die Dialektik des Butterns — das ist wirklich nicht nur etwas, was ein junges Mädchen ohne Schaden hören kann, sondern es ist auch eine solide und erbauliche Konversation, die Kopf und Herz gleicherweise veredelt. Ich wende dem Teetisch und Eduards und Kordelias Schwärmerei den Rücken, ich schwärme mit der Tante; aber während die letztere nichts von dem hört, was zwischen Eduard und Kordelia gesprochen wird, vorausgesetzt, daß sie überhaupt miteinander sprechen — das habe ich Eduard versprochen und ich halte mein Wort —, kann ich jedes Wort, das gewechselt wird, ja jede noch so unbedeutende Bewegung hören. Das ist mir wichtig, denn ein verzweifelter Mensch kann auch einmal etwas Verzweifeltes wagen.

Es ist doch ein eigentümliches Bild, das wir vier zusammen bilden. Ich könnte wohl eine Analogie entdecken, wenn ich Mephistopheles vorstellen wollte. Die Schwierigkeit ist nur die, daß Eduard kein Faust ist. Spiele ich aber Fausts Rolle, so müßte Eduard Mephistopheles sein, und dazu paßt er gewiß nicht. Aber auch ich bin kein Mephistopheles, am allerwenigsten in Eduards Augen. Er sieht mich als den guten Genius seiner Liebe an, und daran tut er wohl, wenigstens kann er sicher sein, daß keiner so sehr über seiner Liebe wacht wie ich. Ich habe ihm versprochen, die Tante zu unterhalten, und diese verschwindet vor unsern Augen auch fast in lauter Ökonomie; wir gehen in Küche und Keller, auf den Boden, sehen nach Hühnern und Enten, nach den kleinen Gänsen usw. Das alles ärgert Kordelia, denn was ich eigentlich will, kann sie natürlich nicht begreifen. Ich bleibe ihr ein Rätsel, aber ein Rätsel, das sie gar nicht erraten möchte, sondern das sie erbittert, ja indigniert. Sie fühlt es sehr wohl, daß die Tante fast lächerlich wird, obgleich sie eine so ehrwürdige Dame ist, daß sie es gewiß nicht verdient, und doch muß Kordelia oft heimlich über sie lächeln. Das sind Etüden, die gemacht

werden müssen. Nicht als ob ich es mit Kordelia zusammen täte, nein, ich bleibe unverändert ernst, nur sie muß lächeln. Das ist die erste falsche Weisheit: wir müssen sie lehren, ironisch zu lächeln; aber dieses Lächeln trifft mich fast ebensosehr wie die Tante; denn sie weiß absolut nicht, was sie von mir denken soll. Möglicherweise bin ich ja doch ein junger Mann, der zu früh alt geworden ist, oder — — oder — —. Und wenn sie dann über die Tante gelacht hat, so wird sie auf sich selber böse, ich wende mich um, und indem ich mit der Tante weiter spreche und sie ganz ernsthaft ansehe, lächelt sie über mich, über die Situation.

Unser Verhältnis ruht nicht auf einer Attraktion des Verständnisses, sondern auf einer Repulsion des Mißverständnisses. Meine Methode hat nur einen Fehler, sie führt sehr langsam zum Ziel, ja langsam, aber sicher.

Welch verjüngende Macht besitzt doch ein junges Mädchen, nicht die frische Morgenluft, nicht die Winde und Wogen des Meeres, nicht des Weines Feuer — nichts, nichts in der Welt hat diese verjüngende Macht.

Bald wird sie mich hassen. Ich trete ganz als Hagestolz auf, spreche es als meinen höchsten Wunsch aus, immer gemütlich zu sitzen, bequem zu liegen, einen zuverlässigen Diener zu haben, einen Freund auf den man sich verlassen kann, wenn man Arm in Arm mit ihm geht, usw. Das reizt zur Ironie. Über einen Hagestolz darf man lachen, man kann ja Mitleiden mit ihm haben, aber ein junger Mann, der doch nicht ohne Geist ist, empört ein junges Mädchen durch solches Auftreten. Die ganze Bedeutung, Schönheit und Poesie ihres Geschlechtes wird dadurch zerstört.

So gehen die Tage hin, ich sehe sie, aber spreche nicht mit ihr, ich spreche in ihrer Gegenwart mit der Tante. Nur zuweilen in der Nacht fällt es mir ein, meiner Liebe Luft zu machen. Dann gehe ich in meinen Mantel gehüllt, den Hut tief über die Augen gezogen, nach dem Hause hin, in dem sie wohnt. Sie steht einen Augenblick am Fenster,

oder sie öffnet es und sieht hinauf zu den Sternen. In diesen nächtlichen Stunden gehe ich wie ein Geist umher, da vergesse ich alles, habe keine Pläne, mache keine Berechnungen, werfe den Verstand über Bord, weite und stärke meine Brust durch tiefe Seufzer, eine Motion, die ich nicht entbehren kann, weil ich unter dem Systematischen meines ganzen Lebens zu sehr leide. Andere Menschen sind am Tage Tugendhelden und sündigen des Nachts, ich bin am Tage ein Heuchler und nachts voller Sehnsucht. Wenn sie mich hier sähe, wenn sie in meine Seele hineinsehen könnte — ja, wenn!

Verstünde dieses Mädchen sich selber, dann müßte sie einräumen, daß ich der rechte Mann für sie wäre. Sie ist zu heftig, zu leicht erregt, um in der Ehe glücklich werden zu können. Durch einen gewöhnlichen Verführer darf sie nicht fallen; wenn sie durch mich fällt, so rettet sie aus diesem Schiffbruch das Interessante. Im Verhältnis zu mir muß sie, wie die Philosophen mit einem Wortspiel sagen, zu Grunde gehen.

Sie mag eigentlich nicht hören, was Eduard spricht, und lauscht zuweilen meiner Unterhaltung mit der Tante. Wenn ich das merke, kommt eine fern am Horizont aufleuchtende Andeutung aus einer ganz anderen Welt, und sowohl die Tante wie Kordelia sind erstaunt. Die Tante sieht den Blitz, aber hört nichts, Kordelia hört die Stimme, aber sieht nichts. Im selben Augenblick ist wieder alles in seiner alten Ordnung, die Konversation zwischen der Tante und mir geht, während die Wehmut der Teemaschine sie akkompagniert, ihren einförmigen Gang weiter. Solche Augenblicke können recht ungemütlich sein, besonders für Kordelia. Sie hat keinen, mit welchem sie sprechen kann. Wendet sie sich an Eduard, so könnte es passieren, daß er in seiner Verlegenheit einen dummen Streich macht; sieht sie sich nach der Tante und mir um, dann ruft die Sicherheit, die bei uns herrscht, der monotone Hammerschlag der ruhigen Konver-

sation, gerade Eduards Unsicherheit gegenüber den unangenehmsten Gegensatz hervor. Ich kann's mir wohl denken, daß die Tante in Kordelias Augen wie verhext sein muß, so gleichmäßig bewegt sie sich im Tempo meines Taktes. Sie kann aber auch nicht an unserer Unterhaltung teilnehmen, denn ich behandle sie ganz wie ein Kind, das die Welt noch nicht kennt. Das erlaubt mir mein intimes Verhältnis zur Tante. Dadurch wird ihre Weiblichkeit nicht verletzt, sondern nur neutralisiert; denn es kann sie ja nicht beleidigen, wenn ich voraussetze, daß sie die Marktpreise nicht kennt; aber es empört sie, daß derartiges das Höchste im Leben sein soll. Die Tante dagegen ist fast fanatisch geworden. Das einzige, worin sie sich nicht finden kann, ist, daß ich nichts bin. Deshalb mache ich jetzt, so oft von einem vakanten Amt die Rede ist, die Bemerkung: Das Amt wäre für mich, und spreche dann sehr ernsthaft mit ihr darüber. Kordelia merkt natürlich die Ironie, und das ist's gerade, was ich will.

Armer Eduard! Er ist mir so unendlich verbunden, daß er fast nicht weiß, wie er mir danken soll!

Warum könnt ihr nicht hübsch ruhig bleiben? Was habt ihr denn nun den ganzen Morgen anderes getan, als an meiner Markise zu reißen, mit meinem Reflexionsspiegel und der Schnur daran zu spielen, am Fenster zu klappern und euch auf alle mögliche Weise bemerkbar zu machen, wie wenn ihr mich zu euch hinausrufen wolltet? Ja, das Wetter ist schön, aber ich mag nicht, laßt mich zu Hause . . . ihr mutwilligen, ausgelassenen Zephyrwinde, ihr frohen Burschе, ihr könnt ja allein gehen und euch, wie immer, mit den jungen Mädchen unterhalten. Ja, ich weiß es wohl, keiner versteht ein Mädel so verführerisch zu umarmen, wie ihr, sie kann euch nicht entfliehen — und sie will's auch gar nicht; denn ihr vermehrt ihre innere Glut nicht, ihr kühlt . . . Ihr meint, dann hättet ihr kein Vergnügen, ihr

tätet es nicht um euretwillen ... Nun wohl, ich gehe mit; aber nur unter zwei Bedingungen. Zum ersten, es wohnt auf dem Kongens Nytorv ein junges Mädchen, in der Tat ein reizendes Mädchen, aber sie will mich nicht lieben; und was noch schlimmer ist, sie liebt einen anderen, und das geht schon so weit, daß die beiden Arm in Arm miteinander spazieren gehen. Um ein Uhr will er sie heute abholen. Nun versprecht ihr mir, daß die stärksten Bläser unter euch sich da in der Nähe bis zu dem Augenblick verstecken, wo er mit ihr aus der Haustür tritt. Sobald er in die große Königsstraße einbiegt, stürzt dies Detachement hervor, nimmt ihm auf die höflichste Weise den Hut vom Kopf und läßt ihn in einiger Entfernung zur Erde fallen; nicht zu weit, denn sonst ginge er möglicherweise wieder nach Hause. Er glaubt ihn stets in der nächsten Sekunde zu greifen, und läßt auch ihren Arm nicht fahren. So führt ihr ihn und sie durch die große Königsstraße allmählich bis zum Hoibroplatz ... Wieviel Zeit rechnet ihr darauf? Ich denke eine halbe Stunde. Eh bien, präzise halb ein Uhr komme ich von der Osterstraße. Wenn nun jenes Detachement die Liebenden mitten auf den Platz geführt hat, dann macht ihr einen gewaltsamen Angriff auf dieselben, reißt auch ihren Hut ab, zerzaust ihr Haar und entführt ihren Shawl, während der Hut jubelnd höher und höher fliegt; kurz, ihr macht eine Konfusion, daß das ganze hochgeehrte Publikum, nicht ich allein, in ein schallendes Lachen ausbricht, die Hunde fangen an zu bellen, der Wächter auf dem Turm zieht die Sturmglocke ꝛc. Ihr richtet es so ein, daß der Hut nach mir hin fliegt, damit ich der Glückliche bin, der ihr denselben überreichen darf. Das war das Erste, nun das Zweite. Die Abteilung des Detachements, die mir folgt, gehorcht meinen leisesten Winken, hält sich in den Grenzen des Anstandes, beleidigt kein junges Mädchen, erlaubt sich keine größere Freiheit, als daß die kindliche Seele während des ganzen Scherzes ihre Freude, der Mund sein Lächeln, das Auge seine Ruhe bewahren kann und das

Herz ohne Angst bleibt. Wagt einer von euch anders aufzutreten, so soll euer Name verflucht werden. — Und nun vorwärts, hinein ins Leben mit all seiner Freude, seiner Jugend und Schönheit. Zeigt mir, was ich schon so oft gesehen habe, und was mich doch nie ermüdet, so oft ich es auch wiedersehe, zeigt mir ein schönes, junges Mädchen, enthüllt mir ihre Schönheit, daß sie selbst noch dadurch schöner wird; examiert sie so, daß sie an dem Examen Freude hat! — — — Ich gehe die Breitestraße, aber ich kann wie ihr wißt, über meine Zeit nur bis halb zwei Uhr disponieren. — — —

Da kommt ein junges Mädchen, drall und geputzt, es ist heute ja Sonntag . . . Kühlt sie ein wenig und umarmt sie mit eurer unschuldigen Berührung. Die Wangen erröten, die Lippen färben sich stärker, der Busen wogt . . . nicht wahr, mein Mädchen, das ist unbeschreiblich, es ist ein seliger Genuß, die frische Luft einzuatmen. Sie geht langsamer, fast wird sie von den leisen Lüften getragen, wie eine Wolke, wie ein Traum . . . Weht etwas stärker, in längeren Zügen! . . . Sie sammelt sich, die Arme legen sich fester um die Brust, sie hüllt sie vorsichtiger ein, damit ihr unbescheidenen Burschen ihr nicht zu nahe kommt . . . Ja, alle Anfechtung macht den Menschen schöner. Jedes Mädchen müßte sich in den Zephyr verlieben; denn kein Mann versteht es wie er, mit ihr kämpfend ihre Schönheit zu erhöhen . . . Nicht wahr, mein Mädchen, es ist erquickend, wenn man warm geworden ist, diese erfrischenden Lüfte um sich zu fühlen. Man könnte aus reiner Dankbarkeit, aus Freude am Leben, seine Arme ausbreiten . . . Sie wendet sich zur Seite . . . Nun rasch einen kräftigen Stoß, daß ich die Schönheit ihrer Formen ahnen kann! . . . Etwas stärker! daß die Draperie sich enger um sie schließt! . . . Nein, das ist zu viel! . . . Sie geht nicht mehr so ruhig und leicht . . . Wieder wendet sie sich um . . . Blast zu . . . genug, genug! Schon zu viel, ihre eine Locke fällt über ihr Gesicht . . .

wollt ihr euch wohl mäßigen! — — Ah, da kommt ein ganzes Regiment:

Die eine ist verliebt gar sehr;
Die andere wär' es gerne.

Hab ich's nicht richtig gemacht? Wenn man selber den Wind auf den Rücken hat, so kann man leicht an dem Geliebten vorübersegeln; aber hat man ihn konträr, so kommt man in eine angenehme Bewegung und fliegt dem Geliebten entgegen, und der Wind erfrischt einen und kühlt die Frucht der Lippen, die am besten kalt genossen sein will . . . Wie sie lachen und schwatzen — und der Wind trägt ihre Worte weg — und sie lachen wieder und beugen sich vor dem Winde, halten den Hut fest und gehen vorsichtiger . . . Ruhig, ruhig, ihr Winde, daß die jungen Mädchen nicht ungeduldig werden, uns zürnen oder sich vor uns fürchten! — —

Recht so, resolut und gewaltig, das rechte Bein vor dem linken . . . Wie sieht sie sich keck und mutig in der Welt um . . . Sie hat einen unter dem Arm, also verlobt! Laß sehen, mein Kind, welches Präsent hat dir der Weihnachtsbaum des Lebens gebracht? . . . O ja, das scheint wirklich ein sehr solider Bräutigam zu sein. Sie ist im ersten Stadium der Verlobung, sie liebt ihn — wohl möglich, aber doch flattert ihre Liebe, weit und geräumig, lose um ihn her; sie besitzt noch den Liebesmantel, der viele verbergen kann . . . Blast etwas kräftiger! . . . Sieh, da kommt eine Freundin, die sie grüßen müssen. Sie sieht sie zum erstenmal nach ihrer Verlobung . . . Aufgepaßt, der Wind will den Hut entführen, halt ihn fest, beuge den Kopf etwas . . . Wirklich fatal, sie konnten die Freundin nicht grüßen, konnten sie nicht mit der überlegenen Miene grüßen, die eine Braut immer anderen jungen Mädchen gegenüber annimmt . . . Blast nun etwas weniger . . . Jetzt kommen die schönen Tage . . . wie sie sich so fest an den Geliebten hält, sie sieht ihn an, freut sich seiner und

ist selig im Gedanken an die Zukunft . . . O, mein Mädchen, du machst zu viel aus ihm . . . Oder hat er es nicht mir und dem Winde zu danken, daß er so kräftig und gesund aussieht? Und hast du selber es nicht auch mir und den linden Lüften zu danken, daß du so lebensfroh, so sehnsuchtsvoll, so ahnungsvoll bist? — — — Das ist ein Paar, das für einander bestimmt ist.

Wie fest, wie sicher treten sie auf, sie vertrauen einander ganz. Ihre Bewegungen sind nicht leicht und graziös, sie tanzen nicht miteinander, nein, ihre Lebensanschauung heißt: Das Leben eine Wanderschaft. Und sie scheinen in der Tat prädestiniert zu sein, so miteinander Arm in Arm durch des Lebens Freuden und Leiden zu wandern. Sie harmonieren so sehr mit einander, daß die Dame sogar ihren Anspruch, auf dem Trottoir zu gehen, aufgegeben hat. . . . Aber, ihr lieben Zephyrwinde, warum so eifrig hinter dem Paar her? Es scheint dessen wirklich nicht wert zu sein, oder doch? . . . Aber die Uhr ist halb zwei, zurück zum Hoibro-Platz.

Allmählich gehe ich zu direkterem Angriff über. Ich habe meinen Stuhl so gesetzt, daß ich mich mehr an sie wenden kann. Ich lasse mich mehr mit ihr ein, rede sie an, entlocke ihr eine Antwort. Ihre Seele ist leidenschaftlich, heftig, sie hat Freude an dem Außergewöhnlichen. Meine Ironie über die Torheit der Menschen, mein Spott über ihre Feigheit, über ihre schläfrige Trägheit fesselt sie. Sie möchte schon den Sonnenwagen am Himmel lenken, der Erde ein wenig nahe kommen und die Menschen etwas schmoren. Rechtes Vertrauen zu mir hat sie jedoch trotzdem nicht; bisher habe ich jede Annäherung sogar auf dem Gebiete des Geistes verhindert. Sie muß erst in sich selber stark werden, ehe sie in meinen Armen ruht.

3. Juli.

Als Weib haßt sie mich — als begabtes Weib fürchtet sie mich — und als guter Kopf — liebt sie mich. Diesen Streit habe ich nun in ihrer Seele ins Leben gerufen. Mein Stolz, mein Trotz, mein kalter Spott reizen sie — nicht zur Liebe; nein, solche Gefühle hat sie gewiß nicht, am wenigsten gegen mich. Sie will mit mir wetteifern. Sie ist ziemlich frei gegen mich; denn sie sieht ja in mir keinen Liebhaber. Sie ergreift meine Hand, drückt sie, lacht und erweist mir eine gewisse Aufmerksamkeit in rein griechischem Sinn. Wenn der ironische Spötter sie dann lange genug unterhalten hat, dann — verschwinde ich mit ihr in der Luft, schwinge mich mit ihr auf in das Reich des Geistes. Oder ich nehme sie nicht mit mir, sondern setze mich gerade vor einen Gedanken hin, grüße sie mit der Hand und werde unsichtbar vor ihr, nur vernehmbar im Sausen des geflügelten Wortes. Dann will sie mir im kühnen Gedankenflug folgen, sich aufschwingen auf Adlersflügeln. Doch das währt nur einen Augenblick, im nächsten Moment bin ich wieder kalt und trocken.

Es gibt verschiedene Arten jungfräulichen Errötens, jenes grobe Rotwerden, wie wir es in den Romanen finden, wo die Heldinnen über und über erröten, und dann das feinere Erröten, die Morgenröte des Geistes, bei einem jungen Mädchen unbezahlbar. Das flüchtige Erröten, das einer glücklichen Idee folgt, ist schön beim Mann, schöner beim Jünglinge, reizend beim Weibe. Es ist das Sprühen des Blitzes, das Wetterleuchten des Geistes, am schönsten beim Jüngling, reizend bei dem jungen Mädchen, weil es ihre Jungfräulichkeit im schönsten Lichte zeigt. Je älter man wird, um so mehr verschwindet dieses Erröten.

Zuweilen lese ich Kordelia etwas vor, meistens etwas sehr Gleichgültiges. Ich habe Eduard nämlich darauf aufmerksam gemacht, daß man sich mit einem jungen Mädchen sehr hübsch in Rapport setzen kann, wenn man ihr Bücher

leiht. Und in der Tat ist sie ihm dafür sehr dankbar. Ich aber habe den größten Gewinn, denn ich bestimme die Wahl der Bücher und stehe immer draußen vor. Hier habe ich einen schönen Observationsplatz. Ich gebe Eduard die Bücher, die ich haben will, denn die Literatur ist ihm eine terra incognita; wenn ich dann abends mit ihr zusammenkomme, nehme ich wie zufällig ein Buch in die Hand, blättere in demselben, lese halblaut und rühme Eduard wegen seiner Aufmerksamkeit.

Gestern abend wählte ich Bürgers Leonore, weil dieselbe trotz aller ihrer Schönheit doch etwas überspannt ist. Ich las das Gedicht, mit großem Pathos vor. Kordelia war bewegt, sie nähte sehr rasch, als wollte Wilhelm sie abholen. Ich schwieg; die Tante hatte ohne sonderliche Teilnahme zugehört, sie fürchtet sich weder vor einem lebendigen noch vor einem toten Wilhelm, ist auch außerdem des Deutschen nicht recht mächtig, war jedoch ganz in ihrem Element, als ich ihr das schön gebundene Exemplar zeigte und eine Unterhaltung über Buchbindereiarbeit anfing. Mein Zweck war, bei Kordelia den Eindruck des Pathetischen in demselben Augenblick, in welchem ich ihn hervorgerufen hatte, wieder aufzuheben. Ihr ward etwas angst, aber diese Angst wurde offenbar nicht zu einer Versuchung, sondern wirkte nur unheimlich auf sie.

Zum erstenmal hat heute mein Auge auf ihr geruht. Man sagt, der Schlaf könne die Augenlider so schwer machen, daß sie sich schließen. Vielleicht lag auch in meinem Blick etwas Ähnliches. Das Auge schließt sich, und doch regen sich dunkle, geheimnisvolle Mächte. Sie sieht es nicht, daß ich sie ansehe; sie fühlt es, fühlt es im ganzen Körper. Das Auge schließt sich, und es ist Nacht; aber in ihr ist's heller Tag.

Eduard muß fort. Er treibt's bis zum äußersten. Jeden Augenblick kann ich erwarten, daß er ihr eine Liebeserklärung macht. Das weiß niemand besser, als ich, sein

Vertrauter, der ihn mit allem Fleiß in dieser Exaltation hält, damit er um so besser auf Kordelia wirken kann. Aber darf ich es erlauben, daß er ihr seine Liebe erklärt? Das wäre doch etwas zu gewagt. Wohl weiß ich, daß ihre Antwort ein Nein sein wird, aber damit ist die Geschichte nicht zu Ende. Es wird ihm das gewiß sehr nahe gehn, und sein Schmerz wird Kordelia vielleicht bewegen und rühren. Durch dieses reine Mitleiden aber wird der Stolz ihrer Seele möglicherweise leiden, und geschieht das, so ist die ganze Geschichte mit Eduard verfehlt.

Mein Verhältnis zu Kordelia fängt an dramatisch zu werden. Etwas muß geschehen, was es auch sein mag. Nur beobachtend kann ich mich nicht länger verhalten, ohne den Augenblick vorübergehen zu lassen. Sie muß überrascht werden, das ist notwendig, dann aber muß ich auf meinem Posten sein. Denn wenn man überraschen kann, hat man gewonnenes Spiel. Man suspendiert einen Augenblick die Energie der betreffenden Donna und macht ihr das Handeln unmöglich. Ich erinnere mich noch mit einer gewissen Selbstbefriedigung eines dummdreisten Versuches auf eine Dame aus vornehmer Familie. Vergebens war ich ihr schon längere Zeit heimlich gefolgt, um eine interessante Berührung mit ihr zu finden, da treffe ich sie eines Mittags auf der Straße. Sie war allein, ich ging an ihr vorüber und sah sie in diesem Augenblick wehmütig an, ich glaube fast, daß ich eine Träne im Auge hatte. Ich nahm meinen Hut ab. Sie blieb stehn. Mit bewegter Stimme und einem träumerischen Blick sagte ich: Zürnen Sie mir nicht, gnädiges Fräulein, eine Ähnlichkeit zwischen Ihren Zügen und einem Wesen, daß ich von ganzer Seele liebe, aber das fern von mir lebt, ist so auffallend, daß sie mein sonderbares Benehmen verzeihen werden. — Sie glaubte, ich sei ein Schwärmer, und ein junges Mädchen hat etwas Schwärmerei sehr gern, besonders wenn sie zugleich ihre Überlegenheit fühlt und über einen lächeln kann. Richtig, sie lächelte, es

stand ihr unbeschreiblich schön. Mit einer vornehmen Herablassung grüßte sie mich und lächelte. Sie ging weiter und ich hielt mich etwa zwei Schritte von ihr entfernt. Einige Tage später traf ich sie wieder und nahm mir die Freiheit, sie zu grüßen. Sie sah mich freundlich lächelnd an ... Geduld ist doch eine kostbare Tugend, und wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Aber in welcher Weise soll ich Kordelia überraschen? Ich könnte einen erotischen Sturm erregen, der die Bäume mit den Wurzeln ausreißt. Das wäre jedoch ästhetisch unrichtig und würde bei ihr auch ganz und gar die Richtung verfehlen. Kordelia darf nicht in Exaltation genossen werden.

Eine richtige Verlobung würde doch wohl das Zweckmäßigste sein. Vielleicht wird sie noch weniger ihren Ohren trauen, wenn sie eine prosaische Liebeserklärung von mir hört und ich um ihre Hand anhalte, noch weniger als wenn sie meiner glühenden Beredsamkeit lauschte und im Gedanken an eine Entführung ihr Herz klopfen hörte.

Das Verfluchte einer Verlobung bleibt immer das Ethische in derselben. Das Ethische ist in der Wissenschaft wie im Leben gleich langweilig. Welcher Kontrast: unter dem Himmel der Ästhetik ist alles leicht, schön, flüchtig; aber wenn die Ethik einherschreitet, wird alles rauh, häßlich, unendlich langweilig. Eine Verlobung hat jedoch im strengeren Sinne keine ethische Realität, wie die Ehe. Sie hat ihr bindendes Gesetz nur ex consensu gentium. Das kann mir sehr wichtig sein. Das Ethische in derselben reicht gerade hin, um auf Kordelia seinerzeit den Eindruck zu machen, daß sie über die Grenze des Gewöhnlichen hinausgegangen ist; aber zugleich ist es nicht so ernst, daß ich eine bedenkliche Erschütterung fürchten müßte. Ich habe immer einen gewissen Respekt vor dem Ethischen gehabt. Niemals habe ich meinem Mädchen die Ehe versprochen, selbst nicht im Scherz. Und könnte es scheinen, als täte ich es hier, so ist das ja nur eine fingierte Bewegung; ich werde es schon so machen, daß sie selber die Verpflichtung aufhebt.

Wie verächtlich, wenn ein Richter einen Verbrecher dadurch zum Bekenntnis bringen will, daß er ihm die Freiheit verspricht. Ein solcher Richter renonziert auf seine Kraft und auf sein Talent. In meiner Praxis kommt nun auch noch der Umstand dazu, daß ich nichts wünsche, was nicht im strengsten Sinn ein freies Geschenk ist.

Ich bin ein Ästhetiker, ein Erotiker, der das Wesen und die Pointe der Liebe erfaßt hat, der an die Liebe glaubt und sie von Grund aus kennt, und behalte mir nur die private Ansicht vor, daß jede Liebesgeschichte höchstens ein halbes Jahr währen darf, und daß jedes Verhältnis eo ipso aufhört, sobald man das Letzte genossen hat. Das alles weiß ich, und ich weiß zugleich, daß der höchste Genuß, der sich denken läßt, der ist: geliebt zu werden, über alles in der Welt geliebt zu werden. Sich in ein Mädchen hineindichten ist eine Kunst, sich aus demselben herausdichten ein Meisterwerk; doch hängt letzteres wesentlich vom ersteren ab.

Noch eins wäre möglich. Eduard müßte sich mit ihr verloben und ich würde der Freund des Hauses! Eduard würde mir unbedingt vertrauen. Sein Glück war ja mein Werk. Aber sie kann sich nicht mit Eduard verloben, ohne selber von ihrer Höhe herabzusinken, und außerdem würde mein Verhältnis zu ihr mehr pikant als interessant werden. Die unendliche Prosa einer Verlobung ist gerade der Resonanzboden des Interesses.

23. Juli.

Der entscheidende Augenblick nähert sich. Ich könnte mich an die Tante wenden und schriftlich um Kordelias Hand anhalten. So wirds ja gewöhnlich gemacht, als ob es dem Herzen natürlicher wäre, zu schreiben als zu sprechen. Aber dann würde es mir ja unmöglich sein, sie zu überraschen. — Hätte ich einen Freund, er würde mir vielleicht sagen: Hast du ihn auch recht überlegt, den ernsten Schritt, den du tun willst, den Schritt, der für dein ganzes Leben und für das Glück eines anderen Wesens entscheidend ist? Ja, den

Vorteil hätte man, wenn man einen Freund hätte. Ich habe keinen Freund. Ob es ein Vorteil ist, will ich unentschieden lassen; daß ich aber nicht mit seinem Rat gequält werde, ist ein absoluter Vorteil. Übrigens habe ich die ganze Sache im strengsten Sinn des Wortes sehr durchdacht.

Also mich hindert nichts an einer Verlobung. Ich gehe auf Freiersfüßen, und bald wird meine unbedeutende Person aufhören, eine Prosa zu sein und eine Partie werden, ja, eine gute Partie, wird die Tante sagen. Wen ich bei der ganzen Geschichte am meisten bedaure, ist die Tante; denn sie liebt mich mit einer reinen und ökonomischen Liebe, sie betet mich fast als ihr Ideal an.

31. Juli.

Heute habe ich für einen anderen einen Liebesbrief geschrieben. Das ist mir immer eine große Freude. Zum ersten ist es recht interessant, sich so lebendig in die Situation hineinzuversetzen, ohne seine Gemütlichkeit opfern zu müssen. Ich stopfe meine Pfeife, höre den Bericht an, lasse mir die Briefe geben, die *sie* schon geschrieben hat. Er sitzt dann verliebt wie eine Ratte da, liest mir ihre Briefe vor, während ich ihn mit meinen lakonischen Bemerkungen unterbreche und etwa sage: sie weiß für sich zu schreiben, sie hat Gefühl, Geschmack, ist vorsichtig, hat gewiß schon früher geliebt usw. Zum andern ist's ein gutes Werk, das ich tue. Ich bringe zwei junge Menschen zusammen, dann quittiere ich. So oft ich ein Paar glücklich gemacht habe, ersehe ich mir ein Opfer; ich mache zwei glücklich und höchstens *eine* unglücklich. Ich bin ehrlich und zuverlässig, habe noch nie jemanden betrogen, der sich mir anvertraute. Etwas fällt freilich immer für mich ab; na, das sind gesetzliche Sporteln. Und weshalb genieße ich dieses Vertrauen? Weil ich lateinisch kann und fleißig studiere, und weil ich meine kleinen Geschichten für mich behalte. Und verdiene ich dieses Vertrauen nicht? Ich mißbrauche es ja niemals.

2. August.

Der Augenblick war gekommen. Kordelia war allein zu Hause, sie saß an ihrem Nähtisch. Da ich die Familie sehr selten vormittags besuchte, wurde sie etwas affiziert, als sie mich sah. Sie machte einen ungewöhnlichen Eindruck auf mich. Wie reizend war sie in dem einfachen, buntgestreiften Schirtingkleid, mit einer frischgepflückten Rose auf der Brust — mit einer frischgepflückten Rose? nein, sie selber war eine frischgepflückte Blume, so frisch, als wäre sie eben erst angekommen. Und wer weiß es denn auch, wo ein junges Mädchen die Nacht zubringt; ich denke im Lande der Illusionen, aber jeden Morgen kehrt sie zurück, und daher ihre jungfräuliche Frische. Sie sah so jugendlich und doch so gereift aus, als wenn die Natur, wie eine zärtliche und reiche Mutter, sie erst in diesem Augenblick aus ihrer Hand entlassen hätte. Mir war's, als hätte ich diese Abschiedsszene belauscht, ich sah, wie jene liebreiche Mutter sie noch einmal zum Abschied umarmte, ich hörte, wie sie ihr sagte: Geh nun hinaus in die Welt, mein Kind, ich habe alles für dich getan, nimm diesen Kuß als ein Siegel auf deine Lippen, es ist ein Siegel, welches das Heiligtum bewahrt, niemand kann es brechen, wenn du es nicht selber willst; aber wenn der Rechte kommt, dann wirst du ihn verstehen. Und sie drückte einen Kuß auf ihre Lippen, einen Kuß, der nicht wie ein menschlicher Kuß etwas nimmt, sonder wie ein göttlicher Kuß alles gibt, der dem Mädchen des Kusses Macht gibt. Wunderbare Natur, wie tiefsinnig und rätselhaft bist du, du gibst dem Mann das Wort und dem Mädchen die Beredsamkeit des Kusses! Diesen Kuß hatte sie auf den Lippen, und den Abschied auf ihrer Stirn, und den fröhlichen Gruß in ihrem Auge, deshalb sah sie so häuslich aus, denn sie war ja die Tochter des Hauses, und doch zugleich auch so fremd, denn sie kannte die Welt nicht, sondern nur die treue Mutter, die unsichtbar über ihr wachte. Sie war wirklich reizend, jung

wie ein Kind, und doch mit jener edlen, jungfräulichen Würde geschmückt, in welcher man ehrfurchtsvoll zu ihr emporblicken mußte. — Doch bald war ich wieder leidenschaftslos, und feierlich dumm, wie es bei einer solchen Gelegenheit angemessen ist.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen rückte ich ihr etwas näher und kam mit meinem Antrag heraus. Ein Mensch, der wie ein Buch spricht, ist äußerst langweilig, wenn man ihn anhören muß, doch ist's zuweilen recht zweckmäßig, so zu sprechen. Ein Buch hat nämlich die seltsame Eigenschaft, das man es erklären kann, wie man will. Dasselbe gilt von uns, wenn wir wie ein Buch sprechen. Ich hielt mich ganz nüchtern an die gewöhnlichen Formulare. Sie ward überrascht, wie ich erwartet hatte, das ist unleugbar. Wie sie aussah? Wahrhaftig, ich weiß es selber nicht, vielleicht wie der noch nicht erschienene, aber verheißene Kommentar meines Buches, ein Kommentar, der die Möglichkeit jeder Interpretation in sich schließt. Ein Wort, und sie hätte mich ausgelacht, ein Wort, und sie wäre bewegt gewesen, ein Wort, und sie wäre vor mir geflohen; aber es kam kein Wort über meine Lippen, ich blieb feierlich und hielt mich genau an das Ritual. — Sie kennen mich erst so kurz — großer Gott, solchen Schwierigkeiten begegnet man nur auf dem schmalen Wege der Verlobung, nicht auf dem Rosenpfade der Liebe.

Seltsam! Wenn ich in den letzten Tagen die Sache überlegte, zweifelte ich nicht daran, sie werde im Augenblick der Überraschung ja sagen. Da sieht man, wieviel alle Vorbereitungen helfen. Sie sagte weder ja noch nein, sondern wies mich an die Tante. Das hätte ich voraussehen müssen. Wirklich, das Glück verfolgt mich, denn dieses Resultat war noch besser, als ich gedacht hatte.

Die Tante gab ihre Zustimmung — daran brauchte ich auch nicht zu zweifeln — Kordelia folgte ihrem Rat. Meine Verlobung war also nicht gerade sehr poetisch, — dessen

darf ich mich in der Tat nicht rühmen, sie war über alle Maßen philiströs und spießbürgerlich. Das Mädchen weiß nicht, ob sie ja oder nein sagen soll; die Tante sagt ja, das Mädchen auch, ich nehme das Mädchen, sie nimmt mich — und nun fängt die Geschichte an.

3. August.

So bin ich denn verlobt, Kordelia ist's auch. Wenn sie eine Freundin hätte, mit der sie aufrichtig sprechen wollte, so würde sie wohl sagen: Was das alles bedeutet, verstehe ich wirklich nicht. Es ist etwas in ihm, das mich zu ihm hin zieht, was das aber ist, weiß ich selber nicht, er übt eine wunderbare Gewalt über mich aus. Du fragst mich, ob ich ihn auch liebe? Nein, das tue ich nicht, und werde es auch niemals tun; dagegen werde ich recht gut mit ihm zusammenleben und daher auch glücklich mit ihm werden können; denn er fordert gewiß nicht so viel, wenn man nur bei ihm aushält. — Meine liebe Kordelia, vielleicht fordert er mehr, als du denkst, nur das nicht, daß du bei ihm aushältst! — —

Von allem Lächerlichen ist eine Verlobung in der Tat das Allerlächerlichste. In der Ehe liegt doch noch ein Sinn, wenn dieselbe auch etwas sehr Unbequemes hat. Aber eine Verlobung ist eine rein menschliche Erfindung und macht ihrem Erfinder keine Ehre.

Eduard ist außer sich vor Erbitterung. Er läßt sich den Bart wachsen, hat seinen schwarzen Anzug weggelegt, was viel sagen will. Er will mit Kordelia sprechen und ihr meinen schändlichen Betrug schildern. Das wird eine erschütternde Szene werden: Eduard unbarbiert, nachlässig gekleidet, laut mit Kordelia sprechend! Wenn er mich nur nicht mit seinem langen Bart aussticht. Vergebens suche ich ihn zur Raison zu bringen, ich sage ihm, die Tante habe die Partie arrangiert, vielleicht nähre Kordelia noch Gefühle für ihn, und wenn er sie gewinnen könne, würde ich gern zurücktreten usw. Einen Augenblick überlegt er's, ob er

seinen Bart nicht wieder in anderer Weise scheren lassen, sich einen neuen schwarzen Rock kaufen solle; aber im nächsten Augenblick fährt er wieder schimpfend auf mich los. Ich tue alles, um mit ihm in Frieden zu bleiben. Wie sehr er mir auch zürnt, er tut doch keinen Schritt, ohne ihn mit mir überlegt zu haben; er vergißt es nicht, daß ich sein treuer Mentor gewesen bin. Und warum sollte ich ihm die letzte Hoffnung rauben, warum mit ihm brechen. Er ist ein guter Mensch, und wer weiß, was noch einmal geschehen kann.

Meine Aufgabe wird nun eine doppelte sein: ich muß einerseits alles vorbereiten, um die Verlobung wieder aufzuheben und mir dadurch ein schöneres und bedeutungsvolleres Verhältnis zu Kordelia zu sichern; andererseits werde ich die Zeit so gut wie möglich zu benutzen suchen, um mich an all der reizenden Liebenswürdigkeit, mit welcher die Natur sie so verschwenderisch ausgesteuert hat, zu erfreuen, jedoch stets mit der Beschränkung und Zirkumspektion, die mir verbietet, etwas vorwegzunehmen. Wenn sie dann in meiner Schule gelernt hat, was es heißt: lieben, mich lieben, dann wird die Verlobung als eine unvollkommene Form der Liebe gelöst, und sie gehört mir.

Noch ist alles im status quo; aber kaum kann ich mir einen glücklicheren Bräutigam denken als mich selber. Ich bin wie berauscht in dem Gedanken, daß sie in meiner Macht ist. Eine reine unschuldige Weiblichkeit, durchsichtig wie das Meer und doch auch tiefsinnig wie dasselbe, ohne eine Ahnung von der Liebe! Nun soll sie es lernen, was für eine Macht dieselbe ist. Wie eine Königstochter, die aus niederer Hütte auf den Thron ihrer Väter gehoben wird, soll sie nun in das Königreich hineingeführt werden, in welchem sie ihre wahre Heimat hat. Und das soll durch mich geschehen; dadurch, daß sie lernt, was lieben heißt, lernt sie mich lieben, und wenn ihr ein Licht aufgeht, daß sie es von mir gelernt hat, dann liebt sie mich doppelt.

Der Gedanke an meine Freude überwältigt mich dermaßen, daß ich fast die Besinnung verliere.

Ich bin nun in rechtmäßigem Besitz Kordelias, habe der Tante Segen und die Gratulationen der Freunde und Verwandten. Die Mühseligkeiten des Krieges haben ihr Ende erreicht, des Friedens Segnungen nehmen ihren Anfang. Welche Torheiten! Als ob der Tante Segen und die Gratulationen der Freunde mich wirklich in Kordelias Besitz setzen könnten! Ja, in ihrem Besitz bin ich, das ist wahr, das heißt in juridischem und spießbürgerlichem Sinn des Wortes; aber daraus folgt für mich absolut nichts, ich habe viel reinere Vorstellungen. Verlobt ist sie mit mir, das ist wahr; aber wollte ich daraus schließen, daß sie mich liebte, so wäre das eine Täuschung, denn sie liebt mich überhaupt nicht. Ich besitze sie nach dem Gesetz, und doch besitze ich sie nicht, wie ich andererseits ebensogut ein Mädchen besitzen kann, ohne sie nach dem Gesetz zu besitzen.

Auf heimlich errötender Wange
Leuchtet des Herzens Glühn.

Sie sitzt am Teetisch auf dem Sofa, ich auf einem Stuhl neben ihr, Die Liebe hat viele Positionen, dies ist die erste. Wie hat die Natur dieses Mädchen doch wahrhaft königlich ausgerüstet; ihre reinen, weichen Formen, ihre tiefe jungfräuliche Unschuld, ihr klares Auge — alles berauscht mich. — Ich hatte sie begrüßt. Sie kam mir froh wie immer entgegen, nur etwas verlegen, etwas unsicher. Die Verlobung muß unser Verhältnis doch geändert haben, in welcher Weise, ist ihr selber unbewußt. Sie ergriff meine Hand, aber nicht mit einem Lächeln wie sonst wohl. Ich erwiderte diesen Gruß mit einem leichten, fast unmerklichen Druck der Hand; ich war mild und freundlich, doch ohne erotisch zu sein. — Sie sitzt am Teetisch auf dem Sofa, ich auf einem Stuhl neben ihr. Es ist alles so still und feierlich, wie wenn die Erde im Morgenrot erglüht. Kein Wort kommt über ihre Lippen, ihr Herz ist zu bewegt. Mein

Auge ruht auf ihr, aber nicht in sündlicher Lust, in Wahrheit, das wäre zu gemein! Wie eine Wolke über das Feld, so fährt über ihr Gesicht eine feine Röte. Was bedeutet dieselbe? Ist es Liebe, Sehnsucht, Hoffnung, Furcht? Denn Rot ist die Farbe des Herzens. Nein. Sie wundert sich, sie verwundert sich — nicht über mich, nicht über sich selbst, aber in sich selber, denn in sich selber wird sie verwandelt. Dieser Augenblick fordert Stille, daher soll keine Reflexion ihn stören, kein Sturm der Leidenschaft ihn unterbrechen. Es ist, als wäre ich nicht gegenwärtig, und doch ist gerade meine Gegenwart die Bedingung dieser ihrer kontemplativen Verwunderung. Mein Wesen ist mit dem ihrigen in Harmonie. In einer solchen Stunde wird ein junges Mädchen, wie einzelne Gottheiten, schweigend angebetet.

Ein Glück, daß ich meines Onkels Haus habe. Denn wenn ich einem jungen Mädchen die Freude an ihrer Verlobung zerstören will, brauche ich sie nur hier zu introduzieren. Das Haus ist ein wahrer Versammlungsort für lauter Verlobte. Eine schreckliche Kompagnie, in die man da gerät und ich kann's Kordelia nicht verdenken, daß sie ungeduldig wird. Wenn wir en masse versammelt sind, glaube ich, sind's zehn Paare, außer den annektierten Bataillonen, die zu den großen Festen in die Residenz kommen. Wir Verlobten können da recht die Freuden der Verlobung genießen. Den ganzen Abend hört man nur einen Ton, wie wenn einer mit einer Fliegenklatsche umhergeht — es sind der Liebenden Küsse! Man ist in diesem Hause im Besitz einer liebenswürdigen Ungeniertheit; man sucht auch nicht verborgene Plätze auf, nein! man sitzt um einen großen runden Tisch. Auch ich mache eine Miene, als wollte ich Kordelia so behandeln. Ich muß mich zu dem Ende sehr beherrschen. Es wäre wirklich empörend, wollte ich ihre reine Jungfräulichkeit so verletzen. Ich würde mir dann größere Vorwürfe machen, als wenn ich sie betröge. Überhaupt kann ich jedem Mädchen, die sich mir anvertraut,

eine vollkommen ästhetische Behandlung zusichern: nur schließt die Geschichte immer damit, daß sie betrogen wird; aber das steht auch in meiner Ästhetik geschrieben, denn entweder betrügt das Mädchen den Mann, oder der Mann das Mädchen.

Die Zeit, die Kordelia mir kostet, verdrießt mich nicht, obgleich jedes Zusammentreffen oft lange Vorbereitungen erfordert.

Wovon sprechen Verlobte gewöhnlich? Soviel ich weiß, suchen sie sich eifrig mit ihren respektablen Familien bekannt zu machen. Was Wunder, daß das Erotische da verschwindet. Versteht man es nicht, die Liebe zum Absoluten zu machen, vor welchem alles andere verschwindet, so sollte man niemals lieben, wenn man sich zehnmal verheiratete. Ob ich eine Tante Marianne, einen Onkel Christoph habe, oder einen Vater, der Major ist usw. usw., was geht das alles die Mysterien der Liebe an? Ja, selbst das eigene vergangene Leben ist nichts. Was hat ein junges Mädchen denn im allgemeinen zu erzählen? Und wenn sie es hat, ja dann ist's vielleicht der Mühe wert, sie anzuhören, aber in der Regel nicht, sie zu lieben. Ich suche wenigstens keine Geschichten, deren habe ich in der Tat genug; ich suche die Unmittelbarkeit. Es ist das Ewige in der Liebe, daß die Individuen erst in diesem Augenblick gewissermaßen für einander geschaffen werden.

Etwas Vertrauen muß in ihr geweckt oder richtiger ein Zweifel entfernt werden. Ich gehöre nicht zu der Zahl der Liebenden, die aus Achtung einander lieben, aus Achtung einander heiraten, aus Achtung mit einander Kinder zeugen; aber doch weiß ich sehr wohl, daß die Liebe, besonders solange die Leidenschaft noch nicht in Bewegung gesetzt ist, unbedingt fordert, daß das Ästhetische und Moralische nicht miteinander in Konflikt geraten. Da hat die Liebe ihre eigene Dialektik. Während daher mein Verhältnis zu Eduard viel weniger vor der Moral besteht, wie mein

Betragen gegen die Tante, so wird es mir doch viel leichter, das erstere vor Kordelia zu rechtfertigen als das letztere. Auch habe ich, obgleich sie keine Bemerkung gemacht hat, es für richtiger gehalten, ihr zu sagen, daß ich nicht anders habe handeln können. Die Vorsicht, die ich angewandt, schmeichelt ihrem Stolz, die geheimnisvolle Weise, mit der ich alles geordnet habe, fesselt ihre Aufmerksamkeit. Wohl könnte es scheinen, daß ich hier schon zu viele erotische Bildung verrate und mit mir selber in Widerspruch komme, wenn ich später gezwungen sein werde, eine Bemerkung fallen zu lassen, daß ich nie vorher geliebt habe. Doch das tut nichts. Ich fürchte mich davor nicht, wenn sie es nur nicht merkt, und ich erreiche, was ich will. Laß die Gelehrten eine Ehre darein setzen, daß sie sich nie und nirgend widersprechen; eines jungen Mädchens Leben ist zu reich, als daß es ohne alle Widersprüche sein könnte und daher auch den Widerspruch herausfordert.

Sie ist stolz und hat eigentlich keine rechte Vorstellung von dem Erotischen. Während sie sich nun in gewissem Maß vor meinem Geist beugt, ist es doch nicht undenkbar, daß sie, sobald das Erotische seine Rechte geltend machen will, ihren Stolz gegen mich kehrt. Im Grunde hat sie von der eigentlichen Bedeutung des Weibes keine Ahnung. Deshalb war es auch nicht so schwer, sie gegen Eduard aufzureizen. Dieser Stolz war jedoch ganz exzentrisch, weil sie nicht weiß, was Liebe ist. Kommt sie zu der Erkenntnis, dann wird sie im besten Sinn des Wortes stolz werden. Aber ein Rest jenes Exzentrischen könnte leicht wieder wie die Lava aus einem Vulkan hervorbrechen und sich über mich ergießen.

* * *

Ganz richtig. Schon unten in der Straße sehe ich diesen reizenden kleinen Lockenkopf, der sich so weit wie möglich aus dem Fenster streckte. Es ist bereits der dritte

Tag, daß ich es bemerke . . . Ein junges Mädchen steht gewiß nicht um nichts und wieder nichts am Fenster, sie hat vermutlich ihre guten Gründe . . . Aber ich bitte Sie um des Himmels willen, lehnen Sie sich doch nicht so weit aus dem Fenster; zehn gegen eins, Sie stehen auf einem Stuhl; ich kann's Ihnen ansehen. Denken Sie doch, wie schrecklich, wenn Sie nicht mir — ich halte mich ganz draußen vor — sondern ihm, ihm auf den Kopf fallen . . . Nein, was sehe ich? Da kommt ja mein Freund Lic. Hansen. Er kommt auf den Flügeln der Sehnsucht . . . Mein schönes Fräulein, Sie verschwanden! Ach, Sie wollten ihm gewiß die Tür öffnen . . . Kommen Sie nur wieder, er will nicht hinein . . . Wie, Sie wissen es besser? Da kann ich Ihnen doch die Versicherung geben . . . er sagte es selber. Wenn der Wagen, der vorüberfuhr, nicht so schrecklichen Lärm gemacht hätte, würden Sie es selbst gehört haben. Ich sagte ihm, so ganz en passant: Willst du hier hinein? Er antwortete klar und deutlich: Nein . . . Nun können Sie gern Ade sagen; denn der Herr Lizentiat und ich gehen mit einander spazieren. Er ist verlegen, und verlegene Menschen plaudern gern. Ich will mit ihm wegen des Pfarramtes sprechen, um das er sich beworben hat . . . Ade, mein schönes Fräulein. Nun wollen wir erst unsre Promenade machen. — — — Sieh, da sind wir wieder . . . Wie treu! Sie steht noch immer am Fenster. Solch Mädchen muß einen Mann glücklich machen können . . . Aber warum mache ich doch alle diese Geschichten? Weil ich ein niedriger, gemeiner Mensch bin, der seine Freude daran hat, andere zu schikanieren? Keineswegs. Ich tue es aus Fürsorge für Sie, mein liebenswürdiges Fräulein. Zum ersten. Sie haben auf den Lizentiaten gewartet, sich nach ihm gesehnt, ach, und nun ist er doppelt schön, wenn er kommt. Zum andern. Wenn der Lizentiat nun in die Türe tritt, so sagt er: Da wären wir, bei Gott, fast verraten worden; stand der verdammte Mensch nicht in der Tür, als ich Dich

besuchen wollte? Aber ich war klug, denn ich fing eine Unterhaltung mit ihm an und sprach lang und breit über das Amt, um das ich mich beworben habe. Der hat nichts bemerkt. Und nun? Nun lieben Sie den Lizentiaten noch mehr denn zuvor. Sie haben schon immer gewußt, daß er ein großer Gelehrter war, aber daß er klug war . . . ja, jetzt sehen Sie es selber ein. Und das verdanken Sie mir . . . Aber es fällt mir etwas ein. Ihre Verlobung kann noch nicht deklariert sein, sonst müßte ich es wissen. Das Mädchen ist schön und lieblich anzusehen; aber sie ist noch jung. Wär's nicht denkbar, daß sie einen so ernsten Schritt täte, ohne ihn recht überlegt zu haben? Das muß verhindert werden; ich muß mit ihr sprechen. Das schulde ich ihr, denn sie ist gewiß ein sehr liebenswürdiges Mädchen. Das schulde ich dem Lizentiaten, denn er ist mein Freund. Das schulde ich der Familie, die gewiß sehr achtenswert ist, ja, ich schulde es der ganzen Menschheit, denn ich tue damit ein gutes Werk. Der ganzen Menschheit! Großer, erhebender Gedanke, im Namen der ganzen Menschheit zu handeln, im Besitz einer solchen Generalvollmacht zu sein. — Doch zurück zu Kordelia. Ich kann immer Stimmung gebrauchen, und des Mädchens schöne Sehnsucht hat mich wirklich bewegt.

Nun beginnt also der erste Krieg mit Kordelia, in welchem ich fliehe und sie dadurch siegen lehre, daß sie mich verfolgt. Ich ziehe mich stets zurück, und so lernt sie an mir alle Mächte der Liebe kennen, ihre unruhigen Gedanken, ihre Leidenschaft, und sieht, was Sehnsucht ist und Hoffnung und ungeduldiges Warten. Das ist ein wahrer Triumphzug — und ich selber bin der, der ihre Siege in dithyrambischen Liedern preist und ihr zugleich den Weg zeigt, den sie gehen soll. Sie wird an die ewige Macht der Liebe glauben, wenn sie es sieht, wie ich mich unter ihrem Zepter beuge. Sie wird mir glauben, teils weil ich meiner Kunst vertraue, teils weil dem, was ich tue, eine Wahrheit zu Grunde liegt.

Und so erwacht in ihrer Seele die Liebe, und sie empfängt als Weib ihre Weihe. — Ich habe bisher nicht im spießbürgerlichen Sinn des Wortes um sie gefreit; das tue ich nun, ich mache sie frei, nur so will ich sie lieben. Daß sie mir das dankt, darf sie nicht ahnen; dann würde sie das Vertrauen zu sich selber verlieren. Und fühlt sie sich frei, so frei, daß sie fast mit mir brechen möchte, dann fängt der zweite Krieg an. Nun ist sie stark und voller Leidenschaft, und der Krieg hat für mich seine Bedeutung, wie auch die augenblicklichen Folgen sein werden. Und wenn sie in ihrem Stolz mit mir bräche? Nun wohl! sie hat ihre Freiheit; aber mein soll sie doch werden. In ihrer Freiheit will ich sie besitzen. Mag sie mich verlassen, der zweite Krieg beginnt doch, und in diesem zweiten Krieg trage ich so gewiß den Sieg davon, wie ihr Sieg im ersten Krieg eine Täuschung war. Je größer ihre Kraft ist, um so interessanter für mich. Der erste Krieg ist der Befreiungskrieg, und der ist ein Spiel; der zweite ein Eroberungskrieg, und da geht's auf Tod und Leben.

Liebe ich Kordelia? Ja! Aufrichtig? Ja! Treu? Ja! In ästhetischem Sinn, und das hat doch wohl auch seinen Wert. Streng wache ich über mir selber, daß alles, was in ihr verborgen ist, ihre ganze göttliche reiche Natur sich entfalten könne. Ich bin der wenigen einer, die das können, sie ist unter Tausenden die einzige, die sich dazu eignet. Passen wir denn nicht zu einander?

Ist es eine Sünde von mir, daß ich nicht den Pastor ansehe; sondern das schön gestickte Taschentuch, das Sie in der Hand halten? . . . Ich sehe den gestickten Namen . . . Charlotte Hahn heißen Sie, wie verführerisch, so ganz zufällig den Namen einer Dame zu erfahren. War es ein Geist, der mich so geheimnisvoll mit Ihnen bekannt machte? Oder ist es nicht ein Zufall, daß das Taschentuch gerade so gehalten ist, daß ich den Namen sehen kann? . . . Sie sind

bewegt, Sie trocknen eine Träne in Ihrem Auge . . . Wieder halten Sie das Taschentuch nachlässig in Ihrer Hand . . . Es fällt Ihnen auf, daß ich Sie ansehe und nicht den Pastor. Sie sehen Ihr Taschentuch an, denn Sie haben bemerkt, daß es Ihren Namen verraten hat . . . Das ist doch eine sehr unschuldige Geschichte, man erfährt ja leicht den Namen eines Mädchens . . . Warum zerknittern Sie das Taschentuch so? Warum zürnen Sie ihm? Warum zürnen Sie mir? Hören Sie doch, was der Pastor sagt: Keiner führe einen Menschen in Versuchung; auch der, der es tut, ohne es selber zu wissen, ist dafür verantwortlich . . . Nun sagt er Amen, und draußen vor der Tür der Kirche dürfen Sie Taschentuch im Winde flattern lassen . . . oder fürchten Sie sich vor mir? Was habe ich Ihnen denn getan? . . . War's mehr, als Sie vergeben können, mehr als woran Sie sich zu erinnern wagen, — um zu vergeben?

Eine doppelte Bewegung ist im Verhältnis zu Kordelia notwendig. Will ich immer nur vor ihrer Übermacht weichen, dann würde das Erotische in ihr möglicherweise zu dissolut werden, als daß die tiefere Weiblichkeit sich hypostasieren könnte. Auch würde sie dann in dem zweiten Krieg keinen Widerstand leisten können. Wohl geht sie träumend ihrem Sieg entgegen, und so muß es auch sein, aber andererseits muß sie immer wieder geweckt werden. Sieht es einen Augenblick aus, als würde der Siegerkranz ihr wieder entrissen, dann muß sie es lernen, mit neuer Macht ins Feld zu rücken. So reift ihre Weiblichkeit heran. Was nun tun? Ich könnte sie durch meine Unterhaltung entflammen und durch meine Briefe wieder abkühlen, oder umgekehrt. Letzteres ist jedenfalls vorzuziehen. Ich genieße dann ihre herrlichsten Augenblicke. Wenn sie eine Epistel erhalten hat, wenn das süße Gift derselben ins Blut übergegangen ist, dann ist ein Wort genug um die Liebesglut anzufachen. Im nächsten

Augenblick ruft meine Ironie wieder Zweifel in ihr hervor, aber doch muß sie sich immer noch als Siegerin fühlen. Die Ironie paßt nun sehr schlecht für einen Brief, dieselbe wird außerdem auch leicht mißverstanden. Andererseits ist's nicht zu empfehlen, in der Unterhaltung in schwärmerischer Extase zu sein. Bin ich nur in einem Brief gegenwärtig, dann kann sie mich leicht tragen, und sie verwechselt mich bis zu einem gewissen Grad mit einem universelleren Wesen, das in ihrer Liebe wohnt. In einem Brief kann ich mich aber herrlich vor ihre Füße werfen ꝛc. Wollte ich das persönlich tun, dann würde die Illusion verloren gehen. Der Widerspruch dieser Bewegungen wird ihre Liebe hervorrufen und entwickeln, stärken und konsolidieren, mit einem Worte: sie versuchen. —

Anfangs dürfen diese Episteln jedoch kein zu starkes erotisches Kolorit annehmen, sondern müssen einen universelleren Stempel tragen, einzelne Winke enthalten, einzelne Zweifel heben. Gelegentlich deute ich an, daß eine Verlobung ihre großen Vorteile hat, andererseits darf es aber auch nicht an Andeutungen fehlen, daß dieselbe etwas sehr Unvollkommenes ist. Hier wird mir meines Onkels Haus manche Karikaturen bieten. Wenn ich sie mit diesen letzteren quäle, wird sie es bald bedauern, daß sie verlobt ist, und darf mir doch keine Vorwürfe machen, daß ich diese Gefühle in ihr erweckt habe.

Eine kleine Epistel wird ihr heute einen Wink geben, wie es in ihrem Inneren aussieht, indem ich ihr die Gefühle meines Herzens schildere. Das ist die rechte Methode; und Methode habe ich. Das danke ich euch, ihr lieben Mädchen, die ich früher geliebt habe. Euch gebührt die Ehre. Ein junges Mädchen ist eine geborene Lehrerin, und kann man nichts anderes von ihr lernen, so doch das, wie sie betrogen werden kann — denn das lernt man am besten von dem Mädchen selbst. Wie alt ich auch werde, ich werde es nie vergessen, daß es erst dann mit einem Menschen aus ist,

wenn er zu alt geworden ist, um noch etwas von einem jungen Mädchen lernen zu können.

* *

Meine Kordelia!

Ich bin ein ganz anderer Mensch, als Du Dir gedacht? Aber ich hätte mir auch nicht träumen lassen, daß ich so werden könnte. Liegt die Veränderung nun in Dir? Denn möglicherweise bin ich ja nicht verändert, sondern Dein Auge, mit dem Du mich ansiehst. Oder liegt sie in mir? Sie liegt in mir, denn ich liebe Dich; sie liegt in Dir, denn Du bist's, die ich liebe. Mit dem kalten, ruhigen Licht des Verstandes betrachte ich alles, stolz und unbewegt, nichts konnte mir einen Schrecken einjagen; selbst wenn ein Geist an meine Tür geklopft hätte, ich würde sie ihm ruhig geöffnet haben. Aber nicht vor Geistern der Nacht, nicht vor bleichen, kraftlosen Gestalten habe ich die Tür geöffnet, sondern vor Dir, meine Kordelia; denn in Dir trat mir Leben und Jugend und Gesundheit entgegen. Mein Arm zittert, ich kann das Licht nicht ruhig halten, ich fliehe vor Dir und kann doch das Auge nicht von Dir wenden. Ja, ich bin verändert; aber was dies Wort alles in sich schließt, das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich kein reicheres Prädikat gebrauchen kann, als wenn ich unendlich geheimnisvoll zu mir selber sage: Ich bin verändert.

Dein Johannes.

* *
*

Meine Kordelia!

Liebe liebt das Geheimnis — eine Verlobung ist eine Offenbarung; sie liebt das Schweigen — eine Verlobung ist eine Bekanntmachung; sie liebt leises Flüstern — eine Verlobung ist eine laute Verkündigung; und doch wird gerade eine Verlobung durch meiner Kordelia Kunst ein herrliches

Mittel werden, die Feinde zu betrügen. Nichts gefährlicher in einer dunklen Nacht auf dem Meer, als wenn ein Schiff eine Laterne aushängt; die täuscht mehr als die Finsternis.

Dein Johannes.

* * *

Sie sitzt auf dem Sofa am Teetisch, ich neben ihr; ihr Kopf ruht gedankenschwer an meiner Schulter. Sie ist mir so nahe und doch noch fern, sie gibt sich mir hin, und gehört mir doch nicht. Ihr Herz klopft, doch ohne Leidenschaft, der Busen bewegt sich, doch nicht in Unruhe, zuweilen wechselt sie die Farbe, doch in leichten Übergängen. Ist es Liebe? Nein. Sie lauscht, sie versteht. Sie lauscht dem geflügelten Wort, sie versteht es; sie lauscht der Stimme eines anderen, indem sie in ihrem Herzen widerhallt, und sie versteht diesen Widerhall, als wär's ihre eigene Stimme, die ihr Geheimnis vor ihr und einem anderen offenbart. — — —

Die Umgebung und der Rahmen eines Bildes haben doch einen großen Einfluß, sie prägen sich tief und fest der Erinnerung ein, oder vielmehr der ganzen Seele und werden daher nicht vergessen. Wie alt ich auch werden mag, ich werde mir Kordelia niemals anders als in diesem kleinen Zimmer denken können. Wenn ich sie besuchen will, führt die Magd mich gewöhnlich in den Saal; sie selber kommt aus ihrem Zimmer, und wenn ich nun die Saaltür aufschließe, um ins Wohnzimmer zu treten, schließt sie die andere Türe auf, und unsere Augen begegnen sich gleich in der Tür.

Das Wohnzimmer ist nur klein, aber sehr gemütlich, fast ein Kabinett. Sie sitzt neben mir, vor uns steht ein runder Teetisch, auf welchem eine schöne Tischdecke in reichen Falten ausgebreitet liegt. Auf dem Tisch steht eine Lampe; dieselbe hat die Form einer Blume, die voll und kräftig

aufschießt und ihre Krone trägt, über welcher wieder ein fein ausgeschnittener Schleier hängt, so leicht, daß er sich unaufhörlich bewegt. Die Form der Lampe erinnert an die Natur des Orients, die Bewegung des Schleiers an die milden Lüfte jener Länder. In einzelnen Augenblicken lasse ich die Lampe die leitende Idee meiner Landschaft sein, ich sitze dann mit ihr auf der Erde unter der Lampenblume. Zu anderen Zeiten lasse ich mich durch den Teppich — er ist von einer eigenen Art von Weiden, die gleich ihren fremden Ursprung verraten — an ein Schiff, eine Offiziers-Kajüte erinnern — wir segeln dann mitten auf dem großen Ozean. Da wir weit vom Fenster weg sitzen, schauen wir unmittelbar auf den ungeheuren Horizont des Himmels. Auch dies erhöht die Illusion. — Wie paßt doch diese Umgebung für Kordelia und ihre Liebe.

In meines Onkels Hause fühlt Kordelia sich sehr ungemütlich. Sie hat mich schon oft gebeten, es nicht mehr zu betreten; das hilft ihr aber nicht, ich weiß immer Entschuldigungen vorzubringen. Als wir gestern abend von da nach Hause gingen, drückte sie meine Hand mit ungewöhnlicher Leidenschaft, und heute morgen empfing ich einen Brief von ihr, in welchem sie mit mehr Witz, als ich ihr zugetraut hatte, über Verlobungen spottet. Ich habe den Brief geküßt, er ist der liebste, den ich von ihr erhalten habe. Recht so, meine Kordelia! So will ich es.

Meine Kordelia!

Ich sehne mich nach Dir, wenn ich zu Dir eile; ich sehne mich nach Dir, wenn ich Dich verlasse, ja selbst wenn ich neben Dir sitze. Kann man sich denn nach etwas sehnen, was man besitzt? Ja, wenn man daran denkt, daß man es vielleicht im nächsten Augenblick nicht mehr hat. Meine Sehnsucht ist eine ewige Ungeduld. Erst wenn ich durch alle Ewigkeiten gereist wäre und mich versichert hätte, daß Du

mir jeden Augenblick angehörtest, erst dann möchte ich wieder zu Dir zurückkehren und alle Ewigkeiten mit Dir durchleben.

Dein Johannes.

* *

Meine Kordelia!

Vor der Tür hält ein kleiner Wagen, der aber für mich größer ist, als die ganze Welt, da er groß genug für zwei ist. Vorgespannt sind zwei Pferde, wilder als Naturkräfte, ungeduldiger als meine Leidenschaften, kühner als Deine Gedanken. Willst Du es, so entführe ich Dich — meine Kordelia! Befiehlst Du es? So bin ich Dir gehorsam. Ich entführe Dich, nicht von diesen Menschen zu anderen, sondern aus der Welt — die Pferde steigen in die Höhe; der Wagen erhebt sich, wir fahren durch die Wolken gen Himmel. Es rauscht und es braust um uns her: sind wir es, die still sitzen, oder ist's die ganze Welt, die sich bewegt, oder ist's unser kühner Flug? Schwindelt Dir, meine Kordelia, so halte Dich an mir, mir schwindelt nicht. Es schwindelt einem nie, wenn man immer nur an eins denkt, und ich denke nur an Dich. Halte Dich fest, meine Kordelia. Wenn die Welt verginge, unser leichter Wagen unter uns verschwände — wir hielten einander doch fest umschlungen, schwebend in sphärischer Harmonie.

Dein Johannes.

* *
*

Das ist fast zu viel. Mein Diener hat sechs Stunden gewartet, ich selber zwei in Sturm und Regen, und aus keinem anderen Grunde, als um dem lieben Mädchen Charlotte Hahn nachzuspüren. Jeden Mittwoch zwischen vier und fünf besucht sie eine alte Tante. Und gerade heute kommt sie nicht, und gerade heute wünschte ich so sehr, ihr zu begegnen. Warum? Weil sie mich immer in eine ganz

bestimmte Stimmung bringt. Ich grüße sie, sie verneigt sich zugleich so unbeschreiblich irdisch, und doch so himmlisch; sie bleibt fast stehen, als wollte sie zur Erde sinken — aber mit einem Blick, als sollte sie gen Himmel gehoben werden. Wenn ich sie ansehe, wird mir so feierlich zu Mut und doch auch so voller Verlangen. Weiter beschäftigt mich das Mädchen gar nicht, nur diesen Gruß verlange ich, nichts mehr, und wollte sie es mir selber geben.

Meine Briefe verfehlen ihren Zweck nicht. Sie entwickeln sie seelisch, wenn auch nicht erotisch. Dazu können auch keine Briefe benutzt werden, nur Billets. Je mehr das Erotische sich durchbricht, um so kürzer werden sie, aber um so sicherer fassen sie die erotische Pointe. Um sie jedoch nicht sentimental oder weich zu machen, muß die Ironie die Gefühle wieder dämpfen, aber zugleich das Verlangen nach der Nahrung in ihr wecken, die ihr die liebste ist. In dem Augenblick, da diese Ahnung in ihrer Seele aufzudämmern anfängt, wird das Verhältnis gebrochen. Durch meinen Widerstand nimmt die Ahnung in ihrer Seele eine Gestalt an, als wäre sie ihr eigener Gedanke, die tiefsten Gefühle ihres eigenen Herzens. Und das ist's ja gerade, was ich will.

* *

Meine Kordelia.

Ich habe Dir ein Geheimnis anzuvertrauen, Du Vertraute meines Herzens. Wem sollt' ich's auch anvertrauen? Dem Echo? Das würd' es verraten. Den Sternen? Die sind so kalt. Den Menschen? Die verstehen es nicht. Nur Dir darf ich es anvertrauen: denn Du wirst's bewahren.

Ich kenne ein Mädchen, schöner als meiner Seele Traum, reiner als der Sonne Licht, tiefer als des Meeres Quelle, stolzer als des Adlers Flug — ich kenne ein Mäd-

chen — o! neige Dein Haupt meinem Ohr und meiner Rede, daß mein Geheimnis den verborgenen Weg zu Deinem Herzen finde — dieses Mädchen liebe ich mehr als mein Leben, mehr als alle meine Wünsche, denn sie ist mein einziger Wunsch; wärmer als die Sonne die Blume liebt; inniger als das Leid die bekümmerte Seele in ihrer Einsamkeit; sehnsuchtsvoller als der brennende Sand der Wüste den Regen liebt — ja zärtlicher als das Auge der Mutter auf ihrem Kinde ruht; vertrauensvoller als die Seele des Betenden zu Gott emporschaut; unzertrennlicher als die Pflanze mit ihrer Wurzel verbunden ist. Dein Haupt wird schwer und gedankenvoll, es sinkt auf die Brust herab, der Busen hebt sich, um ihm zu Hilfe zu kommen — meine Kordelia! Du hast mich verstanden! Willst Du dieses Geheimnis bewahren? Darf ich Dir vertrauen? Man erzählt sich von Menschen, die durch schreckliche Verbrechen aneinander gefesselt einander ewiges Schweigen gelobten. Dir habe ich ein Geheimnis anvertraut, das mein Leben und der ganze Reichtum meines Lebens ist. Hast Du mir nichts anzuvertrauen, das so bedeutungsvoll, so schön, so keusch ist, daß übernatürliche Kräfte sich regen müßten, wenn es verraten würde?

Dein Johannes.

* *

Meine Kordelia!

Der Himmel ist voller Wolken — die dunklen Regenwolken sind wie schwarze Augenbrauen über seinem leidenschaftlichen Gesicht, die Bäume des Waldes bewegen sich, als würden sie von unruhigen Träumen gequält und verfolgt. Ich habe dich im Walde aus den Augen verloren. Hinter jedem Baum sehe ich ein weibliches Wesen, das Dir ähnlich ist; trete ich näher, dann verschwindet es hinter dem nächsten Baum. Willst Du Dich mir nicht zeigen, Dich nicht sammeln? Alles verwirrt sich vor mir; die einzelnen

Teile des Waldes verlieren ihre isolierten Umrisse, ich sehe alles wie in einem Nebelmeer, aus welchem überall weibliche Wesen, die Dir ähnlich sind, auftauchen und wieder verschwinden. Dich sehe ich nicht, Du bewegst Dich stets mit der Woge der Anschauung, und doch bin ich schon glücklich, wenn ich nur an Dich erinnert werde. Woran liegt das? — Ist es Deines Wesens reiche Einheit oder die arme Mannigfaltigkeit meines Wesens? — Heißt Dich lieben nicht eine Welt lieben?

Dein Johannes.

* *

Es könnte mich wirklich interessieren, wenn's möglich wäre, die Gespräche, die ich mit Kordelia führe, ganz genau wiederzugeben. Aber, ich sehe es ein, das ist eine Unmöglichkeit; denn erinnerte ich mich auch jedes zwischen uns gewechselten Wortes, so kann man doch nicht das wiedergeben, was eigentlich der Nerv aller Unterhaltung ist, das Überraschende, jenes Leidenschaftliche, welches das Lebensprinzip der Konversation ist. Im allgemeinen bereite ich mich natürlich nicht vor, was ja auch gegen das eigentliche Wesen der Konversation, besonders der erotischen Konversation, streiten würde. Nur den Inhalt meiner Briefe habe ich stets in mente, die durch diese möglicherweise hervorgerufene Stimmung stets vor Augen. Selbstverständlich frage ich sie niemals, ob sie meine Briefe gelesen hat, auch spreche ich niemals direkt mit ihr über dieselben, aber ich unterhalte doch in meinen Gesprächen eine geheimnisvolle Kommunikation mit ihnen, teils um diesen oder jenen Eindruck ihrer Seele noch fester einzuprägen, teils um ihr denselben wieder zu nehmen, um sie zu verwirren. Sie wird den Brief dann aufs neue lesen und einen neuen Eindruck empfangen.

Eine Veränderung ist mit ihr vorgegangen und geht noch immer mit ihr vor. Es ist etwas Träumerisches und Bittendes in ihr, und sie ist nicht mehr so stolz und

gebieterisch wie sonst. Sie sucht das Wunderbare außerhalb ihres Ich und möchte bitten, daß es sich ihr offenbare, wie wenn sie es nicht selber hervorzaubern könnte. Das muß verhindert werden, sonst raube ich ihr zu früh den Sieg. Sie sagte mir gestern, es sei in meinem Wesen etwas Königliches. Vielleicht will sie sich vor mir beugen. Das aber geht ganz und gar nicht an.

Gewiß, liebe Kordelia, es ist etwas Königliches in meinem Wesen, aber du ahnst nicht, was das für ein Reich ist, in welchem ich herrsche. Es sind die Stürme der Stimmungen. Wie Äolus habe ich dieselben in dem Berg meiner Persönlichkeit eingeschlossen, und lasse bald den einen, bald den andern herausfahren. — —

Schuldet sie mir etwas? Nein. Könnte ich es wünschen? Gewiß nicht. Ich bin zu sehr Kenner, habe in dem Erotischen zu viele Erfahrungen gemacht, um so törichten Gedanken in mir Raum geben zu können. Und wär's wirklich so, ich würde alles tun, was ich könnte, damit sie es wieder vergäße. Jedes junge Mädchen ist im Verhältnis zum Labyrinth ihres Herzens eine Ariadne; sie hat den Faden, an welchem sie den Weg durch dasselbe finden kann, in ihrer Hand, aber sie weiß ihn nicht zu gebrauchen.

* *

Meine Kordelia!

Sprich — ich gehorche, Dein Wunsch ist mir Befehl; mit jeder Bitte, die über Deine Lippen kommt, machst Du mich zu Deinem Sklaven; jeder, auch der flüchtigste Wunsch Deines Herzens ist mir eine Wohltat; denn ich gehorche Dir nicht wie ein dienender Geist. Indem Du gebietest, tritt Dein Wille ins Leben, und mit ihm auch ich; denn ich bin das Chaos einer Seele und warte nur auf ein Wort von Dir, daß es Licht werde.

Dein Johannes.

* *

Meine Kordelia!

Du weißt, ich spreche gern mit mir selbst. In mir selber habe ich die interessanteste Person meiner Bekanntschaft gefunden. Zuweilen fürchtete ich, mir würde in diesen Unterredungen der Stoff ausgehen; die Furcht kenne ich jetzt nicht mehr, denn ich habe Dich. Mit mir spreche ich nun und alle Ewigkeit von Dir, von dem interessantesten Gegenstand mit dem interessantesten Menschen — ach, denn ich bin nur ein interessanter Mensch, Du der interessanteste Gegenstand.

Dein Johannes.

* *

Meine Kordelia!

Du meinst, ich hätte Dich erst so kurz geliebt und scheinst fast zu fürchten, daß ich schon früher geliebt haben könnte. Es gibt Handschriften, in welchen das glückliche Auge alsobald eine ältere Schrift erkennt, die im Lauf der Zeiten von unbedeutenden Torheiten verdrängt worden ist. Durch ätzende Mittel wird die spätere Schrift gelöscht und dann steht die älteste klar und deutlich da. So hat Dein Auge mich gelehrt, mich selbst in mir selber zu finden. Mag für ewig alles vergessen werden, was nicht von Dir handelt; aber siehe, da entdecke ich eine uralte und doch göttliche, neue Urschrift, da entdecke ich, daß meine Liebe zu Dir ebenso alt ist, wie ich selber.

Dein Johannes.

* *

Meine Kordelia!

Wie kann ein Reich bestehen, das mit sich selber im Streit ist? Wie soll ich bestehen können, da ich mit mir selber im Streit bin? Und um Dich kämpfe ich, meine Kordelia, um womöglich in dem Gedanken, daß ich in Dich verliebt bin, zur Ruhe zu kommen. Aber wie diese Ruhe finden? Denn der Kampf rast in meinem Herzen, und der Streit verzehrt meine Seele.

Dein Johannes.

* *

Verschwinde nur, mein kleines Fischermädchen; verbirg dich zwischen den Bäumen; nimm deine Bürde auf! Wie hübsch es aussieht, wenn du dich zur Erde beugst, ja selbst in diesem Augenblick geschieht es mit einer natürlichen Grazie. Wie eine Tänzerin verrätst du die Schönheit der Formen — schmal die Taille, breit die Brust, aber du meinst, die vornehmen Damen seien viel schöner? Ach, mein Kind, du weißt nicht, wie falsch die Welt ist. Tritt nur deine Wanderung mit deiner Bürde an und geh tiefer, immer tiefer in den ungeheuren Wald hinein; er erstreckt sich viele, viele Meilen ins Land bis hin zu den blauen Bergen. Vielleicht bist du gar kein Fischermädchen, sondern eine verzauberte Prinzessin; du dienst einem Zauberer; er ist grausam genug, dich Holz im Walde sammeln zu lassen. So ist's im Märchen. Warum gehst du sonst immer tiefer in den Wald hinein? Bist du ein wirkliches Fischermädchen, dann mußt du ja hinab zum Dorf, an mir vorüber, der ich auf der anderen Seite des Weges stehe. — Folg nur dem Pfad, der sich spielend durch die Bäume schlingt, mein Auge findet dich; sieh dich nur nach mir um, mein Auge folgt dir; rufe und locke mich, das kannst du nicht, die Sehnsucht reißt mich nicht hin, ich sitze hier ruhig am Graben und rauche meine Zigarre. — Ein ander Mal — vielleicht. —

Ja, dein Blick ist schelmisch, wenn du so den Kopf halb zurückwendest; dein leichter Gang ist verführerisch — ich weiß es, ich ahn' es, wohin der Weg dich führt — in den einsamen Wald hinein, wo es so wunderbar still ist, und nur die Bäume flüstern. Sieh, der Himmel selber ist mit dir, er verbirgt sich in Wolken, er macht den Hintergrund der Waldes noch dunkler, es ist, als zöge er die Gardinen vor uns zu. — Leb wohl, mein hübsches Fischermädchen, leb wohl, Dank dir für deine Freundlichkeit, es war ein schöner Augenblick, eine Stimmung, nicht stark genug, um mich von meinem Sitz am Graben fortzutreiben, aber doch reich an innerer Bewegung.

Meine Kordelia!

Wenn ich Dich vergessen könnte! Ist meine Liebe denn ein Gedächtniswerk? Und löschte die Zeit alles auf ihren Tafeln aus, alles, selbst das Gedächtnis, mein Verhältnis zu Dir würde dasselbe bleiben. Du wärest doch nicht vergessen.

Wenn ich dich vergessen könnte! Wessen sollte ich mich denn erinnern? mich selber habe ich ja vergessen, um Dein zu gedenken; wenn ich Dich vergäße, würde ich ja an mich selber denken müssen; aber im selben Augenblick schwebte wieder Dein Bild vor meiner Seele!

Wenn ich Dich vergessen könnte! Was würde da geschehen? Man hat ein Bild aus alten grauen Zeiten. Es stellt Ariadne dar. Sie springt von ihrem Lager auf und sieht ängstlich hinter einem Schiff her, das mit vollen Segeln wegfährt. Neben ihr steht ein Amor mit einem Bogen ohne Sehne und trocknet die Tränen in seinen Augen ab. Hinter ihr sehen wir eine weibliche Figur mit Flügeln an den Schultern und einem Helm auf dem Haupt. Man nimmt gewöhnlich an, diese letztere sei Nemesis.

Sieh Dir das Bild an; nur ein wenig wollen wir es ändern. Amor weint nicht und sein Bogen hat eine Sehne; oder wärest Du weniger schön und keine so große Siegerin, weil ich wahnsinnig geworden? Amor lächelt und spannt den Bogen. Auch die Nemesis steht nicht untätig neben Dir, auch sie spannt den Bogen. Auf jenem Bilde sieht man im Schiff eine männliche Gestalt, die mit einer Arbeit beschäftigt ist. Man meint, es sei Theseus. Nicht so auf meinem Bilde. Er steht am Hintersteven, schaut sehnsuchtsvoll zurück, breitet seine Arme aus, er hat es bereut, oder richtiger, sein Wahnsinn hat ihn verlassen, aber das Schiff entführt ihn. Sowohl Amor wie Nemesis zielen, von jedem Bogen fliegt ein Pfeil, sie treffen sicher, man sieht's, man versteht es, sie treffen beide sein Her zum Zeichen, daß seine Liebe die Nemesis war.

Dein Johannes.

* *

Meine Kordelia!

Man sagt von mir, ich sei in mich selber verliebt. Das wundert mich nicht. Denn ich bin ja nur deshalb in mich selber verliebt, weil ich in Dich verliebt bin; denn Dich liebe ich, Dich allein und alles, was Dir in Wahrheit angehört, und darum liebe ich mich selber, weil dieses mein Ich Dir gehört. Ich würde Dich ja nicht mehr lieben, wenn ich mich selber nicht mehr liebte. Was in den profanen Augen der Welt ein Ausdruck für den größten Egoismus ist, das ist also für Deinen eingeweihten Blick der Ausdruck für die reinste Sympathie.

Dein Johannes.

* *

Ich habe gefürchtet, die ganze Entwickelung würde lange Zeit in Anspruch nehmen. Ich sehe jedoch, daß Kordelia bedeutende Fortschritte macht; ich muß daher schon alles in Bewegung setzen, um sie recht in Atem zu halten.

Meine Kordelia!

Arm bin ich — Du bist mein Reichtum; finster — Du bist mein Licht; ich besitze nichts, bedarf nichts. Und wie sollte ich auch besitzen können? Es ist ja ein Widerspruch, denn wer sich nicht selber besitzt, kann auch nichts besitzen. Ich bin glücklich wie ein Kind, das nichts kann und nichts hat. Ich besitze nichts; denn ich gehöre nur Dir an; ich habe aufgehört zu sein, um Dein zu sein.

Dein Johannes.

* *

Meine Kordelia!

Mein — was heißt das? Es ist nicht das, was mir gehört, sondern das, dem ich angehöre. Mein Gott ist ja nicht der Gott, der mir gehört, sondern der Gott, dem ich angehöre, so auch, wenn ich sage: mein Vaterland, meine

Heimat, mein Amt, meine Sehnsucht, meine Hoffnung. Wenn es bis heute keine Unsterblichkeit gegeben hätte, dann würde dieser Gedanke, daß ich Dein bin, den gewöhnlichen Lauf der Natur durchbrechen.

Dein Johannes.

* *

Meine Kordelia!

Meine Liebe verzehrt mich, nur meine Stimme bleibt übrig, eine Stimme, die, in Dich verliebt, Dir immer zuflüstert, daß ich Dich liebe. O, ermüdet es Dich, diese Stimme anzuhören? Überall umgibt sie Dich, wie sich meine durch und durch reflektierte Seele um Dein reines, tiefes Wesen legt.

Dein Johannes.

* *

Meine Kordelia!

Man liest in alten Erzählungen, daß ein Fluß sich in ein Mädchen verliebte. So ist meine Seele ein Fluß, der Dich liebt. Bald ist er still und ruhig, und es spiegelt sich in ihm Dein Bild tief und unbewegt; bald bildet er sich ein, er habe Dein Bild aufgefangen und seine Wellen brausen mächtig, sie wollen Dich nicht wieder fahren lassen; bald kräuselt seine Oberfläche sich leise und spielt mit Deinem Bilde; zuweilen hat er es verloren, dann werden seine Wasser schwarz und voller Verzweiflung. — So ist meine Seele: wie ein Fluß, der sich in Dich verliebt hat.

Dein Johannes.

* *
*

Gestern abend war bei der Tante eine kleine Gesellschaft. Ich wußte, daß Kordelia eine kleine Arbeit in die Hand nehmen werde. In dieselbe hatte ich ein kleines Billet gelegt. Sie verlor es, nahm es auf, und ward bewegt, sehnsuchtsvoll. So muß man die Situation immer zu Hilfe nehmen. Es ist unglaublich, welche Vorteile man daraus

ziehen kann. Ein an und für sich unbedeutendes Billet, unter solchen Umständen gelesen, wird ihr unendlich bedeutsam. Mich konnte sie nicht finden, ich hatte es so eingerichtet, daß ich eine Dame nach Hause begleiten mußte. Sie mußte also bis heute warten. So bohrte sich der Eindruck um so tiefer in ihre Seele ein. Immer sieht es so aus, als erwiese ich ihr eine neue Aufmerksamkeit; ich bin also überall in ihren Gedanken, ich überrasche sie immer.

Die Liebe hat doch eine eigene Dialektik. Ich war einmal in ein junges Mädchen verliebt. Im vorigen Sommer sah ich im Theater in Dresden eine Schauspielerin, die ihr täuschend ähnlich war. Aus dem Grunde wünschte ich ihre Bekanntschaft zu machen, was mir auch gelang, und überzeugte mich nun doch, daß die Unähnlichkeit ziemlich groß war. Heute treffe ich eine Dame, es war auf der Straße, die mich an jene Schauspielerin erinnert. Diese Geschichte kann in infinitum weiter gehen.

Überall umgeben meine Gedanken Kordelia, ich lasse sie wie Engel sich um sie legen. Wie Venus in ihrem Wagen von Tauben gezogen ward, so sitzt sie in ihrem Triumphwagen, und ich spanne meine Gedanken vor, wie geflügelte Wesen. Sie selber sitzt froh und reich wie ein Kind, allmächtig wie eine Göttin da; ich gehe neben ihr. In der Tat, ein junges Mädchen ist und bleibt doch der Natur und des ganzen Universums Venerabile. Das weiß niemand besser wie ich. Sie lächelt mich an, sie grüßt mich, sie winkt mir, als wär's meine Schwester. Ein Blick erinnert sie daran, daß sie meine Geliebte ist.

Die Liebe hat viele Positionen. Kordelia macht gute Fortschritte. Sie sitzt auf meinen Knieen, ihr Arm schlingt sich weich und warm um meinen Hals; sie selbst ruht leicht an meiner Brust. Ist das Liebe? Vielleicht. Noch fehlt die Energie. Sie küßt mich, unbestimmt wie der Himmel das Meer küßt, still und mild, wie der Tau die Blume küßt, feierlich wie das Meer des Mondes Bild küßt.

Ihre Leidenschaft würde ich in diesem Augenblick naive Leidenschaft nennen. Nun tritt der Wechsel der Situation ein. Ich fange im Ernst an mich zurückzuziehen, sie wird alles aufbieten, um mich wirklich zu fesseln: dazu hat sie keine anderen Mittel als eben das Erotische, nur daß es sich nun ganz anders offenbart. Es ist ein Schwert in ihrer Hand geworden, das sie gegen mich schwingt. Ich meinerseits habe die reflektierte Leidenschaft. Sie kämpft für sich selber, denn sie weiß, daß ich im Besitz des Erotischen bin, sie kämpft für sich selber, um mich zu überwinden, und selber verlangt sie nach einer höheren Form des Erotischen. Was sie ahnen lernte, als meine Liebesglut sie erwärmte, das lernt sie nun durch mein kaltes Wesen begreifen, aber so, daß sie es selber zu entdecken glaubt. Damit meint sie mich gefangen zu haben. Ihre Leidenschaft wird bestimmt, energisch, dialektisch; ihr Kuß total, ihre Umarmung hiatisch.

Bei mir findet sie ihre Freiheit und findet sie um so mehr, je fester ich sie einschließe. Die Verlobung wird aufgehoben. Wenn das geschehen ist, sehnt sie sich nach etwas Ruhe, damit in diesem wilden Sturm nichts Unschönes sich zeige. Noch einmal sammelt sie ihre Leidenschaft, und sie ist mein.

Wie ich schon zur Zeit des seligen Eduard indirekt für ihre Lektüre sorgte, so tue ich es nun direkt. Ich bringe ihr, was ich für die beste Nahrung ansehe: Mythologie und Märchen. Doch hat sie hier wie überall ihre Freiheit, ich errate ihre geheimsten Gedanken, und das wird mir ja nicht schwer, weil sie sie von mir empfangen hat.

* * *

Wenn die Dienstmädchen im Sommer nach dem Tiergarten hinauswandern, so ist das im allgemeinen ein schlechtes Vergnügen. Sie sind da nur einmal im Jahr, und deshalb wollen sie recht viel davon haben. So geht's denn mit Hut und Shawl hinaus. Die Lustigkeit ist wild, unschön,

laszív. Nein, da halte ich es mit dem Frederiksberger Garten. Am Sonntagnachmittag gehen sie dahin, und ich auch. Hier ist alles manierlich und dezent, selbst die Lustigkeit stiller und edler. Überhaupt verlieren die Männer, die keinen Sinn für Dienstmädchen haben, mehr dabei, als diese verlieren.

Die mannigfache Schar der Dienstmädchen ist wirklich die schönste Wehr Dänemarks. Wär' ich König, ich wüßte wohl, was ich täte: ich hielte nicht Revue über die Linientruppen. Wär' ich einer von den zweiunddreißig Stadtverordneten, ich würde sofort darauf antragen, daß ein Wohlfahrts-Komitee ernannt würde, das durch Rat und Tat die Dienstmädchen zu einer geschmackvollen und sorgfältigen Toilette zu ermuntern suchte. Weshalb soll die Schönheit so unbemerkt durch das Leben gehen? Laß sie sich doch wenigstens einmal in der Woche in dem Licht zeigen, in welchem sie am schönsten strahlen. Aber vor allem Geschmack, Begrenzung! Ein Dienstmädchen soll nicht wie eine Dame auftreten, nein, gewiß nicht! Aber wenn man so einem wünschenswerten Aufblühen der Dienstmädchenklasse entgegensehen dürfte, würde das nicht auch wieder für die Töchter in unsern Häusern heilsam sein? Oder ist's zu kühn, wenn ich auf diesem Wege für Dänemark eine Zukunft erblicke, die in Wahrheit unvergleichlich genannt werden kann? O, wär's nur auch mir selber vergönnt, diese goldene Zeit zu erleben, dann könnte man mit gutem Gewissen den ganzen Tag auf den Straßen und Gassen der Stadt herumschlendern und sich an all den Schönheiten erfreuen. Wie schwärmen meine Gedanken so weit und kühn, so patriotisch! Aber ich bin ja auch hier draußen in Frederiksberg, wohin am Sonntagnachmittag die Dienstmädchen kommen, und ich auch. — — —

Zuerst kommen die Bauerndirnen, Hand in Hand mit ihren Geliebten, oder nach einem anderen Muster: alle Mädchen Hand in Hand voran, alle Burschen hinterher,

oder wieder ein anderes Bild: zwei Mädchen und ein Bursche. Diese Schar bildet den Rahmen, sie stehen oder sitzen gern an den Bäumen vor dem Pavillon. Sie sind frisch und gesund, nur das Kolorit sowohl des Teints wie der Toilette ist etwas zu grell. Nun kommen die Mädchen aus Jütland und von Fünen. Hoch, schlank, etwas zu stark, ihr Anzug etwas unordentlich. Hier wäre für das Komitee viel zu tun. Auch Repräsentantinnen der Bornholmschen Division fehlen nicht: dralle Köchinnen, denen man aber weder in der Küche noch in Frederiksberg zu nahe kommen darf, ihr Wesen hat etwas stolz Abweisendes. Ihre Anwesenheit ist daher durch den Gegensatz nicht ohne Wirkung, ich entbehre sie hier draußen nicht gern, lasse mich aber selten mit ihnen ein. Dann kommen die Erntruppen: die Mädchen von Nyboder. Von kleinerem Wuchs, mit vollen, schwellenden Gliedern, feinem Teint, munter, vergnügt, lebhaft, gesprächig, ein bischen kokett. Ihr Anzug nähert sich dem einer Dame, nur zweierlei müssen wir bemerken: sie tragen keinen Shawl, sondern ein Tuch, keinen Hut, sondern höchstens eine kleine hübsche Haube. — — —

Ah, sieh, guten Tag, Marie! Treffe ich Sie hier draußen? Wie lange habe ich Sie nicht gesehen. Sie sind doch wohl noch bei Konferenzrats? — „Ja!" — Gewiß eine sehr gute Kondition? — „Ja!" — Aber Sie sind so allein hier draußen? haben keinen Begleiter . . . keinen Schatz? Hatte er heute vielleicht keine Zeit, oder erwarten Sie ihn noch? — Wie, Sie sind nicht verlobt? Das ist ja unmöglich. Das schönste Mädchen, ein Mädchen, das bei einem Konferenzrat dient, ein Mädchen, das sich so nett und . . . so reich zu schmücken weiß. Das ist ja ein reizendes Taschentuch, das Sie da in der Hand haben, vom feinsten Kammertuch . . . was sehe ich, sogar gestickt . . . ich wette, es hat zehn Mark gekostet . . . manche vornehme Dame hat kein so schönes . . . französische Handschuhe . . . ein seidner Regenschirm . . . Und solch ein Mädchen sollte nicht verlobt sein?

Das ist ja garnicht möglich. Wenn ich nicht irre, so hielt Jens auch recht viel von Ihnen, Sie wissen wohl. Jens, der Jens bei dem Grossisten, in der zweiten Etage . . . hab' ich's nicht getroffen? Weshalb verlobten Sie sich denn nicht? Jens war ja ein hübscher Bursche, hatte eine gute Kondition, vielleicht wäre er durch den Einfluß des Grossisten Polizeidiener oder Heizer in einem Palais geworden, es wäre keine so schlechte Partie . . . Sie haben gewiß selber Schuld, Sie sind zu hart gegen ihn gewesen . . . Nein! Aber ich hörte, Jens sei schon einmal mit einem Mädchen verlobt gewesen, die er gar nicht schön behandelt haben soll. — . . . Was muß ich hören! Wer hätte das von Jens gedacht . . . ja, die Gardisten, . . . die Gardisten, denen kann man nicht trauen . . . Sie handelten ganz recht; ein Mädchen, wie Sie, ist wahrlich zu gut, um sich nur so wegzuwerfen . . . Sie werden noch eine bessere Partie machen, dafür stehe ich Ihnen ein. — — — Wie geht's Fräulein Juliane? Ich sah sie lange nicht. Meine hübsche Marie könnte mir gewiß eins oder das andere erzählen . . . hat man schon selber eine unglückliche Liebe gehabt, dann fühlt man auch mit anderen Teilnahme . . . hier sind so viele Menschen . . . ich kann hier nicht mit Ihnen darüber sprechen, es könnte uns jemand belauschen . . . hören Sie mich nur einen Augenblick an, meine hübsche Marie . . . Sehen Sie, hier in dem schattigen Weg, wo die Bäume uns vor den anderen verbergen, hier, wo wir keinen Menschen sehen, keine menschliche Stimme hören, sondern nur einen leisen Wiederhall der rauschenden Musik . . . hier darf ich mit Ihnen von einem Geheimnis reden . . . Nicht wahr, wenn Jens nicht ein so schlechter Mensch gewesen wäre, so wärst du hier mit ihm spazieren gegangen, Arm in Arm, hättest auf die Musik gehört und wohl noch höhere Freuden genossen — — — Warum so bewegt? — Vergiß Jens . . . Willst du denn ungerecht gegen mich sein? . . . Ich kam ja nur deshalb hierher, nur um dich zu treffen . . . und

bin öfters bei dem Konferenzrat gewesen, nur um dich zu sehen . . . Hast's gemerkt, nicht wahr? . . . Ließ es sich machen, kam ich an die Küchentür . . . Du sollst mein werden . . . wir wollen von der Kanzel aufgeboten werden . . . morgen abend will ich dir alles erklären . . . die Küchentreppe hinauf, die Tür links, gerade der Küchentür gegenüber . . . Ade, meine schöne Marie . . . laß keinem merken, daß du mich hier draußen gesehen hast, du kennst ja mein Geheimnis. — — — Sie ist wirklich reizend, aus der ließe sich etwas machen. — Wenn ich erst festen Fuß in ihrem Stübchen gefaßt habe, werde ich uns schon selber von der Kanzel aufbieten. Ich habe immer gesucht, die schöne griechische αὐταρκεία zu entwickeln und besonders einen Pastor überflüssig zu machen.

Wenn es sich einmal so machen ließe, daß ich hinter Kordelia stehen könnte, während sie einen Brief von mir empfängt, so würde mich das freilich sehr interessieren. Denn dann würde ich mich leicht davon überzeugen, in welchem Grad sie sich ihn erotisch aneignet. Im ganzen sind und bleiben Briefe ein unbezahlbares Mittel, auf junge Mädchen einen Eindruck zu machen; der tote Buchstabe hat oft einen viel größeren Einfluß als das lebendige Wort. Ein Brief ist eine geheimnisvolle Kommunikation; man ist Herr über die Situation, fühlt sich durch keinen Anwesenden gedrückt, und mit ihrem Ideal will ein junges Mädchen am liebsten ganz allein sein, das heißt in einzelnen Augenblicken, und gerade in den Augenblicken, in welchen ihr Herz am tiefsten bewegt ist. Wenn ihr Ideal auch in einem bestimmten, geliebten Menschen einen noch so vollkommenen Ausdruck gefunden hat, so gibt es doch Momente, in denen sie es fühlt, daß in dem Ideal ein Zauber liegt, den die Wirklichkeit nicht hat. Diese großen Versöhnungsfeste müssen ihr gegeben werden; nur muß man sie richtig zu

benutzen wissen, damit das junge Mädchen nicht ermattet, sondern gestärkt von ihnen zur Wirklichkeit zurückkehre. Dazu helfen Briefe, denn sie bewirken, daß man in diesen heiligen Weihestunden unsichtbar und geistig anwesend ist, während die Vorstellung, daß die wirkliche Person der Verfasser des Briefes ist, einen natürlichen und leichten Übergang zur Wirklichkeit bildet.

Könnte ich eifersüchtig auf Kordelia werden? Tod und Teufel, ja! Und doch im anderen Sinn, nein! Wenn ich nämlich sähe, daß ihr Wesen zerstört und nicht das würde, was ich wünschte — dann würde ich sie aufgeben, selbst wenn ich in meinen Kampf wider den anderen siegte.

Ein alter Philosoph hat gesagt, wenn man alles, was man erlebte, genau aufschriebe, so würde man, ehe man es sich selber versähe, ein Philosoph. Ich habe schon daran gedacht, mir Materialien zu einer Schrift zu sammeln, die den Titel trüge: Beiträge zur Theorie des Kusses, allen zärtlich Liebenden gewidmet. Es ist übrigens merkwürdig, daß über dieses Thema noch kein Buch geschrieben ist. Wenn ich damit fertig werden sollte, würde ich jedenfalls einem lange gefühlten Mangel abhelfen. — Einzelne Winke kann ich übrigens jetzt schon geben. Zu einem richtigen Kuß gehört, daß ein Mädchen und ein Mann die Handelnden sind. Ein Kuß unter Männern hat keinen Geschmack oder — und das ist noch schlimmer — schmeckt geradezu schlecht. — Weiter glaube ich, daß ein Kuß der Idee näher kommt, wenn ein Mann ein Mädchen küßt, als wenn ein Mädchen einen Mann küßt. Ist in diesem Verhältnis mit den Jahren eine Indifferenz eingetreten, so hat der Kuß seinen Sinn und seinen Wert verloren. Dies gilt vor allem von dem ehelichen Hauskuß, mit welchem Mann und Frau, weil sie keine Servietten haben, einander den Mund abwischen, während es heißt: Gesegnete Mahlzeit. — Ist der Unterschied des Alters sehr groß, so liegt der Kuß außerhalb seiner Idee. Ich erinnere mich, wie die erste Klasse einer Mädchen-

schule in einer Provinzialstadt einen besonderen Terminus hatte: Den Justizrat küssen, womit sie eine nichts weniger als angenehme Vorstellung verbanden. Die Geschichte des Terminus ist folgende: Die Lehrerin hatte einen Schwager, der bei ihr wohnte; derselbe war Justizrat gewesen und glaubte, daß er als älterer Mann sich die Freiheit nehmen dürfe, die jungen Mädchen zu küssen. — Der Kuß muß der Ausdruck einer bestimmten Leidenschaft sein. Wenn ein Bruder und eine Schwester, die zugleich Zwillinge sind, einander küssen, dann ist's kein rechter Kuß. Dasselbe gilt von einem Kuß bei einem Pfänderspiel, item von einem gestohlenen Kuß.

Ein Kuß ist eine symbolische Handlung und hat nichts zu bedeuten, wenn das Gefühl, das er bezeichnen soll, nicht vorhanden ist; und dieses Gefühl kann nur unter bestimmten Verhältnissen vorhanden sei.

Will man die Küsse in verschiedene Kategorien einteilen, so kann man sich auch mehrere Einteilungsprinzipien denken. Man kann sie nach dem Laut einteilen. Leider reicht die Sprache im Verhältnis zu meinen Beobachtungen nicht aus. Kaum glaube ich, daß die Sprachen der ganzen Welt den erforderlichen Vorrat von Onomatopoetika haben, um die Verschiedenheiten zu bezeichnen, die ich allein im Hause meines Onkels kennen gelernt habe. Bald sind es schnalzende, bald zischende, bald klatschende, bald knallende, bald dröhnende, bald volle, bald hohle 2c. 2c. — Man kann die Küsse auch nach der Berührung einteilen: wir haben den tangierenden Kuß oder den Kuß en passant und den kohärierenden. — Auch nach der Zeit läßt er sich einteilen: der kurze und der lange. Nach der Zeit gibt es auch noch eine andere Einteilung, und diese ist eigentlich die einzige, die mir gefallen hat: man unterscheidet den ersten Kuß und all die anderen. Der erste Kuß ist auch qualitativ verschieden von allen übrigen.

* * *

Meine Kordelia!

Eine gute Antwort ist wie ein süßer Kuß, sagt Salomo. Du weißt, daß ich ein böser Frager bin; darüber habe ich schon viel hören müssen. Das kommt daher, daß man nicht versteht, wonach ich frage; denn Du und Du allein verstehst das, und Du und Du allein verstehst zu antworten, und Du und Du allein verstehst eine gute Antwort zu geben; denn eine gute Antwort ist wie ein süßer Kuß, sagt Salomo.

Dein Johannes.

* * *

Zwischen geistiger und irdischer Erotik ist ein Unterschied. Bisher habe ich in Kordelia die geistige zu entwickeln gesucht. Meine persönliche Gegenwart muß nun eine andere werden, nicht nur die akkompagnierende Stimmung, sie muß versuchend werden. Ich habe mich in diesen Tagen beständig darauf vorbereitet und den bekannten locus im Phädrus über die Liebe gelesen. Das elektrisiert mein ganzes Wesen und ist ein herrliches Präludium. Plato verstand sich doch wirklich auf Erotik.

* * *

Meine Kordelia!

Der Lateiner sagt von einem aufmerksamen Schüler, er hänge am Munde seines Lehrers. Für die Liebe ist alles ein Bild, aber auch das Bild wieder Wirklichkeit. Bin ich nicht ein fleißiger, aufmerksamer Schüler? Aber Du sagst ja kein Wort.

* * Dein Johannes.

Meine Kordelia!

Mein — Dein, diese Worte umschließen den armen Inhalt meiner Briefe wie eine Parenthese. Hast Du

gemerkt, daß die Entfernung zwischen ihren Armen kürzer wird? O, meine Kordelia! Es ist doch schön — je inhaltsleerer die Parenthese wird, um so bedeutungsvoller wird sie.

Dein Johannes.

* *

Meine Kordelia!

Ist eine Umarmung ein Kampf?

Dein Johannes.

* *
*

Im allgemeinen verhält Kordelia sich schweigend. Das ist mir immer lieb gewesen. Sie ist eine zu tiefe weibliche Natur, als daß sie einen mit dem Hiatus plagte, dieser Redefigur, die besonders dem Weibe eigentümlich, ja die unentbehrlich ist, wenn der Mann, der den vorhergehenden oder nachfolgenden begrenzenden Konsonanten bilden soll, auch ein Weib ist. Zuweilen verrät jedoch eine einzelne kurze Äußerung, wieviel in ihr verborgen ist. Ich helfe ihr dann. Es ist, als stände hinter einem Menschen, der mit unsicherer Hand einzelne Striche zu einer Zeichnung hinwirft, ein anderer, der beständig alles etwas abrundete und genialer machte. Sie wird selbst überrascht, und doch ist's, als ob's ihr eigen wäre. Deshalb wache ich über ihr, über jeder zufälligen Äußerung, jedem leicht hingeworfenen Wort, und indem ich es ihr zurückgebe, ist es immer etwas Bedeutenderes, was sie kennt und doch nicht kennt.

* *
*

Meine Kordelia!

Glaubst Du, daß der, der seinen Kopf auf einen Elfenhügel legt, im Traum das Bild einer Elfe sieht? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich: wenn mein Kopf an Deiner Brust ruht, und ich mein Auge nicht schließe, sondern empor-

blicke, ich eines Engels Antlitz sehe. Glaubst Du, daß der, der seinen Kopf an einen Elfenhügel lehnt, nicht ruhig liegen kann? Ich glaube es nicht; aber ich weiß, daß wenn mein Kopf sich gegen Deinen Busen lehnt, er zu stark bewegt wird, als daß der Schlaf sich auf meine Augen herablassen könnte.

Dein Johannes.

* * *

Jacta est alea. Nun muß die Wendung gemacht werden. Heute war ich bei ihr, sie war ganz hingerissen von meiner Idee, die mich tief bewegte. Ich hatte weder Aug' noch Ohr für sie. Die Idee selbst war interessant und fesselte sie. Es wäre auch sehr töricht gewesen, wenn ich die neue Operation dadurch eingeleitet hätte, daß ich in ihrer Gegenwart kalt gewesen wäre.

Wenn ich nun gegangen bin, und der Gedanke selber sie nicht mehr erfüllt, so wird sie leicht merken, daß ich anders als sonst war. Diese Entdeckung wird ihr um so schmerzlicher sein, wird langsamer, aber um so sicherer wirken, als ihr diese Änderung in einer einsamen Stunde entgegengetreten ist. Sie kann nicht gleich aufbrausen, und nachher sind schon so viele Gedanken auf sie eingestürmt, daß sie nicht alles zu gleicher Zeit aussprechen kann, sondern immer das Residuum eines Zweifels in ihrer Seele zurückbleibt. Die Unruhe wird größer, die Briefe hören auf, die erotische Nahrung wird ihr dürftiger zugemessen, die Liebe wird als etwas Lächerliches verspottet. Vielleicht geht sie einen Augenblick mit, aber auf die Dauer kann sie es nicht aushalten. Sie will mich nun durch dieselben Mittel fesseln, die ich gegen sie angewandt habe, durch das Erotische.

Bei der Frage, wann eine Verlobung aufgehoben werden dürfe, resp. müsse, ist jedes kleine Mädchen ein großer Kasuist; und obgleich in den Schulen kein eigener Kursus über dieselbe gehalten wird, so sind doch alle Mädchen sehr orientiert,

wo diese Frage aufgeworfen wird. In den letzten Jahren müßten es eigentlich die stehenden Examina sein, und wenn ich auch wohl weiß, daß die Aufsätze, die in höheren Töchterschulen gemacht werden, gewöhnlich sehr ermüdend sind, so bin ich dessen gewiß, daß dieses Problem dem Scharfsinn eines Mädchens ein weites Feld öffnet. Und warum soll man einem jungen Mädchen nicht die Gelegenheit bieten, seinen Scharfsinn in glänzendster Weise zu zeigen? Und wird es nicht auch so offenbar werden, wann ein Mädchen reif — zur Verlobung ist? —

Heute war ich bei ihr. Sofort leitete ich die Unterhaltung wieder auf dasselbe Thema, das uns gestern beschäftigt hatte, indem ich sie wieder in Extase zu bringen suchte.

Schon gestern — sagte ich — hatte ich eine Bemerkung machen wollen, aber es fiel mir erst ein, als ich gegangen war! Es glückte. Solange ich bei ihr bin, ist's ihr ein Genuß, mich anzuhören; bin ich weg, dann merkt sie es wohl, daß sie betrogen ist, daß ich verändert bin. So zieht man seine Aktien heraus. Diese Methode ist hinterlistig, aber sehr zweckmäßig, wie alle indirekten Methoden.

Oderint, dum metuant, wie wenn nur Furcht und Haß zusammengehörten, während Furcht und Liebe gar nichts miteinander zu tun hätten, wie wenn nicht gerade die Furcht die Liebe interessant machte? Ist nicht in der Liebe, mit welcher wir die Natur umfassen, eine geheime Angst, weil ihre schöne Harmonie sich aus wildem Chaos hervorarbeitet, ihre Sicherheit aus Treulosigkeit? Aber gerade diese Angst fesselt am meisten. Und ebenso ist's mit der Liebe, ja, es muß so sein, wenn sie interessant sein soll. Hinter derselben muß die tiefe angstvolle Nacht stehen, aus welcher die Blume der Liebe geboren wird. — — —

Ich habe es schon oft bemerkt: in ihren Briefen nennt sie mich immer: mein; aber sie hat nicht den Mut, es mir zu sagen. Heute bat ich sie selbst darum, so insinuant und

erotisch warm wie möglich. Sie fing an; aber ein ironischer Blick, kürzer und rascher als es sich sagen läßt, genügte, um es ihr unmöglich zu machen, obgleich ich sie dringend bat, es zu versuchen. Diese Stimmung ist normal.

Sie ist mein! Das vertraue ich den Sternen nicht an, wie es wohl Sitte ist, obgleich ich nicht recht begreife, welches Interesse jene fernen Welten daran haben können. Noch viel weniger vertraue ich es einem Menschen an, auch nicht Kordelia. Dieses Geheimnis behalte ich für mich allein, flüstere es gleichsam in mich hinein, selbst in den geheimnisvollsten Selbstgesprächen. Der attentierte Widerstand ihrerseits war nicht sonderlich groß, dagegen ist die erotische Macht, die sie entfaltet, bewundernswert. Wie interessant ist sie in dieser tiefen Leidenschaftlichkeit, wie groß, fast übernatürlich! Alles ist in Bewegung, aber in diesem Rauschen und Brausen der Elemente bin ich gerade in meinem Element. Und doch ist sie selbst in dieser Erregung keineswegs unschön, in den Stimmungen nicht verwirrt, in den Momenten nicht zerstreut. Sie ist stets eine Anadyomene, nur daß sie nicht in naivem Zauber, oder in unbefangener Ruhe emporsteigt, sondern sie wird von den starken Wellen der Liebe bewegt, aber sie selber bleibt doch dem großen Dranier gleich saevis tranquilla in undis. Sie ist voll erotisch zum Streit gerüstet, kämpft mit den Pfeilen ihrer Augen, mit den gebieterischen Befehlen ihrer Brauen, mit dem geheimnisvollen Ernst der Stirn, der Beredsamkeit des Busens, mit dem gefährlichen Zauber ihrer Arme, mit dem flehentlichen Bitten ihrer reizenden Lippen, mit dem Lächeln ihrer Wangen, mit der süßen Sehnsucht ihres ganzen Wesens. Es ist eine Kraft, eine Energie in ihr, als wäre sie eine Walküre, aber diese erotische Kraft wird durch eine gewisse schmachtende Mattigkeit, die über ihr ausgebreitet ist, wieder temperiert. —

Auf dieser Spitze darf sie nicht lange gehalten werden, nur die Angst und Unruhe halten sie da, und hindern's,

daß sie herabstürzt. Solchen Verhältnissen gegenüber ist eine Verlobung, wie sie bald fühlen wird, zu beengend, zu genierend. Sie wird selber zur Versucherin und verführt mich, über die Grenze des Gewöhnlichen hinauszugehen. So wird sie sich dessen bewußt, und darauf kommt es mir vor allem an.

Es kommen nun nicht selten von ihren Lippen Andeutungen, daß ihr die Verlobung ein Dorn ist. Solche Äußerungen gehen an meinen Ohren nicht unbemerkt vorüber, sie sind in ihrer Seele die Spione meiner Operation, die mich orientieren und mit denen ich sie in mein Garn locke.

* * *

Meine Kordelia!

Du klagst über die Verlobung und meinst, unsre Liebe bedürfe eines so äußerlichen Bandes nicht, ja, sie störe uns nur. Daran erkenne ich gleich meine ausgezeichnete Kordelia! In Wahrheit, ich bewundere Dich. Unsre äußerliche Verbindung scheidet uns doch nur. Noch ist eine Wand zwischen uns, die uns wie Pyramus und Thisbe trennt. Noch stört's uns in dem Genuß unsrer Liebe, daß andere Menschen unser Geheimnis kennen, so daß es kein Geheimnis mehr ist. Erst wenn kein Fremder unsre Liebe ahnt, hat sie rechten Wert, erst da ist sie glücklich.

Dein Johannes.

* * *

Bald wird das Band der Verlobung gebrochen. Sie selber löst es, um mich dadurch noch stärker zu fesseln, wie die flatternden Locken mehr fesseln, als die aufgebundenen. Löste ich die Verlobung auf, so würde ich diesen verführerischen Saltomortale ihrer Liebe nicht sehen, was um so trauriger sein würde, als ich dann auch nicht das sichere Zeichen von der Kühnheit ihrer Seele hätte. Darauf kommt's

mir an. Auch würde ich ja, wenn der Schritt von mir ausgegangen wäre, von den anderen Menschen — wenn auch ohne Grund — gehaßt und verabscheut werden. Denn wie vorteilhaft würde das für viele sein? Manch liebes kleines Mädchen, das noch nicht verlobt ist, würde immerhin recht zufrieden sein, wenn sie dem ersehnten Ziel ganz nahe gewesen wäre. Es ist doch immer etwas, wenn auch freilich sehr wenig, denn hat man so einen Platz auf der Exspektance-Liste erreicht, dann ist man gerade ohne Exspektance; je höher man aufrückt, um so geringer wird die Exspektance. Im Reich der Liebe wird man nicht nach dem Anciennetätsprinzip befördert, da avanciert man aus anderen Gründen. Ein König ohne Land ist immer eine lächerliche Figur; aber ein Successionskrieg zwischen verschiedenen Prätendenten um ein Königreich ohne Land, das übertrifft selbst das Lächerlichste.

Ein Weib kann man doch wieder und wieder betrachten und an demselben seine Studien machen. Wer das nicht mag und daran keine Freude hat, der sei, was er will — eins ist er nicht: er ist kein Ästhetiker. Das ist ja gerade das Herrliche, das Göttliche in der Ästhetik, daß sie in ein Verhältnis zum Schönen tritt. Mit wahrer Freude denke ich daran, wie sich die Sonne der Weiblichkeit in unendlich vielen Strahlen bricht. Nie wird mein Auge müde, all die zerstreuten Emanationen weiblicher Schönheit zu betrachten. Jeder einzelne Strahl hat seine besondere Schönheit, jeder hat das Seine: das muntere Lächeln, der schelmische Blick, das fragende Auge, der ausgelassene, leichte Sinn, der hängende Kopf, die stille Wehmut, das tiefe Ahnen, das irdische Heimweh, die drohenden Brauen, die fragenden Lippen, die geheimnisvolle Stirn, die verführerischen Locken, der himmlische Stolz, die irdische Schüchternheit, die Reinheit der Engel, das leise Erröten, der leichte Schritt, das reizende Schweben, die schmachtende Haltung, das träume-

rische Sehnen, die unerklärten Seufzer, der schlanke Wuchs, die weichen Formen, der wogende Busen, der kleine Fuß, die reizende Hand. — Jeder hat das Seine und zwar der eine dies, der andere jenes. Wenn ich dann gesehen und wieder gesehen, wenn ich gelächelt und geseufzt, geschmeichelt und gedroht, begehrt und versucht, gelacht und geweint, gehofft und gefürchtet, gewonnen und verloren habe — dann sammelt sich das einzelne zu einem harmonischen Ganzen, und meine Seele freut sich, mein Herz klopft und die Leidenschaft glüht in meiner Brust. Dieses eine Mädchen, die einzige in der ganzen Welt, sie muß mir angehören, sie muß mein werden. Laß Gott seinen Himmel, wenn ich sie erhalte.

Ich weiß wohl, was ich wähle, es ist so groß, daß selbst dem Himmel nicht damit gedient sein kann, wenn geteilt wird; denn was bliebe im Himmel zurück, wenn ich sie behielte? Die gläubigen Mohammedaner würden in ihrer Hoffnung getäuscht werden, wenn sie in ihrem Paradiese bleiche, kraftlose Schatten umarmten. Warme Herzen können sie ja nicht finden, denn alle Wärme des Herzens hat sich ja in ihrer Brust gesammelt; trostlos würden sie verzweifeln, wenn sie bleiche Lippen, matte Augen, einen kalten Busen, einen armen Druck der Hand fänden; denn alles Rot der Lippen und alles Feuer der Augen, des Busens Unruhe und der vielverheißende Druck der Hand, der Seufzer leises Ahnen und des Kusses Versiegelung, die zitternde Leidenschaft einer Umarmung — alles, alles wäre in ihr vereinigt, in ihr, die an mir verschwenden würde, was sowohl diese wie jene Welt reich machen könnte.

So habe ich oft geträumt, und immer wird's mir warm ums Herz, denn ich träume ja dann von ihr. Obgleich man nun im allgemeinen die Wärme für ein gutes Zeichen ansieht, so folgt daraus doch nicht, daß man mich für solide halten wird. Zur Abwechselung will ich — selbst kalt — mir daher auch sie kalt vorstellen. Ich will einmal versuchen, das Weib kategorisch aufzufassen. Unter welche

Kategorie gehört es? Unter ein Sein für anderes. Das muß jedoch nicht im schlechten Sinn genommen werden, als wenn die, die für mich wäre, zugleich für einen anderen wäre. Man muß sich hier wie bei allem abstrakten Denken aller Rücksichten auf die Erfahrung enthalten. Im gegenwärtigen Fall würde die Erfahrung z. B. in ganz besonderer Weise sowohl für mich wie wider mich sein. Die Erfahrung ist hier wie überall eine Person, denn ihr Wesen ist immer pro et contra.

Das Weib ist also ein Sein für anderes. Wieder soll man sich nach einer anderen Seite hin nicht durch die Erfahrung stören lassen; denn man würde ja einwenden können, daß man selten ein Weib küßt, die in Wahrheit ein Sein für anderes ist, da sehr, sehr viele Frauen nichts, gar nichts sind, weder für sich selber, noch für andere. Aber das hat sie mit der ganzen Natur gemein, mit allem, was femininum ist. Die ganze Natur ist nur für anderes, nicht in teleologischem Sinn, wie z. B. ein einzelnes Glied der Natur für ein anderes einzelnes Glied ist, nein, die ganze Natur ist für ein anderes — sie ist für den Geist da. So ist es auch wieder mit dem Einzelnen. Das Pflanzenleben z. B. entfaltet in aller Naivität seine geheimen Reize und existiert nur für anderes. Ebenso ist's mit einem Rätsel, einer Scharade, einem Geheimnis, einem Vokal usw. Daraus läßt es sich auch erklären, weshalb Gott, als er Eva schuf, einen tiefen Schlaf auf Adam fallen ließ; denn das Weib ist des Mannes Traum. Auch ist das Weib nicht aus dem Haupt, sondern aus den Rippen des Mannes genommen, ist Fleisch und Blut geworden. Erst durch die Berührung der Liebe erwacht sie, vorher ist sie ein Traum. Jedoch kann man in dieser Traumexistenz zwei Stadien unterscheiden; das erste ist dieses: die Liebe träumt von ihr, — das zweite: sie träumt von der Liebe.

Dieses Sein des Weibes — das Wort Existenz sagt schon zu viel, denn sie hat ihr Leben nicht aus sich selber

— wird richtig als Anmut bezeichnet, ein Ausdruck, der an das vegetative Leben erinnert; sie ist wie eine Blume, wie die Dichter gern sagen, und selbst das Geistige in ihr ist gewissermaßen vegetativ. Sie liegt ganz innerhalb der Grenzen des Natürlichen und ist dehalb nur ästhetisch frei. Im tieferen Sinn wird sie erst durch den Mann frei, deshalb heißt es: freien, und deshalb freit der Mann. Wenn er richtig freit, kann von einer Wahl keine Rede sein. Das Weib wählt wohl, aber ist dieses Wählen das Resultat einer langen Überlegung, dann ist's auch unweiblich. Deshalb ist es eine Schande, wenn man sich einen Korb holt. Der Mann hat sich selber zu hoch geschätzt, hat eine andere frei machen wollen, ohne es zu können. — In diesem Verhältnis liegt eine tiefe Ironie. Das, was für ein anderes ist, scheint das Prädominierende zu sein: der Mann freit, das Weib wählt. Das Weib ist nach ihrem Begriff die Überwundene, der Mann nach seinem Begriff der Sieger, und doch beugt sich der Sieger vor der Besiegten. Es hat das auch seinen tieferen Grund. Das Weib ist nämlich Substanz, der Mann Reflexion. Sie wählt deshalb auch nicht ohne weiteres, sondern der Mann freit, und dann wählt das Weib. Aber des Mannes Freien ist ein Fragen, ihr Wählen eigentlich nur die Antwort auf eine Frage. In gewissem Sinn ist der Mann mehr als das Weib, im anderen Sinn unendlich viel weniger.

Ich sehe also, je mehr ich die Sache erwäge, daß meine Praxis in vollkommener Harmonie mit meiner Theorie steht. Denn diese hat ihren tiefsten Grund in der Überzeugung, daß das Weib wesentlich ein Sein für andere ist. Deshalb ist der Augenblick hier so unendlich wichtig; denn das Sein für anderes ist immer eine Sache des Augenblicks. Dieser Augenblick kann früher oder später kommen; aber sobald er gekommen ist, nimmt dasjenige, was ursprünglich ein Sein für anderes ist, ein relatives Sein an, und hört dadurch auf.

Wohl weiß ich, daß die Ehemänner meinen, das Weib sei auch im anderen Sinn, das Sein für ein anderes, sie sei ihnen alles für ihr ganzes Leben. Das darf man den Ehemännern nicht weiter verdenken. Jeder Stand hat seine konventionellen Sitten und besonders gewisse konventionelle Lügen. Dahin gehört auch diese Jagdgeschichte. Der Augenblick ist alles, und im Augenblick ist das Weib alles; die Konsequenzen verstehe ich nicht. Dazu gehört auch die Konsequenz, daß einem Kinder geboren werden. Nun bilde ich mir ein, ein ziemlich konsequenter Denker zu sein; aber wenn ich nachdächte, bis ich verrückt würde, stünde ich für die Konsequenz nicht ein; ich verstehe sie nicht, das kann nur ein Ehemann.

Gestern besuchten Kordelia und ich eine Familie in ihrer Sommerwohnung. Die Gesellschaft hielt sich meistens im Garten auf, wo man die Zeit mit mancherlei leiblichen Übungen vertrieb. Es wurde u. a. auch Ring gespielt. Ich benutzte die Gelegenheit, als ein anderer Herr, der mit Kordelia gespielt hatte, fortgegangen war, ihn abzulösen. Welche Anmut entfaltete sie, und sie ward noch verführerischer durch die Anstrengung des Spieles, die ihre Schönheit noch erhöhte! Welch reizende Harmonie in dem Selbstwiderspruch der Bewegungen! Wie leicht war sie — es war als schwebte sie über die Erde hin, wie dithyrambisch ihre ganze Erscheinung, wie herausfordernd ihr Blick! Das Spiel selbst hatte natürlich ein besonderes Interesse für mich. Kordelia schien bei demselben nicht sehr aufmerksam zu sein. Ich wechselte mit einer anderen einen Ring — das schlug wie ein Blitz in ihre Seele. Von diesem Augenblick an war die ganze Situation eine andere geworden, und sie selber — Kordelia — war von einer höheren Energie erfüllt. Ich hielt beide Ringe an meinem Stock, wartete einen Augenblick und wechselte mit den Umstehenden einige Worte. Sie verstand diese Pause, ich warf ihr wieder die beiden Ringe zu. Bald hatte sie dieselben auf ihrem Stock und warf sie

beide, wie aus Versehen, hoch in die Luft, so daß ich sie nicht greifen konnte. Den Wurf begleitete sie mit einem Blick voll unbegrenzter Verwegenheit. Man erzählt, daß einem französischen Soldaten, der den Krieg in Rußland durchgemacht hatte, ein Bein, an welchem sich der kalte Brand gezeigt hatte, abgenommen werden mußte. In demselben Augenblick aber, als die schmerzvolle Operation beendigt worden war, ergriff er das Bein, warfs in die Höhe und rief: Vive l'empereur! Mit einem solchen Blick warf sie, selbst schöner denn je zuvor, beide Ringe in die Luft und sagte bei sich selber: Es lebe die Liebe. Ich hielt es nicht für ratsam, sie in dieser Stimmung durchgehen zu lassen, denn bald würde sich ihrer eine gewisse Mattigkeit, die solchen kräftigen Gefühlen zu folgen pflegt, bemächtigt haben, und verhielt mich daher ganz ruhig, ja, ich tat, als ob ich nichts bemerkt hätte, und sie mußte weiter spielen.

Wenn man in unsrer Zeit derartigen Untersuchungen einige Sympathie entgegenbrächte, möchte ich wohl eine Preisfrage geben: Wer ist — ästhetisch gedacht — schamhafter: ein junges Mädchen oder eine junge Frau? die unwissende oder die wissende? und welcher von den beiden darf man die größte Freiheit einräumen? Aber derartiges beschäftigt unsre ernste Zeit nicht. In Griechenland würde eine solche Untersuchung allgemeine Aufmerksamkeit erweckt haben, der ganze Staat wäre in Bewegung gekommen, besonders die jungen Mädchen und die jungen Frauen. Das will man in unsrer Zeit nicht glauben; aber man will's in unsrer Zeit auch nicht glauben, wenn man den bekannten Streit erzählte, der zwischen zwei griechischen Jungfrauen geführt wurde, und die sehr gründliche Untersuchung, welche die Veranlassung zu demselben gab; denn in Griechenland behandelte man solche Probleme nicht so flüchtig und leichtsinnig; und doch weiß jeder, daß Venus nach diesem Streit einen Beinamen erhalten hat, und jeder bewundert das Bild der Venus, die sich verewigt hat. Eine verheiratete Frau hat

in ihrem Leben zwei Abschnitte, in welchem sie interessant ist, die allererste Jugend, und viel später wieder, wenn sie sehr viel älter geworden. Aber zugleich hat sie — das darf nicht geleugnet werden — einen Augenblick, in welchem sie noch reizender als ein junges Mädchen ist, und in welchem man mit noch größerer Ehrfurcht zu ihr emporblickt; aber das ist ein Augenblick, der nur selten im Leben vorkommt, es ist ein Bild für die Phantasie, das man im Leben nicht zu sehen braucht, und das vielleicht niemals gesehen wird. Ich stelle sie mir da gesund und blühend vor, sie hält in ihren Armen ein Kind, dem sie ihre ganze Aufmerksamkeit schenkt, und das sie in seliger Freude wieder und wieder anschaut. Das ist ein Bild, so lieblich und zauberhaft schön, wie es das menschliche Leben nur zeigen kann, es ist ein Natur-Mythus, das daher nur künstlerisch, nicht in natura angeschaut werden muß.

Wie Kordelia mich beschäftigt! Und doch ist die Zeit bald vorüber, meine Seele will sich immer verjüngen. Gleichsam von fern höre ich schon den Hahn krähen. Sie hört's vielleicht auch, aber sie glaubt, es sei der Morgen, den er verkündige. Warum ist ein junges Mädchen doch so schön, und warum welken die Rosen so bald? Der Gedanke könnte mich ganz melancholisch machen, und doch — das geht mich ja nichts an. Genieße das Leben, pflücke die Rosen, eh' sie verblühn. Indessen schaden solche Gedanken auch nicht; denn diese Wehmut hebt im allgemeinen die männliche Schönheit. — —

Wenn sich ein Mädchen dem Manne erst ganz hingegeben hat, ist's bald vorbei. Noch immer nähere ich mich einer Jungfrau mit einer gewissen Angst, mein Herz klopft, weil ich die ewige Macht fühle, die in ihrem Wesen liegt. Deshalb ist Diana immer mein Ideal gewesen. Diese reine Jungfräulichkeit, diese absolute Sprödigkeit hat mich immer sehr beschäftigt. Aber trotzdem habe ich sie stets mit scheelem Auge angesehen. Ich weiß nicht recht, ob sie's verdient,

daß sie so gepriesen wird. Sie wußte nämlich, daß ihre Jungfräulichkeit ihre geheime Macht war. Dazu kam, wie ich einmal gehört habe, daß sie etwas von den schrecklichen Geburtswehen ihrer Mutter erfahren hatte. Das schreckte sie ab und ich verdenk's ihr nicht; denn ich sage mit Euripides: Ich will lieber dreimal in den Krieg gehen, als einmal ein Kind gebären. In Diana würde ich mich nie verlieben können, aber ich gäbe allerdings viel für eine rechtschaffene Unterhaltung mit ihr.

* * *

16. September.

Das Band ist zerrissen; sehnsuchtsvoll, stark, kühn, göttlich schwingt sie sich auf wie ein Adler zur Sonne. Flieg, Vogel, flieg. Würde dieser königliche Flug sie mir entführen, so würde mich das unendlich tief schmerzen. Leicht habe ich sie gemacht, leicht wie einen Gedanken, und nun sollte dieser mein Gedanke mir nicht gehören! Das wäre zum Verzweifeln. Einen Augenblick früher — das würde mich nicht beschäftigt haben, einen Augenblick später — das kümmerte mich nicht, aber nun — nun — dieses Nun, das ist eine Ewigkeit für mich. Aber sie fliegt nicht weg von mir. Flieg denn, Vogel, flieg, erhebe dich stolz auf deinen Adlersflügeln, bald bin ich bei dir, bald bin ich mit dir in der tiefen Einsamkeit des Äthers, vor der ganzen Welt verborgen! — —

Die Tante war bei der Nachricht etwas frappiert. Sie wird Kordelia indessen nicht zwingen, obgleich ich — teils um sie noch mehr einzuschläfern, teils um Kordelia etwas zu necken — einige Versuche gemacht habe, sie für mich zu interessieren. Im übrigen bezeugt sie mir viel Teilnahme, sie ahnt nicht, mit wie vielem Grunde ich mir alle Teilnahme verbitten kann.

Sie hat von der Tante die Erlaubnis erhalten, einige Zeit aufs Land zu gehen; sie soll eine Familie besuchen.

Eine schwache Kommunikation unterhalte ich mit ihr durch meine Briefe. So grünt unser Verhältnis von neuem. Sie muß nun stark gemacht werden, insonderheit muß ihr eine exzentrische Verachtung gegen die Menschen und gegen das Gewöhnliche eingeflößt werden. Wenn dann der Tag ihrer Abreise kommt, begegnet ihr ein zuverlässiger Knecht als Kutscher. Draußen vor dem Tor schließt sich mein Diener an. Er begleitet sie bis zum Bestimmungsort und bleibt bei ihr, zu ihrer Aufwartung und Assistenz, wenn's nötig ist. Ich selber habe draußen alles so geschmackvoll wie möglich eingerichtet. Nichts fehlt, was ihre Seele betören und sie in üppigem Wohlsein beruhigen kann.

* *

Der Lenz ist doch die schönste Zeit, wenn man sich verliebt; aber der Herbst, wenn man am Ziel seiner Wünsche steht. Im Herbst liegt eine Wehmut, die ganz der Bewegung entspricht, mit welcher der Gedanke an die Erfüllung eines Wunsches einen durchschauert. Heute bin ich selber draußen in der Villa gewesen, wo Kordelia nach einigen Tagen eine Umgebung finden wird, die mit ihrer Seele harmoniert. Selber will ich an ihrer freudigen Überraschung nicht teilnehmen, solche erotische Pointen würden ihre Seele nur schwächen. Wenn sie dagegen allein ist, wird sie in derselben wie in einem schönen Traum leben, wird überall Andeutungen und Winke, ja eine bezauberte Welt sehen. Um mich selber in der rechten Stimmung zu halten, werde ich die Tage, die noch übrig sind, diesen Ort öfters besuchen.

* *

Meine Kordelia!

Nun nenne ich Dich in Wahrheit mein, kein äußeres Zeichen erinnert mich an meinen Besitz. — Bald nenne ich Dich in Wahrheit mein. Und wenn ich Dich dann fest in meinen Armen halte, wenn Du mich an Dein Herz drückst,

dann brauchen wir keinen Ring, um uns daran zu erinnern, daß wir einander angehören. Denn ist diese Umarmung nicht ein Ring, der mehr als eine Bezeichnung ist? Und je fester dieser Ring sich um uns schließt, je unzertrennlicher er uns verbindet, um so größer ist die Freiheit; denn Deine Freiheit ist's, mein zu sein, und meine Freiheit, daß ich Dein bin.

Dein Johannes.

* * *

Meine Kordelia!

Alpheus verliebte sich auf der Jagd in die Nymphe Arethusa. Sie wollte ihn nicht erhören, sondern floh beständig vor ihm, bis sie auf der Insel Ortygia in eine Quelle verwandelt ward. Das schmerzte Alpheus so sehr, daß er in Elis im Peloponnes in einen Fluß verwandelt wurde. Er vergaß jedoch seine Liebe nicht, sondern vereinigte sich unter dem Meere mit jener Quelle. Ist die Zeit der Verwandlungen vorüber? Antworte! Ist die Zeit der Liebe vorüber? Womit sollte ich Deine reine, tiefe Seele, die keine Verbindung mit der Welt hat, wohl vergleichen, wenn nicht mit einer Quelle? Und habe ich Dir nicht schon gesagt, daß ich wie ein Fluß bin, der sich in Dich verliebt hat? Und stürze ich mich nun, da wir getrennt sind, nicht ins Meer, um mit Dir vereint zu werden? Unter dem Meere begegnen wir einander wieder, denn erst in dieser Tiefe gehören wir recht zusammen.

Dein Johannes.

* * *

Meine Kordelia!

Bald, bald bist Du mein. Wenn die Sonne ihr spähendes Auge schließt, wenn die Geschichte aufhört und die Mythen anfangen, dann werf' ich nicht nur meinen Mantel um mich, sondern ich werfe die Nacht wie einen

Mantel um mich, und eile zu Dir, ich lausche, um Dich zu finden, aber nicht Deine Schritte werden Dich verraten, sondern das Klopfen Deines Herzens.

Dein Johannes.

* *

In diesen Tagen, da ich nicht, wenn ich will, persönlich bei ihr sein kann, hat mich der Gedanke beunruhigt, ob sie vielleicht der Zukunft gedacht hat. Bisher ist es ihr nicht eingefallen, dazu habe ich's zu gut verstanden, sie ästhetisch zu betäuben. Ich kann mir nichts Unerotischeres denken, als die ewigen Gespräche von der Zukunft; dieselben haben ihren letzten Grund darin, daß man die gegenwärtige Zeit nicht auszufüllen weiß. Wenn ich nur da bin, fürchte ich mich davor nicht, sie wird schon Zeit und Ewigkeit vergessen. Weiß man sich nicht in dem Maß in Rapport zu der Seele eines Mädchens zu setzen, dann lasse man alle Gedanken, sie zu verführen, fahren, denn man wird unmöglich den beiden Klippen entgehen: der Frage nach der Zukunft und der Katechisation über den Glauben. Es ist ganz natürlich, daß Gretchen im Faust solch kleines Examen mit ihm abhält; denn Faust war so unvorsichtig gewesen, den Ritter hervorzukehren, und gegen einen solchen Angriff ist ein Mädchen immer gewappnet.

Nun glaube ich, ist alles für ihren Empfang bereit. Nichts ist vergessen, was für sie Bedeutung haben könnte; dagegen nichts angebracht, was schlecht und recht an mich erinnern könnte, während ich doch überall unsichtbar gegenwärtig bin. Die Wirkung wird jedoch größtenteils davon abhängen, wie sie es zum erstenmal ansieht. Mein Diener hat jedoch die genauesten Instruktionen erhalten, und in seiner Weise ist er ein vollendeter Virtuose, in der Tat unbezahlbar.

Es ist alles, wie man es sich nur wünschen kann. Sitzt man mitten im Zimmer, dann hat man zu beiden

Seiten den unendlichen Horizont, man ist allein im weiten Meer der Luft. Tritt man näher an die Fenster, dann wölbt sich fern am Horizont ein Wald, wie ein Kranz, der das Ganze begrenzt und einschließt. So muß es sein. Was liebt die Liebe? — Ein Eingefriedigtes. War nicht das Paradies ein eingeschlossener Ort, ein Garten gegen Osten? — Aber er schließt sich zu dicht um einen, dieser Ring — man tritt dem Fenster näher, ein stiller See verbirgt sich demütig in der höheren Umgebung — am Ufer liegt ein Boot. Ein Seufzer aus vollem Herzen, der Hauch eines unruhigen Gedankens — und es geht vom Ufer ab, gleitet über den See, von den milden Lüften einer unnennbaren Sehnsucht leise getrieben; man verschwindet in der geheimnisvollen Einsamkeit des Waldes, wird von den leichten Wellen des Sees geschaukelt, der von dem tiefen Dunkel des Waldes träumt. — Man wendet sich nach der andern Seite hin, da breitet das Meer sich unendlich vor dem Auge aus. — Was liebt die Liebe? — Unendlichkeit. Was fürchtet die Liebe? — Eine Grenze. — — Über dem großen Saal liegt ein kleineres Zimmer oder besser ein Kabinett, täuschend ähnlich jenem Zimmer im Wahlschen Hause. Ein aus Weiden geflochtener Teppich bedeckt den Boden, vor dem Sofa steht ein kleiner Teetisch, eine Lampe darauf, gerade so wie zu Hause — alles dasselbe, nur prachtvoller. Diese Veränderung durfte ich mir wohl erlauben. Im Saal steht ein Instrument, es ist sehr einfach, aber dem ähnlich, das ihr aus dem Jansenschen Hause bekannt war. Es war geöffnet. Auf dem Notenbrett liegt die kleine schwedische Arie aufgeschlagen. Die Tür zum Entree war nicht geschlossen. Sie tritt durch eine andere Tür hinein, Johann ist genau instruiert. Ihr Auge erblickt zu gleicher Zeit das Kabinett und das Instrument, die Erinnerung erwacht in ihrer Seele, im selben Augenblick öffnet Johann die Tür. — Die Illussion ist vollständig. Sie tritt in das Kabinett und ist zufrieden; davon bin

ich überzeugt. Indem ihr Blick auf den Tisch fällt, sieht sie ein Buch; im selben Augenblick nimmt Johann es, um es wegzulegen und sagt wie zufällig: Gewiß hat der Herr es vergessen, als er heute morgen hier war. Sie hört also, daß ich schon am Morgen dagewesen bin, dann will sie das Buch sehen. Es ist eine deutsche Übersetzung der bekannten Schrift von Apulejus: Amor und Psyche. Es ist kein Gedicht, und soll's auch nicht sein. Denn welch eine Beleidigung gegen ein junges Mädchen, ihr ein Gedicht zu bieten, wie wenn sie in einem solchen Augenblick nicht selber dichterisch genug wäre, die Poesie einzusaugen, die sich unmittelbar in dem Faktischen verbirgt, und die nicht erst von dem Gedanken eines anderen verzehrt ist. Daran denkt man gewöhnlich nicht, und doch ist's so. — Sie will das Buch lesen und meine Absicht ist erreicht. — Sie öffnet es da, wo zuletzt in demselben gelesen ist, und findet einen kleinen Myrthenzweig, sie fühlt's, der soll mehr sein, als ein Lesezeichen.

* * *

Meine Kordelia!

Wie, Du fürchtest Dich? Wenn wir zusammenhalten, sind wir stark, stärker als die Welt, stärker als selbst die Götter. Du weißt, es lebte einst ein Geschlecht auf Erden; wohl waren es Menschen, aber, sich selber genug, kannten sie nicht die schöne Vereinigung der Liebe. Trotzdem waren sie mächtig, so mächtig, daß sie den Himmel stürmen wollten. Jupiter fürchtete sie und teilte sie so, daß aus einem zwei wurden, ein Mann und ein Weib. Geschieht's nun zuweilen, daß, wer einmal vereinigt gewesen ist, wieder in Liebe zusammengeführt wird, dann ist solche Vereinigung stärker als Jupiter; sie sind nicht nur so stark, wie der einzelne war, sondern noch stärker, denn die Vereinigung der Liebe ist eine noch höhere.

Dein Johannes.

* * *

24. September.

Die Nacht ist still — es ist ein Viertel vor zwölf — der Jäger am Tor bläst seinen Segen über das Land, vom Bleicherdamm hallt es wider — er tritt in das Tor hinein — wieder bläst er, aber der Widerhall ist schwächer. — Alles schläft in Frieden, nur nicht die Liebe. So erhebt euch denn, ihr geheimen Mächte der Liebe, sammelt euch in dieser Brust! Die Nacht ist schweigend — ein einsamer Vogel unterbricht das Schweigen mit seinem Schreien und seinem Flügelschlag, auch er will vielleicht zu einem Rendezvous — accipio omen!

Wie ist die ganze Natur so ominös! Ich lasse mir wahrsagen aus dem Flug der Vögel, aus ihrem Schreien, aus dem übermütigen Plätschern der Fische im See, sie tauchen aus der Tiefe auf und verschwinden dann wieder, aus einem fernen Hundebellen, aus dem Rasseln eines Wagens, aus den Schritten vorübereilender Menschen. Nicht sehe ich Geister in dieser Mitternachtsstunde, ich sehe nicht was gewesen ist, sondern was kommen wird, im Busen des Sees, im Kuß des Taus, im Nebel, der sich über die Erde ausbreitet und ihre fruchtbare Umarmung verbirgt. Alles um mich her ist ein Bild, ich selber bin ein Mythus meiner selbst; denn ist's nicht ein Mythus, daß ich zu diesem Begegnen eile? Wer ich bin, tut nichts zur Sache; alles Endliche und Zeitliche ist vergessen, nur das Ewige bleibt zurück, die Macht der Liebe, ihre Sehnsucht, ihre Seligkeit. — — —

Von Natur war sie schön. Ich danke dir, wunderbare Natur! Wie eine Mutter hast du über ihr gewacht. Hab Dank für deine Sorgfalt! Wunderbar war sie. Ich danke euch, ihr Menschen, denen sie es verdankt. Ihre Entwickelung war mein Werk — bald genieße ich den Lohn. — Wie vieles habe ich nicht in diesem einen Augenblick, der mir nun bevorsteht, gesammelt. Tod und Teufel, wenn ich ihn nicht kostete! —

Noch sehe ich meinen Wagen nicht. — Ich höre einen Peitschenknall, es ist mein Kutscher. — Fahre zu auf Tod und Leben, wenn auch die Pferde stürzten, nur keine Sekunde früher, ehe wir am Ziele sind.

25. September.

Weshalb kann eine solche Nacht nicht länger sein? — Doch nun ist's vorbei, und ich wünsche sie niemals wieder zu sehen. Wenn ein Mädchen alles hingegeben hat, ist sie schwach, dann hat sie alles verloren; denn die Unschuld ist beim Mann ein negatives Moment, beim Weibe ihres Wesens Gehalt. Nun ist aller Widerstand unmöglich, und nur solange derselbe da ist, ist's schön zu lieben; hat er aufgehört, dann ist's Schwachheit und Gewohnheit. Ich wünsche nicht, an mein Verhältnis zu ihr erinnert zu werden; sie hat den Duft verloren, und die Zeiten sind vergangen, da ein Mädchen im Schmerz über ihren treulosen Geliebten in einen Heliotrop verwandelt wurde. Abschied will ich von ihr nicht nehmen. Mir ist nichts unangenehmer als Weibertränen und Weiberbitten, die verändern alles und haben eigentlich doch keinen Zweck. Ich habe sie geliebt; aber von nun an kann sie meine Seele nicht mehr beschäftigen. Wäre ich ein Gott, dann würde ich an ihr tun, was Neptun an einer Nymphe tat, ich würde sie in einen Mann verwandeln.

Ich möchte wohl wissen, ob man sich so aus einem Mädchen herausdichten kann, daß sie sich stolz einbildete, sie habe das Verhältnis gelöst, weil sie desselben überdrüssig geworden sei. Das könnte ein recht interessantes Nachspiel werden, das an und für sich selber psychologisches Interesse hätte, und einen außerdem auch noch mit vielen erotischen Wahrnehmungen bereichern könnte.

Entweder – Oder

Ein Lebens-Fragment

herausgegeben von

Viktor Eremita.

Zweiter Teil

enthaltend B.'s Papiere.

„Die großen Leidenschaften sind Einsiedler, sie in die Wüste schicken, heißt sie in ihr Reich zurückversetzen."

Chateaubriand.

Die äſthetiſche Gültigkeit der Ehe.

Mein Freund!

Die Zeilen, auf welche Dein Auge hier zuerst fällt, sind zuletzt geschrieben. Zweck derselben ist noch ein Versuch, die ausführlichere Untersuchung, die Dir zugeht, in die Form eines Briefes zu bringen. Sie schließen sich den letzten Zeilen an und bilden zusammen ein Konvolut, auch äußerlich andeutend, was außerdem viele innere Beweise Dir als Wahrheit bezeugen werden, daß es ein Brief ist, den Du liest. Und diesen Gedanken, daß es nämlich ein Brief war, den ich schrieb, habe ich nicht aufgeben wollen, einerseits weil mir zu der sorgfältigeren Ausarbeitung, die eine Abhandlung erfordert, die Zeit fehlte, andrerseits weil ich in einem Brief ernster und eindringlicher mit Dir sprechen konnte. Du bist zu sehr in der Kunst erfahren, von allem Möglichen ganz allgemein zu reden, ohne Dich persönlich davon berühren zu lassen, als daß ich Dich reizen möchte, Deine dialektische Kraft in Bewegung zu setzen. Du weißt, was Nathan tat, als der König David zwar das Gleichnis verstand, das der Prophet ihm erzählte, aber nicht verstehen wollte, daß es ihm galt. Nathan sprach zu dem König: Du bist der Mann, Herr König. So habe ich auch Dich stets daran erinnern wollen, daß von Dir und zu Dir geredet wird. Ich zweifle daher nicht daran, daß Du während des Lesens beständig den Eindruck haben wirst, Du läsest einen Brief, selbst wenn Dich das Format des Papiers stören sollte. Als Beamter habe ich nämlich die Gewohnheit,

auf einem ganzen Bogen zu schreiben; aber vielleicht hat auch das sein Gutes und wird meinem Schreiben in Deinen Augen etwas Offizielles geben. Der Brief ist ziemlich groß und würde recht teuer werden, wenn die Post ihn nach seinem Gewicht berechnete; auf der Goldwage der Kritik gewogen, dürfte er vielleicht sehr unbedeutend erscheinen. Ich bitte daher keine dieser beiden Wagen zu gebrauchen, weder die Wage der Post, denn Du empfängst dieses Schreiben nicht zur weiteren Beförderung, sondern als ein Depositum; noch die Wage der Kritik, denn ich möchte nicht gern, daß Du Dich eines so groben und unsympatischen Mißverständnisses schuldig machtest.

* * *

Wenn nicht Du, sondern ein anderer Mensch diese Untersuchung erhielte, würde sie ihm gewiß höchst sonderbar und überflüssig erscheinen. Wäre er ein verheirateter Mann, so würde er etwa mit der Gemütlichkeit eines Familienvaters sagen: Ja, die Ehe ist die Ästhetik des Lebens, — wäre er ein junger Mann, so würde er vielleicht etwas unklar und unreflektiert zustimmen: Du, o Liebe, bist des Lebens Ästhetik, aber weder der eine noch der andere würde begreifen können, wie es mir einfallen konnte, das ästhetische Ansehen der Ehe retten zu wollen. Ja, die wirklichen und die zukünftigen Ehemänner werden mir's am Ende gar nicht danken, wenn ich eine Lanze für sie einlege, sondern werden mich argwöhnisch anblicken, denn: qui s'excuse, s'accuse. Und das ist Dein Verdienst, Dir danke ich es, Dir, und Dich liebe ich trotz all Deiner bizarren Einfälle, wie einen Sohn, wie einen Bruder, wie einen Freund, Dich liebe ich mit einer ästhetischen Liebe, weil es Dir vielleicht einmal gelingen wird, für Deine exzentrischen Bewegungen ein Zentrum zu finden; Dich liebe ich um Deiner Heftigkeit, um Deiner Leidenschaft, um Deiner Schwachheit willen; Dich liebe ich mit der Furcht und dem Zittern einer

religiösen Liebe — denn ich sehe die falschen Wege, auf die Du geraten könntest, und Du bist mir etwas ganz anderes als ein Phänomen. Ja, wenn ich es sehe, daß Du Seitensprünge machst, Dich wie ein wildes Pferd bäumst und wieder vorwärts stürmst, dann, ja dann enthalte ich mich aller pädagogischen Erbärmlichkeiten, und denke mir nur ein Pferd, das noch nicht zugefahren ist, aber sehe auch die Hand die den Zügel hält, und sehe, wie die große Peitsche des Schicksals über Deinem Haupt geschwungen wird.

Und doch, wenn diese Untersuchung endlich in Deine Hände kommt, wer weiß, ob Du dann nicht sagst: Unzweifelhaft ist's eine Riesenaufgabe, die er sich gesetzt hat; aber laßt uns nun auch sehen, wie er sie gelöst hat. Vielleicht spreche ich zu mild mit Dir, vielleicht lasse ich mir zu viel von Dir gefallen, und müßte eher die Autorität anwenden, die ich trotz Deines stolzen, hochfahrenden Sinnes über Dich habe; oder ich sollte mich vielleicht gar nicht mit Dir einlassen, denn Du bist ein schrecklicher Mensch und wandelst auf dem Wege des Verderbens, und je mehr man sich mit Dir einläßt, um so toller wirst Du. Zwar bist Du kein Feind des ehelichen Lebens, aber Du kannst Dich doch nicht enthalten, es mit Deinem ironischen Blick und Deinem sarkastischen Spott zu geißeln.

Gern will ich's einräumen, daß Du nicht in die Luft streichst, sondern sicher triffst und daß Du viel Beobachtungstalent hast, aber vielleicht ist gerade das Dein Fehler. Und Dein Leben geht darin auf, daß Du immer neue Versuche machst, das Leben zu genießen. Aber — so wirst Du antworten — das ist doch immer noch besser, als auf der Eisenbahn der Trivialität zu fahren und sich in der Unruhe des sozialen Lebens atomistisch zu verlieren. Nein, Du haßt die Ehe nicht gerade, aber das, wofür Du schwärmst, ist die erste Liebe. Du weißt Dich in eine träumerische, liebestrunkene Clairvoyance zu versenken und Dich in ihr zu verbergen. Du liebst das Zufällige. Eines schönen Mädchens

Lächeln in einer interessanten Situation, das ist's, was Dir gefällt. Du meinst ein großer Beobachter zu sein, aber verzeih, Du selber wirst auch beobachtet! Soll ich Dich an eine gewisse Szene erinnern? Ein junges hübsches Mädchen, das zufällig an einer table d'hôte neben Dir saß, wollte Dir keinen freundlichen Blick schenken. Einen Augenblick war es Dir zweifelhaft, ob es nur Sprödigkeit war, und ob sich in dieselbe auch etwas Verlegenheit mischte, die möglicherweise zu einer interessanten Situation hätte führen können. Sie saß einem Spiegel gerade gegenüber, in welchem Du sie sehen konntest. Sie warf einen schüchternen Blick auf denselben, ohne zu ahnen, daß Dein Auge da bereits seine Hütte aufgeschlagen hatte, und sie errötete, als Dein Auge dem ihrigen begegnete. Ach ja! Du bist ein seltsames Wesen, bald das reine Kind, bald ein Greis an Weisheit, bald vertiefst Du Dich mit dem größten Ernst in die höchsten wissenschaftlichen Probleme und Du könntest Dein Leben opfern, um dadurch zur Wahrheit zu kommen, bald bist Du ein verliebter Narr und bildest Dir ein, jedes Mädchen müßte sich glücklich schätzen, acht Tage Deine Geliebte zu sein. Nun wohl, setze Deine verliebten Studien nur bis auf weiteres fort, und zwar — ich will's nicht wehren — in Verbindung mit Deinen ästhetischen und ethischen, metaphysischen und kosmopolitischen Untersuchungen. Zürnen kann man Dir eigentlich nicht; das Böse in Dir hat, wie es auch die Meinung des Mittelalters war, einen gewissen Zusatz von etwas Gutmütigem und Kindischem. Was die Ehe betrifft, so hast Du Dich derselben gegenüber nur beobachtend verhalten. Darin, daß man nur ein Beobachter sein will, liegt allerdings etwas Verräterisches. Denn wie oft habe ich mich nicht — laß mich's nur sagen — über Dich amüsiert; aber wie oft hast Du mich auch geplagt, wenn Du mir erzähltest, wie Du Dich bald in dieses, bald in jenes Ehemanns Vertrauen hineingeschlichen habest, um an dem Thermometer seiner ehelichen Erfahrungen Deine

Studien zu machen. Ja, Du hast wirklich große Gaben, Dich bei den Menschen einzuschleichen, das will ich nicht leugnen, auch ist's recht amüsant, wenn Du die Resultate Deiner Beobachtungen erzählst.

Doch zur Sache. Zweierlei sehe ich als meine besondere Aufgabe an: zum ersten will ich Dir die ästhetische Bedeutung der Ehe zeigen und zum andern dartun, wie sich das Ästhetische in derselben trotz der mannigfachen Hindernisse des Lebens festhalten läßt. Da ich selber ein Ehemann bin, kämpfe ich — pro aris et focis, und ich versichere Dich, daß mir die Sache so sehr am Herzen liegt, daß ich mich wirklich versucht fühlen könnte, ein Buch zu schreiben, wenn ich nur hoffen dürfte, eine einzige Ehe aus der Hölle zu retten, in die sie sich vielleicht selbst gestürzt hat, oder ein paar Menschen tüchtiger zur Realisierung der schönsten Aufgabe zu machen, die einem Menschen gesetzt ist.

Vorsichtshalber will ich gelegentlich auf meine Frau und mein Verhältnis zu ihr hinweisen; nicht als wollte ich mich erkühnen, unsre Ehe als Normal-Exemplar darzustellen, sondern teils, weil aus der Luft gegriffene poetische Schilderungen im allgemeinen keine sonderlich überzeugende Kraft haben, teils, weil ich gern zeigen möchte, was in meinen Augen nicht so unwichtig ist, wie selbst in dem täglichen Leben das Ästhetische gewahrt werden kann.

Mich kennst Du seit vielen, meine Frau seit fünf Jahren. Du findest sie recht hübsch, besonders anmutig, ich finde es auch; und doch weiß ich sehr wohl, daß sie morgens nicht so hübsch wie abends ist, daß ein gewisser wehmütiger, fast krankhafter Zug erst verschwindet, wenn die Sonne hoch am Himmel steht. Ich weiß sehr wohl, daß ihre Nase keine vollendete Schönheit bildet, sie ist entschieden zu klein, aber sieht doch kühn in die Welt hinein; und gerade diese kleine Nase hat schon die Veranlassung zu so vielen kleinen Neckereien gegeben, daß ich sie niemals anders wünschte. Das bietet eine viel tiefere Bedeutung des Zufälligen im

Leben als das, wofür Du so enthusiastisch schwärmst. Für all dies Gute danke ich Gott und vergesse das Schwache. Doch ist das nicht so wichtig; aber für eins danke ich Gott von ganzem Herzen: sie ist die einzige, die ich geliebt habe, die erste; und um eins bitte ich Gott von ganzem Herzen: er wolle mir die Kraft geben, daß ich niemals eine andere lieben wolle. Das ist eine Hausandacht, an welcher auch sie teilnimmt; denn für mich erhält jedes Gefühl, jede Stimmung dadurch, daß sie derselben teilhaft wird, eine höhere Bedeutung. Alle, sogar die höchsten religiösen Gefühle können den Menschen sozusagen bequem machen, wenn man nur mit ihnen allein ist; in ihrer Gegenwart aber bin ich zugleich Pastor und Gemeinde, und sollte ich zuweilen häßlich genug sein, um mich dieser Güte nicht dankbar zu erinnern — sie wird's schon tun.

Sieh, mein junger Freund! das sind keine Versuche in der experimentierenden Erotik aus der schönen Zeit der ersten Liebe, da man sich und der Geliebten die Frage vorlegt, ob sie nicht zuvor geliebt, oder ob er selber keine andere geliebt, — sondern es ist der Ernst des Lebens, der so fragt. Ja, fürwahr, sehr liegt mir's am Herzen, daß sie mich wirklich liebt, und ich sie wirklich liebe — nicht als wenn unser eheliches Leben nicht auf ebenso gutem Grunde ruhte wie das so vieler anderer, sondern noch immer freut es mich, unsere erste Liebe zu verjüngen, und zwar so, daß es für mich ebenso große religiöse wie ästhetische Bedeutung hat; denn Gott ist mir nicht so supramundan geworden, daß er sich nicht um den Bund kümmern sollte, den er selber zwischen Mann und Weib gestiftet hat; und ich bin nicht so geistlich geworden, daß nicht auch die weltliche Seite des Lebens für mich Bedeutung hätte. Und alles Schöne, das in der heidnischen Erotik lag, hat im Christentum seine Bedeutung, sofern es sich mit der Ehe verbinden läßt. Dieses Verjüngen unsrer ersten Liebe ist nicht nur ein wehmütiges Zurückschauen, oder ein poetisches Sicherinnern des Erlebten,

womit man sich schließlich selber hinters Licht führt; — es ist ein Handeln. Früh genug kann der Augenblick kommen, da man sich an schönen Erinnerungen genügen lassen muß; so lange wie möglich muß man den frischen Born des Lebens offen halten. Du aber lebst wirklich vom Raub. Du schleichst Dich unbemerkt an die Menschen heran, stiehlst ihnen ihre glücklichsten, ihre schönsten Augenblicke, steckst diese Schattenbilder in Deine Tasche, wie der lange Mann im Schlemihl, und nimmst sie wieder heraus, wann Du willst. Du meinst wohl, die Menschen verlören dadurch nichts, wüßten oft selber nicht, was die schönsten Augenblicke ihres Lebens seien — ja, sie müßten Dir vielmehr danken, weil sie durch Deinen Zauberstab gewissermaßen in höhere Wesen verwandelt würden. Es mag sein, obgleich es sich ich auch denken ließe, daß sie eine Erinnerung behielten, die ihnen stets schmerzlich sein müße; aber Du verlierst, Du verlierst Deine Zeit — Deine Ruhe, Deine Geduld; denn Du weißt es selber sehr gut, wie ungeduldig Du bist. Hast Du mir nicht einmal geschrieben, es müßte eine außerordentliche Tugend sein, des Lebens Lasten geduldig zu ertragen? Dein Leben löst sich in lauter sogenannte interessannte Einzelheiten auf. Ja, wenn nur die Energie, die Dich in solchen Augenblicken durchglüht, Dich ganz und gar erfüllte, dann würde noch etwas Großes aus Dir werden können. Es ist eine Unruhe in Dir, über welcher doch hell und klar das Bewußtsein schwebt, Deine ganze Seele ist auf diesen einen Punkt konzentriert, Dein Verstand entwirft hundert Pläne, alles legst Du zum Angriff zurecht: es mißglückt Dir, aber im nächsten Augenblick erklärt Deine fast diabolische Dialektik das Vergangene so, daß es Dir zu einem neuen Operationsplan dienen muß. Und nun die ganze Macht der Stimmung! Dein Auge funkelt, eine flüchtige Röte fährt über Dein Gesicht; Du verläßt Dich ganz sicher auf Deine Berechnungen, und doch wie schrecklich ungeduldig warteſt Du — ja mein guter Freund, schließlich,

glaube ich, betrügst Du Dich selber, und ob Du noch so viel davon sprichst, daß Du einen Menschen in seinem glücklichen Augenblick attrappierst, es ist nur Deine eigene Stimmung, die Du ergreifst. Du behauptest, daß Dir die Menschen danken müssen, weil Du sie nicht wie Circe in Schweine verwandelst, sondern aus Schweinen Heroen machst, und meinst, es sei etwas ganz anderes, wenn sich ein Mensch Dir ganz anvertraute; aber einen solchen Menschen habest Du noch niemals getroffen. Dein Herz klopft, Du zerschmilzt vor Rührung in dem Gedanken, daß Du alles für ihn opfern könntest. Nun, ich will's nicht leugnen, Du hilfst gern armen Menschen, und oft habe ich mich daran gefreut, wie Du es tatest; aber trotzdem verbirgt sich auch da wieder ein gewisses vornehmes Wesen. An einzelne exzentrische Äußerungen, die ich von Dir gehört, will ich nicht erinnern, wohl aber an eine kleine Begebenheit aus Deinem Leben, und ich denke, es wird Dir nicht schaden, wenn ich Dich daran erinnere. Du erzähltest mir einmal, wie Du auf einem Spaziergang hinter zwei armen Frauen gegangen seiest. Meine Schilderung der Situation wird vielleicht nicht so lebhaft sein, wie Deine Erzählung, als Du, ganz von diesem Gedanken erfüllt, zu mir hinaufstürztest. Es waren zwei Frauen von Ladegaard. Vielleicht hatten sie bessere Tage gesehen, und Ladegaard ist nicht gerade der Ort, wo sich kühne Hoffnungen realisieren können. Während die eine derselben eine Prise nahm und auch der anderen eine solche anbot, sagte sie: Wer doch fünf Taler hätte! Vielleicht war sie selber von diesem kühnen Wunsch überrascht. Da tratest Du herzu, Du hattest schon einen Fünftalerschein aus Deinem Taschenbuch herausgenommen, noch ehe Du den entscheidenden Schritt tatest, damit sie es nicht zu früh ahne und die Situation dadurch verlöre. Mit einer fast untertänigen Höflichkeit, wie sie sich einem dienenden Geist gebührt, tratest Du auf sie zu, gabst ihr den Fünftalerschein und verschwandest wieder. Mit wahrer Freude dachtest Du an den Eindruck,

den es auf sie machen würde: ob sie darin eine göttliche Fügung dankbar verehren oder, vielleicht schon durch viele Leiden trotzig geworden, fast verächtlich auf die göttliche Führung blicken würde, die hier recht den Charakter des Zufälligen annahm. Und Du überlegtest dann, ob nicht die ganz zufällige Erfüllung eines so zufällig geäußerten Wunsches einen Menschen zur Verzweiflung bringen könnte, weil dadurch die Realität des Lebens in ihrer tiefsten Wurzel negiert werde. Du hattest also im Grunde nur das Schicksal spielen und Dich an der Mannigfaltigkeit aller möglichen Reflexionen erfreuen wollen; aber Du kannst an diesem Fall sehen, wie weit Du durch Deine Experimente den Menschen schaden kannst. Der Vorteil scheint freilich auf Deiner Seite zu sein. Du hast einer armen Frau fünf Taler gegeben, ihren höchsten Wunsch erfüllt, aber Du gestehst es selber ein, sie habe um derselben willen vielleicht mit Hiobs Weibe Gott fluchen können. Du meinst nun freilich, für diese Folgen könntest Du nicht einstehen, und wolle man alle möglichen Folgen berechnen, dann dürfe man überhaupt nicht handeln. Ich antworte: Ja, gewiß darf man handeln. Hätte ich fünf Taler gehabt, würde ich sie ihr vielleicht auch gegeben haben, hätte aber nicht experimentiert, sondern alles der göttlichen Vorsehung überlassen, die ja alles zum Besten lenkt, und dann hätte ich mir keine Vorwürfe zu machen brauchen. Du aber bist keinen Augenblick davor sicher, daß es Dir nicht einmal schwer auf die Seele fällt, wie Dein hypochondrischer Scharfsinn Dich in einen Kreis von Konsequenzen hineinhexen kann, aus denen Du vergebens wieder herauszukommen suchen wirst. Du möchtest dann Himmel und Erde in Bewegung setzen, um die arme Frau wiederzufinden und zu sehen, welchen Eindruck es auf sie gemacht hat und wie man am besten auf sie wirken könne; denn Du bleibst immer derselbe und wirst niemals klüger. Bei Deiner Leidenschaftlichkeit wäre es Dir wohl möglich, Deine großen Pläne Deine Studien, kurz alles zu vergessen, nur um jenes arme

Weib wiederzufinden, die vielleicht schon lange gestorben ist. Der Eifer, den Du an den Tag legst, mag sehr rühmenswert sein, aber siehst Du's denn nicht, was Dir fehlt, was Dir ganz und gar fehlt, der Glaube?

Statt im Glauben alles in Gottes Hand zu legen und den geraden Weg zu wandeln, der zum Leben führt, schlägst Du bald diesen, bald jenen Weg ein und kommst nie zum Ziel. Vermutlich wirst Du sagen: Dann braucht man ja gar nicht zu handeln; ich antworte: Gewiß, wenn Du nur dessen gewiß bist, daß Du einen Platz in der Welt hast, den Du, gerade Du mit Deiner Arbeit ausfüllen sollst; aber freilich, wie Du es treibst, das grenzt an Wahnsinn. Du wirst sagen, wenn Du die Hände in den Schoß gelegt und Gott hättest sorgen lassen, dann wäre der Frau nicht geholfen worden; ich antworte: Wohl möglich, aber Dir wäre geholfen, und der Frau auch, wenn sie sich Gott befohlen hätte.

Wie gesagt, was Du sein willst, ist — das Schicksal. Bleib nur einen Augenblick stehen. Ich will Dir keine Predigt halten, aber es gibt einen Ernst, vor welchem, wie ich weiß, sogar Du eine ungewöhnliche Hochachtung hast. Wie, wenn nun der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden, der große Gott im Himmel, in den Augen der Menschen solch ein Rätsel sein und das ganze menschliche Geschlecht in dieser schrecklichen Ungewißheit schweben lassen wollte, würde sich nicht in Deinem tiefsten Inneren etwas dagegen auflehnen, würdest Du diesen qualvollen Gedanken auch nur einen Augenblick ertragen können? Und doch könnte er am ehesten, wenn ich mich so ausdrücken darf, das stolze Wort in seinen Mund nehmen: Was geht der Mensch mich an. Aber weshalb verhält es sich auch nicht so; und wenn ich sage: Gott ist unbegreiflich, dann erhebt sich meine Seele und schwingt sich auf, so hoch sie kann, gerade in den seligsten Augenblicken spreche ich es aus: Unbegreiflich, weil seine Liebe unbegreiflich ist, unbegreiflich,

weil seine Liebe höher ist denn alle Vernunft. Von Gott gesagt, bezeichnet es das Höchste; sieht man sich aber gezwungen, es von einem Menschen zu sagen, dann bezeichnet es immer einen Fehler, zuweilen eine Sünde. Christus hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern erniedrigte sich selbst; und Du willst die geistlichen Gaben, die Dir geschenkt sind, als einen Raub davontragen! Bedenke es doch, Dein Leben geht hin, und auch für Dich kommt die Zeit, da dasselbe abgeschlossen hinter Dir liegt und allein die Erinnerung zurückgeblieben ist, die Erinnerung, aber nicht in dem Sinn, wie Du sie so sehr liebst, als Wahrheit und Dichtung, sondern die ernste und treue Erinnerung des Gewissens. Hüte Dich, daß sie nicht eine Liste vor Dir entrollt, zwar nicht von eigentlichen Verbrechen, wohl aber von verzehrenden Möglichkeiten, Schattenbildern, die Du nicht wirst verjagen können.

Von der ästhetischen Bedeutung der Ehe also wollte ich handeln. Es könnte scheinen, als wäre es eine überflüssige Untersuchung, da schon oft bewiesen ist, wofür ich eintreten möchte. Oder haben nicht seit Jahrhunderten Ritter und Abenteurer Unglaubliches erduldet, um endlich im stillen Friedenshafen einer glücklichen Ehe anzukommen? Haben nicht seit Jahrhunderten Romanschreiber und Romanleser sich durch einen Band nach dem anderen hindurchgearbeitet, um schließlich an das Ende einer glücklichen Ehe zu kommen? Und hat nicht ein Geschlecht nach dem anderen mit unglaublicher Geduld vor den Brettern, die die Welt bedeuten, gesessen, hat die vier ersten Akte angesehen, weil es im fünften eine glückliche Ehe zu sehen hoffte?

Indessen ist mit diesen ungeheuren Anstrengungen zur Verherrlichung der Ehe sehr wenig ausgerichtet, und ich glaube kaum, daß ein Mensch durch die Lektüre solcher Bücher tüchtig geworden ist, die Aufgabe, die er sich setzte, zu lösen oder sich im Leben zu orientieren. Denn das ist gerade das Verderbliche, das Ungesunde jener Schriften, daß

sie da aufhören, wo sie anfangen sollten. Nach den vielen glücklich überstandenen Schicksalen sinken die Liebenden einander schließlich in die Arme, der Vorhang fällt, das Buch ist zu Ende, aber der Leser ist ebenso klug wie vorher; denn es gehört ja keine große Kunst dazu, tapfer und klug für den Besitz dessen zu kämpfen, was man für das einzige Gut ansieht, wenn nur wirklich die Liebe in ihrer ersten Begeisterung die Herzen erfüllt; wohl aber müssen wir die rechte Besonnenheit, Weisheit und Geduld haben, wenn wir die Mattigkeit besiegen wollen, die einem erfüllten Wunsch oft zu folgen pflegt. Man sieht daher selten auf der Bühne eine Trauung oder liest in den Romanen von derselben, es sei denn, daß die Oper oder das Ballett diesen Moment mit seinen prachtvollen Aufzügen, den bedeutungsvollen Gestikulationen des Spielers, den zum Himmel erhobenen Blicken, dem Wechsel der Ringe 2c. nicht entbehren will. Aber das Wahre in dieser ganzen Entwickelung, das eigentliche Ästhetische, liegt darin, daß die Liebe sich durch Hindernisse hindurchkämpfen muß. Was uns aber an jenen Büchern nicht gefällt, ist, daß dieser Kampf, diese Dialektik, so ganz und gar äußerlich ist, und daß die Liebe aus diesem Kampf ebenso abstrakt wieder herausgeht, wie sie ihn angefangen hat. Wenn erst die Vorstellung von der eigenen Dialektik der Liebe erwacht, die Vorstellung ihrer pathologischen Kämpfe, ihres Verhältnisses zum Ethischen und zum Religiösen, dann bedarf es keiner grausamen Väter, keiner verzauberten Prinzessinnen: die Liebe wird ihre Arbeit, ihre Kämpfe schon ohne dieselben finden. In unsrer Zeit gibt's nur selten grausame Väter oder verzauberte Prinzessinnen, daher sich in unsrer neuern Literatur eigentlich nur noch das Geld als Medium des Widerspruchs findet, durch welches die Liebe sich hindurcharbeiten muß, und man muß erst vier lange Akte warten, bis endlich im fünften ein reicher Onkel sterben kann. Vor allem aber sucht die neue Literatur die Liebe in der abstrakten Unmittelbarkeit, wie sie uns in

der eigentlichen Romanwelt entgegentritt, lächerlich zu machen, und das Thema, daß sie vor allem beschäftigt, ist dieses: die Liebe eine Illusion.

Unsre Zeit erinnert sehr an die Auflösungsperiode des griechischen Staates: alles ist noch so, wie es vor alters war, aber keiner glaubt's, daß es so bleibt. Das unsichtbare Geistesband ist verschwunden, daher die ganze Zeit zugleich komisch und tragisch, — tragisch, weil sie untergeht, — komisch, weil sie besteht; denn immer trägt doch das Unvergängliche das Vergängliche, der Geist den Leib, und wär's möglich, daß ein Leichnam noch eine Weile die gewohnten Funktionen ausführte, so würde das zugleich komisch und tragisch sein. Aber laß die Zeit nur zehren; je mehr sie von dem substantiellen Gehalt, der in der romantischen Liebe lag, aufgezehrt hat, um so größer wird auch das Verderben sein, und man wird mit Schrecken und Verzweiflung sehen, wie unglücklich man sich selber gemacht hat.

Laßt uns denn sehen, wie weit es der Zeit, welche die romantische Liebe zerstört hat, gelungen ist, etwas Besseres zu geben. Doch erlaube mir zuvor, Dir die Merkmale der romantischen Liebe zu nennen. Sie ist — so könnte man mit einem Wort sagen — unmittelbar. Sie sehen und lieben war eins, oder obgleich sie ihn nur durch eine Ritze des geschlossenen Fensters im Jungfrauenbauer ein einziges Mal sah, liebte sie ihn doch von diesem Augenblick an, ihn allein in der ganzen Welt. Ich könnte hier nun wohl einige polemische Ergüsse folgen lassen, um die Sekretion der Galle zu befördern, die bei Dir eine notwendige Bedingung gesunder und heilsamer Aneignung dessen ist, was ich zu sagen habe. Ich kann mich aber trotzdem nicht dazu entschließen, und zwar aus zwei Gründen: teils weil das in unserer Zeit ziemlich veraltet ist, und, aufrichtig gesagt, weil ich es mir nicht recht denken kann, daß Du hier mit dem Strom schwimmen solltest, während man Dich sonst immer gegen

denselben schwimmen sieht; teils weil ich mir wirklich einen gewissen Glauben an die Wahrheit desselben bewahrt habe und stets mit einer gewissen Ehrerbietung und Wehmut daran denke . . . Ich erinnere Dich nur an die Überschrift eines kleinen Aufsatzes, den Du geschrieben hast: Empfindsame und unbegreifliche Sympathien oder zweier Herzen harmonia praestabilia. Was Goethe in seinen Wahlverwandtschaften uns zuerst in der Bildersprache der Natur hat ahnen lassen, um uns hernach in der Welt des Geistes zu realisieren, das ist's, wovon wir hier sprechen; nur daß Goethe sich bestrebt hat, diese Anziehungskraft durch eine Succession von Momenten zu motivieren, es aber nicht hervorhebt, wie die, die zu einander gehören, einander in ungeduldiger Hast suchen, als wären sie für einander bestimmt. Und ist's denn nicht ein schöner Gedanke, daß zwei Wesen für einander bestimmt sind? Wie oft hat man doch den sehnlichen Wunsch, über das historische Bewußtsein hinauszugehen, ein Verlangen, ein Heimweh nach dem Urwald, der hinter uns liegt; und ist diese Sehnsucht nicht noch gewaltiger, wenn sich daran die Vorstellung von einem anderen Wesen knüpft, das auch in jenen Gegenden seine Heimat hat?

Jede Ehe, auch wenn sie nach besonnener Überlegung eingegangen ist, wünscht deshalb, wenigstens in einzelnen Augenblicken, ein solches Bild vor sich zu sehen. Und wie schön ist nicht der Gedanke, daß der Gott, der ein Geist ist, zugleich die irdische Liebe erschaffen hat. Ich will gern einräumen, daß gerade da in der Ehe viel gelogen wird, sowie, daß Deine Observationen auf diesem Gebiet mich oft amüsiert haben; aber deshalb darf man doch nicht vergessen, was daran Wahres ist. Vielleicht denkt dieser oder jener doch, es sei besser, eine ganz freie Wahl „seiner Lebensgefährtin" zu haben; aber eine solche Äußerung verrät einen hohen Grad von Borniertheit, sie ahnt nicht, daß die romantische Liebe in ihrer Genialität frei ist, und daß gerade diese Genialität sie so groß macht.

Als unmittelbar erweist sich die romantische Liebe dadurch, daß sie nur in einer Naturnotwendigkeit ruht. Sie hat ihren Grund in der Schönheit, teils in sinnlicher Schönheit, teils in einer Schönheit, die sich durch das Sinnliche und in und mit demselben darstellen läßt, doch nicht so, daß sie durch eine Erwägung in die Erscheinung tritt, aber so wie sie stets auf dem Sprung steht, um sich zu äußern. Obgleich diese Liebe ihren Grund wesentlich im Sinnlichen hat, ist sie doch in dem Ewigkeitsbewußtsein, das sie in sich aufnimmt, edel. Denn das ist's, was alle Liebe von der Wollust unterscheidet, daß sie den Charakter der Ewigkeit an sich tragt. Die Liebenden sind aufs innigste davon überzeugt, daß ihr Verhältnis ein in sich vollendetes Ganzes ist, das nie verändert werden kann. Da aber diese Überzeugung nur auf einer Naturbestimmung basiert ist, so ruht das Ewige auf dem Zeitlichen und hebt sich dadurch selber auf. Und weil diese Überzeugung nicht im Feuer bewährt ist, keine höhere Begründung gefunden hat, so erweist sie sich als eine Illusion, und darum kann man sie so leicht lächerlich machen. Doch sollte man das nicht so schnell tun; geradezu widerlich ist es aber, wenn in den neuern Schauspielen jene erfahrenen, intriganten, weichlichen Frauen so genau wissen, daß die Liebe eine Illusion ist. Nichts, nichts so empörend, wie ein junges Mädchen, das reich an Liebe ist, in solchen Händen zu wissen, ja schrecklicher noch, als sie in den Händen einer Verführerbande zu sehen.

Doch, wie gesagt, hat die romantische Liebe eine Analogie mit dem Sittlichen und der vermeintlichen Ewigkeit, die sie adelt und vor dem rein Sinnlichen bewahrt. Das Sinnliche ist nämlich das Momentane, es sucht die augenblickliche Befriedigung und weiß, je feiner es ist, den Augenblick des Genusses zu einer kleinen Ewigkeit zu machen. Die wahre Ewigkeit in der Liebe, die zugleich die wahre Sittlichkeit ist, errettet sie daher eigentlich erst vom Sinnlichen. Um aber diese wahre Ewigkeit hervor-

zubringen, ist eine Willensbestimmung notwendig; doch davon später mehr.

Die schwachen Seiten der romantischen Liebe hat unsre Zeit sehr wohl begriffen, und ihre ironische Polemik gegen dieselbe ist zuweilen auch recht amüsant gewesen. Aber hat sie dem Mangel abgeholfen? Hat sie Besseres gegeben? Laßt sehen!

Unsre Zeit hat zwei Wege eingeschlagen. Einer derselben ist, wie man auf den ersten Blick sehen kann, ein falscher Weg, er ist geradezu unsittlich; der andere, respektabler, ahnt jedoch, wie ich glaube, nichts von den Tiefen der Liebe. Wenn nämlich die Liebe auf dem Sinnlichen basiert ist, dann ist — wie jeder leicht einsehen wird — jene unmittelbare ritterliche Treue eine Torheit. Was Wunder, daß das Weib sich da emanzipieren will, eins der vielen häßlichen Phänomene unsrer Zeit zu sein, die wir den Männer verdanken. Das Ewige in der Liebe wird verspottet, das Zeitliche hält man fest, aber raffiniert in einer sinnlichen Ewigkeit, in dem ewigen Augenblick einer Umarmung. Was ich hier sage, läßt sich nicht nur auf diesen oder jenen Verführer anwenden, der wie ein Raubtier in der Welt umhergeht, nein, es paßt auf einen zahlreichen Chor oft höchst begabter Menschen; nicht nur Byron erklärt die Liebe für den Himmel, die Ehe für die Hölle. Man sieht deutlich, daß hier eine Reflexion ist, etwas, was der romantischen Liebe fehlt. Diese läßt sich gern die Ehe gefallen und auch die kirchliche Trauung als eine schöne Feier, ohne daß sie doch als solche Bedeutung für sie hätte. Auf Grund jener Reflexion hat die erwähnte Liebe eine neue Definition für den Begriff der unglücklichen Liebe entdeckt, nämlich geliebt zu werden, wenn man nicht länger liebt, nicht aber, lieben ohne wieder geliebt zu werden. In der Tat, wüßte diese Richtung, wieviel Tiefsinniges in diesen wenigen Worten liegt, sie würde selber zurückschaudern; denn es liegt in denselben doch auch die Ahnung, daß es

ein Gewissen gibt. Der Moment wird also zur Hauptsache, und wie oft hat man nicht von solchen Menschen, welche das unglückliche Mädchen liebten, welches nur einmal lieben konnte, die schrecklichen Worte gehört: Nein, ich verlange nicht, daß du mich in alle Ewigkeit liebst, liebe mich nur in dem Augenblick, in dem ich es wünsche. Solche Liebhaber wissen es sehr gut, daß das Sinnliche vergänglich ist, sie wissen den schönsten Augenblick zu schätzen, und damit sind sie zufrieden. Eine solche Richtung ist natürlich absolut unsittlich; sie nähert sich dagegen gewissermaßen schon unserm Ziel, sofern sie einen förmlichen Protest gegen die Ehe einlegt. Wo dieselbe Richtung ein etwas anständigeres Kleid anzuziehen sucht, beschränkt sie sich nicht auf den einzelnen Augenblick, sondern erweitert denselben zu einer längeren Zeit, ohne jedoch das Ewige in ihr Bewußtsein aufzunehmen, oder sie setzt sich zum Ewigen in einen Gegensatz, meinend, es könne möglicherweise eine Veränderung in der Zeit eintreten. Sie glaubt, wohl könne man eine Weile mit einander leben, aber es müsse doch ein Ausweg offen bleiben, und zeige sich eine glücklichere Wahl, so wähle man von neuem. Sie macht die Ehe zu einer bürgerlichen Einrichtung; man braucht es der Obrigkeit ja nur zu melden, daß eine Ehe aufgelöst und eine andere eingegangen ist, geradeso wie man es auch meldet, wenn man in eine neue Wohnung gezogen ist. Ob dem Staat damit gedient ist, will ich nicht entscheiden; für den einzelnen muß das in der Tat ein besonderes Verhältnis sein, ja, es gehörte dazu doch auch wirklich ein hoher Grad von Frechheit und Gemeinheit; ich glaube nicht so hart zu urteilen, wie es ja auch namentlich bei den weiblichen Partizipanten in dieser Assoziation einen an Verworfenheit grenzenden Leichtsinn verraten würde.

Es ist indessen eine ganz andere Geistesdisposition, die leicht auf einen ähnlichen Einfall kommen kann, und von dieser will ich zunächst handeln, da sie für unsre Zeit sehr

charakteristisch ist. Ein solcher Plan kann seinen Grund nämlich in einer egoistischen oder sympathischen Schwermut haben. Lange genug hat man von dem Leichtsinn der Zeit gesprochen; ich glaube, es ist hohe Zeit, von der Schwermut derselben zu sprechen; dann wird sich, wie ich glaube, alles besser klären. Oder ist nicht die Schwermut der Schaden unsrer Zeit? Klingt sie nicht aus ihrem leichtsinnigen Lachen heraus? Raubt sie uns nicht den Mut zu befehlen und den Mut zu gehorchen? Raubt sie uns nicht die Kraft des Handelns und die Zuversicht der Hoffnung? Und wenn nun die guten Philosophen alles tun, um der Wirklichkeit Intensivität zu geben, werden wir dann nicht bald so vollgepfropft, daß wir nicht mehr atmen können? Nur der Lebende hat recht. Was Wunder denn, daß man in unaufhörlicher Angst, die Gegenwart zu verlieren, sie auch wirklich verliert? Nun ist's wohl wahr, daß man nicht in einer flüchtigen Hoffnung aufgehen darf, und daß man nicht in dem Sinn in den Wolken verklärt werden soll; aber um in Wahrheit zu genießen, muß man Luft haben, und nicht nur im Augenblick der Trübsal gilt's, den Himmel offen zu sehen: auch in den Tagen der Freude müssen wir eine freie Aussicht haben. Wohl verliert der Genuß scheinbar etwas von seiner Intensivität, den er mit Hilfe einer so beängstigenden Begrenzung hat; aber dabei wäre nicht gar viel verloren, da er etwas mit dem intensiven Genuß gemein hat, welcher den Straßburger Gänsen das Leben kostet. Das wirst Du nun vielleicht nicht so leicht begreifen; aber ich brauche Dir die Bedeutung der Intensivität, die man auf jene andere Weise erreicht, wohl nicht näher zu entwickeln. Denn da bist Du ein Virtuose, Du, cui di dederunt formam, divitias artemque fruendi. Wäre der Genuß die höchste Wonne des Lebens, dann müßte ich mich Dir zu Füßen setzen, um von Dir zu lernen; denn in der Kunst bist Du ein Meister. Bald weißt Du wie ein Greis die Erlebnisse vergangener Jahre in langsamen Zügen aus dem Becher der

Erinnerung einzuschlürfen, bald erglühst Du in der Hoffnung der ersten Jugend, bald genießt Du wie ein Mann, bald wie ein Weib, bald unmittelbar, bald reflektierst Du über das, was Du genießt, bald über das, was andere genießen, und das eine sowohl wie das andere ist Dir selber ein Genuß; bald gibst Du Dich hin, Dein Herz ist offen, zugänglich wie eine Stadt, die kapituliert hat, die Reflexion ist verstummt, und jeder Schritt der Fremden hallt in den leeren Straßen wider, und doch bleibt immer ein beobachtender Posten zurück; bald schließt sich Dein Herz, Du verschanzt Dich selber, bist unzugänglich und steil wie eine Burg auf hohem Felsen. Ja, so ist's, und Du wirst zugleich sehen, wie egoistisch Dein Genuß ist, und daß Du Dich niemals hingibst, niemals andere Dich genießen läßt. Da magst Du recht haben, über die Menschen zu spotten, an denen jeder Genuß zehrt, wie z. B. die verliebten Menschen mit den zerrissenen Herzen, während Du herrlich die Kunst verstehst, Dich so zu verlieben, daß die Liebe ein Relief Deiner eigenen Persönlichkeit wird. Du weißt nun sehr wohl, daß der intensivste Genuß darin liegt, den Genuß in dem Bewußtsein festzuhalten, daß er vielleicht im nächsten Augenblick verschwindet. Deshalb hat Dir das Finale in Don Juan so sehr gefallen. Verfolgt von den Gerichten, von der ganzen Welt, verfolgt von Lebenden und Toten, allein in einem abgelegenen Kabinett sammelt er noch einmal die Kraft seiner ganzen Seele, schwingt noch einmal den Pokal mit dem schäumenden Champagner, erfreut sich noch einmal an den Tönen der rauschenden Musik.

Doch zurück! Es kann also eine zum Teil egoistische, zum Teil sympathische Schwermut jene Anschauung veranlassen.

Die egoistische fürchtet natürlich für sich selber, und ist wie alle Schwermut genußsüchtig. Dieselbe leidet an einer gewissen überspannten Ehrerbietung, und hat ein geheimes Grauen vor einer Verbindung für das ganze Leben. Kennst Du nicht ihre Sprache? „Worauf kann man sich verlassen?

Alles verändert sich, vielleicht auch dieses Wesen, das ich nun fast anbete, und wer weiß, ob nicht spätere Schicksale mich mit einem Wesen in Verbindung bringen, das erst in Wahrheit das Ideal ist, welches mir vorschwebte." Sie ist wie alle Schwermut trotzig und hat etwa diesen Gedanken: Wenn ich mich durch unauflösliche Bande an eine Einzige knüpfe, so wird das vielleicht gerade die Wirkung haben, daß dieses Wesen, das ich sonst von ganzer Seele lieben würde, mir unerträglich wird, vielleicht, vielleicht usw.

Die sympathische Schwermut ist schmerzensreicher und auch edler, sie fürchtet nicht nur für sich selber, sondern vor allem für den anderen. Wer fühlt sich so sicher, daß er glauben könne, er werde sich nie verändern? Vielleicht, so spricht er, werde ich einmal das verlieren, was das Beste an mir ist, oder das, wodurch ich die Geliebte zu fesseln weiß, und es kann mir genommen werden, was ich nur um ihretwillen zu behalten wünsche, und dann steht sie enttäuscht und betrogen da; vielleicht zeigt sich ihr eine glänzende Aussicht; sie kommt in Versuchung und besteht in derselben nicht — großer Gott, das würde ich auf meinem Gewissen haben! Ich kann ihr ja keinen Vorwurf machen, denn ich bin ein ganz anderer geworden; alles, alles vergebe ich ihr, wenn sie es mir nur vergeben will, daß ich so unvorsichtig war und ihr erlaubte, einen so entscheidenden Schritt zu tun. Wohl weiß ich es, daß ich sie nicht überredet, vielmehr sie vor mir gewarnt habe, aber es war ihr freier Entschluß; aber vielleicht hat gerade meine warnende Stimme sie versucht, in mir ein besseres Wesen zu sehen, als ich war usw., usw. Man wird leicht begreifen, daß einer solchen Anschauung weder mit einer Verbindung von zehn oder fünf Jahren, noch mit einer Verbindung für das ganze Leben gedient ist, dieselbe fühlt zu tief die Bedeutung des Wortes, daß jeder Tag seine Plage hat. Es ist, als müßte man an jedem Tage lernen, was es heißt, so leben, als wäre gerade dieser Tag der entscheidende, als müßte man

jeden Tag ins Examen. Sucht man in unsern Tagen die Ehe zu neutralisieren, so hat das seinen Grund nicht darin, daß man — wie es im Mittelalter geschah — das eheloſe Leben für vollkommener hielt, sondern in Feigheit, in Genußsucht. Es leuchtet auch ein, daß solche auf eine bestimmte Zeit eingegangene Ehen keinen Zweck haben, da sie dieselben Schwierigkeiten nach sich ziehen, wie diejenigen, welche für das ganze Leben geschlossen sind. Und schwächt es nicht zugleich die innerste Kraft des ehelichen Lebens, raubt dem Willen seine Energie und zerstört das, was das größte Heiligtum der Ehe ist, das Vertrauen? Schon hier ist's klar, und es wird später noch klarer werden, daß solche Assoziationen keine Ehen sind; denn wenn sie auch in die Sphäre der Reflexion getreten sind, so fehlt ihnen doch das Ewigkeits-Bewußtsein, welches den Bund zweier Herzen erst zur ehelichen Gemeinschaft erhebt. Darin wirst Du mir auch voll und ganz zustimmen; denn wie oft und wie sicher haben Dein Spott und Deine Ironie nicht solche Stimmungen getroffen, da z. B. einer mit seiner Braut aus dem Fenster sieht, und es ihm einfällt, als er ein anderes junges Mädchen auf der Straße erblickt: im Grunde sei sie es, die er liebe; er will ihr nacheilen, aber wieder wird er durch eine andere gestört usw.

Der andere, anständigere Ausweg war die Vernunftheirat. Schon am Namen hört man's gleich, daß man in die Sphäre der Reflexion eingetreten ist. Es haben schon manche, so auch Du, bedenkliche Mienen gemacht, wenn eine Verbindung zwischen der unmittelbaren Liebe und dem berechnenden Verstand beabsichtigt wird; und daher sollte man eigentlich auch nicht „Vernuft"-, sondern „Verstandesheirat" sagen. Du pflegst immer mit großer Ironie als soliden Grund einer ehelichen Verbindung die „Achtung" zu empfehlen. Sofern eine solche Verbindung auf die wahre Liebe verzichtet, ist sie wenigstens konsequent; aber sie beweist dadurch zugleich, daß sie keine Lösung der Aufgabe ist. Eine

Verstandesheirat ist daher als eine Art Kapitulation anzusehen, welche die Kollisionen des Lebens notwendig machen. Aber wie traurig, daß die Poesie unsrer Zeit gewissermaßen nur einen einzigen Trost übrigbehalten hat, und dieser einzige Trost heißt: verzweifeln! Denn eine solche Verbindung ist ja nur dann möglich, wenn man an allem verzweifelt. Dieselbe wird daher auch gewöhnlich zwischen Menschen geschlossen, die ihre erste Jugend schon lange hinter sich haben und die Liebe für eine Illusion halten, oder die Realisation derselben höchstens für ein pium desiderium. Was man will, ist des Lebens Prosa, eine sichere Existenz, Ansehen im sozialen Leben usw. Sofern eine solche Verbindung das Sinnliche in der Ehe neutralisiert, scheint sie sittlicher Natur zu sein; doch darf wohl gefragt werden, ob nicht diese Neutralisation ebenso unsittlich wie unästhetisch ist. Oder wenn das Erotische auch nicht ganz und gar neutralisiert wird, es hat sich doch einer nüchternen, verständigen Erwägung unterworfen, daß man vorsichtig sein müsse, nicht immer gleich tadeln dürfe, daß das Leben doch niemals die Ideale verwirkliche, daß es eine recht anständige Partie sei usw. Das Ewige, das ja — wie wir bereits oben bewiesen haben — zu jeder Ehe gehört, hat hier also eigentlich keinen Platz. Denn die verständige Erwägung ist immer auf das Irdische gerichtet. Eine solche Verbindung ist daher nicht nur unsittlich, sondern sie ruht auch auf einem sehr unsicheren Grunde.

Eine schönere Form kann die Vernunftehe annehmen, wenn das Bestimmende etwas Höheres ist, und z. B. ein junges Mädchen aus Liebe zu ihrer Familie einen Mann nimmt, der diese vor dem Ruin bewahren kann. Aber gerade diese äußerliche Teleologie beweist es klärlich, daß wir hier die Lösung der Aufgabe nicht suchen dürfen. Vielleicht könnte ich an diesem Ort von den mannigfachen Beweggründen sprechen, die zur Schließung einer Ehe führen, aber solches Überlegen und Räsonnieren gehört gerade der Sphäre

des Verstandes an. Doch werde ich auf diese Frage ein anderes Mal zurückkommen.

Wir haben nun gesehen, wie die romantische Liebe auf einer Illusion ruht, und daß ihre Ewigkeit nicht über die Grenzen des irdischen Lebens hinausreicht; auch ist sie gar nicht so treu und beständig, wie der Ritter vielleicht selber glaubte, da die Versuchung bisher in einem ganz äußerlichen Medium gelegen hatte. Sie konnte deshalb sehr gut mit schöner Pietät die Ehe beibehalten, aber diese letztere hatte doch keine tiefere Bedeutung. Es hat sich bald gezeigt, wie diese unmittelbare und schöne, aber auch einfältige Liebe vor dem Bewußtsein einer reflektierenden Zeit nicht bestehen konnte, wie sie denn auch den Spott und die Ironie derselben über sich ergehen lassen mußte; aber was hat diese letztere dafür gegeben? Sie nahm die Ehe in ihr Bewußtsein auf und erklärte sich nun bald für die Liebe, während die Ehe ausgeschlossen ward; bald für die Ehe, während man nicht weiter auf die Liebe reflektierte. Eine kleine verständige Näherin macht daher auch in einem neueren Drama die kluge Bemerkung: Uns lieben die vornehmen Herren, aber sie heiraten uns nicht; sie lieben die vornehmen Damen nicht, aber vermählen sich mit ihnen.

Hiermit ist diese kleine Untersuchung — denn was ich hier schreibe, muß ich doch wohl so nennen, obgleich ich ja im Grunde nur einen größern Brief schreiben wollte — also diese kleine Untersuchung ist nun so weit gekommen, daß die Ehe in ihrem rechten Licht erscheinen kann.

Daß die Ehe wesentlich dem Christentum angehört, daß die heidnischen Nationen dieselbe trotz der Sinnlichkeit des Orients und der Schönheit Griechenlands nicht gehabt haben, daß sie sich selbst im Judentum nicht ganz und voll entwickeln konnte, obgleich das Idyllische demselben durchaus nicht fremd war, das wirst Du mir einräumen, ohne daß ich näher darauf einzugehen brauche, umso mehr, als es genügen wird, wenn ich nur daran erinnere, daß der Gegensatz

des Geschlechtes nirgends so tief reflektiert war, daß das andere Geschlecht zu seinem vollen Recht kam. Aber auch innerhalb des Christentums mußte die Liebe erst manches in der Schule des Lebens lernen, ehe man das Tiefe, Schöne und Wahre erkannte, das in der Ehe liegt. Da indessen die Zeit, welche zunächst hinter uns liegt, eine reflektierende gewesen ist und gewissermaßen auch unsre Zeit es noch immer ist, so wird das nicht leicht zu beweisen sein; und weil Du es so meisterhaft verstehst, die schwachen Seiten einer Sache ans Licht zu ziehen, so ist die Aufgabe, die ich mir zugleich gesetzt habe, Dich nämlich zu überzeugen, eine doppelt schwere. Doch bin ich Dir für Deine Polemik sehr verbunden. Denn diese ist so talentvoll und erfinderisch, daß sie für den Verteidiger ein guter Wegweiser ist; und Deine Angriffe sind nicht so oberflächlicher Natur, daß sie nicht, wenn Du oder ein anderer ihnen nachdenkt, die Wahrheit enthalten sollten, ob auch weder Du noch der, mit dem Du streitest, es im Augenblick des Kampfes merkt.

War es nun aber ein Mangel der romantischen Liebe, daß sie nicht reflektierte, so könnte man vielleicht meinen, die wahre, eheliche Liebe müsse mit dem Zweifel beginnen. Das könnte um so notwendiger erscheinen, als wir aus einer Welt der Reflexion hieher gekommen sind.

Daß sich eine Ehe nach einem solchen Zweifel künstlerisch ausführen ließe, will ich durchaus nicht leugnen; aber die Frage ist, ob nicht das Wesen der Ehe dadurch bereits alteriert sei, daß man eine Scheidung zwischen Liebe und Ehe im Auge hat. Das also ist die Frage: Gehört es wesentlich zur Ehe, die erste Liebe dadurch zu vernichten, daß man an der Möglichkeit ihrer Realisierung zweifelt, um durch diese Vernichtung die eheliche Liebe zu ermöglichen und zu verwirklichen, also, daß Adams und Evas Ehe eigentlich die einzige gewesen wäre, in welcher die unmittelbare Liebe unverletzt geblieben wäre, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil, wie Musäus sehr witzig bemerkt,

es für keinen möglich war, einen anderen zu lieben. Die Frage bleibt, ob nicht die unmittelbare, die erste Liebe dadurch gegen diese Skepsis gesichert sei, daß sie in eine höhere konzentrische Unmittelbarkeit aufgenommen wird, und die eheliche Liebe nicht nötig habe, die schönen Hoffnungen der ersten Liebe zu zertreten, da sie vielmehr selber die erste Liebe sei, nur mit dem Zusatz einiger Bestimmungen, die sie nicht herabsetzen, sondern vielmehr veredeln.

Das ist ein schwieriges Problem, und doch so ungeheuer wichtig, damit wir nicht im Ethischen vor einer ähnlichen Kluft stehen bleiben, wie im Intellektuellen vor der Kluft zwischen Glauben und Wissen. Und schön, mein lieber Freund, das wirst Du nicht leugnen wollen — denn auch Dein Herz hat ein Gefühl für Liebe, und auch Dein Kopf kennt nur zu wohl die Zweifel —, schön wäre es doch, wenn der Christ seinen Gott den Gott der Liebe nennen dürfte, und zwar auch im Gedanken an jenes unaussprechlich selige Gefühl, an jene ewige Macht in der Welt — die irdische Liebe.

Habe ich aber auf die romantische und die reflektierende Liebe an und für sich selber hingewiesen, so wird es sich nun zeigen, wie weit die höhere Einheit zu dem Unmittelbaren zurückkehrt, und wie weit sie, außer dem plus, das sie enthält, zugleich auch das in sich hat, was im ersten lag. Es ist nun wohl klar genug, daß die reflektierende Liebe sich beständig selbst verzehrt, und daß sie ganz willkürlich bald hier, bald dort stehen bleibt; es ist klar, daß sie über sich selber hinaus auf ein Höheres weist, aber es fragt sich, ob dieses Höhere nicht gleich in Verbindung mit der ersten Liebe treten könne. Dieses Höhere ist nun das Religiöse, in welchem die Verstandes-Reflexion zum Schluß, zur Ruhe kommt; denn wie Gott nichts unmöglich ist, so ist auch dem religiösen Individuum nichts unmöglich. In dem Religiösen findet die Liebe wieder die Unendlichkeit, die sie in der reflektierenden vergebens suchte. Aber ist das Religiöse,

so gewiß es ein Höheres als alles Irdische ist, zugleich nicht ein im Verhältnis zur unmittelbaren Liebe Exzentrisches, sondern das Konzentrische, so ließe sich ja die Einheit herstellen, ohne daß der Schmerz, den das Religiöse zwar heilen kann, der aber doch immer ein tiefer Schmerz ist, notwendig wäre.

Nur sehr selten wird diese Sache ernstlich überlegt, weil diejenigen, welche für die romantische Liebe Sinn haben, sich nicht um die Ehe kümmern, und andererseits — Gott sei es geklagt — so viele Ehen ohne jene tiefere Erotik geschlossen werden, die doch ohne allen Zweifel das Schönste in der rein menschlichen Existenz ist. Das Christentum hält an der Ehe unerschütterlich fest. Hat also die eheliche Liebe keinen Raum für die ganze Erotik der ersten Liebe, dann ist das Christentum nicht die höchste Entwickelung des menschlichen Geschlechts, und gewiß hat eine geheime Angst vor einer solchen Disharmonie viel Schuld an der Verzweiflung, welche in Poesie und Prosa durch die neuere Lyrik hindurchklingt.

Du siehst also, welche Aufgabe ich mir gesetzt habe. Es handelt sich um nichts Geringeres als darum, ob die romantische Liebe mit der Ehe einen Bund schließen und einen Platz in ihr finden kann, ja ob die Ehe die wahre Verklärung jener ist. Das soll nun in keiner Weise irgend einen Schatten auf die aus der Reflexion und ihrem Schiffbruch sich rettenden Ehen werfen; denn weder will ich leugnen, daß sich vieles machen läßt, noch will ich so ohne alle Teilnahme sein, daß ich sie nicht bewunderte; auch sei es unvergessen, daß die ganze Richtung der Zeit sie oft zu einer traurigen Notwendigkeit machen kann. Aber was das letztere betrifft, so muß doch daran erinnert werden, daß jede Generation und jedes Individuum in der Generation in gewissem Grad sein Leben von vorn anfängt, und eben so sehr daran, daß ja ein Geschlecht vom anderen lernen soll. Hat daher die Reflexion ein Geschlecht zu einem traurigen

Schauspiel gebraucht, so wird das folgende wahrscheinlich glücklicher sein. Und wie viele schmerzliche Verwickelungen das Leben auch noch bringen mag, ich kämpfe für ein Doppeltes: zum ersten für die ungeheuere Aufgabe, nachzuweisen, daß die Ehe die Verklärung, nicht die Vernichtung der ersten Liebe, ihre Freundin, nicht ihre Feindin ist, und zum anderen für die in den Augen aller anderen sehr unbedeutende, aber für mich um so wichtigere Aufgabe, daß meine arme Ehe diese Bedeutung gehabt hat; denn dadurch finde ich Kraft und Mut, diese Aufgabe immer vollkommener zu lösen.

Und wenn ich denn nun der Untersuchung selber näher trete, so erfüllt es mich mit besonderer Freude, daß ich gerade Dir schreibe. Denn so gewiß ich keinem anderen Menschen Mitteilungen über mein eheliches Verhältnis machen würde, so gewiß ist's, daß ich mein Herz Dir gegenüber mit ganzem Vertrauen erschließe. Verstummt zuweilen der Lärm der ringenden und arbeitenden Gedanken jener gewaltigen Maschinerie, die Du in Dir trägst, dann kommen stille Augenblicke, die wohl anfangs durch ihre Stille fast ängstigen, aber doch bald eine wahre Erquickung gewähren. Möge diese Abhandlung Dich in einem solchen Augenblick treffen. Sorglos kann man Dir ja, solange die Maschine im Gang ist, alles anvertrauen. Denn dann hörst Du nichts. Aber ebensosehr kann man Dir auch, ohne sich selbst zu kompromittieren, alles erzählen, wenn Deine Seele stille ist und eine Sabbatruhe genießt. Da will ich auch von ihr sprechen, von welcher ich sonst nur mit der schweigenden Natur spreche, weil ich dann allein mich selber hören will. O, wie viel verdanke ich ihr, unter anderem auch das, daß ich freimütig für die erste Liebe und für die Ehe eintrete; denn was vermöchte ich mit all meiner Liebe und all meiner Gedankenarbeit, wenn sie mir nicht zu Hilfe käme, was vermöchte ich, wenn sie mich nicht begeisterte! Und doch weiß ich sehr wohl, daß, wenn ich ihr dies sagte, sie mir

nicht glauben würde, ja vielleicht handelte ich töricht, wenn ich es ihr sagte, denn ich würde dadurch ihre tiefe und reine Seele trüben und bewegen.

* * *

Meine erste Aufgabe wird nun sein, mich und besonders Dich über die Ehe selber zu orientieren.

Das eigentlich Konstituierende, das Substantielle derselben ist offenbar die Liebe. Sobald dieselbe weggenommen wird, ist die Gemeinschaft entweder nur eine Befriedigung sinnlicher Lust, oder eine Assoziation, eine Kompagnieschaft zur Erreichung dieses oder jenes Zieles; aber die Liebe hat ja gerade die Bestimmung der Ewigkeit in sich, ob es nun die abergläubische, abenteuerliche, ritterliche Liebe ist, oder die tiefere sittliche, von einer kräftigen und lebendigen Zuversicht getragene religiöse Liebe.

Jeder Stand, auch der eheliche, hat seine Verräter. Ich meine natürlich nicht die Verführer, denn die sind ja nicht in den heiligen Ehestand eingetreten, — hoffentlich trifft diese Untersuchung Dich in einer Stimmung an, in welcher Du nicht über diesen Ausdruck lächelst —; auch meine ich nicht diejenigen, die durch eine Scheidung aus derselben wieder herausgetreten sind; denn die hatten doch den Mut, offenbare Empörer zu werden; nein, ich meine diejenigen, die nur in ihren Gedanken Aufrührer sind, es aber nicht durch die Tat zu äußern wagen, jene erbärmlichen Ehemänner, die, wie Du einmal sagtest, Wahnsinnigen gleich in ihrem ehelichen Gewahrsam sitzen, und gegen das eiserne Gitter wütend, über die Süßigkeit der Verlobung und die Bitterkeit der Ehe phantasieren und mit einer gewissen boshaften Freude jedem, der sich verlobt, ihre Glückwünsche darbringen. Ich kann's Dir nicht sagen, wie verächtlich jene Menschen in meinen Augen sind, und wie sehr es mich ergötzt, wenn ein solcher Ehemann Dich in sein Vertrauen zieht, Dir alle seine Leiden erzählt und Dir all seine Lügen von der schönen

Zeit der ersten Liebe auftischt, und sich noch mehr ärgert, wenn Du ihm sagst, Du würdest Dich wohl hüten, auf den Leim zu gehen, weil er Dich auch so gern in dem commune naufragium untergehen sähe. Ja das sind die zärtlichen Familienväter mit ihren vier lieben Kindern, die sie gern — wie Du Dich auszudrücken liebst — zum Teufel schickten.

Sofern nun an dem, was sie sagen, etwas Wahres ist, so müßte ja eine Scheidung zwischen Liebe und Ehe eintreten, also daß die erstere nur auf einen Moment beschränkt wäre, die letztere einen anderen ausfüllte, aber beide, Liebe und Ehe, unvereinbar wären. Man fand dann auch bald, welcher Moment der Liebe gehörte — nämlich die Verlobung, die schöne Zeit der jungen Liebe. Mit einer gewissen niedrigkomischen Bewegung und Rührung wissen sie von jener Zeit zu schwärmen. Ich muß nun meinerseits gestehen, daß ich für die verliebten Näschereien der Verlobungszeit nie viel übrig gehabt habe, und je mehr man aus derselben macht, um so mehr scheint sie mir der Zeit ähnlich zu sein, welche viele Menschen vor dem Baden verschwenden: sie gehen am Wasser hin und her, versuchen es bald mit einer Hand, bald mit einem Fuß, und bald scheint's ihnen zu kalt, bald zu warm zu sein. Wäre die Brautzeit wirklich die schönste Zeit, so sehe ich wahrlich nicht ein, weshalb man sich verheiratet! Und doch verheiraten sie sich mit größtmöglicher spießbürgerlicher Präzision, wenn Tanten und Kousinen, Nachbarn und vis-à-vis es für passend halten. Nein, dann sind mir doch jene tollkühnen Menschen lieber, die kühn ins Wasser springen. Das ist in der Tat immer etwas, ob auch die Bewegung nicht so großartig, der Schauer des Bewußtseins nicht so erfrischend, die Reaktion des Willens nicht so energisch ist, als wenn ein kräftiger Mannesarm die Geliebte fest und doch zärtlich umschließt, mit aller Macht und doch auch wieder so, daß sie sich gerade in dieser Umarmung frei fühlt, um sich vor Gottes Angesicht ins Meer zu stürzen.

Hätte nun solche Trennung von Liebe und Ehe einen Grund für sich, und zwar nicht nur in den leeren Köpfen einiger törichter Menschen, die ebensowenig wissen, was Liebe, wie was Ehe ist, dann sähe es allerdings mit der letzteren traurig aus, und ich möchte kaum versuchen, das Ästhetische in der Ehe nachzuweisen. Aber was könnte dann wohl der Grund für die Berechtigung solcher Trennung sein? Entweder der, daß die Liebe sich überhaupt nicht durchs Leben retten ließe. Da hätten wir dasselbe feige Mißtrauen, das uns so oft in unsrer Zeit begegnet und meint, alle Entwickelung löse sich schließlich in ein Nichts auf. Nun will ich gern einräumen, daß eine solche schwache und armselige, ebenso unmännliche, wie unweibliche Liebe — Du würdest sie in Deiner gewöhnlichen Unverfrorenheit eine Vierschillings-Liebe nennen — auch nicht einen einzigen Sturm des Lebens aushalten kann; aber daraus würde ja nichts für die Liebe und Ehe folgen, wenn sich beide gesund und natürlich entwickelten. Oder es wäre das Ethische und Religiöse, ohne welches eine Ehe nicht möglich ist, so unvereinbar mit der Liebe, daß sie aus diesem Grunde keinen Bund miteinander schließen könnten, wohl aber die Liebe sich siegreich durch das Leben kämpfen könnte, wenn sie allein in sich selber ruhen, sich allein auf sich selber verlassen dürfte.

Diese Betrachtung würde die Sache nun entweder zu dem unbewährten Pathos der unmittelbaren Liebe zurückführen, oder zur willkürlichen Laune des Individuums, das in eigener Kraft den Lauf vollenden zu können wähnte. Diese letztere Betrachtung, nach welcher das Ethische und Religiöse in der Ehe störend aufeinander wirken, verrät auf den ersten Blick einen gewissen Mannesmut, der die flüchtigen Beobachter leicht täuschen kann. Immerhin hat dieselbe aber, wenn sie auch auf einem Irrtum beruht, etwas ganz anderes Sublimes an sich als die erstere in ihrer großen Erbärmlichkeit.

Das Substantielle in der Ehe ist die Liebe. Aber was ist das Erste, die Liebe oder die Ehe, also daß in letzterem Fall die Liebe successiv nachkommt? Diese Anschauung hat unter beschränkten Verstandesmenschen kein geringes Ansehen genossen, und ist nicht selten von klugen Vätern und noch klügeren Müttern empfohlen worden. Da sie selber Erfahrungen gemacht zu haben meinen, sind sie der Ansicht, daß auch ihre Kinder dieselben Wege wandeln müßten. Das ist die Weisheit der Taubenhändler, die zwei Tauben, welche nicht die geringste Sympathie für einander haben, in ein kleines Bauer sperren, und meinen, sie würden sich schon vertragen und — finden.

Also die Liebe ist das Erste. Aber nach dem, was wir im vorhergehenden angedeutet haben, ist die Liebe wieder von so zarter Natur, daß sie kaum die Berührung des wirklichen Lebens vertragen könnte, und wieder stehe ich vor dem schon früher erwähnten Punkt. Denn hier scheint die Verlobung in ihr Recht zu treten. Sie ist ein Liebe, die keine Wirklichkeit hat, sondern nur von der süßen Möglichkeit lebt. Das Verhältnis ist kein wirklich reales, seine Bewegungen sind ohne Inhalt, es bleibt immer bei denselben „nichtssagenden, verliebten Gestikulationen." Je mehr nun diese nur fingierten Bewegungen die Verlobten anstrengen und ihre Kräfte erschöpfen, um so mehr werden sie wünschen, den ernsten Pflichten der Ehe zu entfliehen. Wenn nun aber der Verlobung ein notwendig daraus resultierendes wirkliches Verhältnis zu fehlen scheint, so wäre sie ja ein herrlicher Ausweg für diejenigen, die den Mut nicht haben, eine Ehe zu schließen. Vielleicht fühlen sie, wenn sie den entscheidenden Schritt tun wollen, das Bedürfnis, bei einer höheren Macht Hilfe zu suchen, und finden sich dann mit sich selber und mit dem Höheren ab; mit sich selber, indem sie sich auf eigene Verantwortung verloben, mit dem Höheren, indem sie sich dem Segen der Kirche, den sie fast abergläubisch zu hoch schätzen, nicht

entziehen. Wir haben hier wieder ein Schisma zwischen der Liebe und der Ehe, und zwar in seiner jämmerlichsten und unmännlichsten Form. Ihre Liebe ist keine Liebe, ihr fehlt das sinnlichste Moment, das in der Ehe seinen sittlichen Ausdruck gefunden hat; sie neutralisiert das Erotische in einem Maß, daß eine solche Verlobung ebensowohl zwischen Männern geschlossen werden könnte. Sobald sie dagegen, obgleich an dieser Scheidung festhaltend, das Sinnliche geltend macht, schlägt sie augenblicklich in die früher geschilderten Richtungen um. Eine solche Verlobung aber ist häßlich, weil sie Gott zu betrügen versucht, sich etwas erschleichen will, wozu sie nach ihrer Meinung seiner Hilfe nicht bedarf, und sich ihm nur dann anvertraut, wenn sie fühlt, das es anders nicht geht.

Die Ehe soll also die Liebe nicht ins Leben rufen, setzt sie vielmehr voraus, nur nicht als ein Vergangenes, sondern als ein Gegenwärtiges. Aber die Ehe hat ein ethisches und religiöses Moment in sich, das hat die Liebe nicht; die Ehe ist aus diesem Grunde auf Resignation basiert, das ist die Liebe nicht. Wenn man nun nicht annehmen will, daß jeder Mensch in seinem Leben eine doppelte Bewegung durchläuft, zuerst die, wenn ich so sagen darf, heidnische Bewegung, da die Liebe ihre Hütten aufschlägt, und dann die christliche, deren Ausdruck die Ehe ist, wenn man nicht der Ansicht ist, daß die Liebe vom Christentum ausgeschlossen werde, so muß der Beweis geführt werden, daß die Liebe sich mit der Ehe vereinigen läßt.

Also zuerst eine Untersuchung über die Liebe, Ich will hier an einen Ausdruck anknüpfen, der für mich immer eine schöne Bedeutung gehabt hat, obgleich Du ihn oft verspottet hast, wie er denn auch vor der Welt keine Gnade findet: die erste Liebe, und glaube mir, ich gebe nicht nach, wie Du es vermutlich auch nicht tun wirst, weshalb über unsrer Korrespondenz immer ein besonderes Mißverhältnis schweben wird. Aber wenn ich dieses Wort nenne,

denke ich stets an etwas, daß in meinen Augen fast das Schönste auf Erden ist; und wie es für mich nichts Lächerliches hat, so auch nicht das Wehmütige, das es wohl für diesen oder jenen haben kann. Dieses Wehmütige braucht nicht krankhaft zu sein; denn das Krankhafte ist immer in sich selber unwahr. Es ist schön und das Zeichen eines gesunden Menschen, wenn er den Schmerz hat kennen lernen, der in einer unglücklichen ersten Liebe liegt, und doch seiner Liebe treu blieb, doch den Glauben an diese erste Liebe bewahrte; es ist schön, wenn er nach langen Jahren zuweilen recht lebhaft an dieselbe zurückdenkt, und ist seine Seele auch stark und gesund genug gewesen, einem Leben in der Liebe zu entsagen und sich höheren Idealen zu ergeben, schöner ist's doch, wenn er sich derselben wehmütig erinnert und es im tiefsten Herzen fühlt, daß sie zwar nicht das Vollkommene war, aber doch etwas sehr Großes und Herrliches. Und wieviel schöner und edler ist diese Wehmut als die prosaische Verständigkeit, die mit allen solchen Kinderstreichen schon lange fertig geworden ist, jene teufliche Klugheit, da man sich einbildet, gesund zu sein, während man an einer auszehrenden Krankheit hinsiecht. Denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele? Für mich hat dieses Wort: „die erste Liebe" durchaus nichts Wehmütiges, höchstens nur einen kleinen Zusatz einer süßen Wehmut. Für mich ist's ein Feldruf, und obgleich ich schon mehrere Jahre verheiratet bin, habe ich noch immer die Ehre, unter dem siegreichen Banner der ersten Liebe zu kämpfen.

Für Dich dagegen ist die Vorstellung: das Erste, seine Bedeutung, wie es hier über-, dort unterschätzt wird, eine rätselhafte Wellenbewegung. Bald bist Du einzig und allein begeistert vom Ersten. Du bist von der darin liegenden Konzentration so erfüllt, daß es das einzige ist, was Du willst. Du bist so durchglüht und entflammt, so liebeswarm, so träumerisch und fruchtbar, so herabsinkend wie

eine Regenwolke, so mild wie die sanften Winde des Sommers, kurz, Du fühlst es, was es heißt, wenn Jupiter seine Geliebte in einer Wolke oder im Regen besucht. Was vergangen, ist vergessen, jede Beschränkung aufgehoben. Wie ein Gladiator seinen Körper reckt und streckt, um ihn ganz in seiner Macht zu haben, wie er durch diese wollüstige Tortur, die ihn in den Augen anderer seiner Kraft zu berauben scheint, gerade recht stark wird, so bist auch Du jetzt in dem Zustand, in welchem Du die reinen Wonnen der vollkommenen Rezeptivität genießt. Bei der leisesten Berührung zittert und bebt dieser unsichtbare, weit gestreckte geistige Leib. In solchen Augenblicken jagst Du dem „Ersten" nach, das allein willst Du, ohne zu ahnen, daß es ein Widerspruch in sich selber ist, wenn man will, daß „das Erste" immer wieder zurückkehre. Was Du siehst, was Du genießt, ist doch stets nur ein Wiederschein des Ersten, aber nicht das Erste selbst.

Zu anderen Zeiten bist Du dagegen so kalt, so scharf und schneidend wie der Aprilwind, so sarkastisch wie der Reif, so verstandesdurchsichtig wie die Luft im Frühling zu sein pflegt, so trocken und unfruchtbar, so egoistisch zusammengeschnürt wie möglich. Und passiert es dann, daß ein Mensch von dem Ersten und von dem Schönsten, das in demselben liegt, mit Dir spricht, oder Dir vielleicht gar von seiner ersten Liebe erzählt, so wirst Du förmlich giftig. Nun machst Du das Erste lächerlich und nennst es das Törichtste von allem, eine jener Lügen, die wie eine ewige Krankheit von einem Geschlecht zum anderen forterben. Du wütest wie ein Herodes von einem Kindermord zum anderen. Sich so an das Erste klammern nennst Du unmännliche Feigheit und behauptest, das Wahre liege in dem Erworbenen, nicht in dem Gegebenen. Ich erinnere mich noch sehr deutlich, daß Du mich einmal in einer solchen Stimmung besuchtest. Du stopftest Dir, wie gewöhnlich, die Pfeife, setztest Dich in den weichsten Sessel, legtest die Beine

auf einen anderen Stuhl, wühltest in meinen Papieren, die ich Dir dann wegnahm, und rühmtest ironisch die erste Liebe und all das Erste, selbst „die ersten Schläge, die mir der Lehrer gab", dann flötetest Du ein Lied, stießest den Stuhl, auf dem Deine Füße lagen, weit von Dir weg und entferntest Dich.

Von Dir sucht man in der Tat vergebens zu erfahren, was hinter dem geheimnisvollen Wort „das Erste" liegt, und doch hat dasselbe immer und überall in der Welt eine eminente Bedeutung gehabt, und so wird's bleiben zu allen Zeiten. Welche Bedeutung dieses Wort für den Einzelnen hat, ist eigentlich für seinen ganzen Geisteszustand entscheidend, während man andererseits, wo es von gar keiner Bedeutung ist, sicher annehmen darf, daß seine Seele von dem Höheren nicht berührt und durchschauert wird. Für diejenigen aber, denen „das Erste" von Bedeutung gewesen ist, liegen zwei Wege offen. Entweder enthält das Erste eine Verheißung des Zukünftigen und ist der unendliche Impuls. Das sind die glücklichen Individualitäten, denen das Erste nichts anderes als das Gegenwärtige ist, aber das Gegenwärtige das sich stets entfaltende und verjüngende Erste. Oder die Kraft, die in dem Ersten liegt, wird nicht die treibende, bewegende Kraft im Individuum, sondern die abstoßende. Das sind die unglücklichen Individualitäten, die sich stets mehr und mehr vom „Ersten" entfernen. Das letztere kann natürlich ohne eigene Schuld des Individuums niemals total geschehen.

Mit dem Worte „das Erste" verbinden alle Menschen, die von der Idee berührt sind, eine erhabene Vorstellung, während es nur in Dingen, die einer niederen Sphäre angehören, das Schlechteste bedeutet. Dir wird's an Beispielen nicht fehlen: die erste Korrektur, das erstemal, da man einen neuen Rock angezogen hat ꝛc. Mit je größerer Wahrscheinlichkeit man nämlich etwas wiederholen kann, um so geringere Bedeutung hat das Erste, und je geringer die Wahrscheinlichkeit der Wiederholung

ist, um so größer ist die Bedeutung des Ersten, und andererseits, je bedeutungsvoller das ist, was sich in dem Ersten zum erstenmal ankündigt, desto unwahrscheinlicher ist's, daß es wiederholt werden kann. Ist es nun gar etwas Ewiges, so verschwindet alle Wahrscheinlichkeit, daß es sich wiederholen wird. Wenn man daher mit einem gewissen wehmütigen Ernst von der ersten Liebe gesagt hat, daß sie sich niemals wiederhole, so will man damit die Liebe durchaus nicht herabsetzen, sondern sie vielmehr als eine ewige Macht preisen. Gott ist nur einmal Fleisch geworden, und vergebens wird man auf eine Wiederholung dieses Wunders warten. Im Heidentum konnte es öfter geschehen, aber gerade aus dem Grunde weil es keine wahre Inkarnation war. Nur einmal wird der Mensch geboren, eine Wiederholung ist nicht wahrscheinlich. Die Seelenwanderung verkennt die Bedeutung der Geburt. Ich will durch einige Beispiele näher darlegen, was ich meine. Das erste Grün, die erste Schwalbe begrüßen wir mit einer gewissen feierlichen Freude. Der Grund liegt indessen in der Vorstellung, die sich daran knüpft. Es ist also das, was im Ersten sich ankündet, etwas anderes, als dieses Erste selber, die einzelne erste Schwalbe. Ich kenne einen Kupferstich, der Kain in dem Augenblick darstellt, in welchem er Abel erschlägt. Im Hintergrunde stehen Adam und Eva. Ob der Stich selber Wert hat, weiß ich nicht, aber die Unterschrift hat mich immer interessiert: prima caedes, primi parentes, primus luctus. Hier hat das Erste wieder eine tiefe Bedeutung, und hier ist's das Erste selber, worüber wir reflektieren, jedoch mehr mit Rücksicht auf die Zeit, als mit Rücksicht auf den Wert desselben, weil hier nicht die Kontinuierlichkeit sichtbar wird, durch welche mit dem Ersten das Ganze gesetzt ist. Noch ein Beispiel. Wie bekannt, haben mehrere strenge Sekten der christlichen Kirche aus dem Wort des Hebräerbriefes, nach welchem es „unmöglich ist, daß die so einmal erleuchtet sind — — — und abfallen — — —

sollten wiederum erneuert werden zur Buße", beweisen wollten, daß Gottes Gnade ihre Grenzen habe. In diesem Ersten offenbarte sich das ganze christliche Leben, und wer dann wieder auf falsche Wege geriet, der war verloren. Aber hier ist das Ewige zu sehr in zeitliche Bestimmungen hineingezogen, Jedoch kann uns dieses Beispiel lehren, wie das Erste das Ganze ist. Aber wenn nun das, was sich im Ersten andeutet, auf einer Synthese des Zeitlichen und Ewigen beruht, so wird das, was ich im vorhergehenden entwickelt habe, in seiner Wahrheit erwiesen. Im Ersten ist das Ganze implicite und κατὰ κρύψιν vorhanden. Und wieder schäme ich mich nicht, das Wort: die erste Liebe in den Mund zu nehmen. Für die glücklichen Individualitäten ist die erste Liebe zugleich die zweite, die dritte, die letzte; die erste Liebe hat hier eine Ewigkeitsbestimmung; für die unglücklichen Individualitäten ist die erste Liebe das Moment, welches eine Bestimmung des Zeitlichen in sich schließt. Für jene ist die Liebe immer ein Gegenwärtiges, für diese ein Vergangenes. Sofern die glücklichen Individualitäten nicht ohne Reflexion sind, wird diese sich gegen das Ewige in der Liebe richten und die Liebe selber stärken; richtet sich die Reflexion aber auf das Zeitliche, so wird sie dieselbe zerstören. Dem, der zeitlich reflektiert, wird der erste Kuß ein Vergangenes sein, dem der ewig reflektiert, wird er eine ewige Möglichkeit sein.

So viel über das Prädikat, das wir der Liebe gegeben haben. Ich gehe nun weiter und betrachte die erste Liebe näher.

Daß Philister, die da meinen, nun sei es Zeit, sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen oder umzuhören — vielleicht gar in einer Zeitung —, sich ein für allemal von der ersten Liebe ausgeschlossen haben, und daß solch philiströser Zustand nicht der richtige ist und der ersten Liebe nicht den Weg bereitet, ist einleuchtend. Es wäre ja denkbar, daß Eros barmherzig genug wäre und auch einen solchen Menschen

verliebt machte — ich könnte ihm den Streich schon zutrauen —, ja barmherzig wäre er, wenn er ihm das höchste Gut schenkte; denn die erste Liebe ist immer, selbst wenn sie unglücklich ist, das höchste Gut, aber es wäre doch eine große Ausnahme.

Will man den Hohenpriestern der Musik glauben, und diese stehen den Gläubigen wohl am nächsten, und hier wieder auf Mozart blicken, so muß der Zustand, welcher der ersten Liebe vorhergeht, wohl als ein solcher beschrieben werden, der daran erinnert, daß die Liebe blind macht. Das Individuum wird wie blind, man kann es ihm fast ansehen, es schaut in sich selber hinein, während es doch immer in die Welt hineinzusehen sucht. Die Welt blendet ihn, und doch starrt er in die Welt hinein. Das ist jener träumerische und doch suchende Zustand, den Mozart in dem Pagen in Figaros Hochzeit ebenso sinnlich wie seelenvoll beschrieben hat. Im Gegensatz dazu ist die erste Liebe ein absolutes Wachen, ein absolutes Schauen, daran muß man halten, um ihr nicht Unrecht zu tun. Sie richtet sich ja auf einen einzigen bestimmten wirklichen Gegenstand, der ganz allein für sie existiert, alles andere existiert für sie nicht, und dieser eine Gegenstand existiert nicht in unbestimmten Umrissen, sondern als ein bestimmtes lebendes Wesen. Diese erste Liebe hat ein Moment der Sinnlichkeit und Schönheit in sich; aber sie ist doch nicht nur sinnlich. Das ist die Notwendigkeit in der ersten Liebe. Wie alles Ewige hat sie ein Doppeltes in sich; sie schaut zurück in die Ewigkeit und blickt auch vorwärts in eine Ewigkeit hinein. Das ist das Wahre in dem, was die Dichter oft so schön besungen haben: es ist den Liebenden sogar schon im ersten Augenblick, in welchem sie einander gesehen haben, als hätten sie sich, wer weiß, wie lange geliebt. Das ist das Wahre in der unverbrüchlichen Treue eines Ritters, der nichts fürchtet, dem nicht bange wird, und wenn ihm auch noch so viel trennende Mächte entgegentreten. Aber wie aller Liebe Wesen eine

Einheit von Freiheit und Notwenigkeit ist, so auch hier. Das Individuum fühlt sich gerade in dieser Notwendigkeit frei, fühlt seine ganze individuelle Energie, fühlt, daß es alles, was es ist, gerade in derselben besitzt. Daran kann man denn auch unverkennbar sehen, ob ein Mensch in Wahrheit verliebt gewesen ist. Denn es liegt darin eine himmlische Klarheit, die alles verklärt und das ganze Leben hindurch ihren Schein nicht verliert. In einem solchen Menschen ist alles, was sonst getrennt ist, harmonisch verbunden; er ist in einem Augenblick jünger und älter als gewöhnlich, er ist ein Mann und doch ein Jüngling, ja fast ein Kind, er ist stark und doch so schwach! Ja, wir preisen diese erste Liebe hoch, denn sie gehört zu dem Schönsten, was es in der Welt gibt; aber es fehlt uns auch der Mut nicht, weiter zu gehen, denn sie muß sich im Leben versuchen. Doch damit haben wir es zunächst nicht zu tun.

Schon hier ließe sich ein ähnlicher Zweifel denken, wie er uns später noch einmal im Verhältnis der ersten Liebe zur Ehe entgegentreten wird. Ein religiös entwickeltes Individuum ist's ja gewohnt, alles auf Gott zurückzuführen, jedes innige Verhältnis mit einem Gottesgedanken zu durchdringen und zu erfüllen, und es dadurch zu heiligen und zu veredeln. — Diese Äußerung ist hier natürlich oblique. — Insofern könnte es also bedenklich erscheinen, solche Gefühle ins Bewußtsein treten zu lassen, ohne es mit Gott zu überlegen; aber überlegt man es mit Gott, so ist das Verhältnis ja alteriert. Diese Schwierigkeit läßt sich jedoch leicht heben; denn da es in der Natur der ersten Liebe liegt, zu überraschen und die Frucht der Überraschung eine willkürliche ist, so sieht man nicht ein, wie ein solches Überlegen mit Gott möglich wäre.

Aber könnte man nicht dieser ersten Liebe vorgreifen, sofern sie als solche kein Verhältnis zu Gott kennt? Ich kann hier mit einigen Worten die Ehen berühren, in denen das, was zum entscheidenden Schritt führt, in die Hand

eines anderen gelegt wird, und das Individuum noch nicht zur Freiheit der Wahl gekommen ist. Das tritt uns am traurigsten da entgegen, wo das Individuum durch Zauberei oder andere Künste, oft in Verbindung mit Naturmächten, den Gegenstand seiner Liebe hervorzuziehen sucht. Edler ist, was man in strengerem Sinn des Wortes die religiöse Ehe nennen müßte. — Der Ehe fehlt in ihrer Liebe natürlich nicht das Religiöse, sie hat aber zugleich das erotische Moment. — Wenn Isaak es so in aller Demut und mit allem Vertrauen Gott überläßt, ihm ein Weib zu wählen, und in diesem Glauben seinen Diener aussendet, sich jedoch selber nicht umsieht, weil er es weiß, daß sein Schicksal in Gottes Hand ruht, so ist das gewiß sehr schön, aber dem Erotischen geschieht doch sein Recht eigentlich nicht. Nun darf man aber nicht vergessen, daß der Gott der Juden, wie abstrakt er sonst auch war, seinem Volk und insonderheit den Auserwählten desselben in allen Lebensverhältnissen so nahe war, und ob auch ein Geist, doch nicht so geistig war, daß er sich um das Irdische nicht bekümmert hätte. Isaak durfte daher wohl bis zu einem gewissen Grad mit Sicherheit darauf rechnen, daß Gott ihm ein junges und schönes, angesehenes und liebenswürdiges Wesen aussuchen werde; aber trotzdem entbehren wir das Erotische, selbst wenn Isaak die ihm von Gott Erwählte mit der ganzen Macht jugendlicher Leidenschaft liebte. Es fehlte eben die Freiheit. Im Christentum sieht man zuweilen eine unklare und doch gerade durch diese Unklarheit und Zweideutigkeit ansprechende Mischung des Erotischen und Religiösen, in der uns ebenso viele mutwillige Schelmerei wie kindliche Frömmigkeit entgegentritt. Man findet dieselbe natürlich am meisten im Katholizismus, und bei uns am reinsten im Volk. Denk Dir — und ich weiß, daß Du es mit Vergnügen tun wirst, denn es ist ja eine Situation — also denk Dir ein kleines Bauernmädel mit kecken und doch schüchtern sich senkenden Augen, gesund und frisch blühend, während in ihrem Teint zugleich etwas

ist, was eine höhere Gesundheit verrät; denk sie Dir in einer Weihnachtsnacht; sie ist allein auf ihrer Kammer, Mitternacht ist schon vorüber, und doch flieht sie der Schlummer, der sie sonst so treulich besucht; sie öffnet das Fenster und schaut hinaus in den unendlichen Raum, hinauf zu den schweigenden Sternen, ein leiser Seufzer macht ihr das Herz gar leicht und sie schließt das Fenster wieder. Mit einem Ernst, der sich aber jeden Augenblick in fröhliche Schelmerei verwandeln kann, bittet sie die heiligen drei Könige, sie möchten ihr den zeigen, dessen Namen sie tragen, dessen Braut sie einmal werden solle — und gesund und munter springt sie ins Bett. Aufrichtig gesagt, die heiligen drei Könige müßten sich schämen, wenn sie sich ihrer nicht freundlich annehmen wollten. Auch können wir uns nicht entschuldigen und etwa sagen, man wisse ja nicht, wen sie wünsche; o, sie weiß es sehr gut, wenigstens — sonst müßten alle Zeichen trügen — weiß sie es so einigermaßen.

Wir kehren also zur ersten Liebe zurück. Sie ist die Einheit von Freiheit und Notwendigkeit. Das Individuum fühlt sich mit unwiderstehlicher Macht zu einem anderen Individuum hingezogen, aber fühlt eben darin seine Freiheit. Sie ist die Einheit des Allgemeinen und Besonderen, sie hat das Allgemeine als Besonderes, sogar bis zur Grenze des Zufälligen. Aber das alles hat sie nicht durch Reflexion, sondern unmittelbar. Je bestimmter die erste Liebe nach dieser Richtung hin ist, um so gesunder ist sie, um so wahrscheinlicher, daß es wirklich eine erste Liebe ist. Mit einer unwiderstehlichen Macht ziehen sie einander an, und doch genießen sie darin die volle Freiheit. Ich habe nun keine grausamen Väter zur Hand, keine Sphinxe, die erst besiegt werden müssen, ich bin reich genug, um die Liebenden auszusteuern — es ist ja nicht meine Aufgabe, wie die Romanschreiber und Theaterdichter sie sich setzen, zur Plage der ganzen Welt, der Liebenden sowohl wie der Leser und Zuschauer, die Zeit so endlos auszudehnen —, also in Gottes

Namen, laßt sie zusammen kommen. Du siehst, ich spiele den edlen Vater, in der Tat an und für sich eine sehr schöne Rolle, wenn wir sie nur nicht selber so oft lächerlich machten. Vielleicht bemerktest Du, daß ich nach Väter Weise das kleine Wort „in Gottes Namen" hinzufügte. Das verzeihst Du nun wohl einem alten Mann, der es vielleicht niemals gewußt, was die erste Liebe ist oder es schon lange vergessen hat; aber wenn der jüngere Mann, der sich noch für die erste Liebe begeistern kann, das so hervorhebt, so wundert es Dich.

Die erste Liebe hat also die ganze unmittelbare, geniale Sicherheit in sich, sie fürchtet keine Gefahr, sie trotzt der ganzen Welt, und ich wünsche ihr nur, daß es ihr immer so leicht gehen möge wie in casu; denn ich lege ihr ja keinen Stein in den Weg. Vielleicht erweise ich ihr damit keinen Dienst, und wenn man sich umsieht, falle ich wohl gar aus dem Grunde in Ungnade. Das Individuum hat durch die empfangene erste Liebe eine unglaubliche Macht, und es ist demselben daher ebenso unangenehm, wenn es keinen Widerstand findet, als es dem Mutigen unangenehm sein würde, wenn er mit einem Schwert in der Hand, das Felsen zerschlagen könnte, in sandiger Gegend wäre, wo er nicht einmal einen Zweig von einem Baum schlagen könnte. Die erste Liebe ist also sicher genug in sich selber, sie braucht keine äußere Stütze; brauchte sie die, so wäre sie nicht mehr die erste Liebe. Das dürfte klar genug sein, aber zugleich leuchtet auch ein, daß ich in einen Zirkel hineingekommen bin. Wir sahen im vorhergehenden wohl, wie es der Fehler der romantischen Liebe war, daß sie bei der Liebe als einem abstrakten An-sich stehen blieb, und daß alle Gefahren, die sie sah und wünschte, nur von außen her kamen und die Liebe selbst ganz und gar nicht berührten. Zugleich erinnerten wir daran, daß, wenn die Gefahren von innen her kamen, die Sache schon viel bedenklicher wurde. Aber darauf würde der Ritter natürlich antworten: ja wenn, aber

wie sollte das möglich sein, und wär's möglich, dann wär's nicht mehr die erste Liebe.

Du siehst, die Frage wegen der ersten Liebe ist nicht so einfach. Ich könnte nun bemerken, es sei ein Mißverständnis, wenn man annehme, daß die Reflexion nur vernichte, da sie ebenso sehr errette und bewahre. Da ich aber zunächst nachweisen wollte, daß die erste Liebe mit der Ehe bestehen kann, so will ich jetzt näher erklären, was ich bisher nur andeutete, daß sie nämlich in eine höhere Konzentrizität aufgenommen werden kann, und daß dazu der Zweifel noch nicht nötig ist. Später werde ich es erweisen, daß die erste Liebe ihrem Wesen nach historisch werden muß, und daß die Bedingung dafür gerade die Ehe ist, sowie auch, daß die romantische erste Liebe unhistorisch ist, wenn man auch mit den Heldentaten der Ritter Folianten anfüllen könnte.

Die erste Liebe ist also in sich selber unmittelbar sicher; aber die Individuen sind zugleich religiös entwickelt. Das darf ich voraussetzen, ja ich muß es voraussetzen, wenn ich nachweisen soll, daß die erste Liebe und die Ehe miteinander bestehen können. Etwas ganz anderes ist es natürlich, wenn eine unglückliche erste Liebe die Individuen lehrt, zu Gott hinzufliehen und Sicherheit in der Ehe zu suchen. Da ist die erste Liebe alteriert, wenn es auch möglich wäre, sie von neuem zu etablieren. Sie sind's also gewohnt, alles auf Gott zurückzuführen, was natürlich in sehr verschiedener Weise geschehen kann. Natürlich ist es hier nicht die Trübsal, auch nicht Angst und Furcht, die sie ins Gebet treibt: ihr Herz, ihr ganzes Wesen ist voller Freude und Wonne, was ist da natürlicher, als daß sie Gott dafür danken. Sie fürchten nichts; äußere Gefahren haben ja keine Macht über sie, und die inneren Gefahren? O, die kennt die erste Liebe gar nicht. Aber durch das Opfer des Dankes, die die erste Liebe bringt, wird sie nicht verändert, keine störende Reflexion tritt hinzu, sie ist in eine hohe Konzentrizität aufgenommen.

Aber der Dank, den wir opfern, ist, wie alles Gebet, mit dem Moment einer Tat verbunden, nicht in äußerem, sondern in innerem Sinn: hier ist's der ernste Wille, an dieser Liebe festhalten zu wollen. Dadurch ist das Wesen der ersten Liebe nicht verändert, sie hat ihre ganze Gewißheit in sich selber, und ist nur, wie gesagt, in eine höhere Konzentrizität aufgenommen. In dieser letzteren weiß sie vielleicht gar nicht, welche Gefahren ihr drohen, und doch ist sie durch den guten Vorsatz, der auch gewissermaßen eine erste Liebe ist, in das Ethische hineingezogen.

So haben wir denn nun die erste Liebe in ein Verhältnis zum Ethischen und Religiösen gesetzt und wir sahen, daß ihr Wesen dadurch nicht alteriert zu werden brauchte. Aber ich kenne Dich zu gut, um hoffen zu dürfen, daß ich Dich so abspeisen könnte. Du gleichst im gewissem Sinn einem Lotsen, und bist doch gerade das Gegenteil eines solchen. Ein Lotse kennt die Gefahren und führt das Schiff sicher zum Hafen; Du kennst den Grund des Meeres und setzt das Schiff immer auf den Grund. Du wirst mir vielleicht sagen, ich hätte es ja ganz unbestimmt gelassen, welchen Gott ich gemeint, — daß es nicht ein heidnischer Eros war, der so gern in die Liebesgeheimnisse eingeweiht werden wollte und dessen ganze Existenz schließlich nur die eigene Stimmung der Liebenden reflektierte, sondern, daß es der Christen Gott war, der, selber ein Geist, alles haßt, was nicht aus dem Geist ist. Du würdest mir erwidern, das Christentum sei ja eine Negation der Schönheit und der Sinnlichkeit, würdest beiläufig bemerken, daß es den Christen ja gleichgültig sei, ob Christus häßlich oder schön gewesen sei; und Du würdest mich bitten, mit meiner Orthodoxie nicht zu den geheimen Rendezvous der Liebe zu kommen, vor allem aber, Dich mit meinen Vermittelungsversuchen zu verschonen, denn die gefielen Dir noch viel weniger als die krasseste Orthodoxie.

Ja gewiß, mein junger Freund, der Gott der Christen ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und

in der Wahrheit anbeten, und es ist Feindschaft gesetzt zwischen Fleisch und Geist; aber das Fleisch ist nicht das Sinnliche, sondern das Selbstische, und in diesem Sinn kann auch das Geistige sinnlich werden. Wenn z. B. ein Mensch seine Geistesgaben im Dienst der Eitelkeit gebraucht, so ist er fleischlich gesinnt. Und wohl weiß ich, daß es den Christen nicht darauf ankommt, ob Christus eine schöne Gestalt gewesen ist oder nicht; aber aus dem allen folgt doch keineswegs, daß die Sinnlichkeit im Christentum vernichtet ist. Die erste Liebe hat das Moment der Schönheit in sich, und die Freude, die in der unschuldigen Sinnlichkeit liegt, kann wohl im Christentum einen Platz finden. Aber vor einem wollen wir uns hüten, vor einem Abweg, der gefährlicher ist als der, dem Du entgehen möchtest, — laßt uns nicht zu geistig werden. Versteht sich, man darf es nicht Deiner Willkür überlassen, wie Du das Christentum auffassen willst. Wäre Deine Auffassung die richtige, so wäre es ja das beste, wenn wir zu den Selbstkasteiungen zurückkehrten, die wir in den mystischen Ausschweifungen kennen gelernt haben, um durch dieselben alles Leibliche zu vernichten; selbst die Gesundheit würde da ja verdächtig werden. Aber welcher Christ hätte nicht schon Gott gebeten, seine Gesundheit zu erhalten; oder beten wir nicht zu dem Gott, der umherging und heilte allerlei Krankheiten und Seuchen im Volk? Sonst hätten die Aussätzigen es sich verbitten müssen, daß Christus sie heilte; denn in ihrem Aussatz waren sie ja der Vollkommenheit am nächsten. Je einfältiger und kindlicher ein Mensch ist, um so mehr kann er auch beten; und da es unter anderem auch zum Wesen der ersten Liebe gehört, daß sie kindlich ist, so sehe ich nicht ein, warum sie nicht beten, oder richtiger, um nicht über die Resultate, die wir gefunden haben, hinauszugehen, warum sie Gott nicht danken dürfte, ohne daß ihr Wesen dadurch alteriert würde.

Aber Du hast vielleicht noch mehr auf Deinem Gewissen? Laß hören! oder willst Du mir etwa sagen, wenn

ich jetzt oder auch später dieses oder jenes Deiner Worte anführe: Nein, so habe ich mich nicht ausgedrückt. Ich antwortete darauf: Mag sein, aber mein guter Herr Observator muß es einem armen Ehemann verzeihen, wenn er sich erkühnt, ihn zum Gegenstand seiner Observation zu machen. Du verwahrst etwas in Dir, was Du nie rein herausſagst; daher kommt es, daß Dein Ausdruck so viel Energisches, so viel Elastizität hat, weil er auf ein Mehr hindeutet, das Du ahnen läßt, einen noch schrecklicheren Ausbruch Deiner Gedanken. —

Also Du hast gefunden, was Deine Seele suchte, was sie in so vielen mißglückten Versuchen zu finden glaubte. Du hast ein Mädchen gefunden, in welchem Dein ganzes Wesen zur Ruhe kommt; und wenn Du auch schon manches erfahren hast, es ist doch Deine erste Liebe; davon bist Du überzeugt. Sie ist schön — natürlich; reizend — und wie! und doch liegt ihre Schönheit nicht in dem Normalen, sondern in der Einheit des Mannigfaltigen, in dem Zufälligen, in dem Widersprechenden ihres Wesens; sie ist seelenvoll — das kann ich mir denken; sie kann sich einem Eindruck hingeben, daß es einem fast schwarz vor Augen wird; sie ist leicht, kann wie ein Vogel auf einem Zweig schweben, sie hat Geist, Geist genug, um ihre Schönheit im rechten Licht glänzen zu lassen, aber mehr auch nicht. — Der Tag ist angebrochen, an dem Du in den Besitz von dem Allen treten sollst, was Du in der Welt Dein eigen nennst; der Besitz ist Dir übrigens sicher genug. Du hast Dir die Gunst erbeten, ihr die letzte Ölung erteilen zu dürfen. Schon lange hast Du im Speisezimmer der Familie gewartet, eine rasche Kammerjungfer, vier bis fünf neugierige Kousinen, eine ehrwürdige Tante, ein Friseur sind schon mehrere Mal an Dir vorübergeeilt. Du bist recht ärgerlich geworden. Da öffnet sich leise die Tür zum Wohnzimmer, Du wirfst einen flüchtigen Blick hinein, es freut Dich, daß Du keine Seele in demselben findest, daß sie soviel Takt

gehabt hat, sogar aus diesem Zimmer schon alle zu entfernen, die da nichts verloren haben. Sie ist schön, schöner denn je, es ist Dir, als umschwebten sie jene reinen, seligen Geister aus der Harmonie der Sphären. Du bist erstaunt, sie übertrifft selbst Deine kühnsten Träume, auch Du bist wie verwandelt, aber Deine feine Reflexion verbirgt augenblicklich Deine Bewegung, Deine Ruhe wirkt noch verführerischer auf sie, wirft ein Verlangen in ihre Seele, die ihre Schönheit interessant macht. Du näherst Dich ihr; auch ihre Toilette verleiht der Situation den Stempel des Ungewöhnlichen. Noch hast Du kein Wort gesagt; Du befestigst auf ihrer Brust einen Schmuck, den Du ihr bereits an jenem ersten Tage geschenkt hast, an welchem Du sie zum erstenmal mit einer Leidenschaft küßtest, die in diesem Augenblick ihre Bekräftigung sucht; sie hat ihn selbst verwahrt, niemand wußte es. Du nimmst ein kleines Bukett und reichst es ihr — es sind nur einfache Blumen, aber sie liebte sie so besonders. Eine Träne zittert in ihrem Auge, aber sie gibt Dir das Bukett wieder, Du küßt es und befestigst es an ihrer Brust. Eine gewisse Wehmut breitet sich über ihr aus. Du bist selbst bewegt. Sie tritt einen Schritt zurück, betrachtet fast zürnend den Schmuck, der sie beschwert, und stürzt in Deine Arme. Sie kann sich nicht wieder losreißen, sie umschließt Dich mit einer Heftigkeit, als wollte eine feindliche Macht sie Dir entreißen. Ihr zarter Schmuck ist zerdrückt, ihre Haare haben sich gelöst, im selben Augenblick ist sie verschwunden. Wieder bist Du Deiner Einsamkeit überlassen, sie wird nur durch eine rasche Kammerjungfer, vier bis fünf neugierige Kousinen, eine ehrwürdige Tante und durch einen Friseur unterbrochen. Da öffnet sich die Tür zum Wohnzimmer, sie tritt ein, und ein stiller Ernst liegt in ihrer ganzen Erscheinung. Du drückst ihre Hand, verläßt sie, um sie — am Altar des Herrn wiederzusehen. Das hattest Du vergessen. Du, der Du so vieles überlegt, auch bei anderen Gelegenheiten über diese heilige Handlung

reflektiert hast, hattest es in Deiner erotischen Stimmung vergessen. Eine innere Angst ergreift Dich. Wie, diese Jungfrau, deren Seele so rein ist wie das Licht des Tages, erhaben wie der hohe Himmel, unschuldig wie das Meer, diese Jungfrau, vor der ich betend niedersinken könnte, sie, deren Liebe — ich fühle es im tiefsten Herzen — mich aus dem ganzen Labyrinth des Lebens herausreißen und mich von neuem gebären könnte, sie soll ich zum Altar des Herrn hinaufführen, sie soll als eine Sünderin dastehen, und es soll von ihr und zu ihr gesagt werden, daß es Eva war, die Adam verführte. Sie, vor der meine stolze Seele sich beugt, soll es hören, daß ich ihr Herr sei und daß sie ihrem Mann untertan sein müsse! Der Augenblick ist gekommen, schon streckt die Kirche ihre Arme nach ihr aus, und ehe ich sie aus ihren Händen zurückerhalte, will sie einen Brautkuß auf ihre Lippen drücken, nicht den Kuß, für den ich die Schätze der ganzen Welt geben würde; schon streckt sie ihre Arme nach ihr aus, um sie zu umarmen; aber durch diese Umarmung verwelkt all ihre Schönheit, und dann will sie sie mir hinwerfen und mir sagen: Seid fruchtbar und mehret euch. Was ist das für eine Macht, die sich zwischen mich und meine Braut zu drängen wagt, sie, die ich selber gewählt habe, und die mich gewählt hat? Und diese Macht will ihr befehlen, mir treu zu bleiben bis an den Tod? Bedarf sie denn eines solchen Befehles? Und wenn sie mir nur treu bliebe, weil eine dritte Macht, die sie in der Stunde mehr liebte als mich, es ihr befahl? Und sie befiehlt mir, ihr treu zu bleiben! Braucht man mir das zu befehlen, mir, der ich ihr von ganzer Seele angehöre? Und diese Macht bestimmt unser Verhältnis zu einander, sie sagt, ich solle befehlen und sie solle gehorchen; aber wenn ich nun nicht befehlen will, wenn ich mich dazu zu arm und niedrig fühle! Nein, ihr will ich gehorsam sein, ihr Wink ist mir ein Befehl, aber unter eine fremde Macht will ich mich nicht beugen. Nein, ich will mit ihr entfliehen, weit, weit weg,

solange es noch Zeit ist, und ich will die Nacht bitten, daß sie uns verbirgt, und die stummen, schweigsamen Wolken, daß sie uns Märchen in kühnen Bildern erzählen, wie es sich für eine Hochzeitsnacht ziemt, und unter dem hohen Himmelsdom will ich mich in ihren Reizen berauschen, allein mit ihr sein, allein in der ganzen Welt, und will mich hinabstürzen in den Abgrund ihrer Liebe; meine Lippe ist stumm, denn die Wolken sind meine Gedanken, und meine Gedanken sind die Wolken; und ich will alle Mächte des Himmels und der Erde anrufen und beschwören, daß mich nichts in meiner Seligkeit störe; ich will ihnen einen Eid abnehmen und sie sollen es mir schwören. Ja weg, weit, weit weg, daß meine Seele wieder gesund werden, meine Brust wieder atmen kann, damit ich in dieser schwülen Luft nicht ersticke — weg, weg. — Ja, weg, das möchte ich auch sagen: procul, o procul este profani! Aber hast Du es auch bedacht, ob sie Dir auf dieser Expedition folgen will? Das Weib ist schwach; nein, sie ist demütig, das Weib steht Gott viel näher als der Mann. Dazu kommt, daß die Liebe für sie alles ist, und sie wird gewiß den Segen nicht verschmähen, und das Amen, das Gott freudlich zu dem Bund ihres Herzens sprechen will. Überhaupt ist es gewiß niemals einem Weibe eingefallen etwas wider die Ehe zu haben, und es wird ihr in Ewigkeit nicht einfallen, es sei denn, daß der Mann sie zuvor verdorben habe; denn ein emanzipiertes Weib könnte wohl solche Wünsche in ihrer Brust tragen. Das Ärgernis geht immer vom Mann aus; denn der Mann ist stolz, er will alles sein und nichts über sich haben.

Daß diese Schilderung fast ganz auf Dich paßt, wirst Du gewiß nicht leugnen; und tätest Du es, Du müßtest wenigstens einräumen, daß sie auf diejenigen paßt, welche jener Richtung huldigen. Absichtlich habe ich in den Ausdrücken etwas geändert; denn aufrichtig gesprochen, wie leidenschaftlich auch die dort geschilderte Liebe sein mag,

mit wie großem Pathos sie auch auftritt, sie ist doch zu reflektiert, zu sehr mit der Koketterie der Liebe vertraut, als daß man sie die erste Liebe nennen dürfte. Eine erste Liebe ist demütig und freut sich daher, daß es eine höhere Macht gibt als sie selber, und wär's nur aus dem Grunde, um jemandem recht von Herzen danken zu können. Deshalb findet man eine reine erste Liebe auch viel seltener bei Männern als bei Frauen. Eine Analogie dazu fand sich ja selbst bei Dir. Sagtest Du nicht, daß Du alle Mächte des Himmels und der Erde beschwören wolltest? — was ist das anders, als der Wunsch, einen höhern Ausgangspunkt für Deine Liebe zu suchen! Nur ist's bei Dir ein höchst willkürlicher Fetischismus.

Das erste also, was Dich so sehr ärgerte, war dies, daß Du feierlich als ein Herr eingesetzt werden solltest. Wie wenn Du es nicht schon wärest und vielleicht zu sehr wärest. Aber trotzdem willst Du die abgöttische Koketterie nicht fahren lassen, ihr Sklave zu scheinen, während Du es wohl fühlst, daß Du ihr Herr bist.

Das andere, was Deine Seele empörte, war, daß Deine Geliebte für eine Sünderin erklärt werden solle. Du bist ein Ästhetiker und ich könnte versucht sein, Dich zu fragen, ob nicht gerade dieses Moment ein Weib noch schöner machen könnte. Es liegt ein geheimer Zauber darin, der ein interessantes Licht auf sie wirft. Die kindliche Schelmerei, welche die Sünde haben kann, solange wir sie noch unschuldig nennen dürfen, erhöht nur die Schönheit. Du fühlst es wohl, daß ich das nicht im Ernst meine; aber vielleicht könnte Dich diese ästhetische Observation absolut enthusiasmieren. Du würdest eine Menge ästhetischer Entdeckungen machen können, ob es richtig sei, d. h. interessant, sie durch eine leise Andeutung gewissermaßer zu reizen, oder ein junges Mädchen allein mit dieser dunkeln Macht kämpfen zu lassen, oder die Sache mit einem gewissen gravitätischen Ernst ins Lächerliche zu ziehen usw. usw. Was ich Dir dagegen sagen wollte, ist dies, daß es wieder Deine Willkür ist, die da

will, daß sie als eine Sünderin dastehen soll. Es ist etwas sehr Verschiedenes, ob man die Sünde in abstracto oder in concreto kennt. Aber das Weib ist demütig, und es hat gewiß noch nie ein Weib daran Ärgernis genommen, daß sie die ernsten Worte der Kirche anhören mußte; das Weib ist demütig und vertrauensvoll. Wer kann wie ein Weib das Auge niederschlagen, aber wer kann auch wie sie es aufschlagen! Sollte also durch die feierliche Verkündigung der Kirche, daß die Sünde in die Welt gekommen ist, mit ihr eine Veränderung vor sich gehen, dann müßte es die sein, daß sie noch stärker an ihrer Liebe festhielte. Aber daraus folgt keineswegs, daß die erste Liebe alteriert ist, sie ist nur in eine höhere Konzentrizität aufgenommen. Und davon wird ein Weib sich sehr schwer überzeugen lassen, daß die irdische Liebe an und für sich eine Sünde sei; denn dadurch würde ihre ganze Existenz in ihrem tiefsten Grund zerstört. Dazu kommt, daß sie ja nicht vor den Altar des Herrn getreten ist, um zu überlegen, ob sie den Mann, der neben ihr steht, lieben solle oder nicht; sie liebt ihn, darin hat sie ihr Leben, und wehe dem, der einen Zweifel in ihr wachrufen wollte, wehe dem, der sie lehren wollte, sich gegen ihre Natur aufzulehnen, nicht vor Gott niederzuknieen, sondern erhobenen Hauptes dazustehen. Das Sündliche liegt ja nicht in der ersten Liebe als solcher, sondern in dem Selbstischen derselben; aber das Selbstische tritt erst in dem Augenblick hervor, in welchem sie reflektiert, und das ist ja ihr eigener Tod.

Schließlich empört es Dich, daß eine dritte Macht Dich zur Treue gegen sie und sie zur Treue gegen Dich verpflichten will. Aber erlaube mir doch die Bemerkung, daß diese dritte Macht sich nicht aufdrängt. Es sind ja die religiös entwickelten Individuen selber, die jene Macht aufsuchen, und darauf kommt es an, ob in derselben etwas ist, was ihnen für ihre erste Liebe einen Stein in den Weg legen kann. Das wirst Du wohl nicht leugnen, daß es der

ersten Liebe natürlich ist, sich vor dem Antlitz einer höheren Macht zur Treue zu verpflichten. Die Liebenden schwören einander ja Treue bei dem Mond, bei den Sternen, bei ihrer Väter Asche, bei ihrer Ehre usw. Antwortest Du darauf: Ja, solche Eide bedeuten nichts, sie reflektieren nur die eigene Stimmung der Liebenden; wie sollte es ihnen sonst wohl einfallen, beim Mond zu schwören, so antworte ich: Hier hast Du das Wesen der ersten Liebe selbst alteriert; denn es ist gerade das Schöne derselben, daß Alles in Kraft der Liebe zu einer Realität für sie wird; erst im Augenblick der Reflexion zeigt es sich, daß es töricht ist, beim Mond zu schwören, im Augenblick des Eides hat es aber seine Bedeutung. Sollte dieses Verhältnis nur dadurch verändert werden, daß Mann und Weib vor dem Altar bei einer wirklichen Macht schwören? Wenn Du daher meinst, Du könntest bei den Wolken und bei den Sternen schwören, aber nicht bei Gott — denn der Gedanke störe Dich — so bezeugt das nur, daß Du reflektierst. Du willst nämlich andere nicht in das Geheimnis Deiner Liebe einweihen, und Deine Liebe ist so vornehm, daß sie auch dem großen Gott im Himmel verborgen bleiben will, und zwar, obgleich Gott, um einen etwas leichtsinnigen Ausdruck zu gebrauchen, ein Zeuge ist, der nicht geniert. Wenn aber Gott von Deiner Liebe nichts wissen soll, so ist das das Selbstische und Reflektierende; denn Gott ist zugleich im Bewußtsein und soll doch nicht da sein. Von dem Allen aber weiß die Liebe nichts.

Wir sehen also, wie die erste Liebe in ein Verhältnis zum Ethischen und Religiösen treten konnte, ohne daß es ihr Wesen alterierte, weil sie nur in eine höhere unmittelbare Konzentrizität gezogen wurde. In gewissem Sinn ist freilich eine Änderung eingetreten, die wir nun beachten wollen; wir meinen die Metamorphose, durch welche die Liebenden Braut und Bräutigam werden. Läßt die erste Liebe sich zu Gott führen, dann danken die Liebenden Gott

dafür. Dadurch geht eine veredelnde Veränderung vor sich. Es ist eine dem Mann sehr naheliegende Schwachheit, daß er sich einbildet, er habe die Jungfrau, die er liebe, erobert; so fühlt er seine Überlegenheit, die wir aber keineswegs ästhetisch nennen können. Wenn er dagegen Gott dankt, so demütigt er sich unter seine Liebe; und sag doch selber, was ist schöner, die Geliebte als eine freie Gabe aus Gottes Hand nehmen, oder die ganze Welt überwinden, um sie zu erobern? Dazu kommt, daß der, welcher in Wahrheit liebt, gar nicht eher die Ruhe seiner Seele findet, als bis er sich so vor Gott gedemütigt hat; und das Mädchen, das er liebt, ist ihm in der Tat zu wert und teuer, als daß er sie auch im schönsten und edelsten Sinn des Wotes wie einen Raub davontragen möchte.

Laß uns ein für allemal mit einander abrechnen. Ihr sprecht so viel von der erotischen Umarmung; aber was ist diese doch gegen die eheliche? Und wieviel größer ist der Reichtum in der Modulation des ehelichen „mein", als in der des Erotischen! es findet seinen Widerhall nicht nur in der Ewigkeit des verführerischen Augenblicks, nicht nur in der illusorischen Ewigkeit der Phantasie, sondern in der Ewigkeit des Bewußtseins, in der Ewigkeit der Ewigkeit. Welche Kraft in dem ehelichen „mein", welche Energie! Laß Don Juan seinen Pavillon, dem Ritter den nächtlichen Himmel mit seinen Sternen, die Ehe hat ihren Himmel noch höher. — Siehe da die Ehe; — wenn's nicht so ist, dann ist's nicht Gottes, sondern allein der Menschen Schuld.

Und nun verzeihe mir, wenn ich mit meinen kleinen Observationen herausrücke. Man liebt nur einmal in seinem Leben, das Herz hängt an seiner ersten Liebe — der Ehe. Horch auf und bewundere diese Harmonie der verschiedenen Sphären. Es ist ganz dasselbe, nur ästhetisch, religiös und ethisch ausgedrückt. Man liebt nur einmal. Das will die Ehe realisieren. Freilich, es heiraten sich auch Menschen,

die einander nicht lieben, aber wie kann die Kirche das hindern? Man liebt nur einmal; so höre ich es von den Lippen der Glücklichen, die diese selige Wahrheit mit jedem Tag aufs neue an sich selber erfahren, und so klingt's auch aus den Seufzern der Unglücklichen heraus. Von diesen letzteren gibt's im Grunde nur zwei Klassen: die, welche immer nach einem Ideal jagen, und die, welche es nicht festhalten wollen. Diese letzteren sind die eigentlichen Verführer. Man trifft sie seltener, weil dazu immer etwas Ungewöhnliches gehört. Ja, so höre ich noch andere sagen, man liebt nur einmal, aber — man verheiratet sich zwei-, dreimal. Hier treffen sich die Sphären wieder; denn die Ästhetik sagt nein, und auch die Kirche und die christliche Ethik sehen eine zweite Ehe nur mit argwöhnischen Augen an. Das ist für mich sehr wichtig. Denn wäre es wirklich wahr, daß man öfter lieben könnte, so stände es freilich um die Ehe bedenklich.

* * *

Wir haben nun gesehen, wie die erste Liebe in ein Verhältnis zur Ehe trat, ohne daß sie dadurch selber alteriert ward. Dasselbe Ästhetische, das in der ersten Liebe liegt, muß also auch in der Ehe liegen, da jene in dieser enthalten ist; aber das Ästhetische liegt in der Unendlichkeit, der Apriorität, welche — wie wir oben entwickelten — die erste Liebe hat. Es liegt weiter in der Einheit der Gegensätze, welche Liebe heißt: sie ist sinnlich und doch geistig; sie ist Freiheit und doch Notwendigkeit; sie ist in hohem Grad präsentisch und hat doch eine Ewigkeit in sich. Das Alles hat die Ehe gleicherweise; sie ist sinnlich und doch geistig, aber sie ist noch mehr; denn das Wort „geistig", wie es von der ersten Liebe gebraucht wird, sagt doch vor allem, daß sie seelisch ist, vom Geist erfüllte Sinnlichkeit; sie ist Freiheit und Notwendigkeit, aber zugleich mehr; denn die Freiheit der ersten Liebe ist doch eigentlich mehr die seelische Freiheit,

in welcher sich die Individualitäten noch nicht aus der Naturnotwendigkeit herausgearbeitet haben. Aber je mehr Freiheit, um so mehr Hingebung. Im Religiösen erst wurden die Individuen frei, er von unwahrem Stolz, sie von unwahrer Demut, und das Religiöse drängte sich zwischen die Liebenden, die einander so fest umschlungen hielten, nicht um sie zu trennen, sondern damit sie sich ihm mit einem Reichtum hingeben könnte, von dem sie zuvor nichts ahnte, und damit er nicht nur empfange, sondern auch wieder sich selber hingebe. Das hat — mehr noch als die erste Liebe — eine innere Unendlichkeit in sich; denn die innere Unendlichkeit der Ehe ist ein ewiges Leben.

Die Ehe hat ihre Teleologie in sich selber, und setzt sich daher beständig selber voraus. Aus diesem Grunde wird jede Frage nach ihrem Warum ein Mißverständnis, das sich von der prosaischen Verständigkeit leicht erklären läßt, und das nicht nur Dich, sondern auch mich veranlassen dürfte, es offen auszusprechen: Wenn die Ehe nichts anderes ist, dann kann man sich wirklich nichts Lächerlicheres als sie denken.

Laßt uns denn, wär's auch nur, um die Zeit zu vertreiben, die Sache etwas näher betrachten. Es mag ein Unterschied zwischen Deinem und meinem Lachen sein, aber warum sollten wir beide nicht doch mit einander lachen können? Der Unterschied wird vielleicht derselbe sein wie die verschiedene Betonung, mit welcher wir auf die Frage, zu welchem Zweck es eine Ehe gibt, dieselbe Antwort geben dürften: Das mag Gott wissen. Wenn ich übrigens sage, daß wir beide gern etwas mit einander lachen können, so soll unvergessen sein, wieviel ich Deinen Observationen verdanke. Wollen die Menschen nämlich nicht die schönste Lebensaufgabe realisieren und überall anderswo tanzen, als auf dem Rhodos, das ihnen angewiesen ist, nun, so mögen sie Dir und anderen, die sie unter der Maske vertraulicher Freundschaft zum Narren haben, als Opfer fallen. Aber über eins kann ich nicht lächeln. Du hast oft geäußert, es müsse ganz herrlich

sein, bald diesen, bald jenen Ehemann zu fragen, warum er sich verheiratet habe; denn man würde da sehr oft sehen — und eben das sei so eminent lächerlich —, daß eine so ungeheuere Wirkung, wie es doch die Ehe mit allen ihren Konsequenzen sei, ihren Grund in einer ganz unbedeutenden Ursache habe. Ich will darauf nur eins erwidern: Die Ehen sind die schönsten, die so wenig wie möglich aus einem Warum hervorgegangen sind. Je weniger Warum, um so mehr Liebe. Je weniger Warum, um so besser. In den niederen Klassen werden die Ehen gewöhnlich ohne viele Warum geschlossen, aber deshalb hört man nachher auch viel seltener ein Wie, wie sie auskommen, wie sie ihre Kinder versorgen sollen usw. Zur Ehe gehört nie etwas anderes als das eigene Warum der Ehe, aber das ist unendlich, und also in dem Sinn, wie ich es hier angenommen habe, kein Warum. Davon wirst Du Dich auch leicht überzeugen und wirst zugleich begreifen, weshalb ich diesem Mangel an einem Warum keine komische Seite abgewinnen kann; denn ich fürchte, es möchte das Wahre damit verloren gehen. Das wahre Warum ist nur eins, hat aber zugleich eine unendliche Energie und Kraft in sich, die jedes Wie in den Staub treten kann, während das endliche Warum ein trauriges mixtum compositum ist, aus welchem jeder nimmt, was er will; aber ob einer an der Pforte seiner Ehe auch alle endlichen Warum in sich vereinigte: er würde ja doch, ja gerade aus dem Grunde, der jämmerlichste aller Ehemänner sein.

Eine der scheinbar anständigsten Antworten, die man auf das Warum der Ehe gibt, ist diese: Die Ehe ist eine Schule für den Charakter; man heiratet, um seinen Charakter zu veredeln und zu bilden.

Natürlich, die Ehe ist wirklich eine Schule für den Charakter, wer wollte das leugnen? Aber wer aus dem Grunde heiratet, sollte lieber in jede andere Schule, als in

die der Liebe gehen. Dazu kommt noch, daß einem solchen Menschen diese Schule keinen Segen bringt, und er in ihr nicht lernt, was er lernen könnte. Er beraubt sich zum ersten der stärkenden Konsolidation, da alle Gedanken und Glieder durchschauert werden — denn eine Ehe ist doch in der Tat ein Wagnis; aber so soll es auch sein, denn vorher Alles philiströs berechnen wollen, wäre gerade ein Versuch, die Ehe zu schwächen. Zum anderen geht ihm dadurch natürlich das große Betriebskapital der Liebe und der Demut, die das Religiöse in der Ehe gibt, verloren. Er ist so klug und weise, daß er gleich von vornherein weiß, wie er gebildet werden will. Das wird denn das Regulativ für seine Ehe und für das arme unglückliche Wesen, das er an sich gebunden hat, damit sie seinen Charakter veredle und bilde.

Aber laßt uns das vergessen und uns in dankbarer Weise daran erinnern, wie wahr es ist, daß die Ehe bildet, sofern man sich nur dem, wodurch man sich bilden lassen soll, unterordnen will. Ja, in der Ehe reift die ganze Seele mehr und mehr heran, denn sie gibt ein Gefühl großer Bedeutung und zugleich hoher Verantwortlichkeit, die man nicht wegphilosophieren kann, weil man liebt. Sie adelt den Menschen durch die Röte der Scham, die des Weibes Heiligtum, aber des Mannes Zuchtmeister ist, denn das Weib ist des Mannes Gewissen. Sie bringt Melodie in des Mannes exzentrische Bewegung, die dem stillen Leben des Weibes Kraft und Bedeutung gibt, doch nur sofern sie diese im Mann sucht, weshalb ihre Kraft keine unweibliche Männlichkeit ist. Sein stolzes Aufbrausen wird gedämpft, denn er kehrt beständig zu ihr zurück, deren Schwachheit dadurch gekräftigt wird, daß sie sich an ihn lehnt. Und dann all das Kleinliche, das die Ehe mit sich führt! Ja, da wirst Du mir recht geben, aber zugleich Gott bitten, daß er Dich gerade vor diesem Übel bewahre. Nein, mein Freund, nichts bildet so sehr wie gerade das Kleinliche. Wohl, es gibt Zeiten in dem menschlichen Leben, wo dasselbe vom

Mann fern gehalten werden muß; aber es kommen auch wieder Zeiten, in denen es von hohem Segen ist; nur eine große Seele kann sich vor dem Kleinlichen bewahren; aber man kann es, wenn man will; denn wollen kann nur die große Seele, und wer liebt, will. Besonders für den Mann mag das recht schwer sein, aber ebendarum ist auch das Weib von so großer Bedeutung für ihn. Sie ist für das Kleine wie geschaffen und weiß ihm einen Wert, ja eine bezaubernde Schönheit zu verleihen. Die Ehe läßt schlechte Gewohnheiten, die Tyrannei der Einseitigkeit, das Joch der Launen nicht aufkommen; denn wie sollte all dieses Böse auch nur die Zeit finden, in einer ehelichen Gemeinschaft zu einer Macht zu werden, da man in ihr so manchmal und so mancherlei Weise zur Rechenschaft gefordert wird; das Alles kann nicht gedeihen; denn „die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht. Sie stellt sich nicht ungebärdig, sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich aber der Wahrheit, sie verträgt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.“ Und nun denke Dir diese schönen Worte des großen Apostels auf ein ganzes Leben angewandt, so angewandt, daß man sie oft leichten, fröhlichen Herzens erfüllt, oft aber auch auf falsche Wege gerät, sie oft vergißt, und doch immer wieder zu ihnen zurückkehrt: o welche Seligkeit liegt nicht darin, welche Verklärung des Charakters!

In der Ehe geht's nicht mit den großen Leidenschaften, auch kann man nichts vorwegnehmen, kann und darf nicht etwa einen Monat höchst liebenswürdig sein, und die übrige Zeit wieder nicht; hier gilt's, daß jeder Tag seine eigene Plage hat, aber auch seinen eigenen Segen. Wohl weiß ich es, daß ich meinen Stolz und meine hypochondrische Unruhe ihrer Liebe zu Füßen gelegt habe, und daß ihre Heftigkeit unter der Macht unserer Liebe steht; aber ich weiß auch,

daß es manchen Kampf gekostet hat und daß die Gefahren immer wieder kommen werden; aber meine Hoffnung wird nicht zu schanden werden, und — wir werden siegen.

Oder man heiratet, weil man hofft, die Ehe werde — mit Kindern gesegnet werden, um so zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts auf Erden seinen geringen Beitrag zu leisten. Aber wie — wenn einem nun keine Kinder geboren werden? Ja, dann wäre der Beitrag sehr gering. Wahr genug, der Staat hat diesen Zweck oft vor Augen gehabt und zuweilen gar Prämien ausgesetzt für die, welche heiraten und für die, deren Ehen mit den meisten Knaben gesegnet würden. Das Christentum hat seinerzeit gerade den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und für diejenigen Prämien ausgesetzt, die nicht heirateten. War das nun auch ein Mißverständnis, so bezeugt es doch einen tiefen Respekt für die Persönlichkeit und dafür, daß man den Einzelnen nicht nur zu einem Moment, sondern zu dem Definitiven machen wollte. Unsre Zeit preist nun zuweilen eine Ehe ohne Kinder. Schwer genug entschließen sich viele zur Ehe, aber hat man sich endlich doch in dem Maß selber verleugnet, daß man es getan hat, dann meint man auch genug getan zu haben und kann sich nicht recht in den Appendix einer Kinderschar hineinfinden. In Romanen liest man oft leicht hingeworfene Bemerkungen, nach welchen es als hinreichender Grund angesehen wird, wenn einer nicht heiraten will, weil er keine Kinder leiden kann; und im Leben begegnet uns dieselbe Erscheinung in den zivilisiertesten Ländern, wenn die Kinder so früh wie möglich das Elternhaus verlassen müssen, in eine Pension geschickt werden usw. Wie oft hast Du Dich nicht über jene tragikomischen Familienväter amüsiert, die ihre lieben vier Kinder überall anderswo als bei sich selber zu sehen wünschen.

Heiraten, um zur Propagation des menschlichen Geschlechts beizutragen, könnte nun nicht nur ein höchst objektiver, sondern auch ein höchst natürlicher Grund zu sein

scheinen, um so mehr, als man sich ja auf die Worte berufen könnte, die Gott im Paradiese zu den Menschen sprach: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde.“ Und doch ist eine solche Ehe ebenso unnatürlich, wie willkürlich, und kann sich in Wahrheit nicht auf die Schrift berufen. Was das letztere betrifft, so lesen wir ja, daß Gott die Ehe stiftete, weil er es nicht für gut hielt, daß der Mensch allein blieb; aus dem Grunde gab er ihm eine Gehilfin, worauf es weiter heißt: „Und Gott segnete sie.“ Diese Worte übersieht man ganz und gar, und man vergißt es, daß die Ehe nur dann ethisch und ästhetisch ist, wenn sie ihren Zweck in sich selber hat; jeder andere Zweck trennt, was zusammengehört, und verwandelt sowohl das Geistige wie das Sinnliche in endliche Momente. Es ist immer und überall eine Beleidigung gegen ein Mädchen, wenn man sie aus irgend einem anderen Grunde heiratet, als weil man sie liebt.

Trotzdem wird dem, der sich sein Verhältnis nicht hat stören lassen, das Geschlecht ein Segen sein. Es ist etwas Schönes, wenn ein Mensch dem anderen so viel wie möglich verdankt; das Höchste aber, was ein Mensch dem anderen verdanken kann, ist — das Leben. Und doch kann ein Kind seinem Vater noch mehr verdanken; denn es empfängt das Leben ja nicht wie ein leeres Blatt, sondern mit einem bestimmten Inhalt und hat es lange genug an der Mutter Brust geruht, dann wird's dem Vater ans Herz gelegt, und auch er nährt es mit seinem Fleisch und Blut, mit den oft teuer erkauften Erfahrungen eines bewegten Lebens. Und welche Möglichkeiten liegen nicht in einem Kinde beschlossen! Gewiß, ich stimme Dir ganz und voll bei, wenn Du all die Abgötterei, die mit Kindern getrieben wird, von Grund Deiner Seele haßt, namentlich den ganzen Familienkultus und die Kinderzirkulation nach dem Mittag- und Abendessen zum Familienkuß, die Familien-Bewunderung, Familien-Hoffnungen usw.; ja ich gestehe es, solches Unwesen kann

mich ebenso sarkastisch wie Dich machen, aber dann lasse ich mich auch nicht weiter stören. Die Kinder gehören dem innersten, verborgensten Leben der Familie an, und in dieses hell-dunkle Geheimnis muß man jeden ernsten und gottesfürchtigen Gedanken über diese Frage hineinführen. Aber da wird es sich auch zeigen, daß noch jedes Kind einen Heiligenschein um sein Haupt hat, und auch das wird jeder Vater fühlen, daß in seinen Kindern mehr ist, als was sie ihm verdanken, ja er wird's in Demut fühlen, daß sie anvertraute Güter sind.

Ein Kind ist, je nachdem man es nimmt, das Größte und Bedeutungsvollste, was es in der Welt gibt, oder das Unansehnlichste und Unbedeutendste, und man kann tief in eines Menschen Seele hineinschauen, wenn man erfährt, wie er über Kinder denkt. Ein kleiner Säugling kann, wenn man an die Prätension denkt, daß er ein Mensch sein will, fast komisch auf einen wirken, aber tragisch, wenn man daran denkt, daß es schreiend zur Welt kommt. Ja, wer hat das erste Schreien des Kindes schon erklärt? So wirkt ein Kind in sehr verschiedener Weise; aber die schönste Betrachtung, die sehr wohl zu den anderen allen in Verhältnis treten kann, ist doch die religiöse. Und nun, was für Gedanken erfüllen Deine Seele, wenn Du auf die Kinder um Dich her blickst? Denn ich zweifle nicht, Deine neugierigen und herumschwärmenden Gedanken haben auch schon verstohlen in diese Welt hineingesehen. Du liebst ja die Möglichkeiten, und willst die Möglichkeiten in Deiner Macht behalten. Du liebst den Zustand, in welchem Kinder im dunklen Zimmer auf die Offenbarung des Weihnachtsbaumes warten; aber ein Kind ist freilich eine ganz andere Möglichkeit, und zwar eine so ernste, daß Du wohl kaum die Geduld haben würdest, sie zu ertragen. Und doch sind Kinder ein Segen. Es ist köstlich und gut, wenn ein Mensch mit tiefem Ernst an das Wohl seiner Kinder denkt, an die Pflicht, die ihm in denselben auferlegt ist, an die Verant-

wortung, die er ihnen gegenüber hat; aber sie sind auch ein Segen; vergessen es Menschen nicht einmal, den Kindern eine Gabe in die Wiege zu legen, wie sollte Gott es vergessen! Je mehr ein Mensch daran festhält, daß Kinder ein Segen sind, je weniger Kampf und Zweifel es ihm kostet, dieses Kleinod zu bewahren, das einzige Gut, in dessen Besitz das neugeborene Kind ist — aber es ist auch sein rechtmäßiger Besitz, da Gott es in denselben eingesetzt hat — um so schöner, um so ästhetischer, um so religiöser.

Ich schlendere auch zuweilen auf der Straße umher, überlasse mich meinen eigenen Gedanken und dem Eindruck, den die augenblickliche Umgebung in mir hervorruft. Ich habe ein armes Weib kennen gelernt; sie trieb einen kleinen Handel, nicht in einem Laden oder in einer kleinen Butike, nein, auf offener Straße; da stand sie in Sturm und Regen und hatte ein kleines Kind in ihrem Arm; sie selber war reinlich und nett angezogen, das Kind sorgsam eingehüllt. Oft habe ich sie gesehen. Einmal kam eine vornehme Dame an ihr vorüber, die schalt sie fast, weil sie das Kind nicht zu Hause gelassen habe, um so mehr, als es sie in ihrem Geschäft ja nur hindere. Ein andermal kam ein Pastor dieselbe Straße, er näherte sich ihr und wollte dem Kinde einen Platz in einem Asyl verschaffen. Freundlich dankte sie ihm, aber Du hättest den Blick sehen sollen, mit welchem sie sich über ihr Kind beugte und es ansah! Wär' es erfroren gewesen, der Blick hätte es aufgetaut; wär' es kalt und tot gewesen, der Blick hätte es wieder ins Leben gerufen; wär' es vor Hunger und Durst verschmachtet gewesen, dieser liebe und treue Blick hätte es erquickt. Aber das Kind schlief, und nicht einmal ein freundliches Lächeln um seine Lippen konnte der Mutter Lohn sein. Sieh, dies Weib wußte es, daß ein Kind ein Segen ist. Wär' ich ein Maler, ich würde nur immer wieder dies Weib malen. So etwas sieht man nicht oft; es ist, wie eine seltene Blume, die man nur sieht, wenn einem das Glück lächelt. Aber die Welt des Geistes ist der

Eitelkeit nicht unterworfen; hat man den Baum gefunden, so blüht er beständig. Ich habe sie oft gesehen, sie auch meiner Frau gezeigt; doch habe ich ihr nicht reiche Gaben gesandt, wie wenn ich als göttliche Vorsehung sie hätte belohnen können; ich habe mich tief vor ihr gedemütigt; sie bedarf weder Goldes noch vornehmer Damen, weder eines Asyles noch eines Pastors, auch nicht eines armen Assessors im Hof- und Stadtgericht und seiner Frau. Sie braucht überhaupt nichts, nur eins, daß das Kind sie einmal ebenso herzlich liebt, und auch dessen bedarf sie nicht; aber es ist der Lohn, den sie verdient hat, ein Segen, den der Himmel schenkt. Daß das etwas Schönes ist, daß es auch Dein kaltes Herz gerührt hat, kannst Du nicht leugnen.

Aber auch in einem anderen Sinn sind die Kinder ein Segen: man lernt selber so unbeschreiblich viel von ihnen. Ich habe stolze Menschen gesehen, die sich bisher vor keiner Macht gedemütigt hatten, und die das Mädchen, das sie liebten, mit solcher Sicherheit aus dem Familienleben, dem sie angehörte, herausrissen, als wollten sie sagen: Wenn Du mich hast, so hast Du genug; ich habe schon manchem Sturm getrotzt, wieviel mehr jetzt, da der Gedanke an Dich mich begeistert, jetzt, da ich um ein so viel höheres Gut zu kämpfen habe. Ich habe dieselben Menschen als Väter gesehen; ein kleiner Unfall, der ihre Kinder traf, konnte sie demütigen, eine Krankheit ein Gebet auf ihre stolzen Lippen legen. Ich habe Menschen gesehen, die fast eine Ehre darin suchten, den Gott, der in der Höhe wohnt und im Heiligtum, zu verachten, und die Bekenner desselben zu verspotten — aber als Väter suchten sie die frömmsten Mägde, daß sie für ihre Kinder sorgten. Ich habe Mädchen gesehen, vor deren stolzen Blicken der Olymp zitterte, Mädchen, deren eitler Sinn nur für äußeren Schmuck, nur für vergängliche Freuden lebte: als Mütter ertrugen sie jede Demütigung aus Liebe zu ihren Kindern. Ich denke an eine sehr stolze Dame. Ihr Kind ward krank. Ein Arzt wurde gerufen.

Er wollte nicht kommen — er hatte vergangene Zeiten nicht vergessen wollen. Ich sah es, wie sie zu ihm hinging und in seinem Vorzimmer wartete, um ihn durch flehentliche Bitten zu bewegen, zu ihnen zu kommen und das kranke Kind anzusehen. Aber wozu so starke Schilderungen, die, wenn sie auch wahr sind, doch nicht das Erbauliche an sich haben, was uns an weniger bewegten Beispielen entgegentritt, die sich dem, der nur offene Augen hat, täglich zeigen!

Und auch noch in anderer Weise kann man vieles von Kindern lernen. In jedem Kinde ist etwas Ursprüngliches, an welchem alle abstrakten Prinzipien und Maximen mehr oder weniger scheitern. Man muß selbst von vorn anfangen, oft mit vieler Not und Mühe. Es liegt eine tiefe Wahrheit in jenem chinesischen Sprüchwort: Erziehe deine Kinder gut, dann erfährst du's, was du deinen Eltern verdankst. Und dann die Verantwortung, die auf dem Vater liegt! Man verkehrt mit anderen Menschen, sucht sie von dem zu überzeugen, was man für das Richtige ansieht; hilft's nicht, dann will man nichts mehr mit ihnen zu tun haben, man wäscht seine Hände. Aber wann kommt der Augenblick, in welchem ein Vater, ein Vaterherz jeden weiteren Versuch, seine Kinder gut zu erziehen, aufgeben darf oder richtiger aufgeben kann?

Und daß ich schließlich noch eins nicht vergesse: welch schönes Band knüpfen Kinder zwischen der Vergangenheit und der Zukunft! Ob man auch nicht gerade vierzehn Ahnen hat und nicht ängstlich sorgt, ob man selber dem fünfzehnten das Leben geben werde, — man hat ein viel größeres Geschlecht vor sich, und es ist in Wahrheit ein schöner Anblick, wenn man es sieht, wie das Geschlecht in den Familien gleichsam einen bestimmten Charakter annimmt. — —

Oder man heiratet, um sich ein Haus zu bauen. Man hat sich zu Hause gelangweilt, ist ins Ausland gereist und hat sich gelangweilt, man ist wieder nach Hause

gekommen und langweilt sich wieder. Zur Gesellschaft hält man sich einen schönen Neufundländer, ein Rassepferd, aber es fehlt einem doch etwas. In der Restauration, in der man mit einigen gleichgesinnten Freunden zusammenkommt, sucht man seit längerer Zeit einen Bekannten. Man erfährt, daß er geheiratet hat, es wird einem weich ums Herz, man wird in seinen alten Tagen sentimental; es ist alles so leer um einen her, niemand wartet auf einen, wenn man fort ist. Die alte Haushälterin ist ja im Grunde ein sehr nettes Frauenzimmer, aber sie kann einen nicht aufmuntern und weiß das ganze Haus doch nicht recht gemütlich zu machen. Man heiratet. Die Nachbarschaft schlägt vor Freude in die Hände, findet, daß man klug und vernünftig gehandelt hat, und spricht dann — von dem Wichtigsten im Haushalt, dem höchsten Erdengut, einer treuen und zuverlässigen Köchin, die man auf eigne Hand auf den Markt gehen lassen kann, oder von dem fixen Zimmermädchen, das sich zu allem gebrauchen läßt. Ja, wenn solch alter Heuchler mit seiner Glatze sich nur eine Krankenwärterin erkoren hätte! Aber nein, oft ist das Beste nicht genug, und schließlich glückt es: er fängt ein junges, hübsches Mädchen, das an einen solchen Galeerensklaven gefesselt wird. Vielleicht hat sie noch nie geliebt! O schreckliches Mißverhältnis!

Du siehst, ich lasse Dich zu Wort kommen. Jedoch wirst Du einräumen müssen, daß man besonders in den unteren Klassen Ehen findet, die zu dem Zweck, sich ein Haus zu bauen, geschlossen worden sind und welche nichtsdestoweniger einen ästhetischen und religiösen Charakter an sich tragen. Es sind Menschen in jüngerem Alter, die sich nicht sonderlich in der Welt umgesehen, aber sich so viel erworben haben, daß sie leben können und dann heiraten, in dem Gedanken, daß das ihre Pflicht, freilich eine liebe Pflicht ist.

Alle solche Ehen leiden freilich an dem Fehler, daß sie ein einzelnes Moment der Ehe zum einzigen Zweck erheben, weshalb sich natürlich viele oft getäuscht sehen, da sie bald

einsehen, daß eine Ehe doch etwas mehr zu bedeuten hat als daß man ein angenehmes, gemütliches und bequemes Heim findet.

Aber laßt uns nun wieder von dem Falschen dieser Anschauung abstrahieren und das Schöne und Wahre derselben sehen.

Ich habe nicht geheiratet, um mir ein Haus zu bauen, aber ich habe ein Haus, und das ist ein großer Segen. Ich bin nicht in dem Sinn meines Weibes Mann, wie eine Königin von England einen Mann hat; meine Frau ist auch keine Sklavin in Abrahams Hause, die ich mit ihrem Sohn wegjage; aber sie ist auch keine Göttin, vor der ich anbete. Ich habe ein Haus, und dieses Haus ist mir wohl nicht mein Alles; aber das weiß ich: meinem Weibe bin ich ihr Ein und Alles gewesen, teils weil sie es in aller Demut geglaubt hat, teils weil ich mir dessen bewußt bin, daß ich es gewesen bin und sein werde, soweit ein Mensch es für einen anderen sein kann. Und um so kühner kann ich davon reden, als sie dadurch fürwahr nicht in den Schatten gedrängt wird. Sie bedurfte meiner nicht, denn sie war kein armes Mädchen, auch war sie keine verschrobene Törin, die ich aus anderen Gründen heiratete und aus der meine Weisheit etwas Vernünftiges gemacht hätte. Sie war unabhängig, und was mehr ist, so genügsam, daß sie sich nicht zu verkaufen brauchte; sie war gesund, gesunder als ich, wenn auch etwas heftiger Natur. Ihr Leben war natürlich nicht so bewegt oder so reflektiert, als das meinige gewesen war, und durch meine Erfahrung hätte ich sie vielleicht vor manchem Irrtum bewahren können; aber ihre Gesundheit machte das überflüssig. Sie verdankt mir in der Tat nichts, und doch bin ich ihr alles. Ich habe über ihr gewacht und schlafe noch immer wie Nehemias bewaffnet, um einen Ausdruck zu wiederholen, der mir bei einer ähnlichen Gelegenheit entschlüpfte, und um es Dir zu beweisen, daß ich Deine sarkastische Bemerkung, es müßte das für meine Frau eine

große gêne sein, nicht vergessen habe. Aber, mein junger Freund, so etwas bekümmert mich nicht, wie Du auch daraus sehen kannst, daß ich es wiederhole, und ich versichere Dich: ohne allen Zorn. So bin ich ihr nichts und doch alles gewesen. Du aber bist vielen Menschen alles und doch nichts gewesen. Aber wenn Du auch durch Deine temporären Berührungen mit den Menschen diesem oder jenem einen Schatz des Interessanten anweisen könntest, um ihn zu solcher Produktivität in sich selber zu veranlassen, daß er genug für sein ganzes Leben hätte — was übrigens doch unmöglich sein dürfte, aber, wenn er auch wirklich durch Dich gewönne: Du selbst, Du — verlörest. Denn Du hättest ja doch keinen einzigen gefunden, dem Du wünschen könntest alles zu sein, und läge das auch in Deiner Größe, ach, diese Größe ist in Wahrheit so schmerzlich, daß ich Gott bitten will, er möchte sie Dir nehmen.

So oft man an sein Haus denkt, muß es einem wieder und wieder entgegentreten, daß man jeden unwahren und verächtlichen Gedanken an Bequemlichkeit fahren lasse. Sogar im Genuß des Mannes muß ein Moment der Tat sein, wenn er auch nicht in einer einzelnen, äußerlich wahrnehmbaren Tat liegt. Der Mann kann sehr gut wirksam sein, obgleich er es nicht zu sein scheint, während des Weibes häusliche Tätigkeit mehr in die Erscheinung tritt.

Weiter aber knüpft sich an die Vorstellung eines Hauses solche Konkretion kleiner Eigentümlichkeiten, daß sich nur sehr schwer im allgemeinen davon reden läßt; aber es müßte recht interessant sein, viele derselben kennen zu lernen. Natürlich ist jede solcher Eigentümlichkeiten von einem gewissen Geist durchdrungen, und geht all das separatistische Unwesen zuweilen so weit, daß eine Familie eine besondere Sprache hat oder in so rätselhaften Allusionen spricht, daß man nicht weiß, was man daraus machen soll. Das aber ist die Sache: die Familie besitzt eine solche Eigentümlichkeit, während die Kunst sie zu verbergen weiß.

Von denjenigen, welche nur heiraten, um ein Haus zu haben, hört man stets die Klage, daß niemand sie erwartet, niemand ihnen entgegenkommt usw. Das beweist genügend, daß sie eigentlich nur ein Heim haben, sofern sie zugleich an ein Draußen denken. Ich für meine Person brauche nun, Gott sei Dank, nicht auszugehen, um mich daran erinnern zu lassen oder um zu vergessen, daß ich ein Haus habe. Oft kann mich dieses Gefühl ergreifen, wenn ich ganz allein in meinem Studierzimmer sitze. Es kann mich ergreifen, wenn die Tür zu meinem Kabinett aufgeht, und ich bald nachher am Fenster ein lebensfrohes Gesicht sehe — die Vorhänge werden wieder zugezogen und ganz leise klopft es an — dann schaut ein Kopf so durch die Tür, daß man glauben sollte, er gehöre keinem Körper an, und im selben Augenblick steht sie neben mir, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Dieses Gefühl kann mich ergreifen, wenn ich tief in die Nacht hinein, wie in alten Universitätstagen, ganz allein bei meiner Arbeit sitze. Dann zünde ich wohl mein Licht an, schleiche mich leise in ihr Schlafzimmer hinein, um zu sehen, ob sie wirklich schläft. Natürlich, es ergreift dieses Gefühl mich auch oft, wenn ich nach Hause komme. Und wenn ich dann geschellt habe: sie weiß genau, wann ich komme — wir armen Beamten können unsre lieben Frauen nicht einmal überraschen — sie weiß auch genau, wie ich zu schellen pflege, und wenn ich dann drinnen ein Lärmen und Schreien von den Kindern und — von ihr höre, und sie selber an die Spitze der kleinen Schar tritt, sie selbst so kindlich, daß es scheinen könnte, sie wolle mit den Kindern im lauten Jubel rivalisieren — ja, dann fühle ich es, daß ich ein Haus habe. Und sehe ich dann ernst aus — Du sprichst gern davon, daß Du ein Menschenkenner bist, wer kennt die Menschen aber so gut wie ein Weib! — wie verändert ist dann dieses fast übermütige Kind; sie verzweifelt nicht, wird nicht ohnmächtig, sondern es ist eine Kraft in ihr, in der sie Wunder wirken kann. Oder wenn

sie sieht, daß ich etwas mürrisch und verdrießlich bin — ach Gott, das passiert auch! — wie nachsichtig kann sie dann sein, und welche Überlegenheit liegt in dieser Nachsicht!

Was ich Dir bei dieser Gelegenheit im übrigen wohl sagen möchte, das will ich an einen bestimmten Ausdruck anknüpfen, den man — und ich glaube mit Recht — auf Dich anwenden darf, wie Du ihn auch von Dir selber gebrauchst: daß Du ein Fremdling und Pilger in dieser Welt bist.

Jüngere Menschen, die keine Ahnung davon haben, wie teuer man eine Erfahrung erkauft, aber ebensowenig begreifen, welch unerschöpflicher Reichtum dieselbe ist, lassen sich leicht von Dir hinreißen und in denselben Strudel hineinziehen. Deine Rede ist ihnen wie eine frische Brise, die sie auf das unendliche Meer, das Du ihnen zeigst, hinauslockt; und Dich selber berauscht der Gedanke an jene Unendlichkeit, die Dein Element ist, ein Element, das dem Meer gleich unverändert alles auf seinem tiefen Grund liegen läßt. Solltest Du, der Du bereits manchen Sturm erlebt, nicht von Gefahren zur See und von Schiffbrüchen zu erzählen wissen? Versteht sich, auf diesem Meer weiß im allgemeinen einer nicht gar viel vom anderen. Man rüstet nicht große Schiffe aus, die man nur mit Mühe durch die Brandung bringt, nein, es sind sehr kleine Boote, Jollen nur für eine Person, man benutzt den Augenblick, hißt das Segel und streicht mit der unendlichen Eile unruhiger Gedanken allein auf dem unendlichen Meer, allein unter dem unendlichen Himmel. Solch Leben ist voller Gefahren, aber man ist auch mit dem Gedanken vertraut, es zu verlieren. Denn der eigentliche Genuß ist ja der, im Unendlichen zu verschwinden, daß nur soviel zurückbleibt, um dieses Verschwinden genießen zu können.

Seefahrer erzählen, daß man auf dem großen Ozean zuweilen ein kleines Schiff sieht, das man den fliegenden Holländer nennt. Es kann sein kleines Segel aufhissen und

mit Windeseile durch die Wogen streichen. So ist's auch mit Deiner Fahrt über das Meer des Lebens. Allein in seinem Kajak ist man sich selber genug — ich begreife nicht recht, wie man diese Leere ausfüllen kann; aber wie Du unter allen Menschen, die ich kenne, der einzige bist, bei welchem etwas Wahres darin liegt, so weiß ich auch, daß Du jemanden an Bord hast, der Dir die Zeit vertreiben hilft. Du solltest daher sagen: Allein in seinem Boot, allein mit seinem Kummer, allein mit seiner Verzweiflung, in der man — feig genug — lieber bleiben will, als daß man sich den Schmerzen der Heilung unterwürfe. Laß mich nun aber auch die Schattenseite Deines Lebens ans Licht ziehen, nicht als wollte ich Dich bange machen, das ist meine Weise nicht, und Du bist auch zu klug, um Dich bange machen zu lassen. Aber bedenke doch, wie schmerzlich, wie wehmütig, wie demütigend ist es, in dem Sinn ein Fremdling und Pilger auf Erden zu sein. Denke Dir das Familienleben in seiner Schönheit, wie es auf einer tiefen und herzlichen Gemeinschaft also gegründet ist, daß das, was alles verbindet, doch rätselhaft verborgen, daß ein Verhältnis sinnreich mit dem anderen verschlungen ist, daß man den Zusammenhang nur ahnt, denke Dir dieses verborgene Familienleben von einer so schönen äußeren Form umgeben, daß es eine wundervolle Harmonie bildet, und blicke dann auf Dein Verhältnis zu demselben. Ja, eine solche Familie würde Dir schon gefallen und Du würdest sie oft mit wahrer Freude besuchen; durch Deinen leichten Sinn würdest Du bald so ziemlich heimisch in ihr werden. Ich sage so ziemlich; denn es ist klar, daß Du es in Wirklichkeit nicht wirst und es auch gar nicht werden kannst, da Du immer und überall ein Fremdling und Pilger sein wirst. Man würde Dich als einen lieben Gast begrüßen, man würde vielleicht freundlich genug sein, Dir alles so gemütlich wie möglich zu machen, man würde zuvorkommend gegen Dich sein, ja man würde Dich wie ein Kind behandeln, das man herzlich lieb

hat. Und Du würdest in immer neuen Beweisen einer rücksichtsvollen Aufmerksamkeit unerschöpflich sein, wahrhaft erfinderisch, um der Familie bald diese bald jene Freude zu bereiten. Nicht wahr, das wäre herrlich, und in einem einzelnen bizarren Augenblick könntest Du Dich zu der Bemerkung versucht fühlen, es sei Dir einerlei, ob Du den Herrn des Hauses im Schlafrock sähest oder das Fräulein in Morgenschuhen oder die Frau ohne Haube, und doch liegt in dem richtigen Betragen der Familie gegen Dich, wenn Du genauer zusiehst, eine ungeheure Demütigung für Dich. Oder meinst Du nicht, daß die Familie für sich selber ein ganz anderes Leben hat, das ihr Heiligtum ist? meinst Du nicht, daß jede Familie noch immer ihre Hausgötter hat, wenn sie sie auch nicht im Entreezimmer aufstellt? Und verbirgt sich in Deiner Äußerung nicht eine sehr verfeinerte Schwachheit? Denn ich glaube wirklich nicht, daß Du Deine Frau, falls Du je heiraten würdest, im Negligee sehen möchtest, es sei denn, daß ihre Morgentoilette gerade darauf berechnet wäre, Dir zu gefallen. Du meinst wohl zur Unterhaltung der Familie viel beigetragen zu haben, und glaubst, Du habest über dieselbe einen gewissen ästhetischen Glanz ausgebreitet. Aber wie, wenn die Familie das alles im Verhältnis zu dem inneren Leben, welches sie besitzt, nur sehr gering schätzt? So wird's Dir immer gehen, und eben darin liegt für Dich, wie stolz Du auch sein magst, eine Demütigung. Keiner teilt seinen Kummer mit Dir, keiner vertraut sich Dir an. Du bist freilich anderer Meinung, Du hast Dich selber mit mannigfachen psychologischen Beobachtungen bereichert; aber das ist oft eine Täuschung, denn viele Menschen wollen gern, wenn sie mit Dir plaudern, einen Kummer von fern berühren oder ahnen lassen, weil das Interessante, das dadurch in Dir in Bewegung gesetzt wird, den Schmerz stillt; und man greift nach dieser Medizin, auch wo man ihrer nicht bedarf. Und wenn nun einer gerade wegen Deiner isolierten Stellung — Du weißt wohl, daß viele Menschen

lieber bei einem Bettelmönch kommunizieren als bei ihrem Seelsorger — zu Dir käme, es erfüllte doch niemals seinen wahren Zweck, weder für Dich, noch für ihn; für ihn nicht, denn er fühlte es, wie willkürlich es sei, sich Dir anzuvertrauen; für Dich nicht, weil Du von dem Zweideutigen, worauf Deine Competance beruhte, nicht ganz absehen könntest. Unzweifelhaft bist Du ein guter Operateur, Du verstehst in das geheimste Kabinett der Leiden und Kümmernisse einzudringen, aber Du vergißt niemals, Dich nach einer Tür umzusehen, durch welche Du es zu rechter Zeit wieder verlassen kannst. Wohl, ich nehme an, es gelänge Dir, Deinen Patienten zu heilen; aber es bereitete Dir doch keine wahre und tiefe Freude, denn das Ganze war zu willkürlich, und Du fühltest keine Verantwortlichkeit. Erst diese letztere verleiht Segen und wahre Freude, selbst dann, wenn man es nicht halb so gut wie Du machen kann; sie verleiht Segen, selbst wenn man nichts tut. Und hat man ein Haus, so hat man auch eine Verantwortung, und diese Verantwortung gibt eine hohe Sicherheit in sich selber und macht das Herz gar fröhlich.

Du willst keine Verantwortung auf Dich laden, aber eben deshalb kann es Dich auch nicht befremden, obgleich Du Dich oft darüber beklagst, daß die Menschen so undankbar gegen Dich sind. Du gibst Dich daher auch seltener damit ab, die Menschen von ihren Schäden zu heilen; vor allem besteht, wie ich Dir schon früher gesagt, Deine Tätigkeit darin, daß Du Illusionen zerstörst und gelegentlichst andere in Illusionen hineinarbeitest. Wenn man Dich in Begleitung eines oder zweier Jünglinge sieht und es merkt, wie Du sie durch einige Bewegungen schon eine gute Strecke Wegs über all die kindlichen, manchmal wirklich erlösenden Illusionen hinweggebracht hast, wie sie sich nun aufzuschwingen versuchen, während Du selbst als ein alter erfahrener Vogel ihnen zeigst, was ein Flügelschlag ist, mit welchem man über alles hinwegfliegt; oder wenn Du ähnliche Übungen

mit jungen Mädchen machst und ihnen z. B. auseinandersetzt, daß man bei dem männlichen Flug den Flügelschlag hört, während der weibliche wie ein träumerisches Rudern ist — wer kann Dir dann wegen der Kunst, mit welcher es dargestellt wird, zürnen, wer aber wüßte Dir nicht doch um des Leichtsinns willen, der darin verborgen ist, zürnen! Ja wahrlich, Du kannst von Deinem Herzen sagen, wie es in dem alten Liede heißt:

„Mein Herz ist wie ein Taubenhaus,
Die eine fliegt herein, die andere fliegt heraus,"

nur daß sie bei Dir nicht so sehr herein, als immer wieder herausfliegen. Und ist es nicht schmerzlich und gar wehmütig, das Leben so hinfahren zu lassen, ohne daß das Herz dadurch fester wird? Ist es nicht wehmütig, mein junger Freund, daß das Leben niemals einen rechten Inhalt für Dich gewinnt? Es liegt etwas Wehmütiges in dem Gefühl, daß man älter wird, aber eine viel tiefere Wehmut ergreift einen, wenn man es nicht werden kann. Gerade in diesem Augenblick fühle ich es, daß ich ein gutes Recht habe, Dich meinen jungen Freund zu nennen. Sieben Jahre sind gerade keine Ewigkeit, und ich will mich Dir gegenüber nicht meines Verstandes rühmen, obgleich er durch Erfahrung gereift ist; wessen ich mich aber vor Dir rühmen darf, das ist die Mannesreife des Lebens. Ja, ich fühle es, daß ich wirklich älter geworden bin; Du aber hältst noch stets an der ersten Überraschung der Jugend fest. Und fühle ich mich zuweilen, wenn auch nur selten, des Treibens müde, so ist's doch zugleich mit einer stillen, erhebenden Freude verbunden; ich denke dann an die schönen Worte: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben — — — denn sie ruhen von ihrer Arbeit." Ich bilde mir nicht ein, eine große Arbeit im Leben gehabt zu haben, ich habe die Arbeit, die mir zugewiesen worden ist, nicht verschmäht, und war sie auch nur gering, so war's ja gerade meine Arbeit, in ihr fröhlichen Herzens meine kleinen Pflichten zu erfüllen. Du

ruhst gewiß nicht von Deiner Arbeit, Ruhe ist in Deinen Augen ein Fluch, nur in der Unruhe kannst Du leben, und selbst die Ruhe macht Dich noch unruhiger. Du gleichst dem Hungrigen, den die Speise nur noch hungriger, und dem Dürstenden, den der Trunk nur noch durstiger macht.

Doch ich kehre zu dem zurück, wovon ich ausgegangen bin: es waren die endlichen Zwecke, welche die Menschen veranlassen, eine Ehe zu schließen. Nur drei habe ich genannt, weil sie doch immer etwas für sich zu haben schienen, weil sie doch immer ein oder das andere Moment der Ehe reflektierten, wenn sie auch in ihrer Einseitigkeit ebenso lächerlich wie unästhetisch und irreligiös sind. Eine Menge ganz jämmerlicher endlicher Zwecke will ich gar nicht nennen, weil man über dieselben nicht einmal lachen kann. Wenn es das Geld ist oder Eifersucht oder gute Aussichten — die Aussicht, daß sie bald sterben wird — oder daß sie lange am Leben bleibt, aber ein fruchtbarer Zweig wird, so daß man die Hinterlassenschaft vieler Onkel und Tanten in die Tasche stecken kann, ja, wenn's das ist, ich möcht es nicht einmal nennen.

Das Resultat unsrer bisherigen Untersuchung wird also dieses sein: Um ästhetisch und religiös zu sein, darf die Ehe nicht nach einem endlichen Warum fragen; aber das war ja gerade das Ästhetische in der ersten Liebe, und so steht denn die Ehe auch hier wieder au niveau mit der ersten Liebe. Und das Ästhetische der Ehe ist dieses, daß es eine große Mannigfaltigkeit von Warum in sich verbirgt, die das Leben in seinem ganzen segensreichen Inhalt offenbart und erschließt.

* * *

Da nun das, was ich zuerst nachweisen wollte, die ästhetische Gültigkeit der Ehe ist, und das, wodurch die Ehe sich von der ersten Liebe unterscheidet, das Ethische und Religiöse war, aber das Ethische und Religiöse wieder, sofern es seinen Ausdruck in einer einzelnen Handlung sucht und es zunächst in der kirchlichen Trauung findet, so will

ich bei dieser etwas länger stehen bleiben, damit es nicht den Eindruck gewinnt, als machte ich mir die Sache zu leicht und wollte das Schisma zwischen der ersten Liebe und der Ehe, das Du mit vielen anderen, wenn auch aus verschiedenen Gründen, etablierst, verhüllen. Gewiß hast Du darin recht, daß, wenn sich viele Menschen nicht an diesem Schisma stoßen, das darin seinen Grund hat, daß ihnen die Energie und die Bildung fehlt, über das eine sowohl wie über das andere recht nachzudenken. Laßt uns denn die kirchliche Trauung und das Formular, das bei derselben gebraucht wird, etwas näher ins Auge fassen. Vielleicht wirst Du mich auch da bewaffnet finden, und ich versichere Dich, ohne daß es meine Frau geniert; denn sie sieht's gern, wenn ich solche Freibeuter, wie Dich und Deinesgleichen, fernhalte. Außerdem bin ich der Meinung, daß, wie ein Christ ja immer bereit sein muß, sich wegen seines Glaubens zu verantworten, so auch ein Ehemann immer für das Heiligtum der Ehe eintreten muß, natürlich nicht jedem gegenüber, der das verlangt, aber doch dem gegenüber, den er für würdig erachtet, oder ob er ihn auch wie in casu für unwürdig ansieht, doch es für gut hält, eine Lanze dafür einzulegen. Und da Du in letzterer Zeit, nachdem Du eine Menge anderer Landschaften verwüstet hast, in die Provinz der Ehe eingefallen bist, so fühle ich mich verpflichtet, Dir zu begegnen.

Ich setze voraus, daß Du das Trauungsformular kennst, ja, daß Du es studiert hast. Du bist überhaupt stets wohl gerüstet, und pflegst niemals eine Sache anzugreifen, ehe Du Dich nicht recht orientiert hast und sicher bist, daß Du Dich vor ihren tüchtigsten Verteidigern nicht zu fürchten brauchst, ja zuweilen klagst Du geradezu, daß Deine Angriffe zu gut sind und Deine Feinde sich nicht einmal ordentlich verteidigen können. Nun, wir werden sehen.

Doch wollen wir, ehe wir auf das einzelne übergehen, fragen, ob nicht in dem Akt der Trauung, nur als Akt betrachtet, etwas Störendes liegt. Die Trauung ist ja nicht

etwas, was die Liebenden selbst in einem reichen Augenblick ausfindig machen, etwas, was sie, falls sie unterwegs auf andere Gedanken kommen sollten, ohne weiteres wieder aufgeben könnten. Es ist also eine Macht, die uns entgegentritt. Aber wie? Braucht die Liebe denn eine Macht anzuerkennen, die nicht in ihr selber liegt? Ja, Du kannst es begreifen, wenn Zweifel und Kummer einen Menschen so ins Gebet getrieben haben, daß er sich freut, wenn er sich unter eine solche Macht beugen kann; aber das braucht die erste Liebe, so meinst Du, sich nicht gefallen zu lassen. Aber vergiß nicht, daß wir uns religiös entwickelte Individuen gedacht haben. Wir haben also nicht zu fragen, wie das Religiöse in einem Menschen zur Herrschaft kommt, sondern wie sich dasselbe mit der ersten Liebe verträgt. Und so gewiß es ist, daß eine unglückliche Liebe einen Menschen religiös machen kann, so gewiß ist es auch, daß religiöse Individuen lieben können. Nein, so fremd ist das Religiöse der menschlichen Natur nicht, daß erst eine gewaltsame Erschütterung eintreten müßte, um es zu wecken. Sind aber die Individuen religiös, dann ist ihnen die Macht, die ihnen in der Trauung entgegentritt, nicht fremd, und wie ihre Liebe sie in einer höheren Einheit vereinigt, so erhebt das Religiöse sie in eine noch höhere.

Was tut die Trauung denn? Sie giebt zunächst eine Übersicht über die Entstehung des Geschlechts und fügt dann die neue Ehe in den großen Leib desselben ein. Sie gibt dadurch das Allgemeine, das rein Menschliche und bringt es zum Bewußtsein. Das ärgert Dich, und Du meinst etwa: Aber wie unangenehm ist es, wenn man in dem Augenblick, in dem man sich so innig mit einem Menschen verbindet, daß einem alles andere entschwindet, daran erinnert wird, daß es eine alte Geschichte ist, die wer weiß wie oft schon passiert ist und wer weiß wie oft noch passieren wird. Du freust Dich gerade an dem, was das Eigentümliche in Deiner Liebe ist. Du willst die ganze Leidenschaft der Liebe in Dir aufflammen lassen und wünschst

nicht durch den Gedanken gestört zu werden, daß Peter und Paul dasselbe tun, und es ist höchst prosaisch, an seine numerische Bedeutung erinnert zu werden: Anno 1750 Herr N. N. und die tugendreiche Jungfrau N. N. Uhr 10, am selben Tage um 11 Uhr Herr N. N. und Jungfrau N. N. Das klingt nun zwar erschreckend; jedoch hat sich in Dein Räsonnement eine Reflexion eingeschlichen, welche die erste Liebe gestört hat. Die Liebe ist, wie eben bemerkt, die Einheit des Allgemeinen und des Besonderen; aber wenn Du nur das Besondere genießen willst, so zeigt das eine Reflexion, die das Besondere aus dem Allgemeinen herausgenommen hat. Je mehr das Allgemeine und das Besondere einander durchdringen, um so schöner ist die Liebe. Nicht das ist groß, sei es nun in unmittelbarem, sei es in höherem Sinn, das Besondere sein, sondern in dem Besonderen das Allgemeine besitzen. Es kann daher die erste Liebe nicht stören, wenn sie an das Allgemeine erinnert wird. Dazu kommt, daß die kirchliche Trauung auch noch mehr tut. Um nämlich auf das Allgemeine zurückzuweisen, führt sie die Liebenden zu den ersten Menschen hin. Sie bleibt also nicht bei dem Allgemeinen in abstracto stehen, sondern weist darauf hin, wie dasselbe im ersten Paar des menschlichen Geschlechts einen Ausdruck gefunden hat. Danach ist jede Ehe wie jedes Menschenleben zugleich ein Einzelnes und doch ein Ganzes, zugleich ein Individuum und ein Symbol. Sie gibt den Liebenden also das schönste Bild eines Menschenpaares, das noch nicht durch die Reflexion auf andere gestört ist; sie sagt den Einzelnen: So seid auch ihr ein Paar, dieselbe Begebenheit wiederholt sich bei euch. Ihr steht hier nun auch allein in der unendlichen Welt, allein vor Gottes Angesicht. Gibt die kirchliche Trauung denn nicht gerade das, was Du verlangst? und gibt sie nicht zugleich noch mehr, zugleich das Allgemeine und Besondere?

Aber die kirchliche Trauung verkündet's, daß die Sünde in die Welt gekommen ist: und ist's nicht eine Disharmonie,

wenn man in demselben Augenblick, in welchem man sich vielleicht so rein fühlt, wie nie zuvor, so stark an die Sünde erinnert wird? Weiter lehrt sie, daß die Sünde mit der Ehe in die Welt gekommen ist — fürwahr, nicht gerade sehr ermunternd für die, die nun die Ehe miteinander eingehen wollen. Natürlich, die Kirche wäscht sich ihre Hände in Unschuld, wenn daraus ein Unglück hervorgeht, denn sie hat nicht mit eitler Hoffnung getäuscht. Nun, daß die Kirche nicht mit eitler Hoffnung täuscht, ist doch wohl etwas sehr Gutes. Weiter: die Kirche sagt, daß die Sünde mit der Ehe in die Welt gekommen ist, und doch erlaubt sie dieselbe; sie sagt, daß die Sünde mit der Ehe in die Welt gekommen ist, aber sie sagt doch gewiß nicht: durch dieselbe. Sie sagt von der Sünde nur, daß sie das allgemeine Los der Menschen sei, und macht keine bestimmte Anwendung auf den Einzelnen, am allerwenigsten aber sagt sie: Ihr wollt nun gerade eine Sünde begehen. Gewiß ist's nicht so leicht zu unterscheiden, in welchem Sinn die Sünde mit der Ehe in die Welt gekommen ist; es könnte scheinen, daß Sünde und Sinnlichkeit identifiziert würden. Und doch kann es sich ja nicht so verhalten, da die Kirche die Ehe gestattet. Ja, so wirst Du sagen, erst nachdem sie der irdischen Liebe alles Schöne genommen hat. Keineswegs, antworte ich, wenigstens findet sich davon im Trauungsformular kein Wort.

Es verkündigt die Kirche darauf die Strafe der Sünde: das Weib soll mit Schmerzen Kinder gebären und ihrem Mann untertan sein. Das erstere aber ist doch wohl der Art, daß es — wenn nicht die Kirche es verkündigte — sich selber verkünden würde. Ja, antwortest Du, aber das Störende liegt darin, daß das als eine Folge der Sünde erklärt wird. Du findest es ästhetisch schön, daß ein Kind mit Schmerzen geboren wird, es ist Dir eine bildliche Bezeichnung für die Bedeutung der Tatsache, daß ein Mensch zur Welt geboren wird, während die so viel niedriger

stehenden Tiere ihre Jungen auch so viel leichter zur Welt bringen. Wieder muß ich hier einschärfen, daß es als der Menschen allgemeines Los verkündigt wird, und daß die Tatsache, daß ein Kind in Sünden geboren wird, der tiefste Ausdruck seines höchsten Wertes ist, daß es gerade eine Verklärung des menschlichen Lebens ist, daß alles, was dasselbe angeht, unter den Begriff der Sünde gebracht wird.

Dann heißt es, daß das Weib dem Mann untertan sein soll. Du wirst vielleicht sagen: Ja, das ist schön, und es hat mich immer angesprochen, wenn ich es sah, wie ein Weib in ihrem Mann ihren Herrn liebte. Aber es empört Dich, daß es eine Folge der Sünde sein soll, und Du fühlst Dich berufen, als ein Ritter des weiblichen Geschlechts aufzutreten. Ich will nicht entscheiden, ob Du demselben damit einen Dienst erweist; aber ich glaube, Du hast des Weibes Wesen nicht in seiner ganzen Tiefe erfaßt; denn dazu gehört, daß das Weib zu gleicher Zeit vollkommener und unvollkommener als der Mann ist. Will man das Reinste und Vollkommenste bezeichnen, was es auf Erden gibt, so nimmt man das Weib, und wiederum heißt's: Schwachheit, dein Name ist Weib! Des Weibes Name ist ein bezeichnender Ausdruck der Unschuld in ihrer ganzen erhabenen Majestät, und zugleich bezeichnet er das deprimierende Gefühl der Schuld. In gewissem Sinn ist das Weib daher vollkommener als der Mann, und dafür hat die heilige Schrift den Ausdruck, daß sie größere Schuld hat. Erinnerst Du nun wieder daran, daß die Kirche nur das allgemein menschliche Los des Weibes verkündet, so sehe ich wahrlich nicht ein, wie darin etwas liegen kann, was die erste Liebe beeinträchtigt, wohl aber verbietet es eine Reflexion, welche nicht einsehen kann, daß ein Weib in der ersten Liebe verharrt. Außerdem macht die Kirche das Weib ja nicht zu einer Sklavin, sie sagt: „Und Gott sprach: Ich will ihm eine Gehilfin geben", ein Ausdruck, der ebensoviel

ästhetische Wärme wie Wahrheit hat. Daher lehrt die Kirche: „Und der Mann soll Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhangen.“ Man sollte viel eher erwarten, daß es heißen müßte: Das Weib solle Vater und Mutter verlassen und dem Mann anhangen; denn das Weib ist ja das schwächere. Aber nein, so heißt es nicht. Liegt denn nun nicht in den Worten der Schrift eine Anerkennung für die Bedeutung des Weibes, wie sie kein Ritter galanter ausdrücken könnte?

Was schließlich den Fluch betrifft, der dem Mann angedroht wird, so scheint ja in der Tat der Umstand, daß er im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen soll, denselben mit einem einzigen Wort aus dem Paradies der ersten Liebe zu verjagen. Daß dieser Fluch wie jeder göttliche Fluch auch wieder einen Segen in sich schließt, woran man oft erinnert hat, beweist hier insofern nichts, als es doch immer einer späteren Zeit vorbehalten bleiben muß, diese Erfahrung an sich selber zu machen. Woran ich dagegen erinnern möchte, ist dies, daß die erste Liebe nicht feig ist, daß sie sich vor keinen Gefahren fürchtet, und daß sie daher in diesem Fluch eine Schwierigkeit sehen wird, vor der sie nicht zurückschreckt.

Was tut die kirchliche Trauung also? Sie legt den Liebenden ein Hemmnis in den Weg, — keineswegs; sondern sie läßt das, was schon in Bewegung war, nach außen hin ans Licht treten. Sie macht das allgemein Menschliche geltend, und in diesem Sinn auch die Sünde; aber all die Angst und Qual, die da will, daß die Sünde nicht in die Welt gekommen sein soll, hat ihren Grund in einer Reflexion, welche die erste Liebe nicht kennt. Fordern, daß die Sünde nicht solle in die Welt gekommen sein, heißt die Menschheit wieder auf ein unvollkommeneres Stadium zurückführen. Die Sünde ist in die Welt gekommen, aber da die Individuen sich darunter gebeugt haben, stehen sie höher denn sie zuvor standen.

Die Kirche wendet sich dann an die Einzelnen und legt ihnen einige Fragen vor. Das scheint wieder eine Reflexion zu veranlassen. Wozu solche Fragen? Die Liebe hat ihre Gewißheit in sich selber. Aber die Kirche fragt ja nicht, um sie schwankend, sondern um sie fest zu machen, und damit das, was schon fest ist, sich aussprechen könne. Hier begegnet uns nun die Schwierigkeit, daß die Kirche in ihrer Frage durchaus keine Rücksicht auf das Erotische zu nehmen scheint. Sie fragt: Hast du dich mit Gott und deinem Gewissen, danach mit Freunden und Bekannten beraten? Ich will nun nicht auf das Heilsame hinweisen, daß die Kirche mit so tiefem Ernst fragt, ich frage nur: Kann das die stören, die miteinander vor dem Altar stehen? Mit herzlichem Dank haben sie ja ihre Liebe auf Gott zurückgeführt und sich also mit ihm beraten. Denn es ist doch ein wenn auch indirektes Beraten mit Gott, wenn ich ihm danke. Wenn die Kirche sie nun nicht fragt, ob sie einander lieben, so unterläßt sie das keineswegs, weil sie die irdische Liebe vernichten will, sondern weil sie dieselbe voraussetzt.

Die Kirche nimmt dann ein Gelübde entgegen. Wir sahen im vorhergehenden, wie die Liebe sich in eine solche höhere Konzentrizität herrlich aufnehmen läßt. Der Wille macht das Individuum frei, aber je freier ein Individuum ist — das hatten wir ja schon erkannt — um so schöner ist eine Ehe.

Nun aber glaube ich auch erwiesen zu haben, daß, sofern man das Ästhetische der ersten Liebe in ihrer präsentischen, unmittelbaren Unendlichkeit sucht, die Ehe als eine Verklärung derselben angesehen werden muß und noch schöner ist als jene.

* * *

Verhält sich das nun aber so, dann folgt alles Übrige von selbst. Es fragt sich jetzt nur noch: Läßt die Liebe sich

realisieren? Und wenn Du mir auch alles einräumst, was ich Dir bisher ans Herz gelegt habe, so sagst Du vielleicht: Ja, aber dann läßt sich die Ehe ebenso schwer realisieren wie die erste Liebe. Ich antworte: Nein, gewiß nicht; denn in der Ehe liegt das Gesetz der Bewegung. Die erste Liebe bleibt ein unwirkliches An-sich, das niemals inneren Gehalt erlangt, weil sie sich immer nur in einem äußeren Medium bewegt; in dem ethischen und religiösen Vorsatz hat die eheliche Liebe die Möglichkeit einer inneren Geschichte und unterscheidet sich von der ersten Liebe wie die historische von der unhistorischen. Diese ist stark, stärker als die ganze Welt, aber sie stirbt in demselben Augenblick, in welchem sich ihr ein Zweifel naht; sie ist wie ein Mensch, der im Schlaf wandelt, er geht mit unendlicher Sicherheit über die gefährlichsten Orte, aber ruft man seinen Namen, so stürzt er hinab. Die eheliche Liebe ist bewaffnet; denn im Vorsatz ist die Aufmerksamkeit nicht nur auf die äußere Welt gerichtet, sondern der Wille wendet sich gegen sich selbst, gegen die innere Welt des eigenen Herzens. Und nun kehre ich alles um und sage: Das Ästhetische liegt nicht in dem Unmittelbaren, sondern in dem Erworbenen; aber die Ehe ist gerade eine Unmittelbarkeit, welche die Mittelbarkeit in sich trägt; eine Unendlichkeit, welche die Endlichkeit nicht ausschließt; eine Ewigkeit, die mit der Zeitlichkeit verbunden ist. So erweist die Ehe sich in zwiefachem Sinn als ein Ideal, sowohl in antiker wie in romantischer Bedeutung. Wenn ich sage, daß Ästhetische liege in dem Erworbenen, so soll damit keineswegs gesagt werden, daß es in dem bloßen Streben als solchem liegt. Dieses letztere ist nämlich negativ, aber das nur Negative ist niemals ästhetisch; ist's aber ein Streben, das den Inhalt schon in sich trägt, ein Kampf, der seines Sieges gewiß ist, so habe ich in dieser doppelten Bewegung das Ästhetische. Daran glaube ich erinnern zu müssen, wenn ich an die Begeisterung der Verzweiflung denke, mit der man in unsrer Zeit das Erworbene

im Gegensatz zum Unmittelbaren preist, als käme es darauf an, alles niederzureißen, um von neuem wieder aufzubauen. Wirklich, mich hat der Jubel geängstet, mit welchem junge Menschen, den Schreckensmännern der französischen Revolution gleich, es in die Welt hineinrufen: De omnibus dubitandum. Vielleicht ist das borniert von mir. Doch glaube ich, man muß zwischen einem persönlichen und einem wissenschaftlichen Zweifel unterscheiden.

Mit dem persönlichen Zweifel ist's immer eine eigene Sache und eine solche Vernichtungs-Begeisterung, von der so oft geredet wird, führt höchstens dazu, daß sich viele Menschen hinauswagen, ohne Kraft zum Zweifeln zu haben, und untergehen und in eine Halbheit hineingeraten, die gleicherweise der gewisse Untergang ist. Entwickelt dagegen der mit Wahrheit ringende Zweifel in einem Einzelnen die Kraft, die wieder den Zweifel überwindet, so zeigt es sich zwar, was ein Mensch durch sich selber kann, aber das ist eigentlich nicht schön; denn dann müßte es eine Unmittelbarkeit in sich haben. Eine solche nur durch den Zweifel geschaffene Entwickelung strebt dahin, was man im Extrem so ausdrückt: Einen Menschen völlig umwandeln. Die Schönheit liegt dagegen darin, daß das Unmittelbare in und mit dem Zweifel erworben wird. Ja, ich muß es aussprechen, namentlich im Gegensatz zu einer Abstraktion, in der man das Panier des Zweifels aufgeworfen hat, — denn wie hat man ihn vergöttert und sich vermessen in denselben hineingestürzt, mit welchem blinden Vertrauen hat man von ihm einen herrlichen Ausgang gehofft! Und je mehr das, was gewonnen werden soll, dem Reich des Geistes angehört, um so mehr preist man den Zweifel; aber die Liebe gehört immer einer Region an, da nicht so sehr von einem Erworbenen als von einem Gegebenen geredet werden kann, als von einem Gegebenen, das erworben wird. Überhaupt weiß ich nicht recht, welcher Art dieser Zweifel sein soll. Oder wäre es die rechte Disposition für einen Ehemann, wenn er betrübende

Erfahrungen machte und anfangen müßte zu zweifeln? und wäre es nur dann eine wahre, schöne Ehe, wenn er sich in Kraft dieses Zweifels mit einem großen sittlichen Ernst verheiratete und als Mann treu und beständig wäre? Wir würden ihn preisen, aber könnten seine Ehe nicht anpreisen, es sei denn, um an ihr zu lernen, was ein Mensch vermag. Oder müßte er als ein Held im Zweifeln auch an ihrer Liebe zweifeln, an der Möglichkeit zweifeln, daß er das Schöne dieses Verhältnisses festhalten könne, und doch soviel Stoizismus besitzen, das zu wollen?

Ich weiß es sehr wohl, Ihr falschen Propheten preist so etwas gern an, um für Eure falsche Weisheit besseren Eingang zu finden; Ihr rühmt es, wenn es Euren Zwecken dient, und sagt: Seht, das ist die wahre Ehe; aber Ihr wißt es sehr wohl, daß dieser Ruhm einen Tadel in sich schließt, und daß besonders dem Weibe damit durchaus nicht gedient ist, daher Ihr alles tut, was in Euren Kräften steht, um sie zu versuchen. Darum scheidet Ihr nach der alten Regel: divide et impera. Ihr preist die erste Liebe. Die bleibt, wenn Ihr zu befehlen habt, ein Moment, der außerhalb der Zeit liegt, ein geheimnisvolles Etwas, dem man alles Mögliche andichten kann. Die Ehe kann sich so nicht verbergen, sie gebraucht zu ihrer Entwickelung Tage und Jahre — und da reißt man leicht nieder oder legt den Grund zu so verräterischen Betrachtungen, wie denen, daß eine verzweifelte Resignation dazu gehöre, um bis ans Ende auszuhalten.

Also das steht zwischen uns fest: als Moment betrachtet ist die eheliche Liebe nicht nur ebenso schön wie die erste Liebe, sondern noch viel schöner, weil sie in ihrer Unmittelbarkeit eine Einheit verschiedener Gegensätze enthält. Wahrhaftig, so ist's nicht, daß die Ehe eine höchst respektable, aber langweilige Moralistin wäre und die Liebe Poesie; nein, gerade die Ehe ist recht eigentlich voller Poesie. Und hat die Welt es oft mit tiefem Schmerz angesehen, daß eine erste Liebe sich nicht durchführen ließ: nun ich will auch

trauern, aber zugleich daran erinnern, daß der Fehler nicht so sehr in dem Späteren lag wie in einem falschen Anfang. Der ersten Liebe fehlt nämlich das andere ästhetische Ideal, das Romantische, ihr fehlt das Gesetz der Bewegung. Nähme ich den Glauben in dem persönlichen Leben ebenso unmittelbar, so würde der ersten Liebe ein Glaube entsprechen, der in Kraft der Verheißung glaubte, Berge versetzen zu können, und der dann umhergehen und Wunder tun wollte. Vielleicht würde es ihm gelingen, aber dieser Glaube hätte keine Geschichte; denn wer auch mit Menschen- und mit Engelzungen von all seinen Wundern erzählte, das wäre noch nicht seine Geschichte; dagegen ist die Aneignung des Glaubens in dem persönlichen Leben die Geschichte des Glaubens. Diese Bewegung hat die eheliche Liebe, denn im Vorsatz ist die Bewegung nach innen gerichtet. Im Religiösen läßt sie Gott gewissermaßen für alles sorgen, im Vorsatz will sie mit Gott im Bunde für sich selber streiten, sich selber in Geduld gewinnen. Im Bewußtsein der Sünde liegt eine Vorstellung von der menschlichen Schwachheit, aber im Vorsatz ist sie überwunden. Ich habe der ersten Liebe gewiß alles Recht widerfahren lassen, und ich glaube, ich habe sie noch höher gepriesen als Du, aber ihr Fehler liegt in ihrem abstrakten Charakter.

Die eheliche Liebe erweist sich weiter als eine historische dadurch, daß sie ein Assimilationsprozeß ist, sie versucht sich in dem, was erlebt wird, und führt das Erlebte auf sich zurück; sie ist also kein uninteressierter Zeuge, sondern nimmt wesentlich an dem, was sie erlebt, teil, mit einem Wort: sie erlebt ihre eigene Entwickelung. Wohl führt auch die romantische Liebe das Erlebte auf sich zurück, wie wenn der Ritter seiner Geliebten die in der Schlacht eroberten Fahnen sendet; aber wenn die romantische Liebe sich auch noch so vieler solcher Trophäen rühmen könnte, es würde ihr doch niemals der Gedanke kommen, daß die Liebe eine Geschichte gehabt haben sollte. Die prosaische Betrachtung führt zum entgegengesetzten Extrem, sie kann es wohl begreifen, daß die Liebe eine Ge-

schichte hat, aber im allgemeinen ist's doch nur eine kurze, oft sehr armselige Geschichte. Auch die experimentierende Liebe hat eine gewisse Geschichte, aber sie ist doch wie ohne wahre Apriorität so auch ohne Kontinuität, und liegt nur in der Willkür des experimentierenden Individuums, das zu gleicher Zeit seine eigene Welt und in ihr auch das Schicksal selber ist. Die eheliche Liebe dagegen hat eine Apriorität in sich, aber zugleich Beständigkeit in sich selber, und die Kraft dieser Beständigkeit ist dieselbe wie das Gesetz der Bewegung: Willensentschluß. Im Willensentschluß ist ein Anderes gesetzt, aber zugleich als ein Überwundenes; im Willensentschluß ist das andere gesetzt als ein inneres Andres, indem selbst das Äußerliche in seinem Reflex in dem Inneren gesehen wird. Das Historische liegt nun darin, daß dieses Andere hervorkommt, seine Gültigkeit erlangt, aber eben in seiner Gültigkeit als das angesehen wird, was keine Gültigkeit haben soll, also daß die Liebe aus dieser Bewegung bewährt und geläutert hervorgeht und sich dem Erlebten assimiliert. Wie dieses Andere zur Erscheinung kommt, steht nicht in der Macht des Individuums, das sich nicht experimentierend verhält; aber die Liebe hat in ihrer Apriorität doch zugleich über das alles gesiegt, ohne es zu kennen. Gewiß steht's im neuen Testament geschrieben: Alle Gabe ist gut, so sie mit Danksagung empfangen wird. Die meisten Menschen wollen gern danken, wenn sie eine gute Gabe empfangen, aber sie möchten zugleich selber entscheiden, was gut für sie ist. Das zeigt ihre Beschränktheit; dagegen ist jene andere Danksagung in Wahrheit siegreich und aprioriſch, da sie eine ewige Gesundheit in sich schließt, die auch nicht durch eine böse Gabe zerstört werden kann, nicht dadurch, daß man diese von sich abzuhalten weiß, sondern durch den hohen persönlichen Mut, der für dieselbe zu danken wagt. So ist's auch mit der Liebe.

Aber indem ich nun die Liebe von ihrer kryptogamischen Verborgenheit bis zu ihrem phanerogamen Leben verfolge,

stoße ich unterwegs auf eine Schwierigkeit, die nach Deiner Meinung nicht wenig zu bedeuten hat. Posito, ich überzeugte Dich davon, daß das Religiöse und Ethische, das in der ehelichen Liebe zur ersten Liebe hinzutritt, diese keineswegs herabsetzt, daß Du in Deinem innersten Wesen recht davon erfüllt wärest, und nun einen religiösen Ausgangspunkt nicht verschmähtest, dann würdest Du allein mit ihr, der Geliebten, Dich und Deine Liebe demütig in Gottes Hand legen. Du bist wirklich ergriffen und bewegt, nun merk auf, ich nenne ein Wort: die Gemeinde — und siehe, alsobald verschwindet alles wieder. Denn niemals, so glaube ich, wird es Dir gelingen, über den Begriff der Innerlichkeit hinauszukommen. Die Gemeinde, die liebe Gemeinde, die trotz ihrer Mannigfaltigkeit doch eine moralische Person ist; ja, hätte sie neben den langweiligen Eigenschaften einer moralischen Person zugleich auch die gute, daß ihr auf einem Halse nur ein Kopf säße . . ., ich wüßte wohl, was ich täte. Du kennst ihn doch, den verrückten Menschen, der die fixe Idee hatte, daß das Zimmer, in dem er lebte, ganz voller Fliegen war. In der Angst der Verzweiflung und mit der Raserei eines Verzweifelten kämpfte er um seine Existenz. Geradeso wie jener Mann gegen einen eingebildeten Schwarm von Fliegen kämpfte, so kämpfst auch Du gegen das, was Du die Gemeinde nennst. Die Sache ist indessen nicht so gefährlich; doch ich will die wichtigsten Berührungspunkte, die man da mit der Gemeinde hat, durchgehen. Zuvor aber will ich nur daran erinnern, daß die erste Liebe es sich keineswegs als Verdienst anrechnen darf, wenn sie solche Schwierigkeiten nicht kennt; sie ist eben zu abstrakt und kommt gar nicht mit dem wirklichen Leben in Berührung. Du wirst nun freilich zwischen den abstrakten Verhältnissen zu einer äußeren Welt, deren Abstraktion das Verhältnis aufhebt, sehr gut zu unterscheiden wissen. Darin findest Du Dich rasch, daß man den Pastor und Kantor, sowie den juristischen Beamten bezahlen muß;

denn Geld ist ein herrliches Mittel, jedes Verhältnis aus dem Wege zu räumen; deshalb weihtest Du mich auch in Deinen Plan ein, niemals etwas zu tun, und niemals etwas anzunehmen, auch nicht das Geringste, ohne Geld zu geben oder anzunehmen. Ich glaube gar, Du wärest fähig, falls Du Dich einmal verheiratest, jedem Gratulanten ein Douceur in die Hand zu drücken. Dann dürftest Du Dich freilich nicht wundern, wenn die Gemeinde an Größe zunähme, oder wenn es Dir in Wirklichkeit passierte, wovor der Mann mit den Fliegen sich fürchtete. Wovor Du Dich fürchtest, das sind die persönlichen Verhältnisse, die durch Gratulationen, ja wohl gar durch Geschenke die Prätension erheben, in ein für Geld inkommensurables Verhältnis zu Dir zu treten und alle mögliche Teilnahme für Dich an den Tag zu legen, obgleich Du gerade bei dieser Gelegenheit, sowohl um Deiner selbst wie um Deiner Geliebten willen am liebsten ohne alle Teilnahme bliebst. Durch Geld kann man von vielen Absurditäten freikommen. Mit Geld kann man dem Trompeter der Kirche, der einem sonst die Sonntage vorblasen würde, den Mund schließen, durch Geld kann einem die Proklamation vor der Gemeinde erspart werden usw., usw. Verzeih, aber diese Schilderung habe ich nicht erfunden, Du weißt wohl, von wem sie kommt. Weißt Du's noch, wie Du einmal wegen einer kirchlichen Trauung ins Harnisch kamst? Wie bei der Ordination der Klerus herzutritt, um die Hand auf den Ordinandus zu legen, so sollte die ganze zärtlich teilnehmende Brüdergemeinde mit einem Gemeindekuß Braut und Bräutigam küssen; ja, Du erklärtest, es sei Dir unmöglich, das Wort: Braut und Bräutigam zu nennen, ohne an den bedeutungsvollen Augenblick zu denken, in welchem ein lieber Vater oder ein langjähriger Freund sich mit dem Glase in der Hand erhebt, um mit tiefer Rührung die schönen Worte: Braut und Bräutigam auszusprechen. Wie Dir nämlich die ganze kirchliche Zeremonie darauf berechnet schien, das Erotische

in den Staub zu ziehen, so war das darauf folgende weltliche Treiben in Deinen Augen ebenso unanständig, wie die kirchliche Feier Dir anständig war. Dir gefällt also eine stille Hochzeit am besten. Nun, dagegen habe ich in der Tat nichts einzuwenden; indessen darfst Du nicht vergessen, daß Du auch da ganz und voll als ein rechter Ehemann auftrittst. Vielleicht hörst Du das lieber, wenn kein anderer es hört. Übrigens heißt es im Formular nicht: Vor der ganzen Gemeinde, sondern: Vor Gott und dieser Gemeinde — ein Ausdruck, der weder durch seine Beschränkung verwirrt noch es an Kühnheit fehlen läßt.

Und nun laß uns erwägen, ob die Sache mit der Gemeinde wirklich so gefährlich ist, wenn sie, wohlgemerkt, keine so schreckliche Gestalt anzunehmen braucht, wie sie es augenblicklich in Deinem kranken Herzen hat. Dein Leben hat Dich doch wohl wenigstens mit einigen wenigen Menschen nicht nur in eine flüchtige Berührung, nein, in herzliche Gemeinschaft geführt, deren Erinnerung Dich nicht ängstigt, die das Ideale in Dir nicht zerstören, deren Namen Du gern nennst, wenn Du Dich zu allem Guten und Schönen ermuntern willst, deren Nähe Deine Seele erweitert, deren Persönlichkeit in Deinen Augen eine Offenbarung des Edlen und Erhabenen ist. Sollte es Dich nun stören, wenn solche Menschen die Vertrauten Deines Herzens wären? Das wäre ja ungefähr dasselbe, als wenn ein Mensch sagte: Ich wünsche mit Gott und mit Christo in innigster Gemeinschaft zu stehen, aber ich kann's nicht leiden, daß er mich vor all den heiligen Engeln bekennen will. Andrerseits hat Dein Leben, haben Deine äußeren Lebensverhältnisse Dich mit anderen in Verbindung gebracht, denen Freuden und bedeutungsvolle Unterbrechungen in dem einförmigen Gang des täglichen Lebens nur sparsam zugemessen wurden. Hat nicht beinahe jede Familie solche Glieder, und ist's nicht gar schön, daß diese in ihrer Einsamkeit fast verlassenen Menschen doch auch wieder einen Zufluchtsort finden können? Ich sehe in

einer mir bekannten Familie häufig eine ältere unverheiratete Dame, die in dem Hause gerade so lange lebt wie die Frau. Sie erinnert sich des Hochzeitstages noch so lebhaft, ach, vielleicht noch lebhafter als die Frau selbst; wie die Braut geschmückt war usw. usw. Willst Du nun allen solchen Menschen die Gelegenheit, sich recht von Herzen zu freuen, rauben? und könntest sie ihnen selbst verschaffen! Wir wollen uns der Schwachen in Liebe annehmen.

Alles wahre Leben hat etwas Polemisches in sich, um so mehr, je gesunder es ist, daher auch jede eheliche Verbindung; und Du weißt es sehr wohl, daß ich die fade communio omnium hasse, da es aussieht, als ob man sich mit einer ganzen Familie verheiratet hätte. Ist die eheliche Liebe eine wahre erste Liebe, so hat sie auch etwas Verborgenes, Geheimnisvolles an sich, und zieht ihre Nahrung nicht aus Gratulationen und Komplimenten oder aus einem Gottesdienst, wie er sich in der Familie arrangieren läßt. Das weißt Du sehr gut, und laß Deinen Witz nur mit solchen Karikaturen spielen. Ich bin oft ganz Deiner Meinung, und glaube, es würde weder Dir noch der guten Sache schaden, wenn Du mich zuweilen als den erfahrenen lieben Förster die faulen Bäume, die gefällt werden müssen, ausweisen, mich aber auch an anderen Orten ein Kreuz setzen ließest.

Ich stehe nun keinen Augenblik an, das Geheimnisvolle für die absolute Bedingung zu erklären, die das Ästhetische in der Ehe bewahrt, wenn auch nicht in dem Sinn, als ob man es darauf anlege, danach jage, darin den eigentlichen Genuß des Lebens sehen müsse. Es ist eine Lieblingsidee der ersten Liebe, nach einer unbewohnten Insel zu flüchten. Das ist nun schon oft genug lächerlich gemacht, und ich will dem bilderstürmerischen Eifer unsrer Zeit nicht das Wort reden. Der Fehler aber liegt darin, daß die erste Liebe glaubt, sie lasse sich nur dadurch, daß sie aus der Welt fliehe, realisieren. Das ist ein Mißverständnis und hat

seinen Grund in ihrem unhistorischen Charakter. Die Kunst ist, daß man in der Mannigfaltigkeit bleibt und doch das Geheimnisvolle bewahrt. Das hat freilich namentlich im Verhältnis zu anderen Menschen seine großen Schwierigkeiten, aber die eheliche Liebe flieht nicht gleich vor denselben, sondern gewinnt sich auch dadurch selber immer aufs neue. Außerdem hat das eheliche Leben an so viel anderes zu denken, daß es gar nicht die Zeit hat, sich in der Polemik gegen das Einzelne festzurennen.

Und worauf es hier vor allem ankommt, ist das: man sei offenherzig, aufrichtig und stehe so frei und offen wie möglich da; denn das ist das Lebensprinzip der Liebe, und alles Geheimnisvolle ihr Tod. Freilich, es ist das leichter gesagt als getan, und wohl gehört Mut dazu, um es konsequent durchzuführen. Es gehört Mut dazu, sich so zu zeigen, wie man in Wirklichkeit ist; es gehört Mut dazu, sich nicht vor einer kleinen Demütigung zu fürchten, die ja mit der Aufrichtigkeit eng verbunden ist; ja, es gehört Mut dazu, wenn man wahr sein will und offen und ehrlich für die Wahrheit eintritt.

Doch laß uns mit dem weniger Bedeutenden anfangen. Du machtest einen kleinen Ausflug in das Reich der Phantasie, das Deinem täglichen Aufenthaltsort so nahe liegt, daß man kaum von einem Ausflug sprechen kann. Du wolltest ein junges Ehepaar besuchen, das sich genötigt sah, seine Liebe auf die engen Grenzen dreier kleiner Zimmer zu beschränken und dann dekoriertest Du die Zukunft so schön und geschmackvoll, wie Du es Dir nur wünschen konntest. Du weißt, ich beteilige mich gern an einem solchen kleinen Experiment, und bin, Gott sei Dank, noch kindlich genug, wenn eine fürstliche Equipage mit vier feurigen Rossen an mir vorüberfährt, mir einzubilden, ich säße in derselben; unschuldig genug, wenn ich mich davon überzeugt habe, daß dem nicht so ist, um mich doch freuen zu können, daß es ein andrer tut. Du warst verheiratet, glücklich verheiratet,

hattest Deine Liebe durch alle Widerwärtigkeiten des Lebens unverletzt hindurchgerettet und überlegtest nun, wie Du in Deinem Hause alles einrichten wolltest, damit Deine Liebe so lange wie möglich ihren Duft bewahren könne. Zu dem Ende gebrauchtest Du mehr als drei Zimmer. Darin gab ich Dir recht, denn Du brauchst für Dich allein schon fünf. Es würde Dir unangenehm sein, müßtest Du Deiner Frau eins Deiner Zimmer überlassen; auch würdest Du sie lieber vier bewohnen lassen und für Dich selber das fünfte behalten, als ein gemeinsames Zimmer haben.

Es ergriff Dich nun ein solcher Abscheu vor drei kleinen Zimmern, daß Du, falls Du nicht mehr fändest, lieber als Landstreicher unter offenem Himmel leben wolltest; und das war schließlich so poetisch, daß eine ziemliche Suite von Zimmern erforderlich gewesen wäre, um Dir den offenen Himmel zu ersetzen.

Ich sagte: das sei wieder eine der gewöhnlichen Häresien der unhistorischen ersten Liebe und suchte Dich zur Ordnung zu rufen; dann durcheilte ich mit Dir die vielen großen, kühlen, hochgewölbten Salons Deines Luftschlosses, die lauschigen halbdunklen Kabinette, die durch Lichter und Kronleuchter sowie durch viele Spiegel erhellten Speisezimmer, den kleinen Saal mit den nach dem Altan geöffneten Flügeltüren, durch welche Morgensonne und Blumenduft hineindrangen. Ich will Dir nun nicht weiter folgen, wenn Du wie ein Gemsenjäger mit kühnen Schritten von einem Felsen zum anderen springst. Nur das Deinem Arrangement zugrunde liegende Prinzip will ich etwas näher ins Auge fassen. Dein Prinzip war offenbar geheimnisvolle Mystifikation, verfeinerte Koketterie; nicht nur die Wände Deiner Salons sollten in Glas gefaßt sein, sondern selbst die Welt Deines Bewußtseins sollte durch ähnliche Reflexionsprismen vervielfältigt werden, nicht nur überall im Zimmer, sondern auch in Deinem Bewußtsein wolltest Du ihr überall begegnen. Aber damit sich das machen lassen kann, reichen

alle Schätze der Welt nicht hin, dazu gehört Geist, ein kluges Maßhalten, womit über die Kräfte des Geistes disponiert wird. Man muß daher einander so fremd bleiben, daß die Vertraulichkeit interessant wird, und andererseits so vertraut mit einander, daß das Fremde ein irretierender Widerstand wird. Das eheliche Leben darf kein Schlafrock sein, in dem man es sich bequem macht, aber auch kein Korsett, das die Bewegungen geniert; es darf keine Arbeit sein, die anstrengende Vorbereitung erfordert, aber noch viel weniger eine dissolute Bequemlichkeit; sie muß den Charakter des Zufälligen tragen und doch muß man von fern eine Kunst ahnen, die ihr ihren Stempel aufdrückt. In gewissem Sinn muß man einander so lange wie möglich fremd bleiben, und offenbart man sich successiv, so muß man so viel wie möglich auch die zufälligen Umstände benutzen. Vor jeder Übersättigung muß man sich hüten. Du würdest nun das Parterre dieses herrschaftlichen Schlosses bewohnen, das in einer schönen Gegend, aber in der Nähe der Residenz, liegen müßte. Deine Frau, Deine Gemahlin bewohnte den linken Flügel der ersten Etage. Wie oft hast Du fürstliche Personen darum beneidet, daß Mann und Frau getrennt wohnten. Was indessen einem solchen höfischen Leben das Ästhetische nahm, war ein Zeremoniell, das über der Liebe stehen wollte. Man wird angemeldet, wartet einen Augenblick und wird empfangen.

An und für sich wäre das nun zwar nicht unschön, aber seine wahre Schönheit erhielte es doch erst, wenn es in dem göttlichen Spiel der Liebe mitspielen dürfte, wenn ihm eine Gültigkeit in der Weise zuerkannt würde, daß man es ebensogut seiner Gültigkeit berauben könnte. Die Liebe selber müßte viele Grenzen haben, aber jede Grenze müßte zugleich eine wollüstige Versuchung sein, die Grenze zu überschreiten. Du wohntest also im Parterre, und hättest da Deine Bibliothek, Billardzimmer, Audienzzimmer, Kabinett, Schlafzimmer. Deine Frau wohnte in der ersten Etage.

Hier wäre zugleich Euer toral conjugale, ein großes Zimmer mit zwei Kabinetten. Nichts dürfte Dich oder Deine Frau daran erinnern, daß ihr verheiratet wäret, und doch müßte alles auch wieder so sein, daß kein Unverheirateter es so haben könnte. Du dürftest nicht wissen, was Deine Frau vorhätte, sie nicht, was Dich beschäftigte; aber nicht, weil ihr untätig sein oder einander vergessen wolltet, sondern damit jede Berührung bedeutungsvoll sein könnte. Ihr würdet nicht im ehelichen Aufzug mit einander Arm in Arm umhertraben; Du würdest sie noch lange, wenn sie im Garten spazieren ginge, in jugendlicher Begeisterung vom Fenster aus verfolgen, ihr nachsehen und im Anschauen ihres Bildes versunken sein, auch nachdem sie Deinem Blick schon lange entschwunden wäre. Du würdest ihr nachschleichen, ja, sie würde sich wohl auch zuweilen an Deinem Arm ausruhen —, schön ist's doch immer, wenn etwas als ein Ausdruck für bestimmte Gefühle unter den Menschen Eigentumsrecht gefunden hat —, Du würdest mit ihr Arm in Arm gehen, dem Schönen dieser Sitte halb Recht widerfahren lassend, halb scherzend, daß Ihr nun doch wirklich als Mann und Frau wandeltet. Doch ich würde zu keinem Ende kommen, wenn ich Dir in Deinen Phantasien folgen wollte; aber die asiatische Üppigkeit Deines Schlosses würde mich bald ermüden und ich würde mich nach den drei Zimmern, an denen Du so stolz vorübergingst, zurücksehnen.

Sollte nun aber in dieser ganzen Anschauung etwas ästhetisch Schönes liegen, so müßte es teils in der erotischen Schüchternheit, die Du verrietest, zu suchen sein, teils darin, daß Du die Geliebte auch nicht einen einzigen Augenblick besitzen, sondern stets von neuem um sie werben wolltest. Dieses Letztere ist an und für sich wahr und richtig, aber die Aufgabe ist keineswegs mit erotischem Ernst gestellt, und also auch nicht gelöst. Du klammertest Dich beständig an eine Unmittelbarkeit als solche, an eine Naturbestimmung, und dürftest diese sich nicht in einem gemeinsamen Bewußtsein

verklären lassen; denn das ist's, was ich meinte, wenn ich von der Aufrichtigkeit und Offenheit sprach. Du fürchtest, wenn das Geheimnisvolle zu Ende sei, höre auch die Liebe auf; aber ich bin der Ansicht, daß, wenn jenes zu Ende ist, diese erst recht anfängt. Du meinst, man dürfe nicht ganz wissen, was man liebt, und rechnest auf das Inkommensurable als ein absolut wichtiges Ingrediens; ich meine, daß man erst dann in Wahrheit liebt, wenn man weiß, was man liebt. Dazu kommt, daß Deinem ganzen Glück ein Segen fehlt, denn ihm fehlen des Lebens Widerwärtigkeiten; und wär's ein Fehler, wolltest Du durch Deine Theorie wirklich jemanden leiten, so ist's ein Glück, daß es nicht Wahrheit ist.

Wir wollen also auf das wirkliche Leben blicken. Ich meine nun keineswegs, daß Du die Ehe mit einer Suite von Widerwärtigkeiten indentifizieren sollst, weil ich es urgiert habe, daß die Ehe nicht ohne Widerwärtigkeiten sein kann. Es liegt dagegen schon in der im Vorsatz enthaltenen Resignation, daß es an demselben nicht fehlen wird; doch haben sie bisher noch keine bestimmte Gestalt angenommen, auch ängsten sie noch nicht, da sie im Vorsatz vielmehr als überwunden angesehen werden. Dazu kommt, daß die Widerwärtigkeit nicht äußerlich in die Erscheinung tritt, sondern innerlich im Reflex des Individuums bleibt, aber dieser gehört der gemeinsamen Geschichte der ehelichen Liebe an. Das Geheimnisvolle selber wird zum Widerspruch, wenn es nichts zu verbergen hat, es wird kindisch, wenn es nur verliebte Schnurrpfeifereien sind, die sein Depositum ausmachen. Erst wenn die Liebe des Individuums in Wahrheit sein Herz geöffnet und ihn in einem viel tieferen Sinn, als die Liebe es sonst zu tun pflegt, beredt gemacht hat, erst wenn das Individuum alles in dem gemeinsamen Bewußtsein deponiert hat, wird das Geheimnisvolle zu einer Lebensmacht. Aber dazu gehört ein entscheidender Schritt, und also — Mut, und doch bricht die eheliche Liebe in sich selber zusammen

und wird zu einem traurigen Nichts, wenn das nicht geschieht; denn erst dadurch zeigt man es, daß man nicht sich selber, sondern den anderen liebt. Und wie sollte man es wohl zeigen, es sei denn dadurch, daß man nur für einen anderen lebt? Das aber kann man nur dann, wenn man nicht für sich selber lebt. Und für sich selber leben — das ist gewissermaßen der allgemeinste Ausdruck für das Geheimnisvolle, wie es das individuelle Leben hat, wenn es in sich selber bleibt. Liebe ist Hingebung, Hingebung aber ist nur möglich, wenn man aus sich selber herausgeht. Wie ist denn die Liebe mit dem geheimnisvollen Wesen, das gerade in sich selber bleiben will, zu vereinigen? „Aber man verliert dadurch, daß man sich so gibt, wie man ist;" versteht sich, der verliert immer, wer dadurch gewinnt, daß er vor den Menschen verborgen bleibt. Aber willst Du konsequent sein, dann mußt Du nicht vor der Ehe, sondern vor jeder Annäherung warnen, und wohl zusehen, daß Du nicht der Koketterie der Verführung in die Arme fällst. Wer wirklich liebt, verliert sich selber in dem anderen; wenn man aber sich selber in dem anderen verliert, ist man dem anderen offenbar. Wer liebt, möchte nicht mit einem anderen verwechselt werden, weder mit einem Besseren, noch mit einem Schlechteren. Wer sich weder vor sich selber noch vor der Geliebten demütigen kann, der liebt nicht. Gewöhnlich glaubt man, diese Demut der Liebe finde man nur in Schauspielen und Romanen, oder sie gehöre den Konvenienzlügen der Verlobungszeit an. Aber das ist nicht wahr; sie ist ein heilsamer Zuchtmeister, so oft man die Liebe mit einem anderen Maß als mit dem der Liebe messen will. Darum heißt's hier: Wer alles verloren hat, der hat alles gewonnen, und deshalb sage ich mit Fenelon: „Glaube an die Liebe, sie nimmt alles, sie gibt alles."

Das System des Geheimnisvollen geht gewöhnlich — Du wirst es wohl einräumen — von den Männern aus, und obgleich es immer sehr töricht ist, es ist doch erträglicher

als das Unerträgliche, wenn nämlich das Weib solches dominium ausübt. Die häßlichste Form ist natürlich eine reine Despotie, da die Frau eine Sklavin ist, ein Mädchen für alles. Eine solche Ehe kann niemals glücklich sein, wenn auch die Jahre eine gewisse Schlaffheit des Geistes erzeugen, in der man sich doch einigermaßen wohl fühlt. Eine schönere Form ist das andere Extrem, eine unzeitige Fürsorge. Das Weib ist schwach, sagt man, sie kann die Sorgen und die Leiden dieser Zeit nicht allein tragen, man muß sich der Schwachen und Gebrechlichen in Liebe annehmen. Das ist nicht wahr, bei Gott, es ist nicht wahr! Das Weib ist ebenso stark wie der Mann, vielleicht noch stärker. Und nimmst Du Dich wirklich in Liebe ihrer an, wenn Du sie so demütigst? Oder wer gab Dir das Recht, sie zu demütigen, oder wie kannst Du so verblendet sein, daß Du meinst, Du seist ein vollkommeneres Wesen als sie? Vertraue ihr nur alles an. Ist sie schwach, kann sie es nicht tragen, nun wohl, dann kann sie sich ja an Dich lehnen, Du hast ja die Kräfte! Wie? das kannst Du nicht ertragen, dazu fehlen Dir die Kräfte? Also bist Du schwächer als sie?

Weiter — hast Du's nicht versprochen, Du wolleſt Gutes und Böses mit ihr teilen? Übervorteilst Du sie denn nicht, wenn Du sie nicht in das Böse einweihst? Vielleicht ist sie schwach, vielleicht macht ihr Leid alles noch schwerer, eh bien, so teilst Du das Böse mit ihr. Und woher hast Du Deine Kraft? Ist sie Gott nicht ebenso nahe wie Du? Willst Du ihr die Gelegenheit rauben — durch Leid und Schmerzen Gott zu finden? Und weißt Du es denn so gewiß, daß Sie Dein Geheimnis nicht ahnt? Weißt Du, ob sie nicht im geheimen seufzt und sorgt? ob sie nicht Schaden nimmt an ihrer Seele? Vielleicht ist ihre Schwachheit Demut! vielleicht glaubt sie, es sei ihre Pflicht, das alles zu ertragen. Dadurch hast Du nun freilich selbst ihre Kraft entwickelt, aber nicht so, wie Du es wünschtest oder wie Du

es versprochen hattest. Oder behandelst Du sie nicht, um es mit einem kräftigen Ausdruck zu bezeichnen, als — eine Mätresse? Denn es hilft ihr nicht, daß Du nicht mehrere hast. Und ist es nicht doppelt demütigend für sie, wenn sie merkt, daß Du sie nicht deshalb liebst, weil Du ein stolzer Tyrann bist, sondern weil sie ein schwaches Weib ist?

Nein, mein Freund, Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit — das sind die Lebensprinzipien der Ehe; ohne diese ist sie unschön und eigentlich unsittlich; denn da wird geschieden, was die Liebe verbindet, das Sinnliche und das Geistige. Erst wenn das Wesen, mit welchem ich in der innigsten Verbindung, die es auf Erden gibt, zusammenlebe, mir auch geistig ganz nahe steht, erst dann ist meine Ehe sittlich und daher auch ästhetisch schön. Und Ihr stolzen Männer, die Ihr Euch vielleicht im stillen Eurer Siege und Triumphe über das Weib freut, Ihr vergeßt es, daß es traurige Siege und armselige Triumphe sind, wenn man über den Schwächeren triumphiert, und daß der Mann sich selber in seinem Weibe ehrt.

Daher kann ich mir auch nur *einen* Fall denken, der den Mann abhalten darf zu heiraten: wenn das individuelle Leben so verwickelt ist, daß es sich nicht offenbaren kann. Ist in der Entwickelungsgeschichte Deines inneren Lebens ein Unaussprechliches, oder bist Du in ein Geheimnis eingeweiht, das Du nicht verraten kannst, ohne daß es Dich das Leben kostet, so heirate nie! Entweder fühlst Du Dich dann an ein Wesen gebunden, das nicht ahnt, was in Dir vorgeht, und Deine Ehe wird zu einer unschönen Mesalliance; oder Du verbindest Dich mit einem Wesen, das es in banger Angst merkt und jeden Augenblick dunkle Schattenbilder an der Wand sieht. Vielleicht entschließt sie sich dazu, Dich niemals nach jenem Geheimnis zu fragen, aber glücklich kann sie nicht werden, und Du auch nicht.

* * *

Wir kommen nun weiter auf den historischen Charakter der Ehe. Du meinst freilich, Du könntest mit Hilfe Deines geheimnisvollen Wesens und Deiner klug berechnenden relativen Mitteilung die Zeit betrügen; aber wenn Mann und Frau erst so recht gründlich anfangen, ihre kürzere oder längere Geschichte zu erzählen, dann kommt auch bald der Augenblick, wo es heißt: Nun ist die Geschichte aus. Mein junger Freund, wenn Du mit solchem Einwand kommen kannst, dann steht's mit Dir selber nicht richtig. Dadurch, daß Du so geheimnisvoll bist, hast Du eine Zeitbestimmung in Dir, und es gilt wirklich, die Zeit zu betrügen; dagegen hat die Liebe, die sich selber offenbart, eine Ewigkeitsbestimmung in sich, und so ist eine Konkurrenz möglich. Auch ist es nur ein willkürliches Mißverständnis, diese Offenbarung so aufzufassen, als ob Mann und Frau etwa 8—14 Tage gebrauchten, um einander ihre Lebensgeschichte zu erzählen, worauf eine Totenstille folge, die höchstens ein vereinzeltes Mal durch eine bekannte Geschichte unterbrochen werde.

Der historische Charakter der Ehe erweist sich gerade dadurch, daß die Geschichte des vergangenen Lebens ebensosehr noch im Werden ist als auch schon abgeschlossen vor einem liegt. Es geht damit, wie mit dem individuellen Leben. Ist man erst über sich selber zur Klarheit gekommen und hat man den Mut gefunden, sich selber sehen zu wollen, wie man ist, so folgt daraus keineswegs, daß die Geschichte nun zu Ende ist; nein, nun fängt sie erst recht an, nun erhält sie erst recht Bedeutung, denn nun kann jedes einzelne Moment, das man erlebt hat, zu jener Totalanschauung in ein Verhältnis gebracht werden. So ist's auch mit der Ehe. In dieser Offenbarung ist die Unmittelbarkeit der ersten Liebe untergegangen, doch nicht verloren, sondern in das eheliche Vertrauen aufgenommen; hiermit beginnt die Geschichte, und auf dieses Vertrauen wird das Einzelne hingeführt. Sieh, mein Freund, darin liegt ihre Seligkeit,

ein Ausdruck, in welchem wieder der historische Charakter der Ehe bewahrt ist, und welche der Lebensfreude entspricht oder dem, was der Deutsche Heiterkeit nennt, und was das Charakteristische der ersten Liebe ist.

Es ist für die eheliche Liebe also charakteristisch, historisch zu werden; und stehen die Individuen auf rechtem Grunde, dann ist das Gebot: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen" keine Donnerbotschaft, vielmehr ist der Mut und die Kraft, den diese Liebe in sich fühlt, das Wahre in dem abenteuerlichen Drang der ritterlichen Liebe zu abenteuerlichen Taten. Wie der Ritter ohne Furcht ist, so auch die eheliche Liebe, obgleich die Feinde, gegen welche diese zu kämpfen hat, oft viel gefährlicher sind. Hier öffnet sich der Betrachtung ein weites Feld, das ich jedoch nicht betreten will; aber hat der Ritter ein Recht zu der kühnen Sprache, der kenne die ritterliche Liebe nicht, der nicht einer ganzen Welt Trotz biete, um seine Geliebte zu retten, es hat auch der Ehemann ein heiliges Recht zu derselben Sprache. Nur daran muß ich immer wieder erinnern, daß jeder Sieg, den die eheliche Liebe davon trägt, ästhetisch schöner ist als der, den der Ritter gewinnt, weil durch jeden Sieg die Liebe selber verklärt und verherrlicht wird. Sie fürchtet nichts, selbst nicht kleine Verirrungen, sie fürchtet auch kleine Liebschaften nicht, vielmehr sind auch diese nur eine Nahrung für die göttliche Gesundheit der ehelichen Liebe. Selbst in Goethes Wahlverwandschaften wird Ottilie, als eine schwache Möglichkeit, von der ersten ehelichen Liebe unterdrückt, wieviel mehr sollte denn nicht eine tief religiös und ethisch angelegte Ehe die Kraft dazu haben? Ja, Goethes Wahlverwandschaften beweisen es recht, wohin ein geheimnisvolles Wesen führt. Jene Liebe wäre nicht so stark geworden, wenn sie nicht still gewachsen wäre. Hätte er den Mut gehabt, sich seinem Weibe zu offenbaren, so wäre die ganze Geschichte nur ein Divertissement im Drama der Ehe geworden. Das Verhängnisvolle liegt darin, daß

sowohl Eduard wie sein Weib sich auf einmal verlieben; aber das hat wieder seinen Grund in einer falschen Verschwiegenheit. Der Ehemann, der den Mut hat, es seinem Weibe anzuvertrauen, daß er eine andere liebt, ist gerettet, und ebenso umgekehrt das Weib. Hat er den Mut nicht, so verliert er das Vertrauen zu sich selber, und er sucht in der Liebe einer anderen sich selber zu vergessen, dazu aber gehören starke Opiate.

Ganz im allgemeinen will ich jedoch der Schwierigkeiten erwähnen, mit denen die eheliche Liebe zu kämpfen hat, um nachzuweisen, daß dieselbe sich nicht vor ihnen zu fürchten braucht, um das Ästhetische aus dem Kampf des Lebens zu retten. Die Einwände kommen meistens aus einem Mißverständnis von der ästhetischen Bedeutung des Historischen, oder daher, daß man im allgemeinen innerhalb des Romantischen nur das klassische, nicht aber zugleich das romantische Ideal hat; weiter haben sie ihren Grund darin, daß man sich die erste Liebe immer auf Rosen tanzend vorstellt, aber es sich mit wahrer Freude ausmalt, wie die eheliche Liebe auf jede Weise schikaniert wird und mit den niedrigsten und traurigsten Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Dazu kommt, daß man im tiefsten Grunde des Glaubens ist, diese Schwierigkeiten seien unüberwindlich, und so ist man denn auch bald mit der Ehe fertig. Hat man mit Dir zu tun, muß man immer sehr vorsichtig sein. Ich rede nicht von einer einzelnen Ehe, ich könnte ihr Bild ja malen, wie ich wollte; aber wenn ich mich auch keiner Willkür schuldig machte, so wäre damit noch nicht gesagt, daß Du es auch nicht tätest. Nennt man z. B. als eine Schwierigkeit, mit welcher die Ehe zu kämpfen habe, die Armut, so würde ich antworten: Arbeite, dann wird sich schon alles geben. Da wir uns nun aber in einer poetischen Welt bewegen, so läßt Du vielleicht Deinem Pegasus die Zügel schießen und sagst: Sie können keine Arbeit finden, die Abnahme des Handels und der Seefahrt hat so viele Menschen brotlos gemacht.

Oder Du erlaubst ihnen, daß sie etwas Arbeit finden, aber nicht ausreichend. Wenn ich nun die Ansicht ausspreche, durch kluge Sparsamkeit würden sie schon auf einen grünen Zweig kommen, so antwortest Du, die Kornpreise seien wegen der bedenklichen Konjunkturen so hoch, daß daran gar nicht zu denken sei, man könne nun nicht mehr mit dem auskommen, womit man sich früher wohl zur Not durchgeschlagen habe. Ja, ich kenne Dich, und weiß es, wie gern Du eine dichterische Möglichkeit plötzlich zur Wirklichkeit werden läßt, und Dich dann des weiteren darüber verbreitest. Hättest Du z. B. in der angegebenen Weise mit einem anderen Menschen als mir gesprochen — denn mich verschonst Du doch im allgemeinen mit solchen Exkursen —, so würdest Du vielleicht bei Gelegenheit der hohen Kornpreise hinzugefügt haben: Ja, so teure Zeiten, daß ein Pfund Brot 8 Schillinge kostete. Antwortete nun einer, das sei undenkbar, so würdest Du ihm erzählen, wie unter Oluf Hungar ein Pfund Brot, und gar Brot von Baumrinden, $8\frac{1}{2}$ alte dänische Schillinge kostete, und wenn man nun noch in Anschlag brächte, daß das Geld damals viel höheren Wert gehabt hätte, so sähe man leicht ein usw. Käme selbiger Mensch nun recht in Feuer, so wärest Du vor Freuden außer Dir. Vergebens suchte nun der, der die Unterredung ursprünglich angefangen, Dich zur Raison zu bringen; es war alles in Konfusion, und Du hattest ein Ehepaar in der Welt der Poesie unglücklich gemacht.

Das macht es so schwer, wenn man sich mit Dir einläßt. Würde ich es versuchen, eine Ehe, die aus dem Kampf mit vielen Widerwärtigkeiten siegreich hervorgegangen wäre, novellistisch zu schildern, so würdest Du ganz ruhig antworten: Ja, das ist nur ein Gedicht, und in der Welt der Poesie kann man die Menschen schon glücklich machen; und nähme ich Dich dann unter den Arm, ginge mit Dir ins Leben hinein und zeigte Dir eine Ehe, die den guten Kampf gekämpft hätte, so würdest Du, wenn Du bei gutem Humor

wärest, etwa antworten: Sehr wohl, das Äußere der Versuchung läßt sich beweisen, aber nicht das Innere, und ich nehme an, daß die Versuchung in ihnen keine innere Macht gehabt hat; denn sonst wär's nicht zum Aushalten gewesen. Gerade als wäre es die wahre Bedeutung der Versuchung, daß die Menschen in ihr zugrunde gehen sollten. Doch genug davon. Ergibst Du Dich einmal diesem Dämon der Willkür, dann nimmts kein Ende, und wie Du alles, was Du tust, in Dein Bewußtsein aufnimmst, so auch diese willkürlichen Träume, und es erfüllt Deine Seele mit wahrer Freude, wenn Hügel weichen und Berge hinfallen, und in sich zusammenbricht, was vorher unerschütterlich festzustehen schien.

Ganz allgemein kann ich jene Schwierigkeiten in äußere und innere einteilen; doch dürfen wir das Relative solcher Einteilung nicht vergessen, sobald wir die Ehe ins Auge fassen, in der ja im Grunde alles innerlich ist. Also zuerst die äußeren Schwierigkeiten. Ich nenne hier ohne Bedenken all die endlichen Leiden, die uns demütigen, in den Staub beugen oder uns verdrießlich machen, kurz alles, was ein weinerliches Drama konstituiert. Du und Deinesgleichen sind, wie überall, so auch hier äußerst willkürlich. Nötigt ein derartiges Schauspiel Euch, eine solche Wanderung durch die Schwermutshöhlen vorzunehmen, so sagt Ihr, das sei unästhetisch, ermüdend und langweilig. Und darin habt Ihr Recht; aber weshalb? weil es Euch indigniert, daß etwas Erhabenes und Edles dadurch zugrunde geht. Wendet Ihr Euch dagegen zur wirklichen Welt, trefft Ihr da eine Familie, die nur die Hälfte der Widerwärtigkeiten erlebt hat, die sich ein Theaterdichter erdacht hat, der es wohl weiß, welche Wonnen es einem Tyrannen bereitet, andere Menschen zu quälen, so schaudert's Euch und Ihr denkt: Gute Nacht alle ästhetische Schönheit. Ihr habt Mitleiden, Ihr seid bereit zu helfen, wenn auch aus keinem anderen Grunde, als um die trüben Gedanken zu verscheuchen, aber an der Rettung der unglücklichen Familien habt Ihr lange ver-

zweifelt. Ist es aber bittere Wahrheit, die uns im wirklichen Leben entgegentritt, dann hat der Dichter ja recht, sie darzustellen. Sitzt Ihr im Theater und berauscht Euch im ästhetischen Genuß, dann habt Ihr Courage und fordert vom Dichter, er solle das Ästhetische über allen Jammer des Lebens siegen lassen. Das ist der einzige Trost, der zurückbleibt, und was noch weichlicher, noch weibischer ist, den Trost nehmt Ihr an, Ihr, denen das Leben keine Gelegenheit gegeben hat, Eure Kräfte zu erproben. Ihr seid dann arm und unglücklich wie der Held oder die Heldin im Theater, aber Ihr habt auch Pathos, Mut, ein os rotundum, von welchem beredte Worte strömen, einen kraftvollen Arm; Ihr singt, Ihr applaudiert dem Schauspieler, und Ihr selber seid — die Schauspieler, und der Applaus des Parterres gilt Euch, die Ihr ja die Helden und Schauspieler zugleich seid! Ja, im Land der Träume, im Nebelreich der Ästhetik seid Ihr Helden! Ich bekümmere mich verhältnismäßig sehr wenig um das Theater; laßt die Theaterhelden untergehen oder siegen, laßt sie im Abgrund versinken oder in der Luft verschwinden, das rührt mich nicht sehr; aber ist es wahr, wirklich wahr, was Ihr ja selber lehrt, daß viel geringere Widerwärtigkeiten so schwer auf einem Menschen lasten können, daß er gebeugten Hauptes einherschleicht und es ganz und gar vergißt, daß auch er nach dem Bilde Gottes erschaffen ist, so möge es Eure gerechte Strafe sein, wenn alle Theaterdichter nichts anderes mehr dichten als larmoyante Dramen mit aller möglichen Angst und allen möglichen Schrecken, also daß ihr nicht mehr auf den weichen Theaterkissen bleiben und Euch nicht mit übernatürlicher Kraft parfümieren könnt, sondern daß der Schrecken Euch in die Glieder fährt, bis Ihr gelernt habt, auch im wirklichen Leben zu glauben, was Ihr nur in der Poesie glauben wollt.

Gern gestehe ich es, ich habe in meiner Ehe nicht gar viele Widerwärtigkeiten erlebt; ich kann daher nicht aus Erfahrung reden, aber doch bin ich fest davon überzeugt,

daß nichts das Ästhetische in einem Menschen unterdrücken kann, und diese meine Überzeugung ist so voller Kraft und Seligkeit, so fest und tief, daß ich für dieselbe Gott als für eine Gnadengabe danke. Und wenn wir in der heiligen Schrift von vielen Gnadengaben lesen, so will ich auch diese hier nennen, den Glauben an die Wirklichkeit und an die ewige Notwendigkeit, durch welche das Schöne siegt, den Glauben an die Seligkeit, die in der Freiheit liegt, mit welcher das Individuum Gott zur Hilfe kommt. Diese Überzeugung ist ein Moment meines ganzen geistigen Habitus, dafür ich Gott von ganzem Herzen danke. Du weißt, wie sehr ich alles Experimentieren hasse, aber trotzdem ist es auch wahr, daß ein Mensch vieles innerlich — im Geist — erleben kann, was er im wirklichen Leben niemals erlebt. Es kommen zuweilen mißmutige Augenblicke, und wenn man sie auch nicht selber hervorruft, um sich in ihnen willkürlich zu versuchen, es ist doch ein Streit, ein sehr ernster Streit, und in diesem Streit kann eine gewisse Zuversicht erkämpft werden, die von großer Bedeutung sein kann, auch dann, wenn sie nicht [diejenige Realität hat, die im strengeren Sinn des Wortes nur im wirklichen Leben erworben wird.

Sofern nun die Ehe mit solchen äußeren Anfechtungen zu tun hat, so gilt's natürlich, sie in innere zu verwandeln. Ich sage natürlich und rede gar kühnlich von der Sache, aber ich schreibe ja auch nur Dir, und wir beiden haben wohl in solchen Widerwärtigkeiten ungefähr dieselben Erfahrungen gemacht. Es kommt also darauf an, die äußere Anfechtung in eine innere zu verwandeln, wenn anders man das Ästhetische bewahren will. Oder stört es Dich, daß ich noch immer das Wort Ästhetik gebrauche? oder meinst Du, es sei fast kindisch von mir, wenn ich sie unter Armen und Leidenden suche? oder solltest Du Dich selber durch jene himmelschreiende Einteilung entwürdigt haben, die den Vornehmen und Mächtigen, den Gebildeten das Ästhetische zuerkennt, den Armen aber höchstens das Religiöse? Nun

wohl, ich glaube nicht, daß die Armen bei dieser Teilung zu kurz kommen; und siehst Du es denn nicht, daß die Armen, sowahr sie das Religiöse haben, so gewiß auch zugleich im Besitz des Ästhetischen sind, und die Reichen, sofern ihnen das Religiöse fehlt, auch nicht das Ästhetische haben? Außerdem habe ich hier nur das Extrem genannt, und es ist wohl nicht so selten, daß auch diejenigen, welche man nicht gerade unter die Armen rechnen kann, doch mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben. Dazu kommt, daß andere irdische Leiden allen Ständen gemeinsam sind, z. B. Krankheiten. Davon bin ich jedoch überzeugt, daß, wer nur den Mut besitzt, die äußere Anfechtung in eine innere zu verwandeln, sie auch bereits fast überwunden hat. Durch den Glauben geht sogar im Augenblick des tiefsten Schmerzes eine Transsubstantiation vor sich. Der Ehemann, der so treu an seine Liebe denkt und Mut genug hat, zum im Augenblick der Not zu sagen, es handelt sich zunächst nicht darum, woher ich Geld nehme, oder wie viele Prozente ich geben muß; sondern zunächst und vor allem handelt es sich um meine Liebe, daß ich der, mit welcher ich so fest verbunden bin, Liebe und Treue halte in einem reinen Herzen. Wer diese Bewegung vornimmt, sei es mit der jugendlichen Gesundheit seiner ersten Liebe, sei es mit der durch Erfahrung gewonnenen Sicherheit, der hat gesiegt, der hat das Ästhetische seiner Ehe bewahrt, selbst wenn er nicht einmal drei kleine Zimmer für seine Familie hätte.

Nun will ich's keineswegs leugnen — Dein pfiffiger Kopf wird es auch schon bald entdecken —, daß gerade diese Bewegung, in welcher man die äußere Anfechtung in eine innere verwandelt, dieselbe noch schwerer machen kann, aber das Große verkaufen die Götter auch nicht umsonst; und eben darin liegt gerade das Bildende, das, was die Ehe idealisiert. Steht man allein in der Welt, so heißt es oft, dann kann man das alles leichter tragen. Wohl wahr, in gewissem Grad, aber oft verbirgt sich in solcher Rede

eine große Unwahrheit; denn weshalb kann man es leichter tragen? Weil man sich da leichter selbst wegwirft und Schaden nehmen kann an seiner Seele, ohne daß es einen anderen etwas angeht; weil man da Gottes vergessen kann und die Stürme der Verzweiflung den Schmerzensschrei eher übertäuben; weil man da leichter kalt und gleichgültig gegen höhere Eindrücke wird, ja fast seine Freude darin finden kann, unter den Menschen wie ein Geist der Nacht umherzugehen. Wohl muß jeder, auch wenn er allein im Leben steht, auf sich selber achten; aber erst der, dessen Herz in Liebe schlägt, ahnt es recht, was er ist und was er kann, und erst die Ehe gibt jene historische Treue, die ebenso schön wie die ritterliche ist. So kann ein Ehemann ja niemals auftreten, auch nicht, wenn er sich einen Augenblick selbst vergißt, und sich schon so leicht fühlt, weil die Verzweiflung ihn flott machen will, sich so stark fühlt, weil er von dem betäubenden Becher getrunken hat, den Trotz und Verzagtheit, Stolz und Feigheit mischen; sich so frei fühlt, weil das Band, das ihn an Wahrheit und Gerechtigkeit bindet, sich gewissermaßen schon löst, also daß er es merkt, wie rasch es auf der abschüssigen Bahn abwärts geht — doch wird er bald zu den alten Pfaden der Pflicht und Liebe zurückkehren und als Ehemann sich als einen rechten, braven Mann erweisen.

Doch nun genug von den äußeren Anfechtungen. Mein Resultat ist dieses: kann die Liebe bewahrt werden, und das kann sie, so wahr mir Gott helfe, dann kann auch das Ästhetische bewahrt werden; denn die Liebe selber ist das Ästhetische.

Die weiteren Einwände beruhen vornehmlich auf einem Mißverständnis von der Bedeutung der Zeit und der ästhetischen Gültigkeit des Historischen. Sie treffen also jede Ehe, und deshalb läßt sich davon auch ganz allgemein reden. Das werde ich nun auch tun und will mich bestreben, daß ich in diesem Allgemeinen weder die Pointe des Angriffs noch die Pointe der Verteidigung übersehe.

Das Erste, was Du nennen wirst, ist „die Gewohnheit, die unvermeidliche Gewohnheit, diese schreckliche Monotonie, das ewige Einerlei in dem beängstigenden Stillleben des ehelichen Ensemble. Ich liebe die Natur, aber hasse die andere Natur.“ Ja, das muß man Dir lassen, mit verführerischer Wärme und Wehmut weißt Du die glückliche Zeit zu schildern, da man noch Entdeckungen machte, mit Angst und Schrecken der Zeit, in der das alles vorbei ist. Ich will nun gar nicht leugnen, daß es eine schöne Zeit ist, eine ewig unvergeßliche Zeit — merk Dir's recht, in welchem Sinn ich das sagen kann —, da das Individuum in der Welt der Liebe sich unaussprechlich glücklich fühlt, wenn es erstaunt still steht, und sich das, was wohl schon vor langer Zeit entdeckt worden war, und wovon es auch schon oft gehört und gelesen hatte, doch nun erst mit dem ganzen Enthusiasmus der Überraschung und von ganzem Herzen und aus tiefster Seele aneignet; ja wahrlich, eine schöne Zeit ist's von dem Aufleuchten der ersten Liebe, von dem ersten Verschwinden der Geliebten, dem ersten Akkord dieser wunderbaren Stimme, von dem ersten Blick, dem ersten Druck der Hand, dem ersten Kuß an bis zu der ersten vollkommenen Gewißheit ihres Besitzes; eine schöne Zeit, die Zeit der ersten Unruhe, der ersten Sehnsucht, des ersten Schmerzes, weil sie ausblieb, der ersten Freude, weil sie unerwartet kam — aber damit soll doch keineswegs gesagt sein, daß das Folgende nicht ebenso schön ist. Prüfe Dich selber, Du Ritter der ersten Liebe! Wenn Du sagst, der erste Kuß sei der schönste, der süßeste, so beleidigst Du die Geliebte; denn was dem Kuß absoluten Wert gibt, das ist die Zeit und die Bestimmung desselben.

Um indessen der Sache, die ich verteidige, nicht zu schaden, muß ich Dich erst etwas zur Rechenschaft ziehen. Willst Du nicht ganz willkürlich verfahren, so mußt Du die erste Liebe gerade so angreifen, wie Du die Ehe angreifst.

Soll sie nämlich bestehen, dann muß sie denselben Fatalitäten ausgesetzt sein, wie diese, und wird doch nicht die Waffen haben, wie die eheliche Liebe im Ethischen und Religiösen hat. Konsequent mußt Du also alle Liebe hassen, die eine ewige Liebe sein will, und mußt bei der ersten Liebe als Moment stehen bleiben. Damit diese indessen ihre wahre Bedeutung gewinnen könne, muß sie die naive Ewigkeit in sich haben. Hast Du nun einmal die Erfahrung gemacht, daß das eine Illusion war, so ist für Dich ja alles verloren, es sei denn, daß Du noch einmal ein Raub derselben Illusion werden wolltest, was außerdem ein Widerspruch in sich selber wäre. Oder sollte Dein kluger Kopf sich in dem Maß mit Deiner Lust verschworen haben, daß Du ganz und gar vergessen könntest, was Du anderen schuldest? Solltest Du meinen, wenn es sich auch niemals so wiederholen ließe wie das erste Mal, es sei doch ein erträglicher Ausweg? man verjünge sich dadurch, daß die Illusion in anderen wieder auflebe, also daß man den Zauber der Unendlichkeit und den Reiz der Neuheit in der Ursprünglichkeit genieße, die in dem Individuum vorhanden sei, in welchem der jungfräuliche Gürtel der Illusion noch nicht gelöst sei? Aber das verriete ja ebensoviel Desperation wie tiefes Verderben; und da es Desperation verrät, so wird man ja unmöglich da den Schlüssel zu den Rätseln des Lebens finden.

Ich muß nun zunächst einen sehr energischen Protest einlegen, wenn Du, um die eheliche Einförmigkeit zu schildern, erzählst, Derartiges finde man selbst in der Natur nicht. Das ist sehr wahr; aber das Einförmige kann ja gerade der Ausdruck für etwas Schönes sein; und daher darf der Mensch wohl stolz auf diese Erfindung sein. Kann nicht z. B. in der Musik der einförmige Takt sehr schön und wirkungsvoll sein?

Und wäre solche Monotonie die größte Gefahr für das eheliche Zusammenleben — nun, so müßtest Du ja, wenn Du aufrichtig wärst, einsehen, daß es unsre Aufgabe wäre,

sie zu besiegen, d. h. in derselben die Liebe zu bewahren, und nicht zu verzweifeln; denn das kann nie unsre Aufgabe sein.

Aber laß uns doch etwas näher untersuchen, wie es denn mit der verschrieenen Einförmigkeit steht. Es ist Dein Fehler und auch Dein Unglück, daß Du immer und überall, und daher auch in den Fragen, welche die Liebe angehen, zu abstrakt bist. Vor Deinen Augen stehen die verschiedenen Momente der Liebe, und Du denkst Dir — das wirst Du vielleicht selber sagen — die Kategorien derselben und diese allerdings konkret in einem Moment, nämlich in dem Poetischen. Denkst Du Dir nun, wie lange eine Ehe währen kann, so wird Dir das ein beängstigendes Mißverhältnis. Der Fehler ist der, daß Du das Historische übersiehst. Wollte ein Systematiker die Kategorie der Wechselwirkung gründlich entwickeln, aber zugleich sagen: Ach, es kann ja eine Ewigkeit vergehen, ehe die Welt mit ihren ewigen Wechselwirkungen fertig wird, so würde man ihn doch wohl auslachen müssen. Es ist nun einmal die Bedeutung der Zeit, und der Menschheit und der Individuen Los, in derselben zu leben. Hast Du also weiter nichts zu bemerken, als daß es nicht auszuhalten sei, so sieh Dich nach einem anderen Auditorium um. Diese Antwort würde nun vollkommen genügen; aber damit sie Dir nicht ein Anlaß zu der Bemerkung wird: Im Grunde sind wir doch derselben Meinung, aber Du denkst, es sei das Beste, sich in das Unvermeidliche zu fügen, — will ich zu erweisen suchen, daß es nicht nur am besten ist, sich darein zu finden, wie es ja auch unsere Pflicht wäre, sondern daß es auch in Wahrheit das Beste ist.

Aber haben wir denn gar keinen Berührungspunkt? Laß sehen! Du fürchtest Dich nicht vor der Zeit, welche der Kulmination vorangeht, im Gegenteil, die liebst Du, und durch viele Reflexionen suchst Du die Reproduktions-Augenblicke noch länger zu machen, als sie ursprünglich waren; und wollte Dir jemand hier das Leben auf eine Kategorie reduzieren, so würdest Du sehr böse werden. In jener Zeit,

die der Kulmination vorangeht, sind's ja auch nicht nur die großen, entscheidenden Schlachten, die ein Interesse für Dich haben, sondern jede unbedeutende Bagatelle, und Du weißt da sehr schön von dem Geheimnis zu reden, das den Klugen verborgen bleibt, daß nämlich das Kleinste das Größte sei. Ist dagegen der Kulminationspunkt erreicht, dann hat sich alles verändert, dann schrumpft alles in eine armselige und unerquickliche Abbreviatur zusammen. Das mag ja nun einmal in Deiner Natur liegen, die nur erobern will, aber nichts besitzen kann. Wenn Du es nicht ganz willkürlich und einseitig festhalten willst, daß Du einmal so bist, so bist Du wirklich dazu gezwungen, einen Augenblick Waffenstillstand zu schließen, die Reihen zu öffnen, damit ich nachsehen kann, wie weit es wahr ist. Willst Du das nicht, so denke ich mir — ohne daß ich mich um Dich kümmere — eine Individualität ganz wie die Deinige und nehme mit aller Ruhe die Vivisektion vor. Aber ich hoffe, Du wirst so viel Mut haben, daß Du Dich wirklich und nicht nur in effigie hinrichten läßt.

Indem Du urgierst, daß Du nun einmal so seist, räumst Du damit ein, daß andere anders sein können. Mehr darf ich noch nicht behaupten; denn möglicherweise wärst Du ja ein normaler Mensch, obgleich die Ängstlichkeit, mit welcher Du daran festhältst, daß Du nun einmal so seist, nicht darauf hinzudeuten scheint. Aber wie faßt Du andere auf? Wenn Du ein Ehepaar siehst, dessen Verbindung — so scheint es Dir — sich in der schrecklichsten Langeweile hinschleppt, „in der fadesten Repetition der heiligen Institutionen und Sakramente der Liebe," dann lodert in Deinem Herzen ein Feuerbrand, eine Feuerflamme, die alles verzehren will. Und das ist nichts Willkürliches in Dir, Du hast ja recht, und bist von höheren Mächten — so meinst Du — beauftragt, wenn Du sie mit den Blitzen Deiner Ironie triffst und die Donner Deines Zornes über ihnen rollen läßt. Du vernichtest sie ja nicht, weil es Dir Freude

macht, sondern weil sie es verdient haben. Du verurteilst sie; verurteilt man aber einen Menschen, so setzt das voraus, daß man etwas von ihm fordert; und kannst Du es nicht fordern, denn das Unmögliche fordern wäre ein Widerspruch in sich selber, so ist's auch ein Widerspruch in sich selber, sie zu verurteilen. Nicht wahr, mein Freund, Du hast Dich verrannt, Du hast ein Gesetz ahnen lassen, das Du für Dich nicht anerkennen willst, und doch gegen andere anwendest! Du verlierst Deine Fassung nicht so leicht. Nein — so sagst Du — ich tadle sie nicht, ich mache ihnen keine Vorwürfe, ich verurteile sie nicht, ich beklage sie nur. Aber wie, wenn die Betreffenden es nun gar nicht so langweilig fänden? Ein selbstzufriedenes Lächeln fährt über Deine Lippen, ein glücklicher Einfall hat Dich selbst überrascht, und dürfte auch den überraschen, mit dem Du redest: Wie gesagt, ich beklage sie; denn entweder langweilen sie sich fürchterlich, und dann sind sie beklagenswert, oder sie merken nichts von Langerweile, und dann befinden sie sich in einer sehr traurigen Illusion. So ungefähr würdest Du mir antworten; und wären noch andere gegenwärtig, so würde Deine sichere Attitüde ihre Wirkung nicht verfehlen. Nun hört uns jedoch niemand, und ich kann in meiner Untersuchung weitergehen. Du beklagst sie also in jenen beiden angegebenen Fällen. Es wäre aber doch ein dritter Fall möglich: man weiß, daß es sich so mit der Ehe verhält, und ist glücklicherweise nicht — reingefallen. Aber selbiger Mensch ist doch gewiß beklagenswert, denn er hat die Macht der Liebe gefühlt und sieht nun, daß sie sich nicht realisieren läßt. Und endlich ist auch der zu beklagen, der durch das zuvor geschilderte egoistische Rettungsseil dem Schiffbruch des Lebens glücklich entronnen ist, denn er hat sich als Räuber und Friedensbrecher aufgeworfen. Wie also eine Ehe der allgemeine Ausdruck für das glückliche Ende einer Sache geworden ist, so nimmt die Ehe selber einen nur wenig erfreulichen Ausgang. Das wahre Resultat dieser ganzen

Untersuchung ist daher dieses: Klagelieder, nichts als Klagelieder.

Doch ich kehre zur Betrachtung Deines ganzen geistigen Habitus zurück. Du sagst, Du seist eine erobernde Natur, die nicht besitzen kann. Und wenn Du das sagst, dann meinst Du nicht, Dich damit herabzusetzen, im Gegenteil, Du fühlst Dich eher größer als andere. Laß uns das etwas näher betrachten. Wozu gehört mehr Kraft, einen Hügel hinauf- oder hinabzugehen? Wenn der Hügel sehr steil ist, gehört offenbar zu letzterem am meisten Kraft. Die Neigung, einen Hügel hinaufzugehen, ist fast jedem Menschen angeboren, während die meisten eine gewisse Angst davor haben, einen Hügel hinabzugehen. So glaube ich auch, gibt's mehr erobernde als besitzende Naturen, und fühlst Du Deine Überlegenheit gerade vielen Ehepaaren gegenüber mit ihrer dummen tierischen Zufriedenheit, so mag das in gewissem Grad wahr sein, aber Du sollst ja auch nicht von denen lernen, die unter Dir stehen. Die wahre Kunst geht im allgemeinen den der Natur entgegengesetzten Weg, ohne ihn doch aufzuheben, daher besteht die wahre Kunst auch nicht darin, daß man erobert, sondern daß man besitzt. Besitzen ist nämlich ein rückwärts gehendes Erobern. In diesen Ausdrücken siehst Du schon, wie weit die Kunst und Natur miteinander im Kampf sind. Der Besitzende hat ja auch etwas, das erobert ist, und will man in seinem Ausdruck streng sein, so kann man sagen, daß erst der, welcher besitzt, ein Eroberer ist. Nun glaubst Du wohl auch zu besitzen; denn Du hast ja den Augenblick des Besitzes, aber das ist kein Besitz; denn es ist keine tiefere Aneignung. Wenn ich mir einen Eroberer denke, der Reiche und Länder unterworfen hat, so ist er freilich im Besitz dieser eroberten Provinzen, aber recht und im tiefsten Sinn des Wortes besitzt er sie doch erst, wenn er sie in Weisheit regiert und ihr Wohl immer vor Augen hat. Bei einer erobernden Natur ist das nun freilich sehr selten; im allgemeinen fehlt der-

selben die Demut, die Religiosität und die wahre Humanität, die dem, der besitzen will, unentbehrlich sind.

Sieh, mein Freund, deshalb habe ich bei der Entwickelung des Verhältnisses der Ehe zur ersten Liebe gerade das religiöse Moment hervorgehoben, weil dieses die Eroberung dethronisiert und die Besitzer in ihre Rechte setzt, und gerade darum habe ich die Ehe so gerühmt, weil ihr Ziel das Höchste, der stete Besitz ist. Auch erinnere ich Dich an ein Wort, daß Du oft im Munde führst: Nicht das Ursprüngliche, sondern das Erworbene ist in Wahrheit groß; denn das Erobernde in einem Menschen und das, daß er Eroberungen macht, das ist eigentlich das Ursprüngliche, und daß er besitzt und besitzen will, das Erworbene. Zum Erobern gehört Stolz, zum Besitzen Demut; zum Erobern gehört Heftigkeit, zum Besitzen Geduld; zum Erobern — Begehrlichkeit, zum Besitzen — Genügsamkeit; zum Erobern gehört Speise und Trank, zum Besitzen Beten und Fasten. Aber all die Prädikate, die ich hier — und doch wohl mit Recht — gebraucht habe, um die erobernde Natur zu charakterisieren, passen absolut auf den natürlichen Menschen; aber der natürliche Mensch ist das Höchste nicht. Wenn Du nun sagst: ich will nicht entscheiden, was das Größte ist; aber ich will gern einräumen, daß das die beiden großen Formationen der Menschen sind; jeder muß nun mit sich selber abmachen, zu welcher Formation er gehört und sich davor hüten, daß er sich nicht von diesem oder jenem Bekehrungs-Apostel umkalfatern läßt, — so merke ich wohl, daß Du mit diesem letzteren Ausdruck mich bezeichnest. Ich antworte indessen mit voller Ruhe: das eine ist nicht nur größer als das andere, sondern in dem einen ist auch Sinn, in dem anderen nicht. Das eine hat sowohl einen Vorder- als auch einen Nachsatz, das andere ist nur Vordersatz, und statt des Nachsatzes ein bedenklicher Gedankenstrich, dessen Bedeutung ich Dir ein anderes Mal erklären will, wenn Du nicht schon jetzt weißt, was ich meine.

Willst Du nun trotzdem sagen, Du seist einmal eine erobernde Natur, so ist es mir gleichgültig; denn Du mußt mir doch einräumen, daß besitzen größer als erobern ist. Wenn man erobert, so vergißt man stets sich selber; wenn man man besitzt, so erinnert man sich seiner, nicht zu vergänglichem Zeitvertreib, sondern mit allem möglichen Ernst.

Doch, ich gehe weiter. Du wirst vielleicht einräumen: Ja, besitzen mag schwerer, es mag größer sein als erobern; aber wenn ich nur erobern darf, so werde ich gewiß sehr höflich gegen alle sein, welche die nötige Geduld haben, um besitzen zu können, besonders dann, wenn sie mit mir Hand in Hand arbeiten und bereit sind, in den Besitz meiner Eroberungen zu treten. Größer mag das Besitzen sein, meinethalben, aber schöner ist's nicht; ethischer mag es sein, alle Achtung vor der Ethik, aber zugleich auch weniger ästhetisch. Aber laß uns die Sache noch etwas näher untersuchen. Es herrscht bei vielen Menschen ein Mißverständnis vor, in welchem sie verwechseln, was ästhetisch schön ist, mit dem, was sich ästhetisch schön darstellen läßt. Dies erklärt sich daraus, daß die meisten Menschen die ästhetische Befriedigung welche die Seele bedarf, in der Lektüre oder der Betrachtung von Kunstwerken suchen, wogegen verhältnismäßig nur sehr wenige das Ästhetische selbst schauen, wie es sich im Leben zeigt, oder das Leben in ästhetischer Beleuchtung ansehen, und nicht nur die dichterische Reproduktion genießen. Aber zu einer ästhetischen Darstellung gehört immer eine Konzentration im Moment, und je reicher diese Konzentration ist, um so größer ist die ästhetische Wirkung. Hierdurch bekommt nun der glückliche, der unbeschreibliche, der unendlich inhaltreiche Moment, kurz der Moment allein Gültigkeit. Entweder ist dies der gewissermaßen prädestinierte Moment, der das Bewußtsein durchzittert, indem er eine Vorstellung von der Göttlichkeit des Daseins weckt, oder der Moment setzt eine Geschichte voraus. Im ersten Fall ergreift er da-

durch, daß er überrascht, im anderen Fall ist's freilich eine Geschichte, aber die künstlerische Darstellung kann bei derselben nicht verweilen, kann sie höchstens nur andeuten, und eilt zum Moment. Je mehr sie in denselben hineinlegen kann, um so künstlerischer wird sie. Die Natur, hat ein Philosoph gesagt, geht den kürzesten Weg; man könnte sagen, sie geht überhaupt nicht, sie ist da; verliere ich mich im Anschauen des gewölbten Himmels, so brauche ich nicht zu warten, bis sich die unzähligen Himmelskörper gebildet haben, denn sie sind schon alle da. Der Weg der Geschichte aber ist, wie der Weg des Rechts lang und beschwerlich. Nun treten Kunst und Poesie herzu, verkürzen uns den Weg und erfreuen uns im Moment der Vollendung, der das Extensive in dem Intensiven konzentriert. Aber je bedeutungsvoller das ist, was ins Leben treten soll, um so langsamer ist der Weg der Geschichte, aber um so bedeutungsvoller auch der Gang selbst, um so mehr wird sich's zeigen, daß das Ziel zugleich der Weg ist.

Im individuellen Leben gibt es eine äußere und eine innere Geschichte, zwei Strömungen, deren Bewegung entgegengesetzt ist. Die erstere hat wieder zwei Seiten in sich. Das Individuum hat das, wonach es trachtet, noch nicht, und die Geschichte ist der Kampf, in welchem ein Mensch es erwirbt. Oder das Individuum hat es, aber kann doch nicht in den Besitz desselben kommen, weil ein Äußeres stets hindernd in den Weg tritt — die Geschichte ist dann der Kampf, in welchem ein Mensch diese Hindernisse überwindet. Die andere Geschichte fängt mit dem Besitz an, und die Geschichte ist die Entwickelung, durch welche man den Besitz erwirbt. Da nun im ersten Fall die Geschichte eine äußere ist, und das, wonach man trachtet, außerhalb des Individuums liegt, so hat die Geschichte keine wahre Realität, und die dichterische und künstlerische Darstellung handelt ganz richtig, wenn sie diese verkürzt und so rasch wie möglich zu dem intensiven Moment eilt.

Wir denken uns eine romantische Liebe. Unser Ritter hat fünf wilde Schweine erlegt und vier Zwerge, hat drei verzauberte Prinzen, Brüder der Prinzessin, die er anbetet, befreit. Das hat in der Romantik seine volle Realität. Dem Künstler und Dichter ist es jedoch nicht sehr wichtig, ob es fünf wilde Schweine oder nur vier waren. Im ganzen muß der Künstler sich noch mehr als der Dichter beschränken; aber selbst diesen letzteren interessiert es nicht, und er wird es uns gewiß nicht erzählen, wie jedes einzelne wilde Schwein erlegt ward. Er eilt zum Moment. Er beschränkt vielleicht die Zahl, konzentriert die Gefahren und Mühseligkeiten in dichterischer Intensivität und eilt zum Moment, zum Moment der Besitzergreifung. Die ganze historische Succession ist ihm von geringer Wichtigkeit. Wird aber die innere Geschichte erzählt, so ist ihm jeder einzelne kleine Moment äußerst wichtig. Erst die innere Geschichte ist die wahre Geschichte, aber diese kämpft mit dem, was das Lebensprinzip der Geschichte ist — mit der Zeit; und kämpft man mit der Zeit, dann hat gerade das Zeitliche und jeder kleine Moment seine große Realität. Überall wo das innere Wachstum der Individualität noch nicht angefangen hat, und die Individualität gewissermaßen eine geschlossene Blüte ist, reden wir von äußeren Geschichten. Sobald diese dagegen aufbricht und sich entfalten will, fängt die innere Geschichte an.

Kehren wir nun zu dem zurück, wovon wir ausgingen, zu dem Unterschied zwischen der erobernden und der besitzenden Natur. Die erobernde Natur ist stets außerhalb ihres Ich, die besitzende in sich selber, deshalb ist die Geschichte der ersteren eine äußere, die der letzteren eine innere. Da aber die äußere Geschichte sich ohne Schaden konzentrieren läß, so ist's natürlich, daß Kunst und Poesie gerade diese gern wählen, und also wieder die unverschlossene Individualität und alles, was ihr angehört, zur Darstellung zu bringen sucht. Nun sagt man wohl, die Liebe erschließe die Individualität, aber nicht, wenn die Liebe so aufgefaßt

wird, wie es in der Romantik geschieht; da wird sie nur zu dem Punkt hingeführt, wo sie sich erschließen soll, und da hört die Geschichte auf, oder sie will sich gerade erschließen, wird aber unterbrochen. Wie aber die äußere Geschichte und die verschlossene Individualität vor allem die künstlerische und dichterische Darstellung beschäftigt, so wird auch alles, was den Inhalt einer solchen Individualität ausmacht, ein Interesse für sie haben. Das aber ist im Grunde alles, was dem natürlichen Menschen angehört. Einige Exempel. Wie herrlich läßt sich der Stolz darstellen; denn das Essentielle im Stolz ist keine Succession, sondern Intensivität des Moments. Die Demut läßt sich schwer darstellen, weil sie gerade Succession ist, und während der Beschauer den Stolz in seiner Kulmination sehen will, fordert er im anderen Fall eigentlich das, was Poesie und Kunst nicht geben können, sie in ihrem steten Werden zu sehen; denn das ist das Charakteristische der Demut, daß sie stets wird; und zeigt man sie ihm in ihrem idealen Moment, so fehlt ihm etwas, weil er es fühlt, daß ihre wahre Idealität nicht darin besteht, daß sie im Moment ideal, sondern daß sie beständig ist. Die romantische Liebe läßt sich herrlich im Moment darstellen, die eheliche Liebe nicht; denn ein idealer Ehemann ist das, was er ist, nicht einmal in seinem Leben, er ist jeden Tag das, was dem Ideal entspricht. Will ich einen Helden darstellen, der Reiche und Länder erobert, so läßt sich das gar schön in einem Moment ausführen; aber ein Mensch der täglich sein Kreuz auf sich nimmt, läßt sich weder in der Poesie noch in der plastischen Kunst darstellen, weil eben die Pointe darin liegt, daß er es alle Tage tut. Denke ich mir einen Helden, der sein Leben opfert, so läßt sich das vortrefflich im Moment konzentrieren; nicht aber das tägliche Sterben, sofern es darauf ankommt, daß es eben täglich geschieht. Der Mut läßt sich herrlich im Moment konzentrieren, die Geduld nicht, eben weil sie wider die Zeit kämpft. Du wirst mir entgegnen, die Kunst habe

Christum doch dargestellt, wie er die Sünde einer ganzen Welt mit himmlischer Geduld trug, und religiöse Dichter hätten alle Bitterkeit des Lebens in einem Kelch konzentriert und denselben von einem Individuum in einem Moment trinken lassen. Wohl wahr; aber das war möglich, weil man dieselben beinahe räumlich konzentrierte. Wer aber etwas von der Geduld hat kennen lernen, der weiß es, daß ihr eigentlicher Gegensatz nicht die Intensivität des Leidens ist — den da nähert sie sich mehr dem Mut — sondern der Zeit, und daß die wahre Geduld wider die Zeit streitet, und daher besser noch Langmut genannt werden müßte; aber die Langmut läßt sich künstlerisch nicht darstellen, denn ihre Pointe ist für die Kunst inkommensurabel.

Was ich nun weiter sagen will, magst Du als das geringe Opfer ansehen, das ein armer Ehemann auf dem Altar der Ästhetik darbringt, und würdest Du es verschmähen und mit Dir alle Priester der Ästhetik, so würde ich mich wohl zu trösten wissen, und das um so mehr als das, was ich biete, kein Schaubrot ist, das nur Priester essen dürfen, sondern ein hausbacken Brot, das wie alle Hausmannskost einfach und ungewürzt, aber gesund und nahrhaft ist.

Verfolgt man die Entwickelung des Ästhetisch-Schönen ebensosehr dialektisch wie historisch, so wird man finden, daß die Richtung dieser Bewegung von den Bestimmungen des Raumes zu denen der Zeit geht, und daß es für die Kunst, sofern sie die höchsten Probleme lösen will, wesentlich darauf ankommt, daß sie sich successiv mehr und mehr vom Raum losreißt und sich der Zeit zuwendet. Hierin liegt der Übergang und die Bedeutung des Übergangs von der Skulptur zur Malerei, wie schon Schelling früh darauf hingewiesen hat. Die Musik hat zu ihrem Element die Zeit, aber findet kein Bleiben in derselben, ihre Bedeutung ist das beständige Verschwinden in der Zeit, sie klingt in der Zeit, aber verklingt zugleich auch wieder. Die Poesie endlich ist die höchste Kunst und weiß daher auch die Bedeutung der

Zeit am meisten zur Geltung bringen. Sie braucht sich nicht wie die Malerei auf ein Moment zu beschränken, sie verschwindet auch nicht in dem Sinn wie die Musik es tut. Aber trotzdem ist auch sie gezwungen, wie wir bereits gesehen haben, sich im Moment zu konzentrieren. Sie hat daher ihre Grenze und kann, wie wir auch schon zuvor nachgewiesen haben, nichts darstellen, was seine Wahrheit in der zeitlichen Successsion hat. Und doch setzt es das Ästhetische nicht herab, wenn die Zeit geltend gemacht wird; nein, je mehr das geschieht, um so mehr erreicht das ästhetische Ideal sein höchstes Ziel. Wie läßt sich also das Ästhetische, das sogar für die Darstellung der Poesie inkommensurabel ist, wie — so frage ich — läßt es sich darstellen? Antwort: dadurch, daß es erlebt wird. Dadurch hat es eine gewisse Ähnlichkeit mit der Musik, die ihr Leben in der steten Wiederholung hat und nur im Augenblick der Ausführung existiert. Deshalb machte ich schon auf die verderbliche Verwechslung des Ästhetischen und dessen, was sich in dichterischer Reproduktion darstellen lasse, aufmerksam. Alles, was ich hier erwähne, läßt sich gewiß ästhetisch darstellen, zwar nicht in dichterischer Reproduktion, sondern dadurch, daß man es im wirklichen Leben realisiert. So söhnt sich die Ästhetik mit dem Leben aus; denn wie in gewissem Sinn Posie und Kunst gerade eine Versöhnung mit dem Leben sind, so sind sie in einem anderen Sinn auch die Feinde des Lebens, weil sie nur eine Seite der Seele versöhnen.

Hier stehe ich vor dem Allerheiligsten der Ästhetik. Und in der Tat, wer Mut und Demut genug hat, sich hier ästhetisch verklären zu lassen, wer sich aktiv weiß in dem Schauspiel, das die Gottheit dichtet, wo Dichter und Souffleur nicht verschiedene Personen sind, wo das Individuum, wie der geübte Schauspieler, der sich in seinen Charakter und seine Replik hineingelebt hat, vom Souffleur nicht gestört wird, sondern es fühlt, daß das, was ihm zugeflüstert wird, gerade

das ist, was er selber sagen will, so daß es fast zweifelhaft wird, ob er dem Souffleur die Worte in den Mund legt, oder der Souffleur ihm, wer sich im tiefsten Sinn des Wortes zugleich als der Dichtende und als das Gedichtete fühlt, der in dem Augenblick, in welchem er sich als den Dichtenden fühlt, das ursprüngliche Pathos der Replik hat und in dem Augenblick, in welchem er sich als das Gedichtete fühlt, das erotische Ohr hat, das jeden Laut auffängt, der, und erst der steht im Allerheiligsten der Ästhetik und hat ihre höchsten Forderungen erfüllt. Aber diese Geschichte, die sich selbst für die Poesie inkommensurabel zeigt, ist die innere Geschichte. Sie hat die Idee in sich und ist gerade aus dem Grunde ästhetisch. Sie fängt daher, wie ich es ausdrückte, mit dem Besitz an, und ihre weitere Geschichte ist Erwerbung dieses Besitzes. Sie ist eine Ewigkeit in welcher das Zeitliche nicht wie ein idealer Moment verschwunden ist, sondern in welchem es als realer Moment immer gegenwärtig ist. Wenn also die Geduld sich selber in Geduld erwirbt, dann ist es innere Geschichte.

Laß uns nun auf das Verhältnis zwischen der romantischen und der ehelichen Liebe blicken, denn das Verhältnis zwischen der erobernden und der besitzenden Natur wird keine Schwierigkeiten mehr bieten.

Die romantische Liebe bleibt beständig in sich selber abstrakt, und kann sie keine äußere Geschichte finden, so lauert der Tod schon vor ihrer Tür, weil ihre Ewigkeit illusorisch ist. Die eheliche Liebe fängt mit dem Besitz an und wird zu einer inneren Geschichte. Sie ist treu, das ist die romantische Liebe auch; aber nun siehe den Unterschied. Der treue romantische Liebhaber wartet z. B. fünfzehn Jahre; nun kommt der Augenblick, der ihn belohnt. Hier sieht die Poesie sehr richtig, daß die fünfzehn Jahre sich herrlich konzentrieren lassen, sie eilt zum Moment. Ein Ehemann ist fünfzehn Jahre treu, und doch ist er fünfzehn Jahre im Besitz gewesen; er hat also während dieser langen Succession

beständig die Treue erworben, die er besaß, da ja die eheliche Liebe die erste Liebe und daher auch ihre Treue in sich hat. Aber ein solcher idealer Ehemann läßt sich nicht darstellen; denn die Pointe ist die Zeit in ihrer Extension. Am Ende der fünfzehn Jahre ist er scheinbar gar nicht weiter gekommen als er am Anfang war, und doch ist sein Leben in hohem Grad ästhetisch gewesen. Sein Besitz ist ihm kein totes Eigentum geworden, sondern er hat es immer wieder erworben. Er hat nicht mit Löwen und bösen Geistern, sondern mit dem gefährlichsten Feind, mit der Zeit, gekämpft. Aber nun kommt nicht wie bei dem Ritter die Ewigkeit hinterher, nein, er hat die Ewigkeit in der Zeit gehabt, er hat die Ewigkeit in der Zeit bewahrt. Also erst er hat über die Zeit gesiegt; der Ritter hat die Zeit getötet, wie man ja immer die Zeit totzuschlagen wünscht, wenn sie keine Realität für einen hat. Der Ehemann hat als ein wahrer Sieger die Zeit nicht getötet, sondern sie in der Ewigkeit erhalten und bewahrt. Der Ehemann, der das tut, lebt in Wahrheit poetisch, er löst das große Rätsel, in der Ewigkeit leben und doch die Uhr in seinem Hause schlagen hören, und zwar also, daß ihr Schlag seine Ewigkeit nicht kürzer, sondern länger macht, ein Widerspruch in sich selber, der ebenso tief, aber viel herrlicher als der ist, der in jener bekannten Situation enthalten ist, die uns aus dem Mittelalter überliefert ist. Ein Unglücklicher, so heißt es, erwachte in der Hölle und rief: Wieviel Uhr ist es? worauf der Teufel antwortete: Eine Ewigkeit.

Räume ich es nun auch gern ein, daß die romantische Liebe sich zur künstlerischen Darstellung viel besser eignet als die eheliche, so soll damit doch keineswegs gesagt sein, daß diese weniger ästhetisch sei als jene, im Gegenteil, sie ist ästhetischer.

Die eheliche Liebe hat ihren Feind in der Zeit, aber auch ihren Sieg und ihre Ewigkeit in der Zeit; sie würde daher, selbst wenn ihr keine äußeren und inneren Anfech-

tungen drohten, doch immer eine Aufgabe haben. Im allgemeinen fehlt's ihr auch nicht an jenen, aber das Individuum kämpft doch nicht so sehr gegen äußere Feinde, es kämpft sich und seine Liebe aus sich selber heraus. Die eheliche Liebe kommt nicht mit äußeren Zeichen, nicht rauschend und brausend wie der reiche Vogel — ihr Schmuck ist der verborgene Mensch des Herzens, mit stillem und sanftem Geist.

Von diesem letzteren hast Du nun freilich keine Vorstellung, weder Du noch alle erobernden Naturen. Ihr seid niemals in Euch selber, sondern immer draußen. Ja, solange jeder Nerv in Dir zittert, ob Du Dich nun leise herumschleichst, oder ob Du offen auftrittst und die Janitscharenmusik in Deinem Inneren Dein Bewußtsein übertäubt, ja, so lange glaubst Du zu leben. Aber wenn die schnellen Gedanken wie Ordonnanz-Offiziere zum Hauptquartier zurückeilen und es melden, daß der Sieg Dein ist — dann weißt Du nichts mehr, dann weißt Du nichts anzufangen; denn nun stehst Du erst am wahren Anfang.

Was Du daher unter dem Namen: Gewohnheit, als für die Ehe unvermeidlich, so sehr verabscheust, das ist nur das Historische in ihr, das in Deinen von falschem Glanz geblendeten Augen so schrecklich aussieht.

Aber was wird denn nach Deiner Meinung durch die von dem ehelichen Leben unzertrennliche Gewohnheit nicht nur vernichtet, sondern — und das ist ja noch schlimmer — profaniert? Du denkst da im allgemeinen an die sichtbaren, heiligen Zeichen der Erotik, die wie alle sichtbaren Zeichen wohl nicht an und für sich sonderliche Bedeutung haben, sondern deren Bedeutung auf der Energie, der künstlerischen Bravour und Virtuosität beruht, die zugleich auch die natürliche Genialität ist, mit welcher sie ausgeführt werden. Wie jammervoll verächtlich ist nicht die Schläfrigkeit, mit welcher das alles im ehelichen Leben geschieht, wie äußerlich, fast nach der Uhr, ungefähr wie bei jenem Volksstamm in

Paraguay, den die Jesuiten entdeckten. Sie waren so stumpfsinnig, daß die Jesuiten es für notwendig erachteten, um Mitternacht mit einer Glocke zu läuten, zur angenehmen Mahnung für alle Ehemänner, ihre ehelichen Pflichten zu erfüllen. So geschieht alles a tempo, nach Dressur. Mein Freund, wir wollen uns durch solche lächerliche Karikaturen nicht stören lassen, sondern nur zu erkennen suchen, ob das notwendig ist. Viel kann ich freilich von Dir nicht erwarten; denn Du kämpfst, wenn auch in anderem Sinn, doch immer wie jener spanische Ritter, für eine entschwundene Zeit. Da Du nämlich für den Moment wider die Zeit kämpfst, so kämpfst Du eigentlich immer für das Entschwundene. Laß uns eine Vorstellung, einen Ausdruck aus Deiner poetischen Welt nehmen, oder aus der wirklichen Welt der ersten Liebe: die Liebenden *sehen* einander. In dieses Wort: *sehen*, weißt Du prächtig eine unendliche Realität, eine Ewigkeit, hineinzulegen. In dem Sinn kann nun freilich ein Ehepaar, das etwa zehn Jahre miteinander gelebt und einander täglich gesehen hat, einander nicht ansehen; aber sollten sie sich nicht mit inniger Liebe ansehen können? Nun komme ich auf Deine alte Häresie. Du willst die Liebe auf ein gewisses Alter beschränken, und die Liebe zu *einem* Menschen auf eine so kurze Zeit, und mußt daher, um Dein Experiment durchzuführen, wie alle erobernden Naturen, immer von neuem rekrutieren; aber das ist ja gerade die allertiefste Profanation der ewigen Macht der Liebe. Das ist ja die reine Verzweiflung. Wie Du Dich auch drehen und wenden magst, Du mußt es einräumen: es ist unsre Aufgabe, die Liebe in der Zeit zu bewahren. Ist das unmöglich, so ist die Liebe eine Unmöglichkeit. Es ist Dein Unglück, daß Du das Wesen der Liebe einzig und allein in die sichtbaren Zeichen derselben setzt. Sollen diese nun immer von neuem wiederholt werden, und zwar, wohlgemerkt, mit der krankhaften Reflexion, ob sie auch beständig die Realität haben, die sie durch das zufällige Accidenz hatten, daß es das erste Mal

war, so ist's freilich kein Wunder, wenn Dich die Angst erfaßt und Du diese Zeichen und „Gestikulationen" unter die Sachen zählst, von denen man nicht sagen darf: decies repetita placebunt; denn ist die Bestimmung des ersten Mals das, was ihnen Wert gab, so ist eine Wiederholung unmöglich. Aber die wahre Liebe hat einen ganz anderen Gehalt: sie wächst in und mit der Zeit, und kann sich daher auch in jenen äußeren Zeichen verjüngen, und hat, was mir die Hauptsache ist, eine ganz andere Vorstellung von der Zeit und dem Wert der Wiederholung.

Ich habe im vorhergehenden entwickelt, daß die eheliche Liebe ihren Kampf in der Zeit, ihren Sieg in der Zeit, ihren Segen in der Zeit hat. Ich betrachte die Zeit da nur als simple Progression; nun aber soll es sich zeigen, daß sie nicht nur eine simple Progression ist, in der das Ursprüngliche bewahrt wird, sondern eine wachsende Progression, in welcher das Ursprüngliche zunimmt. Du hast ja so viele Observation und wirst mir daher gewiß recht geben, wenn ich die allgemeine Bemerkung mache, daß die Menschen sich in zwei große Klassen teilen, in solche, die vorwiegend in der Hoffnung, und in solche, die vorwiegend in der Erinnerung leben. Beide Teile deuten ein falsches Verhältnis zur Zeit an. Das wahre Individuum lebt zu gleicher Zeit sowohl in Hoffnung wie in der Erinnerung, und erst dadurch empfängt sein Leben wahre, inhaltreiche Kontinuität. Ein solcher Mensch hat also Hoffnung, und will daher nicht, wie die nur in der Erinnerung lebenden Individuen, in die Zeit zurück. Was tut die Erinnerung denn für ihn? Etwas Einfluß muß sie doch wohl haben? Sie setzt auf die Note des Augenblicks ein Kreuz, je länger sie zurückgeht, um so mehr Kreuze. Erlebt er in dem gegenwärtigen Jahr einen erotischen Moment, so hebt sich dieser dadurch, daß er an einen anderen im vorigen Jahr zurückdenkt usw. Das hat nun auch im ehelichen Leben in schöner Weise seinen Ausdruck gefunden. Ich weiß nicht, wie alt die

Welt gegenwärtig ist, aber das weißt Du ebenso gut wie ich, daß man zu sagen pflegt: Erst kam das goldene, dann das silberne, dann das kupferne und endlich das eiserne Zeitalter. In der Ehe ist's umgekehrt: da kommt zuerst die silberne Hochzeit und dann die goldene Hochzeit. Oder ist die Erinnerung nicht recht eigentlich die Pointe einer solchen Hochzeit? Und doch erklärt die eheliche Terminologie sie für noch schöner als die erste Hochzeit. Was ich damit meine, ist dies, daß die Individuen nicht nur in der Hoffnung leben, sondern in der gegenwärtigen Zeit immer Hoffnung und Erinnerung miteinander verbinden. Bei der ersten Hochzeit übt die Hoffnung dieselbe Wirkung aus, wie die Erinnerung bei der letzten. Die Hoffnung schwebt wie eine Ewigkeitshoffnung, die den Moment ausfüllt, über derselben. So kann es nur in der Ehe sein. Oder warum findet die Welt es meistens so lächerlich, wenn einer, der allein für sich, d. h. ohne eine bessere Hälfte, gelebt hat, ein Jubiläum feiert? Weil man in der Regel annimmt, daß der einsame Stand niemals recht die wahre Gegenwart ergreifen kann, die Zeit, welche eine Einheit der Hoffnung und Erinnerung ist. Aber deutet das nicht wieder auf das rechte Verhältnis zur Zeit hin, welches die eheliche Liebe auch in der allgemeinen Meinung hat?

Aber Du hast noch etwas anderes an dem ehelichen Leben auszusetzen und bezeichnest auch das mit den Worten: Gewohnheit, seine Einförmigkeit, seinen totalen Mangel an Begebenheiten, seine fürchterliche Inhaltslosigkeit, die der Tod sei und schlimmer noch als der Tod. Du weißt, es gibt nervenschwache Menschen, die durch das allerleiseste Geräusch gestört werden und außer sich kommen, wenn jemand — und wär' es noch so leise — durch das Zimmer geht. Hast Du's vielleicht schon bemerkt, daß es auch noch eine andere Art von Nervenschwachheit gibt? Ich kenne Menschen, die so schwach sind, daß sie tüchtigen Lärm um sich her haben müssen, um arbeiten zu können. Wenn sie allein

sind, still für sich, dann verschwinden ihre Gedanken im Unbestimmten, ist's aber laut um sie her, dann zwingt der Lärm sie, sich zusammenzunehmen. Sieh, mein Freund, deshalb fürchtest Du den Frieden und die Ruhe, die andere erquickt; Du bist nur in Dir, wenn's Feinde zu besiegen gibt, aber deshalb bist Du eigentlich niemals in Dir selbst, sondern stets außerhalb Deines Ich.

Hier gilt natürlich dasselbe, wie das, was ich früher von der Zeit gesagt habe. Du bist außerhalb Deines Ich, und deshalb kannst Du des anderen nicht entbehren, da zum Kriege immer zwei gehören. Dir ist daher das vom Sturm gepeitschte Meer ein Bild des Lebens, mir das stille, tiefe Wasser. Wie oft habe ich an einem fließenden Bach gesessen. Immer ist's dieselbe leise Melodie, die ich höre, immer sind's dieselben grünen Kräuter, die sich unter ihren plätschernden Wellen beugen, immer dieselben kleinen Tiere, die sich drinnen bewegen, ein kleiner Fisch, der sich unter den Steinen am Ufer verbirgt. Wie einförmig und doch wie reich an Veränderung! So ist's auch mit dem ehelichen Leben im stillen, bescheidenen Heim. Es hat nicht eben — welch ein Fehler in Deinen Augen! — viele Changements, und doch ist's, wie jenes Wasser, ein fließender Bach; doch hat es seine Melodie, o wie teuer und wert für den, der sie kennt, teuer und wert für ihn, gerade weil er sie kennt; es ist ohne äußerliche Herrlichkeit, und doch breitet es zuweilen einen Glanz über dasselbe aus, ohne daß es seinen gewohnten Gang unterbricht, wie wenn des Mondes Strahlen auf jenen Bach fallen und das Instrument widerspiegeln, auf welchem es seine Melodie spielt. So ist das eheliche, häusliche Leben. Aber freilich, mein Freund, es setzt dasselbe eine Eigenschaft voraus und die heißt — —: Unschuld!

Schließlich muß noch eine Seite des ehelichen Lebens berücksichtigt werden, die Dir oft Anlaß zu heftigen Angriffen gegeben hat. Du sagst: Das eheliche Leben verbirgt etwas ganz anderes in sich; es scheint so mild und schön, so voller

Sabbatfrieden; aber wenn die Tür sich erst hinter Mann und Weib geschlossen hat, dann kommt — mich greift ein Schauder — die Pflicht, und schmückt das Zepter so sehr ihr wollt, — es ist und bleibt doch — eine Rute. Diesen Einwand behandle ich hier, weil er auch wesentlich auf einem Mißverständnis des Historischen in der ehelichen Liebe beruht. Nach Deiner Meinung sind entweder dunkle Mächte oder Launen das Konstituierende in der Liebe. Sobald man zum Bewußtsein kommt, verschwindet dieser Zauber; aber dieses Bewußtsein hat die eheliche Liebe. Um das nun recht grell auszudrücken, zeigst Du uns als Pendant zum Stab des Musikdirektors, dessen Bewegung den Takt in den graziösen Bewegungen der ersten Liebe angibt, den ungemütlichen Korporalstock der Pflicht. Ach, mein Freund, so ist die Liebe Dir doch nicht das Höchste im Leben; denn sonst würdest Du Dich ja freuen, wenn es eine Macht gäbe, die Dich zwingen könnte in derselben zu bleiben!

Wir kommen also immer wieder auf dasselbe zurück: daß die illusorische oder naive Ewigkeit der ersten oder romantischen Liebe sich selber aufheben muß. Gerade weil Du sie in dieser Unmittelbarkeit suchen und Dir einbilden möchtest, daß die wahre Freiheit darin besteht, außer sich selber zu sein, berauscht in Träumen, deshalb fürchtest Du die Metamorphose, und deshalb zeigt sie sich nicht solchermaßen, sondern als etwas ganz Fremdartiges, das den Tod des Ersten in sich schließt — voilà Dein Abscheu vor der Pflicht! Aber so ist's ja nicht mit der ehelichen Liebe; sie hat in dem Ethischen und Religiösen bereits die Pflicht in sich, und dieselbe kommt als eine alte Vertraute, als eine Freundin, die in die tiefsten Geheimnisse der Ehe eingeweiht ist. Und wenn sie redet, dann sagt sie nichts Neues, sondern etwas Wohlbekanntes, und hat sie ihre Stimme erhoben, dann demütigen sich die Individuen unter dieselbe, aber werden zugleich gerade dadurch emporgehoben, denn sie fühlens: was jene gebietet, ist nichts anderes, als was sie

selber wünschen, und gebietet sie es, so ist's nur eine majestätischere, eine göttlichere Form dafür, daß ihre Wünsche sich realisieren lassen. Es wäre ihnen nicht genug, wenn sie ermunternd spräche: Es läßt sich machen, die Liebe kann bewahrt werden; aber wenn sie sagt: So soll es sein, das muß geschehen, dann liegt darin eine Autorität, die den tiefsten Wünschen entspricht. Die Liebe treibt die Furcht aus. Aber wenn nun die Liebe trotzdem einen Augenblick für sich selber fürchtet, ob sie sich durch das Leben retten ließe, so ist die Pflicht eben die göttliche Nahrung, welche die Liebe bedarf, denn diese spricht: Fürchte dich nicht, du wirst siegen — nicht nur futurisch gesprochen, denn dann wäre es ja nichts weiter als eine Hoffnung, sondern imperativisch, und darin liegt eine Zuversicht, die durch nichts erschüttert werden kann.

Du siehst also in der Pflicht eine Feindin der Liebe; ich sehe in derselben ihre Freundin. Mit dieser Erklärung wirst Du vielleicht zufrieden sein und wirst mir mit Deiner bekannten Ironie zu einer ebenso interessanten wie ungewöhnlichen Freundin gratulieren. Aber ich bin damit noch keineswegs zufrieden, sondern spiele — mit Deiner Erlaubnis — den Krieg auf Dein Gebiet hinüber. Ist die Pflicht, wenn sie einmal ins Bewußtsein getreten ist, eine Feindin der Liebe, so muß die Liebe ja suchen, sie zu überwinden; denn Du glaubst doch wohl nicht, daß die Liebe ein so ohnmächtiges Wesen ist, daß sie nicht jeden Widersacher in den Staub treten kann? Doch meinst Du andererseits, wenn die Pflicht sich melde, sei es mit der Liebe aus; und die Pflicht müsse sich früher oder später melden, nicht nur in der ehelichen, sondern auch in der romantischen Liebe; und Du fürchtest Dich vor der ehelichen Liebe vor allem deshalb, weil die Pflicht in derselben eine solche Macht hat, daß Du ihr nicht entfliehen kannst. Diese letztere aber scheint Dir in der romantischen Liebe ganz berechtigt zu sein; denn sobald die Pflicht an die Tür klopft, ist's Dir ein

Signal, daß Du Dich mit einer höflichen Verbeugung empfiehlst, oder — wie Du Dich einmal ausdrücktest — Du siehst es für Deine Pflicht an, Dich zu empfehlen. Hier kannst Du's wieder sehen, was davon zu halten ist, wenn Du die Liebe preist. Ist die Pflicht eine Feindin der Liebe, und kann die Liebe diese Feindin nicht besiegen, so ist die Liebe nicht der wahre Triumphator. So mußt Du denn die Liebe fahren lassen. Hat Dich einmal die verzweifelte Idee erfaßt, daß die Pflicht die Feindin der Liebe ist, so ist Deine Niederlage gewiß. Kannst Du es nicht dahin bringen, daß Du in dem Ästhetischen, dem Ethischen und dem Religiösen die drei großen Alliierten siehst, dann muß man Dir allerdings in Deiner Lieblingstheorie recht geben und mit Dir von allem sagen: Tu es oder tu es nicht, es wird Dich beides verdrießen.

Du ziehst also nicht nur die Pflicht, sondern auch die Liebe in den Staub und ahnst es nicht, daß die Pflicht gerade die wahre Liebe liebt und die falsche auf Tod und Leben haßt, ja sie tötet. Wenn die Individuen aus der Wahrheit sind, werden sie in der Pflicht nur den ewigen Ausdruck dafür sehen, daß der Weg ihnen in Ewigkeit bereitet ist, und der Weg, den sie so gern gehen möchten, er ist ihnen nicht nur erlaubt, nein befohlen; und über diesen Weg wacht eine göttliche Vorsehung, die vor Gefahren warnt und immer wieder auf das ferne Ziel hinweist. Und warum sollte der, der in Wahrheit liebt, nicht gern eine göttliche Autorisation annehmen, und sich von ihr den Weg zeigen lassen, den er zu seinem eigenen Heil gehen muß?

* * *

Dixi et aninam meam salvavi. Und wenn Du nun meinen freundlichen Gruß empfängst, so nimm auch einen Gruß von ihr an, von ihr, für die ich noch beständig mit dem Feuer der ersten Liebe schwärme; er ist herzlich und aufrichtig wie immer.

Es ist lange her, seitdem ich Dich bei uns gesehen habe. Das kann ich im eigentlichen und uneigentlichen Sinn sagen; denn obgleich ich Dich ja während der vierzehn Tage, deren Abendstunden ich instar omnium zu diesem Brief verwandt habe, gewissermaßen immer bei mir gesehen habe, so habe ich Dich doch im uneigentlichen Sinn nicht eigentlich bei mir gesehen, nicht in meinem Hause, in meinem Zimmer, sondern vor der Tür, vor welcher ich Dich beinahe wegzujagen versucht habe. Es ist mir das eine recht angenehme Arbeit gewesen, und ich weiß, daß Du es mir nicht übelnehmen wirst. Indessen soll es mir doch zu jeder Zeit noch angenehmer sein, Dich sowohl im eigentlichen wie im uneigentlichen Sinn bei uns zu sehen; ich sage das mit dem ganzen Stolz eines Ehemannes, der sich berechtigt fühlt die Formel: „bei uns" zu gebrauchen; ich sage das mit dem ganzen humanen Respekt, dem jede Individualität „bei uns" immer sicher begegnen wird. Du empfängst also zum nächsten Sonntag keine Familien-Invitation für ewig, d. h. für einen ganzen Tag; komm, wann Du willst — immer willkommen; bleib, solange Du willst — ein stets angenehmer Gast; geh, wann Du willst — stets wohlempfohlen.

Das Gleichgewicht des Ästhetischen und Ethischen in der Entwickelung der Persönlichkeit.

Mein Freund!

Was ich Dir oft gesagt habe, das sage ich Dir noch einmal oder richtiger, das ruf ich Dir zu: entweder — oder; aut — aut; denn ein einzelnes aut, das berichtigend hinzutritt, macht die Sache nicht klar, da das, wovon wir hier reden, zu bedeutungsvoll ist, als daß man sich an einem Teil desselben dürfte genügen lassen, und zu sehr in sich selber zusammenhängt, als daß man es partiell besitzen könnte. Es gibt Lebensverhältnisse, in denen ein Entweder — Oder anzuwenden lächerlich oder ein Wahnsinn wäre; aber es gibt auch Menschen, deren Seele zu dissolut ist, um zu fassen, was in einem solchen Dilemma liegt, deren Persönlichkeit die Energie fehlt, um mit Pathos: entweder — oder sagen zu können.

Auf mich haben diese Worte immer einen starken Eindruck gemacht, und sie tun es noch immer, insonderheit wenn ich sie so schlicht und einfach nenne, denn darin liegt ja die Möglichkeit, die schrecklichsten Gegensätze in Bewegung zu setzen. Wie eine Beschwörungsformel wirken sie auf mich, und meine Seele wird zu hohem Ernst gestimmt, zuweilen fast erschüttert. Ich denke an eine frühe Jugend zurück, in der ich, ohne recht zu fassen, was es heiße, im Leben eine Wahl zu treffen, mit kindlicher Zuversicht auf die Reden der Erwachsenen hörte, und der Augenblick der Wahl blieb mir feierlich und ehrwürdig,

obgleich ich, auch wo ich wählte, mich nur von einem anderen leiten ließ. Ich denke da an die Augenblicke eines späteren Lebens, in denen ich eine entscheidende Wahl zu treffen hatte und meine Seele in der Stunde der Entscheidung zum Mannesalter heranreifte. Ich denke an die vielen weniger wichtigen, aber für mich nicht gleichgültigen Ereignisse in meinem Leben, wo ich wählen mußte. Denn gibt es auch nur ein Verhältnis, wo dieses Wort seine absolute Bedeutung hat, so oft sich nämlich auf der einen Seite Wahrheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit zeigen, und auf der anderen Seite Lüste und Begierden, dunkle Leidenschaften und der Abgrund des Verderbens, so ist's doch auch in Dingen, in denen man bei der Wahl seine Unschuld nicht aufs Spiel setzt, immerhin wichtig, daß man recht wählt, sich selber prüft und nicht mit Schmerzen da wieder anfangen muß, von wo man schon einmal ausgegangen ist, während man Gott noch immer danken kann, daß man sich nicht mehr vorzuwerfen hat, als daß man seine Zeit verloren hatte. In der täglichen Unterhaltung gebrauche ich diese Worte, wie andere sie gebrauchen, es wäre ja auch törichte Pedanterie, sie ganz verbannen zu wollen; aber doch fällt es mir zuweilen auf die Seele, wenn ich sie von gleichgültigeren Dingen gebraucht habe. Dann ziehen sie ihre täglichen Kleider aus, und treten in ihrer ganzen Würde, in ihrem Ornat, vor das Auge meines Geistes. Und obgleich mein Leben bis zu einem gewissem Grad sein Entweder — Oder hinter sich hat, so weiß ich doch sehr wohl, daß noch manches Ereignis eintreten kann, wo es seine volle Bedeutung haben wird. Indessen hoffe ich, daß diese Worte mich wenigstens würdig gestimmt finden werden, wenn sie mir auf meinem Lebensweg begegnen, und ich hoffe, die rechte Wahl zu treffen, wenn ich wieder wählen muß; jedenfalls aber will ich mich bestreben, es mit ungeheucheltem Ernst zu tun; so werde ich wenigstens am schnellsten von den falschen Wegen auf den rechten zurückkommen.

Und nun Du, mein Freund? Oft genug brauchst Du das Wort, fast täglich kommt es von Deinen Lippen. Aber welche Bedeutung hat es für Dich? Gar keine. Für Dich ist es, um Dich an Deinen eigenen Ausdruck zu erinnern, ein coup de mains, ein Abrakadabra. Bei jeder Gelegenheit weißt Du es anzubringen, und es bleibt auch nicht ohne Wirkung: auf Dich wirkt es nämlich wie starker Wein auf nervenschwache Menschen; Du wirst — wie Du es selber nennst — in höherem Wahnsinn ganz berauscht. „Darin liegt alle Lebensweisheit; aber nie hat ein Mensch dieselbe mit so viel Nachdruck vorgetragen, wie jener große Denker und wahre Lebensphilosoph, der zu einem Mann, der seinen Hut auf die Erde geworfen hatte, sagte: Nimmst du ihn auf, so gibt's Prügel; läßt du ihn liegen, so gibt's auch Prügel; nun kannst du wählen. Ja, es hat Dir immer große Freude gemacht, die Menschen, die sich in kritischen Fällen an Dich wandten, zu trösten. Du hörst sie an und antwortest: „Ja, ich sehe es ein, zweierlei ist möglich, man kann entweder dieses tun oder jenes; meine aufrichtige Meinung und mein freundschaftlicher Rat ist der: tu es oder tu es nicht, beides wird Dich verdrießen." Aber wer anderer spottet, der spottet seiner selbst, und es ist ein trauriges Zeugnis dafür, wie es in Deiner Seele aussieht, wenn sich Deine ganze Lebensanschauung in jenem einzigen Satz konzentriert: „Ich sage nur entweder — oder."

Wäre es nun wirklich Dein Ernst, dann wäre nichts mit Dir zu machen, man müßte Dich Deine Wege gehen lassen und Dich beklagen, daß Schwermut oder Leichtsinn Deinen Geist geschwächt. Da man nun aber weiß, daß dem nicht so ist, fühlt man sich versucht, Dir zu wünschen, es möchten die Verhältnisse Deines Lebens ein schärferes Examen mit Dir anfangen, daß an's Licht des Tages komme, was in Dir verborgen ist. Das Leben ist eine Maskerade, sagst Du, und noch ist's niemanden gelungen, in das Geheimnis Deines Wesens einzudringen, denn jede Offenbarung ist

immer ein Betrug. Und fürwahr, Du trägst eine geheimnisvolle Maske. Du bist nämlich nichts, bist stets nur im Verhältnis zu anderen, und was Du bist, das bist Du durch dieses Verhältnis. Einer zärtlichen Hirtin reichst Du schmachtend Deine Hand, und bist im selben Augenblick in schönster Schäfersentimentalität; einen ehrwürdigen geistlichen Vater betrügst Du mit einem Bruderkuß usw. Du selbst bist nichts, nur eine rätselhafte Sphinx, über deren Stirn geschrieben steht: entweder — oder. Denn das ist mein Wahlspruch, und diese Worte sind nicht, wie die Grammatiker glauben, disjunktive Konjunktionen, nein, sie gehören unzertrennlich zusammen und müßten daher in einem Wort geschrieben werden, und so eine Interjektion bilden, die ich der Menschheit zurufe, wie man heppheppp! hinter einem Juden ruft.

Obgleich nun jede solche Äußerung von Dir bei mir ohne Wirkung bleibt, oder höchstens eine gerechte Idignation in mir hervorruft, so will ich Dir doch um Deinetwillen antworten und Dich fragen: Weißt Du es denn nicht, daß eine Mitternachtsstunde kommt, in der jeder sich demaskieren muß? Oder glaubst Du, man könne sich einige Minuten vor Mitternacht fortschleichen, um der großen Demaskierung zu entgehen? Wie, mein Freund? wird Dir nicht bange und erschrickst Du nicht bei diesem Gedanken? Ich habe Menschen kennen gelernt, die so lange andere betrogen, daß ihr wahres Wesen sich schließlich nicht mehr offenbaren konnte. Wer sich aber nicht offenbaren kann, der kann auch nicht lieben, und wer nicht lieben kann, der ist der unglücklichste unter allen Menschen. Und Du übst Dich in der Kunst, allen ein Rätsel zu sein! Mein junger Freund! Wie, wenn nun niemand danach fragte, Dein Rätsel zu lösen, was hättest Du davon?

Doch so komme ich mit Dir nicht weiter. Ich will daher von einer anderen Seite anfangen. Denke Dir einen jungen Menschen in dem Alter, da das Leben anfängt, rechte

Bedeutung für ihn zu haben; er ist gesund, rein, fröhlich, hochbegabt, selbst reich an Hoffnung, und alle, die ihn kennen, hoffen gar viel von ihm; denk Dir, ja, es wird mir schwer, es zu sagen, er irrte sich in Dir, er glaubte, Du wärest ein ernster, erfahrener, bewährter Mensch, der einem sicher helfen würde, des Lebens Rätsel zu lösen; denk Dir, er würde sich mit dem liebenswürdigen Vertrauen, das ein Schmuck der Jugend ist, mit der unabweisbaren Forderung, die das Recht der Jugend ist, an Dich wenden — was würdest Du ihm antworten? Würdest Du antworten: Ja, ich sage nur entweder — oder? Das würdest Du doch wohl kaum! Oder würdest Du — weil Du nicht mit den Herzensangelegenheiten anderer belästigt werden magst — aus dem Fenster hinaussehen und rufen: Ein Haus weiter? Nein, gewiß nicht. Da steht Dir solch junger, begabter Mensch doch zu hoch. Aber Dein Verhältnis zu ihm war nicht ganz so, wie Du es gewünscht hättest, es war kein zufälliges Begegnen, das Dich mit ihm in Berührung brachte. Obgleich er der jüngere war und Du der ältere, hatte er durch seinen edlen, jugendlichen Geist den Augenblick gar ernst gemacht. Nicht wahr, Du möchtest selbst wieder jung werden, Du fühlst es, daß es um die Jugend etwas Schönes ist, aber auch, daß es etwas sehr Ernstes ist, und durchaus nicht gleichgültig, wie man seine Jugend anwendet; ja, Du fühlst es: da steht man vor einer Wahl, da heißt es wirklich: entweder — oder. Und worauf es ankommt, ist nicht so sehr, seinen Geist zu bilden, sondern seine Persönlichkeit heranreifen zu lassen. Deine Gutmütigkeit, Deine Sympathie war in Bewegung gesetzt. Du wolltest daher seine Seele stärken und ihm die Versicherung geben, es sei in dem Menschen eine Macht, die einer ganzen Welt trotzen könne, Du wolltest ihn recht ermahnen, die Zeit auszukaufen. Ja, das alles kannst Du, und wenn Du willst, sehr hübsch. Aber nun merke wohl auf, was ich Dir sagen will, junger Mensch; denn obgleich Du nicht jung bist, man muß Dich doch noch immer so

nennen. Was tatest Du denn nun? Du erkanntest an, was Du sonst nicht anerkennen willst, die Bedeutung eines Entweder — Oder. Und warum? Weil Deine Seele von herzlicher Liebe zu dem jungen Menschen erfüllt war. Und doch betrogst Du ihn gewissermaßen; denn vielleicht trifft er zu anderen Zeiten mit Dir zusammen, wo Du dies kaum anerkennen würdest. Da siehst Du, wie traurige Früchte es trägt, wenn das Wesen eines Menschen sich nicht harmonisch offenbaren kann, Du glaubtest, das Beste zu tun, und doch hast Du ihm vielleicht geschadet. Denk Dir, Du träfest jenen jungen Menschen nach einigen Jahren wieder; er wäre lebhaft, witzig, geistreich; aber Dein feines Ohr entdeckte den Zweifel in seiner Seele, und Du fragtest Dich: Wie, ist's auch seines Lebens Weisheit geworden: ich sage nur entweder — oder? Nicht wahr, das würde Dir leid tun, Du würdest es fühlen: er hat etwas verloren, und zwar etwas sehr Wesentliches. Über Dich selber trauerst Du nicht, Du bist in Deiner Weisheit stolz, ja so stolz, daß Du sie mit keinem anderen teilen möchtest. Und doch wird es Dir weh ums Herz, wenn Du es siehst, daß jener junge Mensch so weise geworden ist wie Du es bist! Welch ungeheurer Widerspruch! Dein ganzes Wesen widerspricht Dir selber. Aber aus diesem Widerspruch kannst Du nur durch ein Entweder — Oder herauskommen; und ich, der ich Dich aufrichtiger liebe als Du jenen jungen Menschen liebtest, ich, der ich es in meinem Leben schon selber erfahren habe, was wählen bedeutet, ich wünsche Dir Glück, daß Du noch jung genug bist, um Dich selber zu gewinnen, Dich selber erwerben zu können; denn das ist doch die Hauptsache im Leben.

Die Wahl selber ist für den Inhalt der Persönlichkeit entscheidend; durch die Wahl sinkt sie in das hinab, was man gewählt hat, und wenn sie nicht wählt, stirbt sie an Auszehrung. Einen Augenblick ist's so, einen Augenblick kann es scheinen, als läge das, was uns eine Wahl schwer macht, außerhalb des Wählenden: er steht zu derselben in

keinem Verhältnis, kann ihr gegenüber in Indifferenz bleiben. Das ist der Augenblick der Überlegung. Aber so scheint es eben nur zu sein: in Wahrheit steht das, was gewählt werden soll, in dem tiefsten Verhältnis zu dem Wählenden, und wenn von einer Wahl die Rede ist, die eine Lebensfrage betrifft, so soll das Individuum doch zur selben Zeit leben, und je länger es die Wahl hinausschiebt, um so leichter wird das, was gewählt werden soll, alteriert, obgleich jener Mensch beständig überlegt und überlegt und dadurch die Gegensätze der Wahl recht auseinanderzuhalten glaubt. Betrachtet man aber das Entweder — Oder des Lebens also, dann scherzt man mit demselben nicht mehr. Man sieht dann, daß die Persönlichkeit keine Zeit zu Experimenten hat, daß sie beständig vorwärts eilt und bald so, bald so entweder das eine oder das andere poniert, wodurch die Wahl im nächsten Augenblick schwieriger wird; denn dasjenige, was poniert ist, soll zurückgenommen werden. Und schließlich kommt ja auch der Augenblick, wo ein Entweder — Oder ganz ausgeschlossen ist, nicht weil ein Mensch gewählt hat, sondern weil er es hat sein lassen, was auch so ausgedrückt werden kann, weil andere für ihn gewählt haben, weil er sich selber verloren hat.

Hieraus wirst Du auch ersehen, daß meine Betrachtung von einer Wahl wesentlich verschieden von der Deinigen ist, wenn ich bei Dir überhaupt von einer solchen reden kann; denn Du möchtest eben mit einer Wahl verschont bleiben. Der Augenblick der Wahl ist für mich ein sehr ernster, und zwar vor allem deshalb, weil eine Gefahr im Verzuge ist; denn vielleicht könnte ich im nächsten Augenblick nicht mehr wählen. Schon ehe man wählt, ist die Persönlichkeit bei der Wahl interessiert, und schiebt man die Wahl auf, so wählt die Persönlichkeit unbewußt, oder es wählen die in ihr verborgenen dunkeln Mächte. Und wählt man dann erst, so merkt man bald, daß man etwas anders machen, etwas zurücknehmen muß, und das ist oft sehr schwierig.

Die Märchen erzählen von Menschen, welche durch die dämonische Musik der Meerfrauen in deren Gewalt kamen. Um den Zauber zu lösen — so lehrt das Märchen — mußte der Verzauberte dasselbe Lied rückwärts singen, ohne auch nur einen einzigen Fehler zu machen. Das ist ein sehr tiefsinniger Gedanke, der aber sehr schwer durchzuführen ist, und doch ist's so. So oft man einen Fehler gemacht hat, muß man von vorn wieder anfangen. Sieh, darum ist's so wichtig, daß man wählt und zur rechten Zeit wählt. Du aber hast eine andere Methode; denn wohl weiß ich es, daß die polemische Seite, die Du der Welt zukehrst, nicht Dein wahres Wesen ist. Ja, wär's die Aufgabe des menschlichen Lebens, überlegen und wieder überlegen zu müssen, dann wärest Du die Vollkommenheit selber. Ich nehme ein Exempel. Es müssen natürlich kühne Gegensätze sein, damit sie auf Dich passen. Also: Entweder Pastor — oder Schauspieler. Hier ist das Dilemma. Nun erwacht Deine ganze leidenschaftliche Energie. Mit hundert Armen ergreift die Reflexion den Gedanken, Pastor zu werden. Du findest keine Ruhe, Tag und Nacht verfolgt Dich der Gedanke. Du liest alle möglichen Erbauungsschriften, gehst jeden Sonntag dreimal in die Kirche, machst Dich mit Geistlichen bekannt, schreibst selber Predigten, hältst sie vor Dir selber — ein halbes Jahr bist Du für die ganze Welt wie tot. Nun bist Du fertig und kannst einsichtsvoller und scheinbar mit viel mehr Erfahrungen vom geistlichen Amt sprechen als mancher, der seine zwanzig Jahre Pastor gewesen ist. Es erbittert Dich, wenn Du mit solchen zusammentriffst, daß sie sich nicht mit viel größerer Beredsamkeit expektorieren können; ich — so sagst Du —, der ich nicht Pastor bin und mich dem heiligen Amt nicht geweiht habe, ich rede, wenn ich mich mit ihnen vergleiche, wie mit Menschen- und mit Engelzungen! Das mag nun vielleicht wahr sein, indessen bist Du doch nicht Pastor geworden. Aber jetzt ist's ein anderes Problem, das Dich interessiert, und Deine Begeisterung für

die Kunst übertrifft fast noch Deine geistliche Beredsamkeit, und die Wahl eines Berufes kann nicht mehr zweifelhaft sein. Indessen hast Du noch mancherlei kleine Bemerkungen und Beobachtungen zu machen, und in dem Augenblick, da Du entscheiden willst, steht wieder ein neues Entweder — Oder vor Deiner Seele: Jurist, Rechtsanwalt vielleicht; das hat etwas Gemeinsames mit dem Pastor wie auch mit dem Schauspieler. Nun bist Du verloren. Im selben Augenblick bist Du nämlich gleich so sehr Advokat, daß Du es beweisen kannst, jenes Dritte gehöre notwendig zu Deinem Dilemma. So geht Dein Leben hin. Nachdem Du anderthalb Jahre mit diesen Erwägungen verloren und die Kraft Deiner Seele mit einer bewundernswerten Energie angestrengt hast, bist Du keinen Schritt weitergekommen. Da wirst Du ungeduldig, leidenschaftlich, fengst und brennst in Gedanken und — fährst fort: oder Haarschneider — oder Kontorist bei der Bank, ich sage nur: entweder — oder. Was Wunder, daß Dir das Wort ein Ärgernis und eine Torheit geworden ist! Du übersiehst die Menschen; Du treibst Deinen Spott mit ihnen, und Du bist das geworden, was Du selber nicht genug verabscheuen kannst: ein Kritiker, ein Universalkritiker an allen Fakultäten. Zuweilen muß ich über Dich lächeln, und doch, wie traurig, daß sich Deine in Wahrheit ausgezeichneten Geistesgaben so zersplittern. Aber hier ist wieder derselbe Widerspruch Deines Wesens, denn Du siehst an anderen sehr rasch das Lächerliche, und Gott sei dem gnädig, der in Deine Hände fällt, wenn es so mit ihm steht; und doch ist der ganze Unterschied der: er wird vielleicht niedergeschlagen und gedemütigt, Du dagegen trägst Deinen Kopf nur um so stolzer und beglückwünschst Dich selber und andere mit dem Evangelinm: Vanitas, vanitatum vanitas, juchhe! Aber das ist keine Wahl, es ist eine Mediation wie die, fünf gerade sein lassen. Nun fühlst Du Dich frei und sagst der Welt Valet.

So zieh' ich hin in alle Ferne,
Über meiner Mütze nur die Sterne.

Sieh, damit hast Du nun gewählt, freilich nicht, wie Du selber gestehen wirst, das bessere Teil; und im Grunde hast Du eigentlich gar nicht gewählt, oder in uneigentlichem Sinn gewählt. Deine Wahl ist eine ästhetische Wahl; aber eine ästhetische Wahl ist keine Wahl. Überhaupt ist wählen ein eigentlicher und stringenter Ausdruck für das Ethische. Überall, wo in strengerem Sinn von einem Entweder — Oder die Rede ist, kann man immer sicher sein, daß das Ethische dabei im Spiel ist. Das einzige absolute Entweder — Oder, das es gibt, ist die Wahl zwischen gut und böse, aber diese ist auch absolut ethisch. Die ethische Wahl ist entweder ganz unmittelbar und insofern keine Wahl, oder sie verliert sich in einer Mannigfaltigkeit. Wenn ein junges Mädchen der Wahl ihres Herzens folgt, so ist diese Wahl, wie schön sie auch übrigens sein mag, doch im Grunde keine Wahl, da sie ganz unmittelbar wählt. Wenn ein Mensch, wie ich es z. B. bei Dir nachgewiesen habe, über die verschiedensten Lebensaufgaben ästhetisch nachdenkt, so kommt er nicht leicht zu einem Entweder — Oder, sondern zu einer ganzen Mannigfaltigkeit, weil das Selbstbestimmende in der Wahl hier nicht ethisch akzentuiert wird, und weil man, wenn man nicht absolut wählt, nur für den Moment wählt, und folglich im nächsten Augenblick etwas anderes wählen kann.

Die ethische Wahl ist daher im gewissem Sinn viel leichter, viel einfacher, aber in einem anderen Sinn unendlich viel schwerer. Wer sich seine Lebensaufgabe ethisch bestimmen will, hat im allgemeinen keine so bedeutende Auswahl, dagegen hat der Akt der Wahl viel mehr für ihn zu bedeuten. Willst Du mich recht verstehen, so sage ich es gerade heraus: Bei einer Wahl kommt es nicht so darauf an, daß man das Rechte wählt, sondern auf die Energie, auf den Ernst, auf das Pathos, mit welchem man wählt. Denn da verkündigt die Persönlichkeit sich in ihrer inneren Unendlichkeit, und dadurch wird die Persönlichkeit wieder

konsolidiert. Selbst wenn ein Mensch eine falsche Wahl getroffen hätte, er würde doch bald, gerade um der Energie willen, mit welcher er gewählt hätte, die Entdeckung machen, daß er nicht recht gewählt. Wird die Wahl nämlich mit der innersten Energie der ganzen Persönlichkeit vorgenommen, so wird schon dadurch das Wesen desselben Menschen geläutert, und er selber in ein unmittelbares Verhältnis zu der ewigen Macht gebracht, die allüberall die ganze Welt durchdringt. Diese Verklärung, diese höhere Weihe erreicht aber niemals der Mensch, der nur ästhetisch wählt. Der Rhythmus in seiner Seele ist trotz all ihrer Leidenschaft doch nur ein spiritus lenis.

Wie ein Kato rufe ich Dir daher mein Entweder — Oder zu, und doch auch wieder nicht wie ein Kato; denn meine Seele ist noch nicht zu der kalten Resignation hindurchgedrungen, die ihn auszeichnete. Aber ich weiß es, nur diese Beschwörung kann, wenn anders ich die rechte Kraft besitze, Dich — nicht zur Tätigkeit des Gedankens wecken, denn die fehlt Dir nicht, sondern zum Ernst des Geistes. Vielleicht wird es Dir auch ohne diesen gelingen, vieles auszuführen und die Welt in Erstaunen zu setzen; und doch wird Dir das Höchste, das Einzige, was dem Leben in Wahrheit seine Bedeutung gibt, entgehen, vielleicht wirst Du die ganze Welt gewinnen, aber Dich selber verlieren! Was unterscheide ich denn nun in meinem Entweder — Oder? Gutes oder Böses? Nein, ich will Dich nur so weit bringen, daß diese Wahl in Wahrheit für Dich Bedeutung erlangt. Darum dreht sich alles. Und fühlst Du, ehe Du diese etwas ausführlichere Untersuchung, die ich Dir wieder in Form eines Briefes sende, ganz gelesen hast, fühlst Du, daß der Augenblick der Wahl da ist, so wirf das übrige nur weg und lies es nicht weiter. Du hättest nichts verloren; aber wähle, und Du wirst erkennen, was das bedeutet; Du wirst es empfinden, daß kein Mädchen bei der Wahl ihres Herzens so glücklich sein kann, wie ein Mann,

der zu wählen wußte. Entweder soll man also ästhetisch oder ethisch leben. Hier ist, wie gesagt, im strengeren Sinn des Wortes von einer Wahl noch nicht die Rede; denn wer ästhetisch lebt, wählt nicht, und wer das Ästhetische wählt, nachdem sich ihm das Ethische gezeigt hat, der lebt nicht ästhetisch, denn er sündigt und unterliegt ethischen Bestimmungen, selbst wenn sein Leben als ein unethisches bezeichnet werden muß. Es ist gewissermaßen der character indelebilis des Ethischen, daß es, obgleich es sich bescheiden nicht höher achtet als das Ästhetische, doch eigentlich der Faktor ist, der die Wahl zu einer Wahl macht. Und traurig ist's, wenn man das Leben der Menschen betrachtet, daß so viele unbemerkt den Weg des Verderbens gehen; sie leben sich aus, nicht in der Bedeutung, daß des Lebens Inhalt sich successiv entfaltet, und nun in dieser Entfaltung in Besitz genommen wird, sondern sie verschwinden wie Schatten, ihre unsterbliche Seele siecht hin, und ihnen wird vor der Frage nach der Unsterblichkeit derselben nicht bange; denn sie sind ja bereits aufgelöst, ehe sie sterben. Sie leben nicht ästhetisch, aber noch viel weniger hat sich ihnen das Ethische in seiner Totalität gezeigt; sie haben es zwar nicht eigentlich verworfen, ihre Sünde ist nur die, daß sie weder das eine noch das andere sind; sie zweifeln auch nicht an ihrer Unsterblichkeit, denn wer ernst und von ganzem Herzen und im Gedanken an sich selber daran zweifelt, der wird schon zum Ziel kommen. Im Gedanken an sich selber, sage ich, denn es ist hohe Zeit, daß man vor der hochherzigen, heldenmütigen Objektivität warnt, in welcher viele Denker an alle andere, nur nicht an sich selber denken. Will man das, was ich hier fordere, Selbstliebe nennen, so antworte ich: das kommt daher, weil man keine Ahnung von dem hat, was dieses Selbst bedeutet, und daß es dem Menschen wenig hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne, aber verlöre sich selber.

Mein Entweder — Oder bezeichnet nicht zunächst die Wahl zwischen Gutem und Bösem; es bezeichnet die Wahl,

in der man das Gute und das Böse wählt, oder das eine und das andere abweist. Daß der, der Gutes und Böses wählt, das Gute wählt, ist wohl wahr, aber das zeigt sich erst hinterher; denn das Ästhetische ist nicht das Böse, sondern die Indifferenz, und deshalb sagte ich, daß das Ethische die Wahl konstituiere. Wer das Ethische wählt, wählt das Gute, aber das Gute ist hier ganz abstrakt, und es folgt daraus noch durchaus nicht, daß der Wählende, weil er einmal das Gute wählte, nicht ein andermal das Böse wählen kann. Wieder siehst Du, wie wichtig es ist, daß gewählt wird, und daß das, worauf es ankommt, nicht so sehr ein Überlegen ist, als die Taufe des Willens, da dieser jenes in das Ethische aufnimmt. Je längere Zeit vergeht, um so schwerer wird die Wahl, denn die Seele ist beständig in dem einen Teil des Dilemmas, und es wird ihr daher immer schwerer und schwerer, sich loszureißen. Und doch ist's notwendig, wenn gewählt werden soll, und also äußerst wichtig, wenn eine Wahl etwas zu bedeuten hat; daß dieses aber der Fall ist, werde ich später nachweisen.

Du weißt es, daß ich mich niemals für einen Philosophen ausgegeben habe, am allerwenigsten, wenn ich mich mit Dir unterhalte. Mein liebster und teuerster, ja in gewissem Sinn bedeutungsvollster Lebensberuf ist der, daß ich als Ehemann auftrete. Ich habe mein Leben nicht der Kunst und den Wissenschaften geopfert, ich opfere mich meinem Beruf, meinem Weib und meinen Kindern, oder richtiger gesagt: ich finde darin meine tiefste Befriedigung und meine höchste Freude. Obgleich ich nun aber kein Philosoph bin, so bin ich doch zu einer kleinen philosophischen Untersuchung gezwungen, und ich bitte Dich herzlich, dieselbe nicht so sehr zu kritisieren, als sie Dir ad notam zu nehmen. Das polemische Resultat, wovon alle Deine Siegeshymnen über das Leben widerhallen, hat nämlich eine wunderliche Ähnlichkeit mit der Lieblingstheorie der neueren Philosophie, nach welcher der Grunsatz des Widerspruchs

aufgehoben ist. Wohl weiß ich es, daß der Standpunkt, den Du einnimmst, der Philosophie ein Greuel ist, und doch kommt es mir vor, als ob auch sie sich desselben Fehlers schuldig mache, ja daß der Grund, weshalb man das nicht gleich merkt, der ist, daß sie nicht einmal so richtig steht wie Du. Du stehst auf dem Gebiet der Tat, sie auf dem der Kontemplation. Sobald man sie daher auf das Praktische hinüberleiten will, muß sie zu demselben Resultat wie Du kommen, wenn sie sich auch anders ausdrückt. Du mediierst die Gegensätze in einem höheren Wahnsinn, die Philosophie in einer höheren Einheit. Du wendest Dich an die zukünftige Zeit, denn die Handlung ist wesentlich futurisch; Du sagst: Entweder kann ich das oder das tun; aber was ich auch tue, es ist beides gleich verrückt, ergo tue ich nichts; die Philosophie wendet sich an die vergangene Zeit, blickt auf die ganze Weltgeschichte mit allen ihren Erfahrungen zurück, sie weist nach, wie die diskursiven Momente in einer höheren Einheit zusammengehen, sie mediiert und mediiert. Dagegen scheint sie mir durchaus nicht auf das zu antworten, wonach ich frage; denn ich frage nach der zukünftigen Zeit. Du antwortest doch noch, wenn Deine Antworten auch Unsinn sind. Ich nehme nun an, daß die Philosophie Recht hat, daß der Grundsatz des Widerspruchs wirklich aufgehoben ist, oder daß die Philosophen ihn jeden Augenblick in der höheren Einheit des Gedankens aufheben. Das kann aber nicht von der zukünftigen Zeit gelten; denn die Gegensätze müssen doch erst dagewesen sein, ehe ich sie mediieren kann. Ist aber der Gegensatz da, dann auch ein Entweder — Oder. Die Philosophie sagt: So ist es bisher gewesen; ich frage: Was habe ich zu tun, wenn ich kein Philosoph sein will? Wäre ich ein Philosoph, dann würde ich die vergangene Zeit mediieren. Aber teils ist das keine Antwort auf meine Frage, was ich zu tun habe; dann wäre ich auch der größte Philosoph, der je gelebt hätte, ich müßte doch mehr tun, als immer nur das Vergangene betrachten; teils bin ich ein

Ehemann und durchaus kein großer Philosoph, aber ich wende mich in aller Ehrfurcht an die Männer dieser Wissenschaft, um zu erfahren, was ich zu tun habe. Ich erhalte jedoch keine Antwort; denn die Philosophie mediiert das Vergangene und lebt in demselben. Für die Philosophie ist die Weltgeschichte abgeschlossen. Daher sieht man in unsrer Zeit auch so viele junge Menschen, die Christentum und Heidentum mediieren und mit den titanischen Kräften der Geschichte spielen, aber einem einfältigen Menschen nicht sagen können, was er hier im Leben zu tun hat, und die ebenso wenig wissen, was sie selber zu tun haben. Der Philosoph hört auf die Lieder der alten Skalden, er lauscht den Harmonien der Mediation. Ich ehre die Wissenschaft, aber das Leben erhebt auch seine Forderungen. Ich bin ein Ehemann, ich habe Kinder. Wie, wenn ich nun in ihrem Namen die Philosophie fragte, was ein Mensch im Leben zu tun habe? Du lächelst, und doch meine ich, es ist in Wahrheit eine furchtbare Anklage wider sie, wenn sie darauf nicht antworten kann.

Doch, ich bin vielleicht schon zu weit gegangen, habe mich auf Untersuchungen eingelassen, die ich hätte unberührt lassen müssen, teils weil ich kein Philosoph bin, teils weil es keineswegs meine Absicht ist, mich mit Dir über dieses oder jenes Phänomen der Zeit zu unterhalten; aber da ich nun einmal so weit gekommen bin, will ich doch noch genauer untersuchen, was es mit der philosophischen Mediation der Gegensätze eigentlich auf sich hat.

So wahr es also eine zukünftige Zeit gibt, so wahr gibt es ein Entweder — Oder. Die Zeit, in welcher der Philosoph lebt, ist nicht die absolute Zeit, sie ist selbst nur ein Moment, und es ist immerhin bedenklich, wenn eine Philosophie unfruchtbar ist, ja sie muß es als eine Schmach ansehen, geradeso wie im Orient die Unfruchtbarkeit als eine Schande bezeichnet wird. Unsre Zeit wird wieder für eine spätere Zeit ein diskursiver Moment sein, und der

Philosoph einer späteren Zeit wird wieder unsre Zeit medi=ieren, und so weiter. So weit ist die Philosophie in ihrem Recht, und wir müssen es als einen zufälligen Fehler der Philosophie unsrer Zeit betrachten, daß sie unsre Zeit mit der absoluten Zeit verwechselte. Indessen ist es doch leicht einzusehen, daß die Kategorie der Mediation dadurch einen nicht unbedeutenden Stoß erlitten hat, und daß die absolute Mediation erst möglich wird, wenn die Geschichte ihr Ende erreicht hat. Was die Philosophie dagegen behalten hat, ist dieses: sie hat es anerkannt, daß es eine absolute Mediation gibt. Das ist ihr natürlich äußerst wichtig; denn gibt man die Mediation auf, so gibt man die Spekulation auf. Andererseits aber ist's auch nicht so unbedenklich, wenn sie das einräumt; denn räumt man die Mediation ein, so gibt es keine absolute Wahl und daher auch kein absolutes Entweder — Oder. Das ist die Schwierigkeit; doch glaube ich, dieselbe liegt zum Teil darin, daß man zwei Sphären miteinander verwechselt, die Sphäre des Denkens und die der Freiheit. Für den Gedanken besteht der Gegensatz nicht, er geht in ein anderes über und darauf zusammen in eine höhere Einheit. Für die Freiheit aber besteht der Gegensatz; denn sie schließt ihn aus. Ich verwechsele keineswegs das liberum arbitrium mit der wahren positiven Freiheit; denn selbst diese hat für alle Ewigkeit das Böse außerhalb ihrer selbst, wenn auch als eine ohnmächtige Möglichkeit, und sie wird dadurch nicht vollkommen, daß sie das Böse je mehr und mehr von sich ausschließt; aber dieses Ausschließen ist gerade der Gegensatz zur Mediation. Daß ich hiermit nicht genötigt bin, ein radikales Böse anzunehmen, werde ich später nachweisen.

Die Sphären, mit denen die Philosophie es eigentlich zu tun hat, sind das Logische, die Natur, die Geschichte. Hier herrscht die Notwendigkeit, und daher hat die Mediation ihr Recht. Daß sich dieses bei dem Logischen und bei der Natur so verhält, wird niemand leugnen; mit der Geschichte

aber hat es seine Schwierigkeit, denn — so sagt man — hier herrscht die Freiheit. Ich glaube jedoch, daß man die Geschichte falsch beurteilt, und daß daher auch jene Schwierigkeit kommt. Die Geschichte ist nämlich mehr als ein Produkt von freien Handlungen freier Individuen. Das Individuum handelt, aber dieses Handeln geht in die Ordnung der Dinge ein, welche das ganze Universum trägt. Was daraus folgt, weiß der Handelnde eigentlich nicht. Aber diese höhere Ordnung der Dinge, welche die freien Handlungen sozusagen verdaut und sie in ihrem ewigen Gesetzen verarbeitet, ist die Notwendigkeit, und diese Notwendigkeit ist die Bewegung in der Weltgeschichte, weshalb es auch ganz richtig ist, daß die Philosophie die Mediation anwendet, will sagen, die relative Mediation. Betrachte ich eine weltgeschichtliche Individualität, so kann ich zwischen den Werken unterscheiden, von welchen die Schrift sagt, daß sie dem Menschen nachfolgen, und denen, durch welche er der Geschichte angehört. Mit dem, was man die innere Tat nennen könnte, hat die Philosophie gar nichts zu tun; aber die innere Tat ist das wahre Leben der Freiheit. Die Philosophie betrachtet die äußere Tat, aber diese sieht sie nicht isoliert, sondern wie sie in den weltgeschichtlichen Prozeß aufgenommen und in denselben verwandelt wird. Dieser Prozeß ist der eigentliche Inhalt aller Philosophie, und sie betrachtet ihn unter der Bestimmung der Notwendigkeit. Sie weist daher jede Reflexion ab, und will nicht daran erinnert werden, daß alles verändert werden könnte; sie sieht die Weltgeschichte in einem Licht an, das alle Fragen nach einem Entweder — Oder ausschließt.

Selbst der einfachste und gewöhnlichste Mensch hat also eine Doppelexistenz. Auch er hat eine Geschichte, und diese ist nicht nur ein Produkt seiner eigenen freien Handlungen. Die innere Tat dagegen gehört ihm selber und wird ihm für alle Ewigkeit gehören; die kann die Geschichte ihm nicht nehmen, sie folgt ihm nach, sei es zur Freude, sei es zum

Schmerz. In dieser Welt herrscht ein absolutes Entweder — Oder; aber mit ihr hat die Philosophie nichts zu tun.

Ich kämpfe für die Freiheit — teils hier in diesem Brief, teils und vor allem in mir selber —, für eine zukünftige Zeit, für ein Entweder — Oder. Das ist der Schatz, welchen ich denen hinterlassen will, die ich hier auf Erden liebe. Ja, wäre mein Sohn jetzt in dem Alter, daß er mich recht verstehen könnte, und es wäre meine letzte Stunde gekommen, so würde ich ihm sagen: Ich hinterlasse dir kein Vermögen, keinen Titel und keine hohen Würden; aber ich weiß, wo ein Schatz begraben liegt, der dich reicher machen kann als die ganze Welt, und dieser Schatz gehört dir; er liegt in deinem eigenen Inneren; es ist ein Entweder — Oder, das einen Menschen hoch über die Engel erhebt.

Hier will ich diese Betrachtung abbrechen. Vielleicht befriedigt sie Dich nicht, aber mein Freund, das liegt nicht an mir, sondern an Dir.

Was bei meinem Entweder — Oder so wichtig ist, ist das Ethische. Es ist hier also noch nicht davon die Rede, daß etwas gewählt wird, auch nicht davon, ob das Gewählte Realität hat, sondern von der Realität des Wählens. Das ist aber auch das Entscheidende. Und dahin kann ein Mensch den anderen führen. Ich habe in einem frühern Brief die Bemerkung gemacht, geliebt zu werden, gäbe dem menschlichen Wesen eine Harmonie, die nie ganz verloren gehen könne; nun sage ich: Wenn ein Mensch eine Wahl getroffen hat, so gibt das demselben einen unverlierbaren Wert. Es gibt viele Menschen, die außerordentlich viel darauf geben, daß sie diesen oder jenen bedeutenden Mann von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Diesen Eindruck vergessen sie niemals, und doch — wie bedeutungsvoll ein solcher Anblick auch sein mag, er ist nichts gegen den Augenblick der Wahl. Wenn um einen her alles still geworden ist, feierlich wie eine sternenhelle Nacht, wenn die Seele sich allein fühlt in der ganzen Welt, dann zeigt sich ihr nicht

ein ausgezeichneter Mann, sondern die ewige himmlische Macht, und das Ich wählt sich selber, oder richtiger, es empfängt sich selber. Dann hat die Seele das Höchste gesehen, was kein sterbliches Auge sehen kann, und was nie wieder vergessen werden kann, da empfängt die Persönlichkeit ihren Ritterschlag, der sie für eine Ewigkeit adelt. Dadurch wird der Mensch kein anderer, als er vorher war, sondern er wird nur der, der er schon zuvor war.

Durch die absolute Wahl ist das Ethische, wie wir gesehen haben, das Gesetz des Lebens geworden, aber daraus folgt keineswegs, daß das Ästhetische ausgeschlossen ist. Im Ethischen ist die Persönlichkeit in sich selber zentralisiert, absolut ist das Ästhetische also ausgeschlossen, oder es ist als das Absolute ausgeschlossen, aber relativ bleibt es beständig zurück. Indem die Persönlichkeit sich selber wählt, wählt sie sich selber ethisch und schließt das Ästhetische absolut aus; aber da ein Mensch sich dann doch selber wählt und, indem er wählt, nicht ein anderes Wesen wird, so kehrt das Ästhetische in seiner Relativität zurück.

Das Entweder — Oder, das ich will, ist also in einem gewissen Sinn absolut, da die Wahl, die es voraussetzt, eine absolute ist; in einem anderen Sinn aber tritt das absolute Entweder — Oder erst durch die Wahl ein; denn nun heißt's zwischen Gutem und Bösem wählen. Aber das soll mich hier nicht beschäftigen; Du sollst nur die Notwendigkeit einer Wahl anerkennen und das Leben in ethischem Licht betrachten. Wahrhaftig, ich bin kein ethischer Rigorist, der sich für formelle, abstrakte Freiheit begeistert hat. Ist nur erst die Wahl selber das Gesetz des Lebens geworden, dann kehrt alles Ästhetische zurück, und dann — o, Du wirst es selber erkennen — dann erst wird das Leben schön, und erst dann kann ein Mensch seine Seele retten und die ganze Welt gewinnen, die Welt gebrauchen, ohne sie zu mißbrauchen.

Aber was heißt es: ästhetisch, und was: ethisch leben? Was ist das Ästhetische in einem Menschen, und was das

Ethische? Hierauf möchte ich antworten: Das Ästhetische in einem Menschen ist das, wodurch er unmittelbar das ist, was er ist; das Ethische das, wodurch er das wird, was er wird.

Von dem Ästhetischen will ich nun nicht weiter reden, das möchte — Dir gegenüber überflüssig sein. Trotzdem aber möchte ich einige Stadien desselben skizzieren, damit wir uns bis zu dem Punkt durcharbeiten, wo sich Dein Leben im Grunde abspielt; und das ist mir sehr wichtig, damit Du mir nicht durch einen Deiner sehr beliebten Seitensprünge entwischst. Außerdem glaube ich doch auch, daß Du noch manches von mir lernen kannst, um recht zu erkennen, was es heißt: ästhetisch leben.

Jeder Mensch, und wäre er in den Augen der Welt noch so gering, hat das Bedürfnis, sich eine Lebensanschauung zu bilden, d. h. zu erfahren, was der Wert und das Ziel des Lebens ist. Auch wer ästhetisch lebt, tut das, und der allgemeine Ausdruck, den man zu allen Zeiten und auf den verschiedenen Stadien hören kann, ist der: man muß das Leben genießen. Das variiert natürlich sehr, je nachdem die Auffassung vom Genuß des Lebens eine verschiedene ist: aber in diesem einen Ausdruck, daß man das Leben genießen müsse, sind doch alle einig. Wer aber sagt, daß er das Leben genießen wolle, der setzt immer eine Bedingung, die entweder außerhalb des Individuums liegt, oder dem Individuum zwar eigen ist, aber doch nicht in diesem ihren Ursprung hat. Ich bitte Dich, Dir diese Ausdrücke zu merken, da sie mit Fleiß gewählt sind.

Du bist vielleicht schon etwas ärgerlich, weil ich den ganz allgemeinen Ausdruck: ästhetisch leben gebraucht habe, und doch wirst Du kaum leugnen können, daß er richtig ist. Du verspottest oft andere, weil sie das Leben nicht zu genießen verstehen, während Du selber glaubst, jene Kunst aus dem Grunde studiert zu haben. Wohl möglich, daß sie es

nicht verstehen, aber sie gebrauchen doch ganz denselben Ausdruck wie Du. Du meinst nun vielleicht, ich müßte so galant sein, Dich als Künstler zu behandeln und schweigend an den Pfuschern vorüberzugehen, mit denen Du nichts gemein hättest. Ich kann Dir jedoch nicht helfen, denn Du hast etwas mit ihnen gemein, und zwar etwas sehr Wesentliches — die Lebensanschauung nämlich. Worin Du im übrigen von ihnen abweichst, das ist in meinen Augen höchst unwesentlich. Ich kann's nicht lassen, ich muß wirklich über Dich lachen. Siehst Du, mein junger Freund, das ist ein Fluch, der Dir folgt: die vielen Kunstbrüder, die Du findest, und deren Du Dich doch schämst. Du bist ein so vornehmer junger Herr, und es tut mir leid, wirklich leid, daß ich Dich in der Gesellschaft sehe. In der Tat, es muß höchst unangenehm sein, wenn man dieselbe Lebensanschauung hat wie jeder Trinkbruder oder Jagdliebhaber. Ganz ist dies nun wohl auch nicht der Fall: denn gewissermaßen liegst Du außerhalb des ästhetischen Gebietes, wie ich später nachweisen werde.

Wie groß nun aber auch die Differenzen innerhalb des Ästhetischen sein mögen, alle Stadien sind doch darin wesentlich gleich, daß der Geist nicht als Geist, sondern unmittelbar bestimmt ist. Die Differenzen können außerordentlich groß sein, von der vollkommenen Geistlosigkeit bis zum höchsten Grad eines geistreichen Wesens; aber selbst auf dem letzten Stadium ist der Geist doch nicht als Geist, sondern als Gabe bestimmt.

Nur ganz kurz will ich jedes einzelne Stadium hervorheben und nur bei dem verweilen, was etwa auf Dich passen könnte, oder wovon ich wünsche, daß Du es auf Dich selber anwenden möchtest.

Die Persönlichkeit ist unmittelbar bestimmt, nicht geistig, sondern physisch. Hier haben wir eine Lebensanschauung, die uns lehrt, daß die Gesundheit das höchste Gut sei. Einen etwas poetischeren Ausdruck erhält dieselbe Lebens-

anschauung, wenn es heißt: Die Schönheit ist das Höchste. Schönheit ist nun ein sehr vergängliches Gut, und deshalb sieht man diese Lebensanschauung auch nur selten durchgeführt. Man sieht zwar oft genug ein junges Mädchen oder einen jungen Mann, die wohl eine Weile auf ihre Schönheit trotzen, aber — ach, wie bald sind sie betrogen. Doch habe ich dieselbe einmal selten glücklich durchgeführt gesehen.

In meiner Studentenzeit kam ich während der Ferien zuweilen in ein gräfliches Haus. Der Graf hatte in früheren Tagen eine diplomatische Charge bekleidet, war nun älter geworden und lebte auf seinem Gut in ländlicher Ruhe. Die Gräfin war als junges Mädchen außerordentlich schön gewesen; noch in ihrem Alter war sie die schönste Dame, die ich gesehen habe. Der Graf hatte in seiner Jugend durch seine männliche Schönheit bei dem schönen Geschlecht viel Glück gemacht; am Hof erinnnert man sich noch des schönen Kammerjunkers. Das Alter hatte ihn nicht gebeugt, und eine edle, echt vornehme Würde machte ihn noch schöner. Die das Paar in früheren Zeiten gekannt hatten, versicherten, sie hätten nie ein schöneres gesehen; und ich, der ich so glücklich war, sie in ihren alten Tagen kennen zu lernen, fand das ganz in der Ordnung; in der Tat, sie waren noch immer das schönste Paar, das man suchen konnte. Sowohl der Graf wie die Gräfin waren hochgebildet, und doch konzentrierte sich die Lebensanschauung der Gräfin in dem Gedanken, daß sie das schönste Paar des ganzen Landes seien. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft einer Begebenheit, die das bezeugte. Es war am Sonntag vormittag; die Gräfin fühlte sich nicht recht wohl und wagte daher nicht, an einer kleinen Feier in der unmittelbar am Schloß liegenden Kirche teilzunehmen; der Graf aber begab sich am Morgen dahin, er war in höchster Gala, hatte seine Kammerherrnuniform angezogen und sich mit seinen Orden geschmückt. Die Fenster im großen Saal gingen nach der Allee hin, die zur Kirche

hinaufführte. Die Gräfin stand an einem derselben; sie sah in ihrer geschmackvollen Morgentoilette wirklich reizend aus. Ich hatte mich nach ihrem Befinden erkundigt, und wir unterhielten uns gerade über eine Segelpartie, die am folgenden Tage vorgenommen werden sollte, als sich der Graf weit unten in der Allee zeigte. Sie schwieg und ward schöner, als ich sie je zuvor gesehen hatte, ihre Miene wurde fast etwas wehmütig, der Graf war so nahe gekommen, daß er sie im Fenster sehen konnte, sie warf ihm mit vieler Grazie ein Kußhändchen zu, wandte sich dann nach mir um und sagte: Nicht wahr, kleiner Wilhelm, mein Detlef ist doch der schönste Mann des ganzen Königreiches? Ja, ich sehe wohl, er bricht an der einen Seite ein ganz klein wenig zusammen, aber das kann niemand merken, wenn ich neben ihm gehe, und wenn wir zusammengehen, sind wir doch noch das schönste Paar in Dänemark. Kein sechzehnjähriges Mägdlein könnte über ihren Verlobten, den hübschen Kammerjunker, glücklicher sein als ihro Gnaden über den bereits hochbetagten Kammerherrn.

Beide Lebensanschauungen sind darin eins, daß man das Leben genießen müsse. Die Bedingung dafür liegt in dem Individuum selber, aber so, daß sie ihren Ursprung nicht in diesem selber hat.

Wir gehen weiter, und treffen Lebensanschauungen, die uns gleicherweise zum Lebensgenuß auffordern, bei welchem aber die Bedingung außerhalb des Individuums liegt. Das ist überall da der Fall, wo Reichtum, Adel, hohe Würden usw. zur Aufgabe und zum Inhalt des Lebens gemacht werden. Hier nenne ich auch eine gewisse Verliebtheit. Ich denke mir ein junges Mädchen, sie ist ganz und gar — bis über die Ohren verliebt, ihre Augen wollen nur ihn, den Geliebten, wieder und wieder sehen, in ihrer Seele lebt kein anderer Gedanke als er, er allein, ihm und keinem anderen will ihr Herz angehören, außer ihm hat nichts, nichts, weder im Himmel noch auf Erden für sie Bedeutung — siehe da,

wieder eine ästhetische Lebensanschauung bei welcher die Bedingung außerhalb des Individuums selber liegt. In Deinen Augen ist eine solche Liebe natürlich eine Torheit, die nach Deiner Meinung nur in Romanen vorkommt. Indessen ist eine solche Liebe doch denkbar und wird von vielen Menschen als etwas Außerordentliches angesehen. Ich werde Dir später erklären, weshalb ich dieselbe nicht billigen kann.

Wir gehen weiter. Es treten uns Lebensanschauungen entgegen, die uns zurufen: Genießet das Leben, wo aber die Bedingung des Genusses im Individuum liegt, doch also, daß sie ihren Ursprung nicht im Individuum selber hat. Die Persönlichkeit wird hier im allgemeinen als Talent bestimmt, ob es nun ein praktisches, merkantiles, mathematisches oder ein dichterisches, künstlerisches, philosophisches Talent ist; und die Befriedigung, der Genuß des Lebens wird dadurch gesucht, daß man dieses Talent zu seiner höchsten Entfaltung bringt. Die Menschen, welche solcher Lebensanschauung huldigen, müssen sich oft Deinen Spott gefallen lassen, namentlich weil sie durchweg unermüdlich tätig sind. Du meinst selber ästhetisch zu leben und räumst das jenen Menschen nicht ein. Unzweifelhaft hast Du andere Ansichten vom Lebensgenuß als sie, aber das ist nicht das Wesentliche; das Wesentliche liegt, wie wir schon gesehen haben, darin, daß man das Leben genießen will. Ja gewiß, Dein Leben ist viel vornehmer als das ihrige, aber vielleicht nicht — so unschuldig!

Wie nun alle diese Lebensanschauungen das miteinander gemein haben, daß sie ästhetisch sind, so sind sie einander auch darin ähnlich, daß ihnen allen eine gewisse Einheit zugrunde liegt, ein gewisser Zusammenhang, und daß sie alle ein bestimmtes Zentrum haben, um welches sich ihnen alles dreht. Das, worauf sie ihr Leben bauen, ist an sich ein Einzelnes, und darum wird dieses nicht so sehr zersplittert, wie das Leben derer, die sich an dem In-sich-selber-Mannigfachen erbauen. Das ist bei derjenigen Lebensan-

schauung der Fall, bei welcher ich nun etwas länger verweilen will. Sie lehrt: Genieße das Leben, und erklärt das so: Lebe nach Deiner Lust. Die Lust ist jedoch in sich selber etwas Mannigfaches: man sieht daher leicht, daß dieses Leben sich grenzenlos zersplittert, es sei denn, daß in einzelnen Individuen die Lust von Kindheit an zu einer besonderen Lust determiniert ist, was man denn eher eine Neigung, einen Hang nennen dürfte, z. B. die Neigung, zu fischen, oder zu jagen, oder Pferde zu halten usw. Sofern diese Lebensanschauung sich mannigfach zersplittert, liegt sie — wie man leicht sehen kann — in der Sphäre der Reflexion. Diese Reflexion ist jedoch stets nur eine endliche Reflexion und die Persönlichkeit liegt in ihrer Unmittelbarkeit. In der Lust selber ist das Individuum unmittelbar, und wie raffiniert dieselbe auch sein mag, so ist das Individuum in derselben doch nur gleichsam unmittelbar. Im Genuß ist es ein Moment, und wie manigfach es dann sein mag, es ist doch beständig unmittelbar, weil es im Moment ist. Leben, um seine Lust zu befriedigen, ist in der Tat ein sehr vornehmer Lebensberuf, aber Gott sei Dank, können nur wenige ihn durchführen, weil die meisten Menschen auch noch an etwas anderes zu denken haben, und ein Individuum im Besitz mannigfacher äußerer Bedingungen sein muß, und dieses Glück, oder richtiger Unglück, wird einem Sterblichen nur selten zu teil; dieses Unglück — denn, gewiß, es kommt nicht von den gnädigen, sondern von den erzürnten Göttern.

Die meisten Menschen sind hier freilich nur Pfuscher, aber in der Geschichte begegnet man doch dann und wann einem Exempel, das uns zeigt, wie diese Lebensanschauung im großen durchgeführt werden kann; ich denke da vor allem an jenen allmächtigen Mann, vor dem eine ganze Welt sich beugte, Kaiser Nero. Du äußertest einmal mit gewohnter Frechheit, man könnte es Nero doch nicht verdenken, daß er Rom anzündete, um sich den Brand Trojas recht zu ver-

gegenwärtigen. Aber man darf doch fragen, ob er auch wirklich im Besitz der Kunst war, um es genießen zu können. Es ist eine Deiner kaiserlichen Lüste, daß Du niemals einem Gedanken aus dem Wege gehst, Dich niemals von ihm erschrecken läßt. Dazu braucht man ja auch keine kaiserliche Garde, kein Silber und Gold, keine Schätze Indiens, man kann ganz für sich allein sein und es in aller Stille abmachen. Ja, klüger ist es, aber darum nicht weniger entsetzlich. Deine Absicht war nun wohl kaum, Nero zu verteidigen, und doch tust Du es gewissermaßen, wenn Du nicht auf das, was er tut, den Blick richtest, sondern darauf siehst, wie er es tut. Ich weiß es sehr wohl, daß Du nicht weniger wie ich und alle Menschen, ja daß Nero selber vor einer solchen Grausamkeit zurückschrecken würde, und doch möchte ich keinem Menschen raten, zu glauben, er könne niemals ein Nero werden. Wenn ich nämlich das nenne, was meiner Meinung nach Neros Wesen konstituierte, so wird es Dir vielleicht sehr milde erscheinen, aber glaub's mir, es ist nicht zu milde geurteilt, aber es zeigt uns zugleich, wie nahe eine solche Verirrung einem Menschen liegen kann; ja man kann sagen, es kommt jedem Menschen, der nicht wie ein Kind durch das Leben geht, ein Augenblick, in dem er, wenn auch nur wie von ferne, diesen Abgrund des Verderbens ahnt. Neros Wesen war Schwermut. In unsrer Zeit sieht man in der Schwermut etwas Großes, und ich kann daher sehr gut begreifen, daß Du meinst, dieses Wort sei zu milde; ich folge einer älteren Kirchenlehre, welche die Schwermut unter die Kardinalsünden zählte. Doch will ich gleich hier schon bemerken, daß ein Mensch einen tiefen Kummer haben kann, der ihm vielleicht bis zum Grabe folgt, ohne daß sein Leben dadurch der Schönheit und der inneren Wahrheit beraubt würde; schwermütig aber wird ein Mensch nur durch seine eigene Schuld.

Doch zurück zu dem kaiserlichen Lüstling! Nicht nur, wenn er seinen Thron besteigt oder zur Ratsversammlung

geht, sehe ich ihn im Geist von Liktoren umgeben, nein, auch wenn er auszieht, um seine Lüste zu befriedigen — ja, dann vor allem, denn sie müssen ihm den Weg bahnen, wenn er auf Raub ausgeht. Ich stelle mir ihn schon etwas älter vor, die Jugend liegt hinter ihm, der leichte Sinn ist von ihm gewichen, und er ist der Freude des Lebens überdrüssig geworden. Aber dieses Leben, wie verdorben es auch sein mag, hat seine Seele gereift, und doch ist er trotz all seiner vielen Erfahrungen noch ein Kind, wenigstens ein Jüngling. Die Unmittelbarkeit des Geistes kann nicht zum Durchbruch kommen, und doch fordert sie einen Durchbruch, sie fordert eine höhere Form des Daseins. Soll das aber geschehen, dann muß auch ein Augenblick kommen, da der Glanz des Thrones erbleicht, seine Macht und Herrlichkeit zusammenbricht, und dazu fehlt ihm der Mut. Nun jagt er hinter der Lust her, nur im Augenblick der Lust findet er Ruhe; ist der Rausch vorüber, dann schnappt er ermattet nach Luft. Beständig will der Geist hervorbrechen, aber es kommt nicht so weit, stets wird er betrogen. Da sammelt der Geist sich in ihm wie eine dunkle Wolke, der Zorn derselben schwebt über seiner Seele, und es ergreift ihn eine Angst, die auch nicht im Augenblick des Genusses aufhört. Sieh, deshalb ist sein Auge so finster, daß es niemand ertragen kann, sein Blick so unheimlich leuchtend, daß alle voller Entsetzen vor ihm fliehen; denn hinter dem funkelnden Auge liegt die Seele wie eine dunkle Wolke. Man nennt diesen Blick einen kaiserlichen Blick, und die ganze Welt zittert vor demselben und doch ist sein innerstes Wesen voll geheimer Angst. Wenn ein Kind ihn anders ansieht, als er es gewohnt ist, dann kommen die Schrecken Gottes über ihn; nur wenn die Welt vor ihm zittert, ist er ruhig, denn dann wagt doch keiner es, ihn anzugreifen. Daher jene Angst vor Menschen, die Nero mit allen solchen Menschen gemein hat. Er ist wie besessen, unfrei in sich selber, jeder Blick kann ihn fesseln, ja, er, der

mächtigste Kaiser, fürchtet sich vor dem Blick des niedrigsten Sklaven. Ein solcher Blick trifft ihn, sein Auge verzehrt den Menschen, der ihn so anzusehen vermag. Ein Schurke steht neben dem Kaiser und versteht den Zornesblitz, der aus seinem Auge leuchtet, und jener Mensch ist nicht mehr. Nero hat keinen Mord auf seinem Gewissen, aber der Geist fühlt neue Angst. Nur im Augenblick der Lust findet der große Kaiser Zerstreuung. Er brennt halb Rom nieder, aber seine Qual bleibt dieselbe. So etwas ergötzt ihn bald nicht mehr. Er gibt noch eine höhere Lust, er will die Menschen um sich her quälen. Sich selber ist er ein Rätsel, und Angst sein innerstes Wesen; nun will er allen ein Rätsel sein und sich an ihrer Angst ergötzen. Daher dieses kaiserliche Lächeln, das niemand begreift. Sie nähern sich seinem Thron, lächelnd sieht er sie an —, aber eine gräßliche Angst ergreift sie, vielleicht ist dies Lächeln ihr Todesurteil, vielleicht öffnet sich die Erde vor ihnen, und sie stürzen in den Abgrund. Ein Weib nähert sich seinem Thron, er sieht sie freundlich lächelnd an, so voller Huld und Gnade, daß sie vor Angst fast ohnmächtig hinsinkt; vielleicht ersieht dieses Lächeln sie schon als ein Opfer seiner Wollust. Und diese Angst ist seine Wonne. Er will nicht imponieren, er will ängstigen. Nicht stolz tritt er in seiner kaiserlichen Hoheit auf, schwach, ohnmächtig schleicht er heran, denn diese Schwachheit beunruhigt noch mehr. Wie ein Sterbender sieht er aus, als könnte er kaum noch Atem holen, und doch ist er Roms Kaiser und hält das Leben der Menschen in seiner Hand. Seine Seele ist matt, nur ein Witz, ein Gedankenspiel kann ihn einen Augenblick in Atem halten. Aber was ihm die Welt bieten kann, ist erschöpft, und doch kann er nicht atmen, wenn es ihm nicht mehr geboten wird. Er könnte ein Kind vor den Augen der Mutter niederhauen lassen, ob nicht ihre Verzweiflung der Leidenschaft einen neuen Ausdruck geben, ihn ergötzen könnte. Wäre er nicht Roms Kaiser,

würde er sein Leben vielleicht durch einen Selbstmord enden.

Ob es so auch bei Nero war, weiß ich nicht; aber man findet bei solchen Menschen zuweilen eine gewisse Gutmütigkeit, und hatte Nero sie, so zweifle ich nicht, daß seine Umgebung bereit gewesen wäre, sie Holdseligkeit zu nennen. Damit hat es einen besonderen Zusammenhang, aber gibt zugleich einen neuen Beweis für die Unmittelbarkeit, die zurückgedrängt die eigentliche Schwermut konstituiert. Da kann's geschehen, daß, wo alle Schätze der Welt kaum hinreichen, einen Menschen zu erfreuen, ein einzelnes Wort, eine kleine Kuriosität, mit einem Wort, etwas an und für sich sehr Unbedeutendes denselben außerordentlich ergötzen kann. Ein Nero kann sich über so etwas wie ein Kind freuen. Wie ein Kind; das ist gerade der rechte Ausdruck dafür, denn es ist die ganze Unmittelbarkeit eines Kindes, die sich unveränderlich, unerklärlich zeigt. Eine herangereifte Persönlichkeit kann sich so nicht freuen; denn wohl hat er die Kindlichkeit in sich bewahrt, aber hat doch aufgehört, ein Kind zu sein. Im täglichen Leben ist Nero daher ein alter Mann, in einzelnen Augenblicken aber ein wahres Kind.

Hier will ich diese kleine Schilderung, die auf mich wenigstens immer einen sehr ernsten Eindruck gemacht hat, abbrechen. Selbst noch nach seinem Tode ängstigt Nero; denn wie verdorben er auch ist, er ist doch Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein, und selbst in einem Unmenschen ist doch noch etwas Menschliches. Ich habe mit dieser Schilderung nicht Deine Phantasie beschäftigen wollen; ich bin kein Schriftsteller, der um die Gunst des Lesers buhlt, am allerwenigstens um Deine; ich bin, wie Du weißt, überhaupt kein Schriftsteller und schreibe nur um Deinetwillen. Auch habe ich Neros Geist nicht heraufbeschworen, damit wir — Du und ich — mit jenem Pharisäer Gott danken möchten, daß wir doch ganz andere Menschen sind. In mir erweckt es ganz andere Gedanken,

wenn ich Gott auch danke, daß mein Leben so wenig bewegt war, daß ich diese Schrecken nur von ferne geahnt habe und nun ein glücklicher Ehemann bin; und ich freue mich von Herzen, daß Du noch jung bist, um etwas daraus lernen zu können. Mag jeder daraus lernen, was er will: das können wir beide lernen, daß eines Menschen Unglück niemals darin liegt, daß er die äußeren Bedingungen nicht in seiner Macht hat, da dies ihn erst ganz unglücklich machen würde.

Was ist denn Schwermut? Antwort: Hysterie des Geistes. Es kommt in einem menschlichen Leben ein Augenblick, wo die Unmittelbarkeit gewissermaßen gereift ist und der Geist eine höhere Form haben will, wo er sich selber als Geist erfassen will. Als unmittelbarer Geist hängt der Mensch mit dem ganzen irdischen Leben zusammen; nun aber will der Geist sich aus dieser Zerstreutheit sammeln und sich in sich selber erklären. Die Persönlichkeit will sich ihrer selbst in ihrer ewigen Gültigkeit bewußt werden. Geschieht das nun nicht, wird die Bewegung aufgehalten oder zurückgedrängt, so tritt die Schwermut ein. Es liegt in derselben etwas gar Unerklärliches. Wer einen Schmerz oder einen Kummer in seinen Herzen trägt, der weiß, was ihn drückt; fragst Du aber einen Schwermütigen, so wird er Dir antworten: Ich weiß es nicht, ich kann's nicht erklären. Darin liegt die Unendlichkeit der Schwermut. Diese Antwort ist ganz richtig; denn sobald er es weiß, ist sie auch gehoben, während das Leid noch keineswegs dadurch, daß man es kennt, verschwindet.

Aber die Schwermut ist auch eine Sünde, ja recht eigentlich eine Sünde instar omnium; denn das ist die Sünde, daß man nicht will, nicht tief und innerlich will, und das ist eine Mutter aller Sünden. Diese Krankheit, oder richtiger, diese Sünde ist in unsrer Zeit allgemein, und das ganze junge Deutschland und Frankreich seufzt unter derselben. Ich will Dich nicht erbittern und Dich so schonend

wie möglich behandeln. Gern räume ich es ein, daß die Schwermut in gewissem Sinn kein schlechtes Zeichen ist, denn sie findet sich im allgemeinen nur bei den begabtesten Naturen. Auch will ich Dich nicht mit der Behauptung plagen, daß jeder, der an Indigestionen leidet, sich schwermütig nennen dürfe, denn man hält es ja in unsrer Zeit fast für eine Ehre, wenn man diese Krankheit hat! Der Hochbegabte aber muß es sich gefallen lassen, wenn ich ihn dafür verantwortlich mache und behaupte, daß seine Schuld in solchem Fall auch größer ist als die anderer Menschen. Sieht er das recht ein, so wird er darin freilich keine Herabsetzung seiner Persönlichkeit finden, ob er sich auch in wahrer Demut unter die ewige Macht beugen muß. Sobald die Bewegung vor sich gegangen ist, ist die Schwermut im wesentlichen gehoben, obgleich dadurch natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß das Leben einem solchen Individuum noch viele Leiden und manchen tiefen Kummer bringen kann; und Du weißt sehr wohl, daß ich weniger vielleicht als andere die jämmerliche philiströse Weisheit leiden kann, daß es doch nicht helfe, wenn man traure, und daß man sich die Sorgen aus dem Sinn schlagen solle. Wahrhaftig, ich würde mich vor mir selber schämen, wenn ich mit diesen Worten vor einen bekümmerten Menschen zu treten wagte. Aber trotzdem wird selbst der Mensch, in dessen Leben die Bewegung ruhig und friedlich vor sich geht, immer etwas von seiner Schwermut zurückbehalten; aber das hängt mit etwas viel Tieferem, mit der Erbsünde, zusammen, und liegt darin, daß ein Mensch nie auf den Grund seines Herzens schauen und sich nie selber ganz offenbar werden kann. Die Menschen dagegen, deren Seelen nichts von Schwermut wissen, sind diejenigen, die keine Ahnung von einer inneren Metamorphose haben. Mit denen habe ich nichts zu tun, denn ich schreibe nur Dir; und Dich, so glaube ich, wird diese Erklärung befriedigen, denn Du nimmst doch wohl kaum mit vielen Ärzten an, daß die Schwermut ihren Grund im

Leiblichen habe. Wenn es wirklich so ist, warum können die Ärzte sie dann nicht heilen? Nur der Geist kann sie heben, denn sie liegt im Geist, und wenn dieser sich selbst findet, dann verschwinden all die kleinen Leiden, die Gründe, welche bei einigen, wie sie meinen, die Schwermut hervorrufen, daß man sich nicht in die Menschen finden könne, daß man sowohl zu früh wie zu spät in die Welt komme, daß man seinen Platz im Leben nicht ausfüllen könne; denn wer sich selber ewig besitzt, kann weder zu früh noch zu spät in die Welt kommen, und wer sich selber in seinem ewigen Wert besitzt, der findet auch einen Platz in diesem Leben, welchen er ganz und voll ausfüllen kann.

Nun, ich hoffe, Du wirst mir diesen Exkurs verzeihen, da er wesentlich in Deinem Interesse geschrieben ist. Ich kehre zu der Lebensanschauung zurück, welche meint, man müsse leben, um seine Lust zu befriedigen. Ein Philister sieht ein, daß sich dieselbe nicht durchführen läßt, und hält es daher nicht für der Mühe wert, mit ihr anzufangen; ein feinerer Egoismus kommt bald zu der Erkenntnis, daß man so die Pointe des Genusses verliert. Hier liegt eine Lebensanschauung vor, die uns lehrt: Genieße das Leben, und das wieder so ausdrückt: Genieße Dich selber. Im Genuß mußt Du Dich selber genießen. Das ist eine höhere Reflexion; indessen dringt dieselbe natürlich nicht in die Persönlichkeit selber ein, diese bleibt in ihrer zufälligen Unmittelbarkeit. Die Bedingung des Genusses ist auch hier im Grunde eine äußere, die nicht in der Macht des Individuums steht; denn obgleich er, wie er sagt, sich selber genießt, so genießt er sich selber doch nur in dem Genuß, der Genuß aber ist an äußere Bedingungen geknüpft. Der ganze Unterschied ist also der, er genießt reflektiert, nicht unmittelbar. Sofern ist selbst dieser Epikuräismus von einer Bedingung, die er nicht in seiner Macht hat, abhängig. Aber siehe, da wird mir ein Ausweg gezeigt. Genieße Dich selber — so sagen sie — indem Du stets die Bedingungen

wegwirfst. Aber es versteht sich von selber, daß, wer sich selber darin genießt, daß er die Bedingungen wegwirft, ebenso abhängig von denselben ist, wie der, der sie genießt. Seine Reflexion kehrt beständig zu ihm selber zurück, und da sein Genuß darin besteht, daß er so wenig wie möglich Inhalt findet, so wird er selber immer leerer und leerer, da natürlich eine solche endliche Reflexion die Persönlichkeit nicht erschließen kann.

Durch diese Betrachtungen meine ich nun das Territorium der ästhetischen Lebensanschauung deutlich genug abgegrenzt zu haben; alle Stadien haben das miteinander gemein, daß das, wovon man lebt, das ist, wodurch man unmittelbar ist, was man ist. Darüber hinaus geht keine Reflexion, so hoch sie sich auch aufschwingen mag. Ich habe nur Schattenrisse flüchtig skizziert, aber mehr wollte ich auch nicht; nicht die verschiedenen Stadien sind mir wichtig, sondern nur die Bewegung, die unumgänglich notwendig ist, wie ich nun nachweisen will; und auf sie bitte ich Dich Deine Aufmerksamkeit zu lenken.

So nehme ich denn an, daß jener Mann, der nur für seine Gesundheit lebte, auch als er starb, gerade so gesund und munter war — Du weißt es, von wem ich diesen Ausdruck habe — wie je; daß jenes gräfliche Ehepaar bei der Feier seiner goldenen Hochzeit tanzte und daß ein Flüstern durch den Saal ging, ganz so wie damals, als sie an ihrem Hochzeitstage tanzten; ich nehme an, daß die Goldminen des reichen Mannes unerschöpflich waren, und Ehren und Würden den Weg des Glücklichen auf seiner Wanderung durch das Leben bezeichneten; ich nehme an, daß das junge Mädchen das Herz dessen fand, den sie liebte, daß das merkantile Talent mit seinen Verbindungen alle fünf Weltteile umfaßte und alle Börsen der Welt in seiner Börse hatte, daß das mechanische Talent Himmel und Erde verband — ich nehme an, daß Nero niemals nach Luft schnappte, sondern daß ihn jeden Augenblick ein neuer

Genuß überraschte, daß jener kluge Epikuräer sich stets über sich selbst freuen konnte, daß der Cyniker immer wieder die äußeren Lebensbedingungen wegwarf und sich freute, daß er keine Lasten zu tragen brauche — das nehme ich an; aber dann wären ja alle diese Menschen glücklich? Nun, das wirst Du kaum behaupten, und ich will Dir später sagen, warum; aber das wirst Du willig einräumen, daß viele Menschen so denken, ja, daß sich einer oder der andere einbilden würde, er habe etwas außerordentlich Kluges gesagt, wenn er hinzufügte: was ihnen fehle, sei das, daß sie es nicht anerkennten. Ich will nun die entgegengesetzte Bewegung machen. Nichts von dem allen geschieht. Was dann? Dann verzweifeln sie? Das wirst Du wohl auch nicht tun und vielleicht sagen, es sei nicht der Mühe wert. Weshalb Du das nun nicht einräumen willst, will ich Dir ein andermal erklären; hier fordere ich nur, daß Du eingestehst, eine ganze Menge von Menschen finde es in der Ordnung, daß man verzweifle. Und warum verzweifelten sie? Weil sie die Entdeckung machten, daß das, worauf sie ihr Leben gebaut, eitel war. Aber ist denn das ein Grund zum Verzweifeln? Ist denn in dem, worauf sie ihr Leben erbauten, eine wesentliche Veränderung eingetreten? Hat sich das Eitle und Vergängliche wesentlich verändert, wenn es sich als eitel und vergänglich erweist? Oder ist's nicht vielmehr der reine Zufall, wenn es sich nicht so zeigt? Es ist ja nichts Neues hinzugekommen, das eine Veränderung begründen könnte. Wenn sie also verzweifeln, so muß das darin liegen, daß die Verzweiflung sie schon vorher ergriffen hatte. Der Unterschied ist nur der, daß sie es nicht eher wußten; aber das ist etwas ganz Zufälliges und nichts Wesentliches.

Also: jede ästhetische Lebensanschauung ist Verzweiflung, und jeder, der ästhetisch lebt, ist verzweifelt, ob er es nun weiß oder nicht. Aber wenn man es weiß, und Du weißt es ja, so ist eine höhere Form des Daseins eine unabweisbare Forderung.

Nur mit einigen Worten will ich hier mein Urteil über das junge Mädchen und ihre Liebe etwas näher erklären. Du weißt es, daß ich in meiner Qualität als Ehemann bei jeder Gelegenheit, sowohl mündlich wie schriftlich, Dir gegenüber die Realität der Liebe behaupte, und deshalb will ich mich auch hier offen aussprechen, um einem Mißverständnis zu wehren. Ein in endlichem Sinn kluger Mensch würde bei einer solchen Liebe vielleicht etwas bedenklich werden, er würde sie in ihrer Armut durchschauen und seine armselige Weisheit im Gegensatz dazu so ausdrücken: Liebe mich ein wenig und liebe mich lange. Wie wenn seine ganze Lebensweisheit nicht noch ärmer, wenigstens viel armseliger wäre als ihre Liebe. Ich stelle auf dem Gebiete der Liebe nicht gern Gedankenexperimente an; ich habe nur einmal geliebt und bin in dieser Liebe noch immer unaussprechlich glücklich; und es wird mir schon der Gedanke schwer, daß ich von einer anderen, als von der, mit der ich verbunden bin, geliebt werden könnte; auch wüßte ich gar nicht, wie sie mich anders glücklich machen könnte; doch will ich den Versuch wagen. Laß mich denn, wie es auch zugegangen sein mag, ein Gegenstand solcher Liebe geworden sein. Sie würde mich nicht glücklich machen können und ich würde sie niemals annehmen, nicht weil ich sie verschmähte; bei Gott, ich hätte lieber einen Mord auf meinem Gewissen, als daß ich eines Mädchens Liebe verschmäht hätte; aber ich würde es ihr um ihretwillen nicht erlauben. Ich möchte, wo es möglich wäre, von jedem Menschen geliebt werden; von meiner Frau wünsche ich so sehr geliebt zu werden, wie nur ein Mensch von einem anderen geliebt werden kann, und es würde mich schmerzen, wenn es nicht so wäre; aber mehr wünsche ich auch nicht, ich möchte nicht, daß ein Mensch dadurch Schaden nähme an seiner Seele, daß er mich liebte; ich würde sie zu sehr lieben, als daß ich ihr erlauben könnte, sich selber zu erniedrigen. Für den hochmütigen Geist liegt etwas Verführerisches in dem Gedanken, so geliebt zu werden,

und doch gibt es Menschen, welche die Kunst, ein Mädchen zu betören, so daß sie alles vergißt, aus dem Grunde verstehen — mögen sie selber zusehen, wie sie das verteidigen können. Oft genug wird solch ein Mädchen hart genug dafür gestraft, aber erlauben, daß es geschieht — das ist gemein. Sieh, deshalb sagte ich und sage es noch, daß das junge Mädchen gleich verzweifelt war, ob der Geliebte sie nahm oder nicht; denn es ist ja reiner Zufall, wenn der, der sie liebt, ein so redlicher Mensch ist, daß er ihr aus dem Irrtum heraushilft, und wenn die Mittel, die er dazu gebraucht, auch noch so hart sind, ich würde doch sagen: Er handelt aufrichtig, treu und ritterlich gegen sie.

Es hat sich also gezeigt, daß jede ästhetische Lebensanschauung Verzweiflung ist; es könnte daher richtig scheinen, nunmehr die Bewegung, durch welche das Ethische in die Erscheinung tritt, vorzunehmen. Jedoch muß ich zuvor noch ein Stadium, eine ästhetische Lebensanschauung, und zwar die feinste und vornehmste von ihnen allen, sehr sorgfältig behandeln; denn nun kommt die Reihe an Dich.

In allem, was ich im vorhergehenden entwickelt habe, kannst Du mir ruhig folgen, gewissermaßen habe ich bisher ja gar nicht mit Dir gesprochen, und es würde auch wenig helfen, wollte ich so mit Dir reden und Dich von der Eitelkeit des Lebens überzeugen. Du weißt es sehr gut und hast auch gesucht, Dir selber zu helfen. Der Grund, weshalb ich alles so eingehend erörtert habe, ist der: ich wollte mir den Rücken frei halten und Dich hindern, plötzlich zur Seite zu springen. Diese letzte Lebensanschauung ist die Verzweiflung selber. Sie ist eine ästhetische Lebensanschauung, denn die Persönlichkeit bleibt in ihrer Unmittelbarkeit; sie ist die letzte ästhetische Lebensanschauung, denn sie hat in gewissem Maße das Bewußtsein von der Richtigkeit einer solchen Anschauung in ihr Bewußtsein aufgenommen. Jedoch müssen wir zwischen Verzweiflung und Verzweiflung unterscheiden. Denke ich mir einen Künstler, einen Maler

z. B., der plötzlich blind wird, so würde er vielleicht verzweifeln, wenn kein tieferer Fonds in ihm wäre. Da verzweifelt er über dieses Einzelne, und erhielte er das Licht seiner Augen wieder, so würde die Verzweiflung aufhören. Das ist aber bei Dir anders, und gewissermaßen ist Deine Seele zu tief, als daß Dir dies widerfahren könnte. Äußerlicher Weise ist es Dir auch nicht geschehen. Noch immer hast Du alle Momente zu einer ästhetischen Lebensanschauung in Deiner Macht, Du hast Vermögen, Unabhängigkeit, Deine Gesundheit ist ungeschwächt, Dein Geist noch voller Leben, und Du bist noch nicht unglücklich geworden, weil ein junges Mädchen Dich nicht lieben wollte. Und doch bist Du verzweifelt. Es ist das keine aktuelle Verzweiflung, sondern die Verzweiflung des Gedankens. Dein Gedanke ist vorausgeeilt, Du hast die Eitelkeit aller Dinge durchschaut, aber Du bist nicht weiter gekommen. Gelegentlich tauchst Du darin unter, und indem Du Dich in einem einzelnen Moment dem Genuß hingibst, machst Du in Deinem Bewußtsein zugleich die Entdeckung, daß es eitel ist. Du bist also niemals bei Dir selber, in der Verzweiflung nämlich. Und aus diesem Grunde liegt Dein Leben zwischen zwei ungeheuren Gegensätzen; zuweilen regt sich in Dir eine gewaltige Energie, und dann wieder ist Deine Indolenz ebenso groß.

Ich habe öfters die Bemerkung gemacht, daß, je köstlicher das Fluidum ist, in welchem ein Mensch sich berauscht, um so schwerer er geheilt werden kann; der Rausch ist schöner und die Folgen scheinbar nicht so verderblich. Wer sich im Branntwein berauscht, merkt bald die bösen Folgen und man kann auf Rettung hoffen. Wer aber seinen Durst in Champagner löscht, der wird schwerlich geheilt. Und Du hast das Feinste gewählt, denn welcher Rausch ist wohl so schön wie die Verzweiflung, besonders in den Augen junger Mädchen — Du weißt es schon! — zumal wenn man zugleich die wildesten Ausbrüche zurückzuhalten weiß und die Verzweiflung wie ein fernes Feuer ahnen und den

Widerschein desselben nur in seinem äußeren Wesen sehen läßt. Das Auge schaut stolz und trotzig drein, die Lippe lächelt übermütig, sie gibt eine unbeschreibliche Leichtigkeit des ganzen Wesens, einen königlichen Blick über alles. Und nähert sich nun eine solche Gestalt einem jungen Mädchen und beugt sich das stolze Haupt vor ihr, so schmeichelt es ihr, und ach, wie manche Maid ist unschuldig genug, dieser falschen Bewunderung zu glauben. Ist es nicht schändlich, wenn ein Mensch so — doch nein, ich will keine Donner rollen lassen; es möchte Dich nur ärgern; ich habe noch kräftigere Mittel, ich habe den jungen, hoffnungsvollen Menschen, er ist vielleicht verliebt, er kommt zu Dir, er hat sich in Dir geirrt, er glaubt Du seiest ein treuer, ehrlicher Mensch, er will sich von Dir Rat holen. Du kannst Deine Tür in Wirklichkeit vor jedem solchen fatalen jungen Mann schließen, aber nicht Dein Herz; wenn Du auch nicht wünschst, daß er ein Zeuge Deiner Demütigung werde, sie wird dennoch nicht ausbleiben, denn so verdorben bist Du nicht, und bist Du mit Dir selber allein, dann ist Deine Gutmütigkeit vielleicht größer als man glaubt.

Da habe ich also Deine Lebensanschauung, und glaub's mir, es wird Dir selber vieles in Deinem Leben klarer werden, wenn Du dieselbe mit mir als eine Verzweiflung des Gedankens betrachtest. Du haßt die unruhige Tätigkeit des Lebens, sehr richtig; denn damit dieselbe einen Sinn hat, muß das Leben Kontinuität haben, und die fehlt Deinem Leben. Du beschäftigst Dich mit Deinen Studien, das ist wahr, Du bist sogar sehr fleißig; aber Du arbeitest nur für Dich selber, und alles ist so wenig teleologisch wie möglich. Im übrigen bist Du müßig, stehst müßig am Markt, wie jene Arbeiter im Evangelium; mit den Händen in der Tasche betrachtest Du das Leben. Nun ruhst Du in der Verzweiflung aus, nichts beschäftigt Dich, und vor nichts gehst Du aus dem Wege, „ob man ein ganzes Dach auf mich herabstürzen wollte, ich ginge nicht aus dem Wege."

Du bist wie ein Sterbender, Du stirbst täglich, nicht in dem tief ernsten Sinn, in welchem man dieses Wort sonst wohl versteht, nein, Dein Leben hat seine Realität verloren, und „Du rechnest immer von einem Kündigungstermin zum anderen." Du läßt alles an Dir vorüber passieren, es macht keinen Eindruck auf Dich; aber siehe, nun plötzlich kommt etwas, das Dich ergreift, eine Idee, eine Situation, das Lächeln eines jungen Mädchens, und jetzt bist Du — dabei; denn wie Du bei gewissen Gelegenheiten nicht dabei bist, so zu anderen Zeiten um so mehr und zu jedem Dienst bereit. Wie bekannt, hat ein Sterbender eine übernatürliche Energie, und so ist's auch mit Dir. Soll eine Idee durchdacht, ein Werk studiert, ein Plan ausgeführt werden, soll ein kleines Abenteuer erlebt — ja, soll vielleicht ein Hut gekauft werden, so greifst Du die Sache mit einer ungeheuren Kraft an. Nach Umständen arbeitest Du einen Tag, einen Monat unverdrossen, Du freust Dich dann, denn es ist Dir ein Beweis dafür, daß Du die alte Kraft noch hast, Du ruhst und rastest nicht, — „kein Satan kann es mit Dir aushalten." Arbeitest Du mit anderen zusammen, so arbeitest Du sie tot. Aber ist der Monat vergangen, oder was Du immer als ein Maximum ansiehst, das halbe Jahr, dann brichst Du ab, dann sagst Du: Nun ist die Geschichte aus; Du ziehst Dich zurück und läßt dem anderen das Ganze, oder hattest Du allein gearbeitet, dann erfährt kein Mensch etwas davon. Nun bildest Du Dir selbst und anderen ein, daß Du die Lust verloren hast, und schmeichelst Dir mit dem eitlen Gedanken, wenn Du nur noch Lust dazu gehabt hättest, würdest Du mit derselben Intensivität weiter gearbeitet haben. Aber das ist ein ungeheurer Betrug. Es würde Dir wie den meisten anderen gelungen sein, und Du wärest fertig geworden, wenn Du die rechte Geduld gehabt hättest; aber zugleich würdest Du es auch erfahren haben, daß dazu eine ganz andere Ausdauer gehört, als Du sie besitzt. Leicht betrügst Du Dich selber und lernst nichts

für Dein weiteres Leben. Ich will Dir einmal sagen, was ich tue. Ich weiß es wohl, wie trügerisch das eigene Herz ist, wie leicht man sich selber betrügen kann, gar, wenn man wie Du im Besitz der lösenden Macht einer Dialektik ist, die nicht nur für alles und jedes Dispensation erteilt, sondern es auch auflöst und auswischt. Ist mir etwas in meinem Leben begegnet, habe ich mich zu etwas entschlossen, wovon ich fürchtete, es werde im Lauf der Zeit einen anderen Eindruck auf mich machen, oder habe ich etwas getan, wovon ich glaubte, ich werde es später anders erklären, dann habe ich's oft mit wenigen, aber deutlichen Worten aufgeschrieben, was ich eigentlich wollte, oder was ich getan hatte und warum. Wenn ich dann später einmal das Bedürfnis fühle, einen alten Entschluß, eine frühere Handlung wieder lebendig vor Augen zu haben, dann nehme ich mein Reskriptenbuch zur Hand und spreche das Urteil über mich selber aus. Ja, so meinst Du, das ist entsetzlich pedantisch, viel zu weitläufig und nicht der Mühe wert, so viel Wesens von dem zu machen, was man getan habe. Darauf antworte ich nur dieses: Fühlst Du das Bedürfnis nicht, ist Dein Bewußtsein immer so untrüglich und Dein Gedächtnis so treu, nun, dann laß es sein. Ich glaub's freilich nicht, denn die Seelenkraft, die Dir eigentlich fehlt, ist gerade das Gedächtnis, will sagen, nicht für dieses oder jenes, nicht für Ideen, Witze oder dialektische Schnurrpfeifereien — das möchte ich nicht behaupten; sondern das Gedächtnis für Dein eigenes Leben und für das, was Du in demselben erlebt hast. Hättest Du es, dann würde sich in Deinem Leben nicht immer dasselbe Phänomen so oft wiederholen, dann würden sich in demselben nicht so viele — oder wie soll ich mich ausdrücken? — Halbe-Stunden-Arbeiten finden; und in der Tat, so darf ich sie wohl nennen, auch wenn Du ein halbes Jahr darauf verwandt hast, denn Du wirst ja niemals fertig. Aber Du liebst es, Dich selber und andere zu täuschen. Wärst Du immer so stark, wie Du es in den

Augenblicken der Leidenschaften bist, dann wärest Du, ich will's nicht leugnen, der stärkste Mensch, den ich je kennen gelernt habe. Aber das bist Du nicht, und Du weißt es auch selber recht gut. Deshalb ziehst Du Dich zurück, verbirgst Dich fast vor Dir selber und gibst Dich wieder einer indolenten Ruhe hin. In meinen Augen, deren Aufmerksamkeit Du Dich nicht immer entziehen kannst, wirst Du mit Deinen momentanen Ideen fast lächerlich, und ebensosehr dadurch, daß Du Dich immer für berechtigt hältst, andere zu verspotten. Es waren einmal zwei Engländer nach Arabien gereist, um sich Pferde zu kaufen. Sie brachten selber einige englische Renner mit, und wünschten, sie mit den arabischen Pferden zu vergleichen. Sie schlugen einen Ritt vor; die Araber waren dazu bereit, und überließen den Engländern die Wahl der arabischen Pferde. Das wollten sie jedoch nicht gleich tun, denn sie erklärten, sie gebrauchten erst 40 Tage, um zu tränieren. Man wartete die 40 Tage ab, die Höhe des Gewinns ward bestimmt, die Pferde wurden gesattelt, und die Araber fragten, wie lange sie reiten sollten. Eine Stunde war die Antwort. Darüber wunderten sich die Araber, und antworteten ganz lakonisch: Wir glaubten, wir sollten drei Tage reiten. Sieh, so geht's mit Dir. Will man eine Stunde mit Dir um die Wette reiten, dann „kann kein Satan es mit Dir aushalten"; aber in drei Tagen kommst Du zu kurz. Ich erinnere mich, daß ich Dir einmal die Geschichte erzählte und erinnere mich auch sehr genau Deiner Antwort. Es sei sehr bedenklich — so meintest Du —, drei Tage um die Wette zu reiten, man riskiere dadurch, in solche Fahrt zu kommen, daß man nie wieder zum Stehen kommen könne, deshalb ließest Du Dich klüglicher Weise auf einen solchen anstrengenden Ritt nicht ein. „Ich reite wohl einmal ein Stündchen, möchte aber kein Kavallerist werden, überhaupt keinen Lebensberuf auf mich nehmen, in dem ich unverdrossen arbeiten müßte." Das ist nun auch gewissermaßen ganz wahr; denn Du fürchtest

immer die Kontinuität, und zwar vornehmlich aus dem Grunde, weil sie Dir die Gelegenheit raubt, Dich selber zu betrügen. Die Kraft, die Du hast, ist die Kraft der Verzweiflung; dieselbe ist intensiver als die gewöhnliche menschliche Kraft, aber sie währt auch kürzer.

Du schwebst beständig über Dir selber, aber der höhere Äther, das feinere Sublimat, in welchem Du verflüchtigt bist, ist das Nichts der Verzweiflung, und unter Dir siehst Du eine Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, Einsichten, Studien, Bemerkungen, die doch keine Realität für Dich haben, sondern die Du ganz launenhaft benutzt und kombinierst, mit denen Du den Palast, für den Luxus des Geistes, in welchem Du gelegentlich wohnst, so geschmackvoll wie möglich ausschmückst. Was Wunder, daß Dir das Leben ein Märchen ist, und, daß Du Dich oft versucht fühlst, Deine Reden so anzufangen: Es lebte einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und daß Du dann alles andere vergißt, um die Bemerkung zu machen, es sei — sonderbar genug — im Märchen immer ein Grund, der einen König und einer Königin Schmerz und Sorge verursache, daß sie keine Kinder hätten, während es im gewöhnlichen Leben eher zu den Leiden der Menschheit gehöre, daß man Kinder habe, was Asyle und andere Einrichtungen genügend bezeugten. Dadurch ist Dir ein neuer Gedanke gekommen: Das Leben ist ein Märchen, und während eines ganzen Monats liest Du nur Märchen, studierst sie gründlich, vergleichst und prüfst, und der Ertrag Deines Studiums ist auch nicht so gering, aber wozu verwendest Du ihn? Um Deinen Geist zu ergötzen! Du brennst das Ganze in einem brillanten Feuerwerk ab.

Du schwebst über Dir selber, und was Du unter Dir siehst, ist eine große Mannigfaltigkeit von Stimmungen und Zuständen, die Du gebrauchst, um interessante Berührungen mit dem Leben zu finden. Du kannst sentimental, kalt und ohne Herz, ironisch, witzig sein; und man muß gestehen, Du hast fashion. Sobald Dich etwas aus Deiner gewohnten

Indolenz zu reißen vermag, bist Du mit ganzer Leidenschaft in voller Praxis, und Deiner Praxis fehlt die Kunst nicht, da Du nur zu sehr mit Witz, Gewandheit und allen möglichen verführerischen Geistesgaben ausgerüstet bist. Du bist, wie Du Dich mit großer, selbstgefälliger Prätension ausdrückst, niemals so ungalant, daß Du irgendwo hinkämst, ohne ein kleines duftendes, frisch gepflücktes Bukett guter Witze mitzubringen. Je besser man Dich kennen lernt, um so mehr wird man fast frappiert durch die berechnende Klugheit, die sich durch alles hindurchzieht, was Du während der kurzen Zeit, in der Du von Leidenschaften bewegt bist, ausführst; denn die Leidenschaft macht Dich niemals blind, ja Du siehst in ihr noch schärfer als zu anderen Zeiten. Dann hast Du Deine Verzweiflung vergessen und alles, was Dir sonst auf Deiner Seele liegt; die zufällige Berührung, in welche Du mit einem Menschen gekommen bist, beschäftigt Dich absolut. Ich erinnere Dich an eine kleine Begebenheit, die sich in meinem eigenen Hause zutrug. Vermutlich habe ich den beiden jungen Schwedinnen, die gerade bei uns waren, den Vortrag zu danken, den Du zum besten gabst. Die Unterhaltung hatte eine ernstere Richtung genommen und war auf einen Punkt gekommen, der Dir nicht mehr angenehm war. Ich hatte mich etwas gegen den törichten Respekt ausgesprochen den man in unsrer Zeit vor den Geistesgaben habe, und hatte daran gemahnt, daß es auf etwas ganz anderes ankomme, nämlich auf die Innerlichkeit des ganzen Wesens, wofür die Sprache keinen anderen Ausdruck habe als den Glauben. Du warst dadurch vielleicht in weniger günstige Beleuchtung gekommen, und da Du einsahst, daß Du auf dem einmal eingeschlagenen Wege nicht weiter kommen konntest, glaubtest Du Dich in einem Genre versuchen zu müssen, das Du selber höheren Unsinn nennst, und fingst an sentimental zu werden: Ich sollte nicht glauben? Ich glaube, daß tief drinnen in dem einsamen, schweigenden Walde, wo die Bäume sich in den dunkeln Wassern spiegeln, daß im geheimnisvollen Dunkel

desselben, wo selbst am Mittag Dämmerung herrscht, ein Wesen wohnt, eine Nymphe, eine Jungfrau, ich glaube, sie ist schöner als man sich denken kann, ich glaube, daß sie morgens Kränze windet, sich mittags in dem kühlen Wasser badet, abends wehmütig die Blätter des Kranzes zerpflückt; ich glaube, ich wäre der glücklichste Mensch, der je auf Erden gelebt, wenn ich sie gefangen nehmen und sie besitzen würde; ich glaube, es lebt in meiner Seele eine Sehnsucht, in die Geheimnisse der Natur einzudringen; ich glaube, ich würde glücklich werden, wenn dieser tiefste Wunsch meines Herzens befriedigt würde; ich glaube überhaupt, es liegt ein Sinn in der Welt, wenn ich ihn nur finden könnte — wie? habe ich denn nun nicht einen starken Glauben? brenne ich nicht im Geist? Vielleicht glaubst Du auch, eine solche Rede könne Dich würdig machen, als ein Mitglied des griechischen Symposions aufgenommen zu werden; denn dazu bildest Du Dich ja unter anderm aus, und das sähst Du als das schönste Leben an, jede Nacht mit einigen griechischen Jünglingen zusammenzukommen, mit einem Kranz im Haar dazusitzen und einen Panegyrikus über die Liebe zu halten, ja, das wäre ein Lebensberuf für Dich! Mir scheint jene Rede nun recht töricht zu sein, ob sie vielleicht auch im Augenblick einen Eindruck macht, besonders wenn Du sie selber mit Deiner fieberhaften Beredsamkeit vortragen darfst, und zugleich ist sie mir ein Ausdruck für Deinen verwirrten Geisteszustand; denn es ist ganz in der Ordnung, daß einer, der nicht an das glaubt, woran andere Menschen glauben, an solche rätselhafte Wesen glaubt, wie es denn auch oft im Leben vorkommt, daß einer, der sich vor nichts weder im Himmel noch auf Erden fürchtet, vor einer Spinne bange werden kann. Du lächelst und meinst, ich sei in die Falle gegangen, da ich geglaubt habe, daß Du etwas geglaubt habest, was zu glauben Dir nicht im Traum einfiele. Ganz richtig, denn Dein Vortrag schließt immer mit einer absoluten Skepsis, aber wie klug und berechnend Du auch

sein magst, Du kannst es doch nicht leugnen, daß Du Dich einen Augenblick selber an dem krankhaften Feuer so überspannter Ideen erwärmen kannst. Deine Absicht ist vielleicht eine andere: Du willst andere Menschen betrügen, und doch gibt es Augenblicke in Deinem Leben, in denen Du Dich, ohne es zu wissen, selber betrügst.

Was von Deinen Studien galt, das gilt von allen Deinen Handlungen; Du lebst im Augenblick, und im Augenblick bist Du übernatürlich groß, Deine ganze Seele tauchst Du in denselben hinein, selbst mit der Energie eines Willens, denn für einen Augenblick hast Du Dein Wesen absolut in Deiner Macht. Wer Dich nur in einem solchen Augenblick sieht, läßt sich leicht täuschen, während der, der noch den nächsten Augenblick abwartet, bald über Dich triumphieren wird. Du erinnerst Dich vielleicht des bekannten Märchens bei Musäus von den drei Knappen Rolands. Einer derselben erhielt von der alten Hexe, die sie im Walde besuchten, einen Fingerhut, der ihn unsichtbar machte. Mit Hilfe desselben drang er in die Gemächer der schönen Urakka ein und bekannte ihr seine Liebe; es machte das einen starken Eindruck auf sie, da sie niemanden sah und also vermutete, es müsse wenigstens ein Prinz aus dem Feenlande sie mit seiner Liebe beehren. Jedoch forderte sie, daß er sich ihr offenbare. Da lag die Schwierigkeit; denn sobald er sich zeigte, mußte der Zauber verschwinden, und doch hatte er von seiner Liebe keine Freude, wenn er sich nicht offenbaren konnte. Ich habe gerade die Märchen von Musäus zur Hand, und schreibe Dir einen kleinen Passus mit der Bitte ab, denselben allen Fleißes durchzulesen und ihn Dir zum Heil dienen zu lassen. „Er willigte dem Anschein nach ungern ein, und die Phantasie der Prinzessin schob ihr das Bild des schönsten Mannes vor, den sie mit gespannter Erwartung zu erblicken vermeinte. Aber welcher Kontrast zwischen Original und Ideal, da nichts als ein allgemeines Alltagsgesicht zum Vorschein kam, einer von den gewöhn-

lichen Menschen, dessen Physiognomie weder Genieblick noch Sentimalgeist verriet!" Was Du durch diese Berührungen mit den verschiedensten Menschen erreichen willst, erreichst Du auch, denn da Du ein gut Teil klüger bist, als jener Knappe es war, so siehst Du leicht ein, daß es sich nicht bezahlt machen kann, wenn man aus seiner Verborgenheit hervortritt. Hast Du einem Menschen ein ideales Bild vorgezaubert, dann ziehst Du Dich vorsichtig zurück, und hast das Vergnügen gehabt, einen Menschen genarrt zu haben. Was Du zugleich erreichst, ist, daß der Zusammenhang Deiner Anschauung durchbrochen wird, und daß Du einen Moment mehr gefunden hast, weshalb Du wieder von vorn anfangen mußt.

Theoretisch bist Du mit der Welt fertig, die Endlichkeit kann vor Deinem Geist nicht bestehen; praktisch bist Du gewissermaßen auch mit ihr fertig, will sagen in ästhetischem Sinn. Trotzdem hast Du keine Anschauung vom Leben. Du hast etwas, was einer Anschauung ähnlich sieht, und das gibt Deinem Leben eine gewisse Ruhe, die jedoch nicht mit einem sicheren und erquickenden Vertrauen zum Leben verwechselt werden darf. Ruhe hast Du nur im Gegensatz zu dem, der noch nach den Nebenbildern des Genusses jagt, per mare pauperiem fugiens, per saxa, per ignes. Im Verhältnis zum Genuß besitzt Du einen absolut vornehmen Stolz. Versteht sich, Du bist ja mit der ganzen Endlichkeit fertig. Und doch kannst Du sie nicht aufgeben. Vergleiche ich Dich mit denen, die der Befriedigung nachjagen, so bist Du in der absoluten Unzufriedenheit zufrieden! Sähest Du die Herrlichkeiten der ganzen Welt, es würde Dich nicht sehr bewegen, denn im Geist stehst Du über denselben, und wenn sie Dir angeboten würden, würdest Du wie immer sagen: Ja, einen Tag könnte man wohl dran wenden. Es kümmert Dich nicht, daß Du kein Millionär geworden bist, und würde es Dir angeboten, so würdest Du etwa antworten: Ja, es müßte recht interessant sein, wenn man's

einmal gewesen ist, und einen Monat könnte man schon dran spendieren. Und könnte man Dir die Liebe des schönsten Mädchens bieten, Du würdest doch nur antworten: Ja, für ein halbes Jahr wäre das ganz schön. Ich will mich nun nicht denen anschließen, die meinen, Du seiest unersättlich, ich sage lieber: In gewissem Sinn hast Du recht; denn nichts Endliches, auch nicht die ganze Welt kann die Seele eines Menschen befriedigen, der nach Ewigem trachtet. Könnte man Dir die höchsten Ehren anbieten und Dir die Bewunderung Deiner Zeit verschaffen — und doch ist das eben Dein schwächster Punkt —, so würdest Du antworten: Ja, für kurze Zeit laß ich mir's gefallen. Im Grunde willst Du diese Ehre gar nicht haben, Du tätest keinen Schritt für dieselbe. Denn sie hätte nur dann Bedeutung für Dich, wenn Du wirklich so hochbegabt wärest, daß Deine Zeit Dich bewundern müßte. Selbst in diesem Fall sieht Dein Geist sogar den höchsten Grad geistiger Größe als etwas Eitles an. Deine Polemik gibt Dir daher einen noch höheren Ausdruck, wenn Du, innerlich erbittert über das ganze Leben, wünschen könntest, daß Du der törichtste Mensch wärst und doch als der weiseste bewundert und angebetet würdest, denn das wäre ein Hohn über das ganze Dasein, und jedenfalls viel interessanter, als wenn ein wirklich tüchtiger Mensch als solcher geehrt würde. Du willst daher nichts haben, wünschest nichts; denn das einzige, was Du Dir wünschtest, wäre eine Wünschelrute, die Dir alles geben könnte, und hättest Du sie, so würdest Du Deine Pfeife mit ihr auskratzen. Du bist mit dem Leben fertig, „und brauchst kein Testament zu machen, denn Du hinterläßt nichts." Aber auf der Höhe kannst Du Dich freilich nicht halten, denn wohl hat Dein denkender Geist Dir alles genommen, aber er hat Dir nichts dafür wiedergegeben. Im nächsten Augenblick fesselt Dich etwas ganz Unbedeutendes. Wohl siehst Du auf dasselbe mit dem ganzen vornehmen Stolz herab, den Dir Dein übermütiger Geist gibt — Du

bist desselben fast schon leid, ehe Du es in die Hand nimmst; aber es beschäftigt Dich doch, und beschäftigt Dich auch die Sache selber nicht — das ist niemals der Fall —, es beschäftigt Dich doch das, daß Du Dich zu derselben herabläßt. So liegt in Deinem Wesen, sobald Du Dich mit anderen Menschen abgibst, ein hoher Grad von Treulosigkeit, aus der man Dir jedoch keinen ethischen Vorwurf machen kann, weil Du außerhalb der ethischen Bestimmungen liegst.

Glücklicherweise bist Du anderen gegenüber wenig teilnehmend, und daher merkt man Deine Treulosigkeit nicht so sehr. Du kommst häufig in mein Haus, und Du weißt auch, daß es mir niemals einfällt, Dich zu irgendetwas einzuladen. Ich würde Dich nicht einmal mit in den Wald nehmen, nicht weil Du nicht sehr munter und unterhaltend wärest, sondern weil Deine Teilnahme immer falsch ist; denn freust Du Dich wirklich, so kann man immer sicher sein, daß Du Dich nicht an dem freust, woran sich andere freuen, oder an derTour selber, sondern an etwas, das Du in mente hast; und freust Du Dich nicht, dann ist's nicht deshalb, weil Dir etwas Unangenehmes begegnet wäre und Dir die gute Laune verdorben hätte, das könnte auch uns anderen passieren, sondern weil Du bereits in dem Augenblick, in welchem Du in den Wagen steigst, die Eitelkeit des ganzen Vergnügens durchschaut hast. Ich vergebe Dir das gern, denn Dein Herz ist immer zu bewegt, und es ist in der Tat wahr, was Du häufig von Dir sagst, Du seiest wie eine Wöchnerin, und wenn man in solchen Umständen ist, dann ist's kein Wunder, wenn man etwas anders als andere Menschen ist.

Doch, der Geist läßt sich nicht spotten, er rächt sich an Dir selber, er bindet Dich mit den Fesseln der Schwermut. Mein junger Freund, hier könntest Du ein Nero werden, wäre in Deiner Seele nicht ein ursprünglicher Ernst, eine angeborene Hochherzigkeit — selbst wenn Du römischer

Kaiser geworden wärst. Nein, Du gehst einen anderen Weg. Nun zeigt sich Dir eine Lebensanschauung, die einzige, die Dich — so scheint es — befriedigen kann: Du versenkst Deine Seele in Wehmut und Kummer. Doch Dein Geist ist zu gesund, als daß diese Lebensanschauung ihre Probe bestehen könnte; denn für einen solchen ästhetischen Kummer ist das Leben ebenso eitel wie für jede andere ästhetische Lebensanschauung. Wenn ein Mensch nicht tieferen Kummer hat, dann hat es seine Wahrheit, daß der Kummer gerade so gut vergeht wie die Freude; denn alles, was nur endlich ist, vergeht. Und meinen manche, es sei ein Trost, daß der Kummer vergehe, so scheint mir dieser Gedanke ebenso trostlos zu sein, wie der andere, daß die Freude vergeht. Dein Denken zerstört da wieder diese Lebensanschauung, und wenn man den Kummer vernichtet hat, dann behält man ja die Freude. Statt des Kummers wählst Du eine Freude, die des Kummers Korrelat ist. Diese Freude hast Du nun erwählt, dieses Lachen der Verzweiflung. Wieder kehrst Du zum Leben zurück, das Dasein gewinnt in dieser Beleuchtung ein neues Interesse für Dich. Wie Du gern mit Kindern sprichst, und zwar so, daß sie das, was Du sagst, herrlich und leicht und natürlich verstehen, während Deine Worte für Dich selber einen ganz anderen Sinn haben, so macht's Dir Freude, die Menschen durch Dein Lachen zu betrügen. Und hast Du sie soweit gebracht, daß sie über Dich lachen und jubeln und vor Freude ganz außer sich sind, dann triumphierst Du über die Welt und sagst bei Dir selber: Ja, wenn ihr wüßtet, weshalb ich lache!

Doch, der Geist läßt sich nicht spotten, und das Dunkel der Schwermut wird noch dichter um Dich her, und der Blitz eines wahnsinnigen Witzes zeigt es Dir selber noch stärker, noch schrecklicher. Und nichts zerstreut Dich, die Welt mit all ihrer Lust hat für Dich keine Bedeutung, und mißgönnst Du auch den Einfältigen die törichte Freude am Leben nicht, Du jagst ihr nicht nach. Die Lust führt Dich

nicht in Versuchung. Und wie traurig auch Dein Seelenzustand sein mag, in Wahrheit, ein Glück ist es, eine Gottesgabe, daß sie Dich nicht in Versuchung führt. Nicht preise ich Deinen Stolz, der sie verachtet, wohl aber die Gnade, die Deinen Geist festhält; denn führte Dich die Lust in Versuchung, so wärest Du verloren. Das aber zeigt Dir auch den Weg, den Du gehen mußt: vorwärts, nicht zurück! Ich sehe einen anderen Weg, ebenso falsch, ebenso gefährlich wie jenen ersten, und auch hier setze ich mein Vertrauen nicht auf Deinen Stolz, sondern auf die Gnade, die Dich beständig festhält. Wohl ist's wahr: Du bist stolz, und immerhin besser: stolz als eitel; wohl ist's wahr, es ist eine schreckliche Leidenschaft Deines Geistes, daß Du sie als eine Forderung betrachtest, die Du nicht fahren lassen willst. Du willst Dich selber lieber als einen Kreditor der Welt ansehen, die nicht bezahlt ward, als die Forderung durchstreichen — und doch ist aller menschlicher Stolz nur eine traurige Sicherheit.

Siehst Du, mein junger Freund, dieses Leben ist Verzweiflung, verbirg es vor anderen, vor Dir selbst kannst Du es nicht verbergen, es ist Verzweiflung. Und doch ist dieses Leben in anderem Sinn nicht Verzweiflung. Du bist zu leichtsinnig, um zu verzweifeln, und Du bist zu schwermütig, um mit der Verzweiflung nicht in Berührung zu kommen. Du bist wie eine Gebärende, und hältst doch beständig den Augenblick zurück und bleibst beständig in Wehen. Wenn ein Weib in ihrer Not auf die Idee käme, ob sie auch ein Ungeheuer gebären werde, oder bei sich selber überlegte, was sie wohl zur Welt bringen werde, dann hätte sie eine gewisse Ähnlichkeit mit Dir. Ihr Versuch, den Lauf der Natur zu unterbrechen oder aufzuheben, würde fruchtlos sein, aber der Deinige ist wohl möglich; denn das, wodurch ein Mensch in geistigem Sinne gebiert, ist der nisus formativus des Willens, und der steht in des Menschen eigener Macht. Was fürchtest Du da? Du sollst ja nicht einen anderen

Menschen, Du sollst nur Dich selber gebären. Und doch, ich weiß wohl, es liegt ein Ernst darin, ein Ernst, der die ganze Seele erschüttert; sich seines ewigen Wertes bewußt werden ist ein Augenblick, der bedeutungsvoller ist als alles andere im Himmel und auf Erden. Es ist, als würdest Du gefangen genommen und könntest niemals wieder frei werden, weder in der Zeit noch in der Ewigkeit; es ist, als verlörest Du Dich selber, als hörtest Du auf zu existieren; es ist, als reute es Dich im nächsten Augenblick, und doch ließ es sich nicht ändern. Es ist ein ernster und bedeutungsvoller Augenblick, in dem man sich für eine Ewigkeit an eine ewige Macht bindet, wenn man sich selber als einen solchen erfaßt, dessen Gedächtnis keine Zeit auslöschen soll, wenn man in ewigem, untrüglichem Sinn seiner selbst bewußt wird und sich so sieht, wie man ist. Und doch, man kann es sein lassen. Sieh, hier liegt ein Entweder — Oder.

Laß mich mit Dir reden, wie ich niemals mit Dir reden würde, wenn es ein anderer Mensch hörte, denn gewissermaßen bin ich nicht dazu berechtigt und zunächst spräche ich auch nur von der Zukunft. Willst Du das nicht, soll Deine Seele sich auch ferner an faden Witzen ergötzen, nun, dann verlaß Deine Heimat, wandere aus, gehe nach Paris, opfere Dein Leben der Journalistik, buhle um das Lächeln zärtlicher Frauen, kühle ihr heißes Blut mit Deinen Witzen, laß es die stolze Aufgabe Deines ganzen Lebens sein, einem Weibe ihre Langeweile zu vertreiben, oder einem schwachen Lüstling seine trüben Gedanken, vergiß Deine Kindheit, vergiß, daß Du einst fromm und unschuldig warst, übertäube jede höhere Stimme in Deiner Brust, verzehre Dein Leben in dem glänzenden Jammer der Soireen, vergiß es, daß auch in Dir ein unsterblicher Geist lebt, und wenn der letzte Witz über Deine Lippen gekommen ist, dann ist ja Wasser genug in der Seine und Pulver bei jedem Kaufmann und Reisegesellschaft zu jeder Tagesstunde. Aber kannst Du das nicht, willst Du das nicht — ich weiß es, Du kannst, Du

willst es nicht —, dann sammle Dich, unterdrücke jeden aufrührerischen Gedanken, der zum Hochverräter an Deinem besseren Wesen werden möchte, verachte all die jämmerlichen Menschen, die Dir Deine Geistesgaben nicht gönnen, weil sie sie selber haben möchten, um sie noch schlechter anzuwenden, verachte die heuchlerische Tugend, die unwillig des Lebens Lasten trägt und doch geehrt sein will, weil sie dieselben trägt; aber verachte darum das Leben nicht, achte jedes ehrliche Streben, jede bescheidene Arbeit, die sich demütig verbirgt, und vor allem, habe etwas mehr Ehrfurcht vor dem Weibe. Glaub's mir, es kommt doch von ihr das Heil, so gewiß das Verderben vom Mann kommt. Ich bin ein Ehemann und daher parteiisch, aber es ist meine tiefste Überzeugung: hat ein Weib den Mann ins Verderben gestürzt, sie hat's auch ehrlich wieder gut gemacht und tut es noch; denn von 100 Männern, die sich in der Welt verirren, werden 99 von Frauen gerettet, und einer durch unmittelbare göttliche Gnade. Und weil ich nun zugleich meine, daß es dem Mann eigen ist, sich auf die eine oder andere Weise zu verirren, daß es dagegen mit derselben Wahrheit vom Leben des Mannes gilt wie von dem des Weibes, daß sie in dem reinen unschuldigen Frieden der Unmittelbarkeit verbleiben muß, so siehst Du wohl ein, daß nach meiner Ansicht das Weib den Schaden, den sie angerichtet, ganz und voll wieder ersetzt hat.

Was mußt Du denn nun tun? Ein anderer würde vielleicht sagen: Heirate, so wirst Du an anderes denken müssen; ganz gewiß, aber es fragt sich, ob Dir damit gedient wäre, und wie Du auch vom anderen Geschlecht denken magst, Du denkst zu ritterlich von demselben, als daß Du aus jenem Grunde heiraten könntest. Oder man würde sagen: Bewirb Dich um ein Amt, stürz Dich ins arbeitsvolle Leben, das zerstreut, und Du wirst Deine Schwermut vergessen, arbeite, das ist das Beste. Vielleicht wird's Dir gelingen, dahin zu kommen, daß sie wie vergessen scheint; in Wirklichkeit ist

sie nicht vergessen, in Momenten wird sie doch wieder hervorbrechen, schrecklicher denn je; sie wird dann vermögen, was sie bisher nicht vermochte: Dich überrumpeln. Und ferner: wie Du auch vom Leben und seiner Arbeit denkst, Du denkst doch zu ritterlich von Dir selber, als daß Du aus solchem Grunde einen Lebensberuf wählen könntest, denn das wäre doch auch wieder ein Betrug. Was ist denn da zu machen? Ich habe nur eine Antwort: verzweifle.

Ich bin ein Ehemann, meine Seele hängt fürwahr fest, unerschütterlich fest an meinem Weibe, an meinen Kindern, an einem Leben, dessen Schönheit ich immer preisen werde. Wenn ich nun sage: verzweifle, so ist's kein exaltierter Jüngling, der Dich in den Strudel der Leidenschaften hineinziehen will, kein spottender Dämon, der einem Schiffbrüchigen diesen Trost zuruft; aber ich rufe es Dir auch nicht als ein Wort des Trostes zu, auch nicht als einen Zustand, in welchem Du verbleiben sollst, sondern als eine Tat, zu welcher die ganze Kraft und der ganze Ernst einer Seele gehört, sowahr es meine feste Überzeugung, mein Sieg über die Welt ist, daß jeder Mensch, der nicht die Bitterkeit der Verzweiflung schmeckte, doch immer seinen höchsten Zweck verfehlt hat, selbst wenn sein Leben noch so schön, noch so voller Freuden war. Du betrügst die Welt nicht, in der Du lebst, Du bist nicht für sie verloren, weil Du sie überwunden hast, so wahr ich mich dessen tröste, daß ich ein rechtschaffener Ehemann bin, obgleich auch ich einst verzweifelte.

Und wenn ich nun Dein Leben betrachte, dann preise ich Dich glücklich; denn es ist in der Tat äußerst wichtig, daß ein Mensch nicht im Augenblick der Verzweiflung eine falsche Anschauung vom Leben gewinnt; es ist dies für ihn ebenso gefährlich wie für die Gebärende, wenn sie sich versieht. Wer an etwas Einzelnem verzweifelt, läuft Gefahr, daß seine Verzweiflung nicht wahr und tief wird, daß es eine Täuschung, ein Schmerz über das Einzelne ist. So

sollst Du nicht verzweifeln, denn nichts Einzelnes wird Dir geraubt, Du hast es noch alles. Irrt der Verzweifelnde sich, glaubt er, das Unglück liege in dem Mannigfachen außerhalb seines Ich, dann ist seine Verzweiflung nicht wahr, sie wird ihn dahin bringen, daß er die Welt haßt, nicht, daß er sie liebt; denn so wahr es auch sein mag, daß die Welt Dir lästig ist, weil — so scheint es — sie Dir etwas anderes sein will als sie kann, ebenso wahr ist es auch, daß, wenn Du in der Verzweiflung Dich selber gefunden hast, Du sie lieben wirst, weil sie dann ist, wie sie ist. Führt eine Schuld, ein belastetes Gewissen einen Menschen zur Verzweiflung, dann wird er vielleicht nur schwer wieder zur Freude hindurchdringen. Wohlan denn, so verzweifle, verzweifle von ganzer Seele und aus allen Deinen Kräften; je länger Du damit warteſt, um so schwerer wird es, und die Forderung bleibt dieselbe. Das rufe ich Dir zu, wie jenes Weib, die dem Tarquinius eine Rolle Papier verkaufen wollte. Als er die Summe nicht geben wollte, die sie forderte, verbrannte sie den dritten Teil derselben und forderte dieselbe Summe, und als er auch dann nicht die verlangte Summe zahlen wollte, verbrannte sie wieder einen Teil und forderte dieselbe Summe, bis er endlich die ursprünglich verlangte Summe für den Rest gab.

Deine Verzweiflung ist schön, und doch gibt es eine noch schönere. Denk Dir einen jungen Menschen, er ist begabt wie Du. Er liebt eine Jungfrau, liebt sie so innig wie sich selber. Laß ihn dann in einer stillen Stunde überlegen, worauf er sein Leben baut, und was der Grund ihres Lebens ist. Sie lieben einander, aber doch fühlt er's, daß Differenzen da sind. Sie hat den Zauber der Schönheit, doch das hat für ihn keinen Wert; sie hat den frohen Sinn der Jugend, doch die Freude hat keine rechte Bedeutung für ihn; aber er hat die Macht des Geistes, und er fühlt, was er in ihr vermag. Er wird sie in Wahrheit lieben, und es wird ihm daher nicht einfallen, ihr diese

mitzuteilen, und ihre demütige Seele wird es auch nicht verlangen; dennoch ist eine Differenz vorhanden, und er fühlt's daß sie gehoben werden muß, wenn er sie in Wahrheit lieben soll. Da verzweifelt er! Nicht um seinet-, sondern um ihretwillen verzweifelt er, und doch auch wieder um seinetwillen, denn er liebt sie wie sich selber. Siehe, da wird die Macht der Verzweiflung alles verzehren, bis er sich selber in seinem ewigen Wert findet; aber da hat er auch sie gefunden, und kein Ritter soll glücklicher und fröhlicher von seinen gefahrvollen Heldentaten zurückkehren als er aus seinem Kampf wider Fleisch und Blut und die eitlen Differenzen der Endlichkeit; denn wer verzweifelt, findet den ewigen Menschen, und darin sind wir alle gleich. So töricht wird er nicht sein, daß er seinen Geist abstumpft oder dessen Bildung versäumt, um also die Gleichheit herzustellen; er wird die Gaben des Geistes bewahren, aber er wird sich davon überzeugen, daß der, der sie hat, dem gleich ist, der sie nicht hat. Oder denke Dir ein tief-religiöses Gemüt, das sich aus wahrer, herzlicher Liebe zu dem Nächsten ins Meer der Verzweiflung stürzte, bis er das Absolute fände, den Punkt, da es gleichgültig ist, ob einer eine flache Stirn hat, oder ob diese sich stolzer als der Himmel wölbt, den Punkt, der nicht die Indifferenz, sondern die absolute Gültigkeit ist.

Du hast verschiedene gute Ideen, viele schnurrige Einfälle, eine Menge Torheiten, behalte alles, ich verlange es nicht, aber eine Idee bitte ich Dich festzuhalten, eine Idee, die mir sagt, daß mein Geist dem Deinigen verwandt ist. Du hast häufiger gesagt, Du wolleſt lieber alles andere sein als ein Dichter, da in der Regel eine Dichterexistenz ein Menschenopfer ist. Ich leugne nun keineswegs, daß es Dichter gegeben hat, die sich selber gewonnen hatten, ehe sie zu dichten anfingen, oder die sich selber fanden, indem sie dichteten; andererseits ist es aber auch gewiß, daß eine Dichterexistenz als solche in jenem Dunkel liegt, welches

seinen Grund darin hat, daß eine Verzweiflung nicht durchgeführt wird, daß seine Seele beständig in Verzweiflung zittert und der Geist seine wahre Verklärung nicht gewinnen kann. Das dichterische Ideal ist immer ein unwahres Ideal, denn das wahre Ideal ist immer das wirkliche. Darf der Geist sich nicht in die ewige Welt des Geistes aufschwingen, so bleibt er unterwegs, freut sich an den Bildern, die sich in den Wolken spiegeln, und weint bittere Tränen, weil sie so vergänglich sind. Eine Dichterexistenz ist daher als solche eine unglückliche Existenz; sie ist höher als die Endlichkeit und ist doch nicht die Unendlichkeit. Der Dichter sieht die Ideale, aber er muß aus der Welt fliehen, um sich an ihnen zu erfreuen; er kann jene Götterbilder nicht mit sich tragen, er kann sie in der Verwirrung des Lebens nicht bewahren, kann nicht ruhig seinen Weg gehen, weil ihn immer und überall die Karikaturen des Ideals anfechten. Das Leben eines Dichters wird daher oft von solchen Menschen höchlich bedauert, die meinen, sie hätten das ihrige auf dem Trockenen, weil sie im Endlichen geblieben seien. In einem mißmutigen Augenblick äußertest Du einmal, es hätten gewiß schon manche Menschen im stillen mit Dir abgerechnet und sie wären bereit, unter folgender Bedingung zu quittieren: Du würdest als ein guter Kopf anerkannt, aber deshalb wärst Du auch zugrunde gegangen, ohne ein nützliches Glied der Gesellschaft geworden zu sein. Ja, unzweifelhaft gibt es solch jammervoll niedrigen Sinn in der Welt, der so über alles siegen will, was nur einen Zoll breit über das andere hinausragt. Laß Dich das nicht quälen, trotze ihnen nicht, verachte sie nicht; hier sage ich auch, wie Du es so gern tust: Es ist wahrhaftig nicht der Mühe wert. Aber willst Du kein Dichter sein, dann weiß ich keinen anderen Weg für Dich, als den ich Dir gezeigt habe: verzweifle!

So wähle die Verzweiflung, denn die Verzweiflung selber ist eine Wahl; man kann zweifeln, ohne es zu wählen,

nicht aber verzweifeln. Und indem man verzweifelt, wählt man wieder; und was wählt man da? Man wählt sich selber, nicht in seiner Unmittelbarkeit, nicht als dieses zufällige Individuum, sondern man wählt sich selber in seiner ewigen Gültigkeit.

Diesen Punkt möchte ich mit Rücksicht auf Dich etwas näher zu beleuchten versuchen. In der neueren Philosophie ist es mehr denn genug in die Welt hineingeschrieen worden, daß alle Spekulation mit dem Zweifel anfange; dagegen habe ich, sofern ich mich — wenn auch nur gelegentlich — mit solchen Fragen beschäftige, vergebens Auskunft gesucht, worin der Zweifel sich von der Verzweiflung unterscheidet. Ich will versuchen, diesen Unterschied in sein rechtes Licht zu stellen und hoffe, es wird das etwas zu Deiner Orientierung beitragen.

Eigentliche philosophische Tüchtigkeit traue ich mir keineswegs zu, mir fehlt Deine Virtuosität, mit Kategorien zu spielen; aber was im tiefsten Sinn des Wortes die Bedeutung des Lebens ist, das muß doch wohl auch von einem einfältigeren Mensch begriffen werden können. Zweifel ist Verzweiflung des Gedankens, Verzweiflung ist Zweifel der Persönlichkeit; deshalb halte ich an dem Begriff des Wählens so fest. Das ist meine Losung, der Nerv meiner Lebensanschauung, und eine solche habe ich, wenn ich auch nicht so anmaßend bin, daß ich ein System zu haben glaube. Zweifel ist die innere Bewegung des Denkens, und in meinem Zweifel halte ich mich so unpersönlich wie möglich. Nun nehme ich an, daß das Denken dadurch, daß der Zweifel durchgeführt wird, das Absolute findet und in demselben zur Ruhe kommt, aber er findet seine Ruhe nicht zufolge einer Wahl, sondern zufolge derselben Notwendigkeit, wie der Zweifelnde; denn der Zweifel selbst ist eine Notwendigkeit, und das Zur-Ruhe-kommen gleicherweise. Das ist das Erhabene im Zweifel, weshalb er so oft von solchen angepriesen und ausgeschrieen worden ist, die kaum

verstanden, was sie sagten. Ist es aber eine Notwendigkeit, so wird dadurch offenbar, daß die ganze Persönlichkeit nicht an der Bewegung beteiligt ist. Es liegt daher etwas sehr Wahres darin, wenn ein Mensch sagt: Ich wollte gern glauben, aber ich kann nicht, ich muß zweifeln. Deshalb hat ein Zweifler auch nicht selten einen positiven Gehalt in sich selber, der ohne alle Kommunikation mit dem Denken lebt, und er kann ein sehr gewissenhafter Mensch sein, der keineswegs an der Gültigkeit der Pflicht zweifelt, keineswegs an einer Menge sympatischer Gefühle und Stimmungen zweifelt. Man sieht andererseits, besonders in unsrer Zeit, Menschen, die im tiefsten Herzen an allem verzweifeln, und die doch den Zweifel überwunden haben. Das ist mir besonders bei einzelnen deutschen Philosophen entgegengetreten. Das objektive logische Denken ist in seiner entsprechenden Objektivität zur Ruhe gekommen, und doch sind sie verzweifelt, ob sie sich auch durch das objektive Denken zerstreuen, denn ein Mensch kann sich auf sehr verschiedene Weise zerstreuen, und kaum gibt es kein so sicheres Betäubungsmittel als das abstrakte Denken, weil es hier darauf ankommt, sich so unpersönlich wie möglich zu verhalten. Zweifel und Verzweiflung gehören also ganz verschiedenen Sphären an, es sind verschiedene Seiten der Seele, die in Bewegung gesetzt werden.

Doch bin ich damit keineswegs zufrieden; denn es könnte nun scheinen, als wären Zweifel und Verzweiflung einander koordiniert; aber das ist nicht der Fall. Die Verzweiflung ist ein viel tieferer und vollständigerer Ausdruck, ihre Bewegung viel umfassender als die des Zweifels. Verzweiflung ist gerade ein Ausdruck für die ganze Persönlichkeit, der Zweifel nur für die Sphäre des Denkens. Die vermeintliche Objektivität, die der Zweifel hat, und die ihn so stolz macht, ist gerade ein Ausdruck seiner Unvollkommenheit. Der Zweifel liegt daher in der Differenz, die Verzweiflung im Absoluten. Zum Zweifeln

gehört Talent, nicht aber zum Verzweifeln; aber das Talent ist als solches eine Differenz, und was, um sich selber zu behaupten, eine Differenz fordert, kann niemals das Absolute sein; denn das Absolute kann nur als das Absolute für das Absolute existieren. Der gewöhnlichste, unbegabteste Mensch kann verzweifeln; ein junges Mädchen, die nichts weniger als ein Denker ist, kann verzweifeln, wogegen jeder leicht einsieht, wie töricht es wäre, wollte man von diesen beiden sagen, sie seien Zweifler. Der Grund, weshalb eines Menschen Zweifel beruhigt sein kann, während er selber doch verzweifeln kann, und das so hingehen mag, liegt darin, daß er nicht in tieferem Sinn die Verzweiflung sucht. Überhaupt kann man gar nicht verzweifeln, ohne daß man es will; um aber in Wahrheit zu verzweifeln, muß man es auch in Wahrheit wollen; aber wenn man es in Wahrheit will, so ist man auch schon wieder in Wahrheit über die Verzweiflung hinaus; wenn man in Wahrheit die Verzweiflung gewählt hat, so hat man in Wahrheit das gewählt, was die Verzweiflung wählt: sich selber in seiner ewigen Gültigkeit. Erst in der Verzweiflung ist die Persönlichkeit beruhigt, nicht mit Notwendigkeit, denn ich verzweifle niemals notwendig, sondern mit Freiheit, und erst darin ist das Absolute gewonnen. Und ich glaube, die Zeit ist nicht mehr so fern, da man es, vielleicht teuer genug, erfahren wird, daß man, um das Absolute zu finden, nicht vom Zweifel, sondern von der Verzweiflung ausgehen muß.

Doch ich kehre zu meiner Kategorie zurück, ich bin kein Logiker, aber ich versichere Dich, diese eine Kategorie ist sowohl meines Herzens wie meines Geistes Wahl, meiner Seele Wonne und Seligkeit — ich kehre zur Bedeutung des Wählens zurück. Indem ich absolut wähle, wähle ich die Verzweiflung, und in der Verzweiflung wähle ich das Absolute, denn ich bin selber das Absolute — ich setze das Absolute und bin selber das Absolute; aber als ganz identisch damit muß ich sagen: Ich wähle das Absolute, und das

Absolute wählt mich, ich setze das Absolute und das Absolute setzt mich; denn erinnere ich mich dessen nicht, daß dieser andere Ausdruck ebenso absolut ist, so ist meine Kategorie vom Wählen unwahr; denn sie ist gerade die Identität von jenen beiden. Was ich wähle, das setze ich nicht, denn wäre es nicht schon gesetzt, so könnte ich ja nicht wählen, und doch, setzte ich es nicht dadurch, daß ich es wählte, so wählte ich es nicht. Es existiert, denn sonst könnte ich es nicht wählen; es existiert nicht, denn es existiert erst dadurch, daß ich es wähle, sonst wäre meine Wahl eine Illusion.

Aber was wähle ich denn, ist's dieses oder jenes? Nein, denn ich wähle absolut, und absolut wähle ich gerade dadurch, daß ich nicht erwählt habe, dieses oder jenes zu wählen. Ich wähle das Absolute, und was ist das Absolute? Das ist mein eigenes Selbst in seiner ewigen Gültigkeit. Etwas anderes als mich selber kann ich niemals als das Absolute wählen, denn wähle ich etwas anderes, so wähle ich es als eine Endlichkeit, und wähle es also nicht absolut. Selbst der Jude, der Gott wählte, wählte nicht absolut. Wohl wählte er das Absolute, aber er wählte es nicht absolut, und dadurch hörte es auf, das Absolute sein, und ward zu einer Endlichkeit.

Aber was ist denn dieses mein Selbst? Wollte ich von einem ersten Augenblick, einem ersten Ausdruck dafür reden, so wäre meine Antwort: es ist das Abstrakteste von allem, und doch zugleich das Konkreteste von allem — es ist die Freiheit. Laß mich hier eine kleine psychologische Beobachtung machen. Man hört es sehr häufig, daß Menschen ihrer Unzufriedenheit in Klagen über das Leben Luft machen, man hört sie oft genug Wünsche aussprechen. Denk Dir nun einen solchen Stümper; laß uns über die Wünsche wegspringen, sie geben keine Auskunft, weil sie in dem ganz Zufälligen liegen. Er wünscht: Ach, hätte ich jenes Menschen Geist, oder jenes Mannes Talent usw., ja, um das Äußerste zu nennen: ach, hätte ich jenes Menschen festen Charakter. Solche Wünsche hört man oft genug, aber

hast Du jemals gehört, daß einer im Ernst den Wunsch gehabt hätte, er möchte ein anderer sein? Keineswegs, ja es ist gerade für die sogenannten unglücklichen Individualitäten charakteristisch, daß sie sich fest an sich selber klammern, daß sie trotz all ihrer Leiden doch um alles in der Welt nicht ein anderer zu sein wünschten; das hat seinen Grund nun eben darin, daß solche Individualitäten der Wahrheit sehr nahe sind, und sie fühlen die ewige Gültigkeit der Persönlichkeit nicht in ihrem Segen, sondern in ihrer Qual, wenn sie auch den ganz abstrakten Ausdruck für die Freude in derselben zurückbehalten haben, daß sie doch am liebsten die bleiben wollen, die sie sind. Aber nun jener Mensch mit all seinen Wünschen, er meint doch beständig derselbe zu bleiben, auch wenn sich alles veränderte. Also es ist in ihm selber etwas, was im Verhältnis zu allem anderen absolut ist, etwas, wodurch er der ist, der er ist, wenn auch die Veränderung, die er durch seine Wünsche zu erreichen hoffte, noch so groß würde. Daß er sich in einem Mißverständnis befindet, werde ich später nachweisen, hier will ich nur den abstrakten Ausdruck für dieses „Selbst" finden, das ihn zu dem macht, was er ist. Und dies ist nichts anderes als die Freiheit. Wirklich ließe sich auf diesem Wege ein höchst plausibler Beweis für die ewige Gültigkeit der Persönlichkeit führen; ja sogar ein Selbstmörder will eigentlich nicht von diesem seinem Selbst geschieden werden, auch er wünscht, er wünscht eine andere Form seines Selbst, und es kann daher wohl einen Selbstmörder geben, der im höchsten Maß von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt wäre, aber dessen ganzes Wesen so umnachtet wäre, daß er durch diesen Schritt die absolute Form für seinen Geist zu finden glaubte.

Doch der Grund, weshalb es einem Menschen scheinen mag, als könnte er beständig verändert werden und doch derselbe bleiben, als wäre sein innerstes Wesen eine algebraische Größe, die bezeichnen könnte, was es sein sollte — der Grund liegt darin, daß jener Mensch sich nicht selber

gewählt hat und nicht ahnt, was das bedeutet, und doch liegt selbst in seinem Unverstand eine Anerkennung der ewigen Gültigkeit der Persönlichkeit. Dem aber, der anders steht, geht es auch anders. Er wählt sich selber, nicht in endlichem Sinn, denn dann würde ja dieses „Selbst" eine Endlichkeit, die in den anderen Endlichkeiten verschwände, sondern in absolutem Sinn; und doch wählt er sich selbst und nicht einen anderen. Dieses Selbst, das er dermaßen wählt, ist unendlich konkret, denn er ist es selber, und doch ist er von seinem früheren Selbst absolut verschieden, denn er hat es absolut gewählt. Dieses Selbst hat vorher nicht existiert, denn es ward erst durch die Wahl, und doch hat es existiert, denn es war ja „er selbst".

Die Wahl macht hier auf einmal die beiden dialektischen Bewegungen; das, was gewählt wird, existiert nicht und findet in der Wahl seine Existenz —, das, was gewählt wird, existiert, sonst wäre es keine Wahl. Wenn nämlich das, was ich wählte, nicht existierte, sondern durch die Wahl zum Absoluten würde, dann wählte ich nicht, sondern ich wäre der Schöpfer desselben; aber ich erschaffe mich nicht selber, ich wähle mich selber. Während daher die Natur aus nichts erschaffen ist, während ich selber als unmittelbare Persönlichkeit aus nichts erschaffen bin, bin ich als freier Geist aus dem Prinzip des Widerspruchs erschaffen oder dadurch geboren, daß ich mich selber wählte.

Er entdeckt nun, daß das Selbst, das er wählt, eine unendliche Mannigfaltigkeit in sich hat, sofern es eine Geschichte hat, eine Geschichte, in welcher er sich anerkennt als die Identität mit sich selber. Diese Geschichte ist sehr verschiedener Art, denn in derselben steht er im Verhältnis zu anderen Individuen des Geschlechts und zum ganzen Geschlecht; diese Geschichte enthält etwas Schmerzliches, und doch ist er nur durch diese Geschichte der, der er ist. Es gehört also wohl der Mut dazu, sich selber zu wählen; denn zur selben Zeit, da er sich — wie es scheint — am meisten

isoliert, vertieft er sich mehr denn je in die Wurzel, durch welche er mit dem Ganzen zusammenhängt. Das ängstigt ihn, und doch muß es so sein: denn wenn die Leidenschaft der Freiheit in ihm erwacht ist — und dieselbe ist in der Wahl erwacht, wie sie sich gleicherweise in der Wahl selber voraussetzt —, dann wählt er sich selber und kämpft um diesen Besitz wie um seine Seligkeit, und es ist auch seine Seligkeit. Nichts von dem allen kann er aufgeben, nicht das Schmerzlichste, nicht das Schwerste, und doch ist der Ausdruck für diesen Kampf, für dieses Gewinnen — die Reue. Durch seine Reue kehrt er zu sich selber zurück, zurück zur Familie, zurück zum Geschlecht, bis er sich selber in Gott findet. Nur unter dieser Bedingung kann er sich selber wählen, und das ist die einzige Bedingung, die er will, denn nur so kann er sich selber absulut wählen.

Was ist doch ein Mensch ohne Liebe? Aber es gibt mancherlei Liebe; ich liebe einen Vater anders als eine Mutter, wieder anders mein Weib, und jede besondere Liebe hat ihren besonderen Ausdruck; aber es gibt auch eine Liebe, in der ich Gott liebe, und diese hat in der Sprache nur einen Ausdruck: die Reue. Wenn ich ihn nicht so liebe, dann liebe ich ihn nicht absolut, nicht von ganzem Herzen und aus allen meinen Kräften; jede andere Liebe zum Absoluten ist ein Mißverständnis, denn um anzuführen, was man sonst so hoch preist, und was ich auch selber sehr schätze, wenn der Geist mit seiner ganzen Liebe fest am Absoluten hängt, dann ist es nicht das Absolute, was ich liebe, ich liebe nicht absolut, denn ich liebe notwendig; sobald ich frei liebe und Gott liebe, hat die Reue mich erfaßt. Und gäbe es keinen anderen Grund dafür, daß der Ausdruck meiner Liebe zu Gott die Reue wäre, es wäre der, daß er mich zuerst geliebt hat. Und doch ist das eine unvollkommene Bezeichnung, denn nur wenn ich mich selber als schuldig ansehe, wähle ich mich selber absolut, falls ich überhaupt mich selber absolut so wählen soll, daß es nicht mit dem

Begriff: sich selber schaffen identisch wird; und wäre es des Vaters Sünde, die als Erbe auf den Sohn gekommen wäre, er nähme sie in seine Reue auf, denn nur so kann er sich selber wählen, nur so sich absolut wählen; und wollten die Tränen ihm fast alles verwischen, er bleibt seiner Reue treu, denn nur so wählt er sich selber. Sein Selbst ist gewissermaßen außerhalb seines Ich, und es soll erworben werden, und die Reue ist seine Liebe dazu, weil er es absolut wählt, aus des ewigen Gottes Hand.

Was ich hier gesagt habe, ist keine Katheder-weisheit, es ist etwas, was jeder Mensch sagen kann, wenn er will, und was jeder Mensch wollen kann, wenn er will. Ich habe es nicht in den Hörsälen der Universitäten gelernt, sondern im Wohnzimmer meines Hauses, oder wenn Du willst, in der Kinderstube; denn wenn ich es sehe, wie mein kleiner Sohn so froh, so glücklich spielt, dann denke ich: wer weiß, ob ich nicht doch auch einen sehr schädlichen Einfluß auf ihn ausgeübt habe. Gott weiß es, ich hüte ihn, so gut ich kann, aber dieser Gedanke beunruhigt mich nicht. Ich sage mir selber, es wird in seinem Leben ein Augenblick kommen, da auch sein Geist im Augenblick der Wahl heranreifen wird, da wird auch er sich selber wählen, da wird auch er in seine Reue die Schuld aufnehmen, die ich auf sein Haupt geladen habe. Und es ist schön, wenn ein Sohn über die Schuld seines Vaters trauert, aber doch wird er es nicht um meinetwillen tun, sondern weil er nur so sich selber wählen kann. Mag geschehen, was geschehen soll, oft kann das, was man für das Beste ansieht, schädliche Folgen für einen Menschen haben, aber das alles ist doch nichts. Ich kann ihm manchmal und auf mancherlei Weise helfen, und ihn auf den rechten Weg führen, und ich will tun, was ich kann, aber zum Höchsten kann nur er selber sich machen. Sieh, deshalb wird es den Menschen so sauer, sich selber zu wählen, weil hier die absolute Isolation mit der tiefsten Kontinuität identisch ist, weil man, solange man sich

noch nicht selber gewählt hat, immer noch etwas anderes werden kann, entweder auf diese oder jene Weise.

Sieh, hier hast Du meine bescheidene Meinung von dem, was die Wahl und die Reue eines Menschen bedeutet. Es ist nicht wohlanständig, wenn einer ein junges Mädchen liebt, als wäre sie seine Mutter, oder seine Mutter, als wäre sie ein junges Mädchen, jede Liebe hat ihre Eigentümlichkeit; auch die Liebe zu Gott hat ihre absolute Eigentümlichkeit, und der Ausdruck für dieselbe ist die Reue. Und was ist doch alle andere Liebe, wenn man sie mit dieser vergleicht, was anders als — Kinderlallen? Ich bin kein leicht erregter, schnell aufbrausender junger Mann, der seine Theorien immer und überall anzubringen sucht, ich bin ein Ehemann, ich darf es meine Frau schon hören lassen, wenn ich sage, daß alle andere Liebe, wenn ich sie mit der Reue vergleiche, nur Kinderlallen ist; und doch weiß ich's, ich bin ein braver Ehemann, ich, der ich noch als Ehemann unter dem siegreichen Banner der ersten Liebe kämpfe; ich weiß es, sie teilt meine Anschauung, und darum liebe ich sie noch um so inniger, und möchte nicht von jenem jungen Mädchen geliebt werden, weil sie nicht diese Anschauung teilte.

Ja, wieder zeigen sich neue und gefährliche Abwege, und ich weiß es wohl, wer auf der Erde kriecht, fällt nicht so leicht, wie der, welcher die Spitzen der Berge erklimmt; wer hinter dem Ofen sitzen bleibt, verirrt sich nicht so leicht wie der, welcher sich in die Welt hinauswagt, aber dennoch bleibe ich kühn und zuversichtlich bei meiner Wahl.

Von dieser Behauptung aus wird ein Theologe auf mancherlei Betrachtungen kommen; aber ich kann mich jetzt nicht weiter auf dieselben einlassen, da ich nur ein Laie bin. Nur füge ich noch eins hinzu: erst im Christentum hat die Reue ihren wahren Ausdruck gefunden. Der fromme Jude fühlte es, daß der Fluch seiner Väter auf ihm ruhe, und doch fühlte er es lange nicht so tief wie der Christ, denn jener konnte sich selber noch nicht absolut wählen. Die

Sünden der Väter lagen schwer auf ihm, er brach unter dieser Last zusammen, er seufzte, aber er konnte die Last nicht aufheben; das kann nur der, der sich mit Hilfe der Reue selber absolut wählt. Je größere Freiheit, desto größere Schuld, und das ist das Geheimnis der Seligkeit; und ist's gerade nicht feige, so ist's doch kleinmütig, wenn man nicht die Sünden der Väter in seine Reue aufnehmen will; ich will's nicht jämmerlich nennen, aber doch ist's kleinlich und verrät Mangel an Hochherzigkeit.

Die Wahl der Verzweiflung ist also „das eigene Ich"; denn wohl ist es wahr: wenn ich verzweifle, so verzweifle ich wie an allem anderen, so auch an mir selbst; aber das Ich, an dem ich verzweifle, ist eine Endlichkeit, wie jede andere Endlichkeit; das Ich, das ich wähle ist das absolute Ich oder das eigene Ich nach seiner absoluten Gültigkeit. Wenn dem aber so ist, dann wirst Du wieder einsehen, weshalb ich im vorhergehenden sagte und es auch noch immer sage, daß das Entweder — Oder, welches ich zwischen das ästhetische und das ethische Leben setze, kein vollständiges Dilemma ist, weil da eigentlich nur von einer Wahl die Rede ist. Bei dieser Wahl wähle ich eigentlich nicht zwischen Gut und Böse, sondern ich wähle das Gute; aber indem ich das Gute wähle, wähle ich eo ipso die Wahl zwischen Gut und Böse. Die ursprüngliche Wahl ist stets in jeder folgenden Wahl enthalten.

So verzweifle denn, und Dein Leichtsinn wird Dich niemals wieder verleiten, als ein unsteter Geist umherzuwandeln, als ein nächtlicher Geist zwischen den Ruinen einer Welt, die doch für Dich verloren ist; verzweifle, und Dein Geist wird niemals mehr in Schwermut seufzen, denn die Welt wird Dir wieder schön und ergötzlich werden, wenn Du sie auch mit anderen Augen ansiehst wie zuvor, und erlöst, befreit wird Dein Geist sich aufschwingen in die Welt der Freiheit.

Hier könnte ich abbrechen; denn ich habe Dich nun dahin gebracht, wo ich Dich haben wollte; Du bist da näm-

lich, wenn Du es selber willst. Ich wollte, daß Du Dich losrissest von den Illusionen der Ästhetik, und aus den Träumen einer halben Verzweiflung, um für den Ernst des Geistes zu erwachen. Das ist indessen keineswegs mein höchstes Ziel, denn ich will Dir nur von diesem Gesichtspunkt aus eine andere Betrachtung des Lebens, eine ethische Lebensanschauung geben. Nur Mäßiges kann ich Dir bieten, teils weil meine Gabe in keinem Verhältnis zur Aufgabe steht, teils weil das Mäßige eine hauptsächliche Eigenschaft alles Ethischen ist, eine Eigenschaft, die dem, der von dem Überfluß der Ästhetik herkommt, wohl auffallen mag. Aber hier gilt's: nil ad ostentationem, omnia ad conscientiam. Und jetzt abbrechen, dürfte auch aus einem anderen Grunde bedenklich erscheinen, da es leicht aussehen könnte, als käme ich schließlich doch nur zu einem gewissen Quietismus, in welchem die Persönlichkeit mit derselben Notwendigkeit ausruht, wie der Gedanke im Absoluten. Was hülfe es denn, ob man auch sich selber gewonnen hätte, was hülfe es, wenn einem ein Schwert gegeben wäre, mit dem man die Welt überwinden könnte, wenn man es nicht zu schwingen wüßte?

Ehe ich jedoch weitergehe und eine solche ethische Betrachtung des Lebens gebe, will ich mit einigen wenigen Worten die Gefahr andeuten, die für einen Menschen im Augenblick der Verzweiflung liegt, will ich den Felsen nennen, an dem das Schiff seines Lebens scheitern und ganz zugrunde gehen kann. Die Schrift sagt: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Den Gegensatz spricht die Schrift nicht aus, aber er liegt in dem Satz selber. Der Gegensatz würde heißen: Was schadete es dem Menschen, wenn er die ganze Welt verlöre und nehme doch keinen Schaden an seiner Seele? Es gibt Ausdrücke, die an sich sehr einfach zu sein scheinen und doch die Seele mit wunderbarer Angst erfüllen, weil sie um so dunkler werden, je mehr man über sie nachdenkt. Im Religiösen ist das Wort: Sünde

wider den Heiligen Geist ein solcher Ausdruck. Ich weiß nicht, ob es den Theologen gelungen ist, das Wort so zu erklären, daß man wirklich erfährt, was es bedeutet; ich kann's nicht, aber ich bin ja auch kein Theologe. Aber der Ausdruck „schaden nehmen an seiner Seele" ist ein ethischer Ausdruck, und wer eine ethische Lebensanschauung zu haben meint, muß auch meinen, es erklären zu können. Das Wort wird oft gebraucht, und doch muß der, der es verstehen will, tiefe Bewegungen seiner Seele erlebt haben, ja, er muß verzweifelt haben; denn es sind uns hier recht eigentlich die Bewegungen der Verzweiflung geschildert: auf der einen Seite die ganze Welt, auf der anderen die eigene Seele. Du wirst leicht einsehen, daß man, wenn man diesen Ausdruck verfolgt, zu derselben abstrakten Bestimmung der „Seele" kommt, wie wir zuvor bei der psychologischen Untersuchung über das „Wünschen, ohne doch ein anderer zu werden" zu der Begriffsbestimmung des Wortes „das eigene Ich" kamen. Wenn ich nämlich die ganze Welt gewinnen und doch Schaden nehmen kann an meiner Seele, so müssen in dem Ausdruck „die ganze Welt" auch all die Endlichkeiten liegen, die ich unmittelbar als solche besitze. Meine Seele zeigt sich da indifferent gegen dieselben. Wenn ich die ganze Welt verlieren kann, ohne Schaden an meiner Seele zu nehmen, so liegen in dem Ausdruck „die ganze Welt" wieder all die Bestimmungen der Endlichkeit, die ich unmittelbar als solche habe, und doch hat meine Seele keinen Schaden gelitten, sie ist also indifferent dagegen. Ich kann meinen Reichtum verlieren, in den Augen anderer meine Ehre, meine Geisteskraft, und doch keinen Schaden nehmen an meiner Seele; ich kann das alles gewinnen und doch Schaden nehmen. Was ist denn meine Seele? Was ist dieses mein innerstes Wesen, das bei diesem Verlust unangefochten bleiben und bei diesem Gewinn leiden kann? Dem Verzweifelten zeigt sich diese Bewegung; es ist kein rhetorischer Ausdruck, sondern der einzig adäquate, wenn ein

solcher Mensch auf der einen Seite die ganze Welt sieht, und auf der anderen sich selber, seine Seele. Im Augenblick der Verzweiflung zeigt sich die Scheidung, und nun gilt's, wie er verzweifelt; denn es ist, wie ich schon zuvor bei der Darstellung der ästhetischen Lebensanschauungen entwickelt habe, es ist Verzweiflung, wenn man die ganze Welt gewinnen will, auch auf die Gefahr hin, daß man Schaden nimmt an seiner Seele, und doch ist's meine tiefste Überzeugung, daß ein Mensch verzweifeln muß, ehe er zu seinem wahren Heil kommen kann. Hier zeigt sich wieder die Bedeutung von dem „verzweifeln wollen", es in unendlichem, in absolutem Sinn wollen, denn ein solches Wollen ist mit der absoluten Hingebung identisch. Will ich dagegen im endlichem Sinn verzweifeln; so nehme ich Schaden an meiner Seele, denn da kommt mein innerstes Wesen nicht zum Durchbruch in der Verzweiflung, im Gegenteil, es verschließt sich in derselben.

Wenn ich in meiner Verzweiflung die ganze Welt gewinne, so nehme ich Schaden an meiner Seele, und zwar dadurch, daß ich mich selber endlich mache, weil ich mein Leben darin habe; und wenn ich verzweifle, weil ich die ganze Welt verliere, so nehme ich auch Schaden an meiner Seele, denn ich mache sie in derselben Weise ganz endlich, da ich hier wieder meine Seele als durch die Endlichkeit bestimmt sehe. Daß ein Mensch durch Verbrechen die ganze Welt gewinnen und doch Schaden nehmen kann an seiner Seele, versteht sich von selber, aber es gibt eine scheinbar viel unschuldigere Manier, in welcher es auch geschehen kann. Deshalb sagte ich von jenem jungen Mädchen, sie sei verzweifelt, ob der Geliebte sie nun nähme oder nicht. Jede endliche Verzweiflung ist ein Wählen der Endlichkeit, denn ich wähle sie, ob ich sie nun gewinne oder verliere; dieses letztere steht nicht in meiner Macht, wohl aber das erstere, das Wählen. Die endliche Verzweiflung ist daher eine unfreie Verzweiflung, sie will eigentlich nicht die Verzweiflung,

sondern die Endlichkeit, aber das ist die Verzweiflung. Auf diesem Punkt nun kann ein Mensch sich halten, und solange er sich da hält, darf ich eigentlich noch nicht von ihm sagen, daß er Schaden genommen hat an seiner Seele. Er steht auf einem sehr gefährlichen Punkt, denn es ist jeden Augenblick möglich. Die Verzweiflung ist da, aber sie hat noch nicht sein innerstes Wesen angegriffen, erst wenn er sich im endlichen Sinn in ihr verhärtet, hat er Schaden an seiner Seele genommen. Seine Seele ist in Verzweiflung wie umnachtet, und erst wenn er, erwachend, einen endlichen Ausweg seiner Verzweiflung wählt, hat er Schaden genommen an seiner Seele, da hat er sich verschlossen, seine vernünftige Seele ist wie erstorben und er ist in ein wildes, reißendes Tier verwandelt, das sich vor nichts scheut. Es liegt eine entsetzliche Angst in diesem Gedanken, daß ein Mensch an seiner Seele Schaden genommen hat, und doch wird jeder, der schon verzweifelte, den Abgrund dieses Verderbens ahnen.

Daß ein Mensch so Schaden nehmen kann an seiner Seele, ist gewiß; wie weit es bei dem Einzelnen der Fall ist, läßt sich niemals entscheiden, und kein Mensch vermesse sich hier, den anderen zu verdammen! Eines Menschen Leben kann seltsam aussehen, und man kann wohl zu dem Glauben versucht werden, daß einer Schaden genommen habe an seiner Seele, und doch kann er selber das Wort ganz anders deuten und zu einem ganz anderen Urteil über sich selber kommen; andererseits kann ein Mensch Schaden an seiner Seele genommen haben, ohne daß ein anderer es ahnt, denn dieser Schaden ist nicht äußerlich sichtbar, er liegt im innersten, verborgensten Wesen des Menschen, wie das Herz einer Frucht verfault sein kann, während sie äußerlich noch lieblich aussieht.

Indem Du Dich nun selber absolut wählst, entdeckst Du leicht, daß dieses Selbst keine Abstraktion oder Tautologie ist; als solche kann es sich höchstens im Augenblick

der Orientierung zeigen, wo man scheidet, bis man den abstraktesten Ausdruck für dieses Selbst findet, und sogar da ist's eine Illusion, wenn man meint, daß es ganz abstrakt und inhaltsleer ist, denn es besteht doch nicht in dem Bewußtsein der Freiheit im allgemeinen — das wäre freilich nur ein Produkt des Gedankens; sondern es ist durch eine Wahl entstanden und ist das Bewußtsein dieses bestimmten freien Wesens, das in sich selber und nicht in einem anderen da ist. Dieses Selbst hat eine reiche Konkretion in sich, eine Mannigfaltigkeit von Eigenschaften, kurz, es ist das ganze ästhetische Selbst, das ethisch gewählt ist. Je mehr Du Dich daher in Dich selber vertiefst, um so mehr wirst Du auch die Bedeutung selbst des Unbedeutenden fühlen, nicht im endlichen, sondern im unendlichen Sinn, weil es durch Dich bestimmt ist, und wählt man also im ethischen Sinn sich selber, so heißt das nicht nur, daß man sich auf sich selber besinnt, sondern man könnte, um diesen Akt zu bezeichnen, an den Ausspruch der Schrift erinnern, nach welchem wir „Rechenschaft ablegen müssen von jedem unnützen Wort, das wir geredet haben." Wenn nämlich die Leidenschaft der Freiheit erwacht ist, dann ist sie eifersüchtig auf sich selber und will es keineswegs unbestimmt lassen, was einem gehört und was nicht. Im ersten Augenblick der Wahl geht die Persönlichkeit daher scheinbar ebenso nackend wie das Kind aus dem Mutterleibe hervor, im nächsten Augenblick ist sie konkret in sich selber, und nur bei einer willkürlichen Abstraktion ist es möglich, daß ein Mensch auf diesem Punkt bleibt. Er bleibt derselbe, ganz derselbe, der er zuvor war, bis auf die unbedeutendste Eigentümlichkeit, und doch wird er ein anderer, denn die Wahl durchdringt alles und verwandelt alles. So ist nun seine endliche Persönlichkeit durch die Wahl, in welcher er sich selber unendlich wählt, auch selber unendlich geworden.

Nun besitzt er sich selber als durch sich selber bestimmt, will sagen, als von sich selber gewählt, als frei; aber indem

er so sich selber besitzt, zeigt sich eine absolute Differenz, die Differenz zwischen Gut und Böse. Solange er sich noch nicht selber gewählt hat, ist diese Differenz latent. Wie tritt die Differenz zwischen Gut und Böse überhaupt ans Licht? Läßt sie sich denken, das heißt, existiert sie für den Gedanken? Nein. Damit bin ich wieder zu dem Punkt gekommen, vor welchem ich schon im vorhergehenden stand, weshalb es den Schein haben konnte, als ob die Philosophie in Wirklichkeit das Prinzip des Widerspruchs gehoben habe, was doch nur darin liegt, daß sie noch nicht bei demselben angekommen ist. Sobald ich denke, verhalte ich mich dem gegenüber, was ich denke, notwendig, aber eben darum existiert die Differenz zwischen Gut und Böse nicht. Denk, was Du willst, denke Dir die abstrakteste aller Kategorien, denke Dir die konkreteste, Du denkst niemals unter der Bestimmung von Gut und Böse; denke Dir die ganze Geschichte, Du denkst Dir die notwendige Bewegung der Idee, aber Du denkst niemals unter der Bestimmung von Gut und Böse. Du denkst Dir stets relative Differenzen, niemals die absolute Differenz. Man mag der Philosophie daher gern darin Recht geben, daß sie sich keinen absoluten Widerspruch denken kann, aber daraus folgt noch keineswegs, daß derselbe nicht existiert. Indem ich denke, mache ich auch mich selber unendlich, aber nicht absolut, denn ich verschwinde in dem Absoluten; erst indem ich mich selber absolut wähle, mache ich mich selber absolut unendlich; und so bin ich selber das Absolute, denn nur mich selbst kann ich absolut wählen, und diese absolute Wahl meiner selbst ist meine Freiheit, und nur indem ich mich selber absolut wähle, setze ich eine absolute Differenz, nämlich die Differenz zwischen Gut und Böse.

Um im Denken das Moment der Selbstbestimmung hervorzuheben, sagt die Philosophie: Das Absolute existiert dadurch, daß ich es denke; aber da sie es selber einsieht, daß damit das freie, nicht das notwendige Denken bezeichnet

wird, substituiert sie einen anderen Ausdruck, nämlich den, daß mein Denken des Absoluten das Sichdenken des Absoluten in mir ist. Dieser Ausdruck ist mit dem vorhergehenden keineswegs identisch, dagegen ist er sehr bezeichnend. Mein Denken ist nämlich ein Moment des Absoluten, und darin liegt die Notwendigkeit meines Denkens, darin liegt die Notwendigkeit, mit welcher ich es denke. Anders verhält es sich mit dem Guten. Das Gute existiert dadurch, daß ich es will, sonst existiert es überhaupt nicht. Das ist der Ausdruck der Freiheit; glücklicherweise verhält es sich so auch mit dem Bösen, es existiert nur, wenn ich es will. Damit sind die Bestimmungen von Gut und Böse keineswegs zu nur subjektiven Bestimmungen herabgesetzt. Vielmehr ist die absolute Gültigkeit dieser Bestimmungen ausgesprochen. Das Gute ist das An-und-für-sich-seiende, von dem An-und-für-sich-selber-seienden gesetzt, und das ist Freiheit.

Es könnte bedenklich scheinen, daß ich den Ausdruck gebrauchte, sich selber absolut wählen; denn darin könnte zu liegen scheinen, daß ich sowohl das Gute wie das Böse gleich absolut wähle, und daß sowohl das Gute wie das Böse mir gleich wesentlich gehört. Um diesem Mißverständnis entgegenzutreten, sprach ich von der Reue, die nämlich ein Ausdruck dafür ist, daß das Böse mir wesentlich angehört, und zugleich ein Ausdruck dafür, daß es mir nicht wesentlich angehört. Gehörte es mir nicht wesentlich an, so könnte ich es nicht wählen; aber wäre etwas in mir, was ich nicht absolut wählen könnte, so wählte ich mich selber überhaupt nicht absolut, so wäre ich nicht selber das Absolute, sondern nur Produkt.

Hier will ich nun diese Untersuchung abbrechen, um nachzuweisen, wie eine ethische Lebensanschauung die Persönlichkeit und das Leben betrachtet, und welchen Wert sie sowohl dem letzteren wie der ersteren zuerkennt. Um der Ordnung willen kehre ich zu einigen Bemerkungen zurück, die ich früher über das Verhältnis zwischen dem Ästhetischen

und dem Ethischen machte. Jede ästhetische Lebensanschauung — wurde gesagt — ist Verzweiflung; das kam daher, weil sie sich auf das gründete, was existieren und nicht existieren kann. Dies ist bei der ethischen Lebensanschauung nicht der Fall; denn sie gründet das Leben auf dasjenige, was ihm wesentlich angehört. Das Ästhetische — sagte ich — ist im Menschen das, wodurch er unmittelbar ist, was er ist; das Ethische aber das, wodurch ein Mensch wird, was er wird. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß derjenige, der ästhetisch lebt, sich nicht entwickelt; er entwickelt sich nur mit Notwendigkeit, nicht mit Freiheit, es geht keine Metamorphose mit ihm vor, keine unendliche Bewegung in ihm, durch welche er zu dem Punkt hinkommt, von wo aus er wird, was er wird.

Wenn ein Individuum sich selber ästhetisch betrachtet, so wird es sich dieses Selbstes bewußt als einer vielfach in sich selber bestimmten, mannigfaltigen Konkretion; aber trotz all der inneren Verschiedenheit ist doch das alles sein Wesen, hat gleiches Recht zu seiner Entwickelung, gleiches Recht zur Befriedigung seiner tiefsten Sehnsucht. Seine Seele ist wie ein Acker, auf welchem allerlei Kräuter wachsen, die alle Wachstum und Gedeihen haben wollen, sein Selbst liegt in dieser Mannigfaltigkeit, und er hat kein Selbst, das höher als dieses wäre. Hat er nun, wovon Du so oft sprichst, ästhetischen Ernst und etwas Lebensklugheit, so wird er bald merken, daß das alles unmöglich gleiches Gedeihen haben kann, er wird also wählen, und was ihn bestimmt, ist ein Mehr oder Weniger, eine relative Differenz. Ließe es sich nun denken, daß ein Mensch leben könnte, ohne mit dem Ethischen in Berührung zu kommen, so würde er sagen können: Ich habe Anlage, ein Don Juan, ein Faust, ein Seeräuber zu werden; diese Anlage bilde ich nun aus, denn der ästhetische Ernst fordert es, daß ich etwas Bestimmtes werde, daß ich das, was als Keim in meine Seele gelegt ist, sich in seiner Totalität entwickeln lasse.

Eine solche Betrachtung der Persönlichkeit und ihrer Entwickelung würde ästhetisch vollkommen richtig sein. Du siehst daher, was eine ästhetische Entwickelung bedeutet, es ist die Entwickelung einer Pflanze; so bleibt auch das Individuum immer dasselbe und wird nichts anderes als was es unmittelbar ist. Wer aber die Persönlichkeit ethisch betrachtet, hat gleich eine absolute Differenz, die Differenz zwischen Gut und Böse; und ist in ihm auch des Bösen mehr als des Guten, so heißt das doch nicht, daß das Böse sich mehr und mehr entwickeln soll, sondern vielmehr, daß das Böse zurückgedrängt werden und das Gute ans Licht kommen muß. Wenn ein Mensch sich dann ethisch entwickelt, dann wird er das, was er wird; denn auch dann, wenn er dem Ästhetischen sein Recht läßt — nur dürfen wir nicht vergessen, das für ihn das Ästhetische etwas anderes ist, als für den, der nur ästhetisch lebt — so ist dasselbe doch dethronisiert. Selbst der ästhetische Ernst ist wie aller Ernst einem Menschen heilsam, aber das kann ihn niemals ganz und voll retten. So, glaube ich, ist es gewissermaßen auch mit Dir gewesen; denn hat das Ideal Dir immer geschadet, weil Du Dich an demselben blind gesehen hast, so ist es Dir auch wieder heilsam gewesen, sofern das Ideal des Schlechten abschreckend auf Dich gewirkt hat. Heilen kann Dich natürlich der ästhetische Ernst nicht, denn Du kommst doch niemals weiter, als daß Du das Schlechte existieren läßt, weil auch dieses nicht ideal durchgeführt werden kann; aber Du läßt es nicht existieren, weil es das Schlechte ist, oder weil Du es verabscheust. Du bist nicht weiter gekommen als zu dem Gefühl, daß Du ebenso ohnmächtig zum Guten wie zum Bösen bist. Übrigens wirkt das Böse vielleicht niemals verführerischer, als wenn es unter ästhetischen Bestimmungen auftritt; es gehört ein hoher Grad ethischen Ernstes dazu, daß man das Böse niemals unter die ästhetischen Kategorien aufnehmen will. Eine solche Betrachtung schleicht sich hinterlistig bei jedem Menschen ein, und die überwiegend ästhetische

Bildung unsrer Zeit trägt nicht wenig dazu bei. Man hört daher nicht selten sogar Tugendhelden in einer Weise gegen das Böse eifern, daß man es dem Redner ansieht, wie er, das Gute preisend, die Befriedigung genießt, er könnte sehr gut selbst der ränkevollste, verschlagenste Mensch sein, aber er verschmähe das, da er doch lieber ein guter Mensch sein wolle. Jedoch verrät das eine geheime Schwachheit, die es bezeugt daß die Differenz zwischen Gut und Böse nicht deutlich genug, nicht in ihrem ganzen Ernst vor ihm steht. Aber so viel des Guten ist doch in jedem Menschen zurückgeblieben, daß er's fühlt, es sei der höchste Ruhm, ein guter Mensch zu sein; um aber doch eine kleine Distinktion vor dem Haufen der Menschen zu haben, fordert er hohe Anerkennung, weil er trotz vieler Talente ein böser Mensch zu werden, doch gut blieb. Recht als wären die vielen Talente, schlecht zu werden, noch ein besonderer Vorzug, und recht als ob er nicht deutlich genug zeigte, daß er im Grunde in diese Talente verliebt sei. So findet man auch häufig Menschen, die wirklich im tiefsten Herzen recht gute, brave Menschen sind, aber nicht den Mut haben, sich als solche vor aller Welt zu bekennen, da es dann ja scheinen könnte, als ob sie dadurch unter allzu triviale Bestimmungen fielen. Solche Menschen erkennen auch das Gute als das Höchste an, haben aber nicht den Mut, das Böse als das anzuerkennen, was es ist. Auch hört man oft die Bemerkung: das war ein trauriges Ende der Geschichte. Man kann in der Regel sicher sein, daß das, was so begrüßt und annonciert wird, das Ethische ist. Ist ein Mensch anderen ein Rätsel geworden — einerlei wie — und es kommt dann die Lösung des Rätsels, und es zeigt sich, daß jener Mensch kein listiger und schlauer Betrüger gewesen war, wie die Menge gehofft hatte, sondern ein gutmütiger und braver Mensch, dann heißt's: War das die ganze Geschichte? Ja, es gehört in Wahrheit viel ethischer Mut dazu, sich zum Guten als zum Höchsten zu bekennen, weil man dadurch unter ganz all-

gemeine Bestimmungen fällt. Das wollen die Menschen so ungern, ihre Freude ist ein Leben in Differenzen. Ein guter Mensch kann jeder sein, der es will, um aber böse zu sein, muß man Talent haben. Deshalb wollen viele für ihr Leben gern Philosophen sein, aber keine Christen, denn ein Philosoph muß Talent haben, ein Christ braucht nur Demut, und die kann jeder haben, der es will! Was ich hier sage, kannst Du Dir auch zu Herzen nehmen, denn in Deinem innersten Wesen bist Du kein böser Mensch. Werde nur nicht böse, ich habe nicht die Absicht, Dich zu beleidigen; Du weißt, daß ich aus der Not eine Tugend machen mußte, und weil ich Deine Gaben nicht habe, muß ich den guten Menschen etwas herausreichen.

Auch in anderer Weise hat man zu unsrer Zeit die ethische Betrachtung abzuschwächen versucht. Während man nämlich der Ansicht ist, daß ein guter Mensch sein ein sehr armseliger Lebensberuf ist, so hat man doch noch eine gewisse Ehrfurcht vor demselben, aber — man mag es nicht gern, wenn er geltend gemacht wird. Keineswegs meine ich damit, ein Mensch müsse seine Tugend zur Schau tragen und es bei jeder Gelegenheit zeigen, daß er ein guter Mensch sei, andererseits aber soll er's doch auch nicht verheimlichen oder sich fürchten, es offen und ehrlich auszusprechen, daß er sich in allem von ethischen Grundsätzen leiten lassen wolle. Tut er's, dann fällt die Welt gleich über ihn her und schreit: Er will sich wichtig machen, er will besser sein als andere Menschen; wir sind vor Gott doch alle gleich. Laßt uns nur Menschen sein! Es ist daher auch ganz in Ordnung, daß in dem neueren Drama das Schlechte immer von den glänzendsten Talenten repräsentiert wird, aber das Gute, das Rechtschaffene, von höchst simplen Menschen. Das scheint dem Zuschauer ganz recht und sie lernen im Theater nur, was sie schon lange vorher gewußt haben, daß es unter ihrer Würde ist, zur Klasse der höchst simplen Menschen zu gehören. Ja, mein junger Freund, es gehört

viel ethischer Mut dazu, sein Leben in ganzem, vollem Ernst nicht in den Differenzen, sondern in dem Allgemeinen zu haben. Unsre Zeit bedarf gewaltsamer Erschütterungen, denen sie wohl auch entgegengeht; denn es wird der Augenblick schon kommen, da sie es sehen wird, wie die in ästhetischem Sinn ausgezeichnetsten Individuen, die, deren Leben gerade in den Differenzen liegt, an diesen verzweifeln, um das Allgemeine zu finden. Das kann für uns kleine Leute gut sein, sofern uns zuweilen auch bange wird, daß wir unser Leben nicht in den Differenzen haben können, weil wir zu unbedeutend dazu sind, nicht weil wir groß genug gewesen sind, sie zu verschmähen,

Jeder Mensch, der nur ästhetisch lebt, fühlt daher ein geheimes Grauen vor der Verzweiflung, denn er weiß es sehr gut, daß das, was die Verzweiflung ans Licht bringt, das Allgemeine ist, und er weiß zugleich, daß das, worin er sein Leben hat, die Differenz ist. Je höher ein Individuum steht, um so mehr Differenzen hat es vernichtet, um so häufiger ist es verzweifelt gewesen, aber es behält immer eine Differenz übrig, die es nicht vernichten will, in der es sein Leben hat. Es ist wirklich merkwürdig, wie selbst die einfältigsten Menschen mit einer bewundernswerten Sicherheit entdecken, was man ihre ästhetische Differenz nennen könnte, wie unbedeutend diese auch sein mag; und der törichte Streit über die Frage, welche Differenz bedeutender sei als die andere, zeigt in der Tat eins der jämmerlichsten Blätter im Buch des menschlichen Lebens. Die ästhetischen Köpfe drücken ihren Unwillen gegen die Verzweiflung auch dadurch aus, daß sie sagen, sie sei ein Bruch. Der Ausdruck ist ganz richtig, sofern die Entwickelung des Lebens in einer notwendigen Entfaltung des Unmittelbaren bestehen sollte. Ist das nicht der Fall, dann ist die Verzweiflung kein Bruch, sondern eine Verklärung. Nur wer über etwas Einzelnes verzweifelt, erfährt es, was ein solcher Bruch bedeutet: aber das kommt gerade daher, weil er nicht ganz verzweifelt.

Auch fürchten die Ästhetiker, es möchte das Leben die schöne Mannigfaltigkeit verlieren, die es hat, solange jedes einzelne Individuum unter ästhetischen Bedingungen lebt. Es ist dies wieder ein Mißverständnis, das wohl verschiedene rigoristische Theorien veranlaßt haben. In der Verzweiflung geht nichts unter, alles Ästhetische bleibt in einem Menschen, nur herrscht es nicht mehr, sondern es dient. Ja, es ist wahr, man lebt in demselben nicht mehr wie zuvor, aber daraus folgt noch keineswegs, daß man es verloren hat. Der Ethiker führt nur die Verzweiflung durch, die der höhere Ästhetiker schon angefangen, aber willkürlich unterbrochen hat; denn wenn die Differenz auch noch so groß ist, ist sie doch nur relativ. Und wenn der Ästhetiker es selber einräumt, daß auch die Differenz, welche seinem Leben Bedeutung gibt, eitel ist, aber hinzufügt, es sei doch immer am besten, sich derselben so lange zu freuen, als man sie habe, so ist das doch immer eine Feigheit, die es sich auf eine billige Weise bequem machen möchte, und dieselbe ist eines Menschen unwürdig.

Die ästhetische Lebensanschauung betrachtet auch die Persönlichkeit im Verhältnis zur äußeren Welt, und der Ausdruck für dieses, sofern es sich auf die Persönlichkeit bezieht, ist der Genuß. Aber der ästhetische Ausdruck für den Genuß in seinem Verhältnis zur Persönlichkeit ist die Stimmung. In der Stimmung ist die Persönlichkeit gegenwärtig, wenn auch nur dämmernd. Wer ästhetisch lebt, sucht nämlich so weit wie möglich ganz in der Stimmung aufzugehen, sucht sich so in ihr zu verbergen, daß nichts in ihm übrig bleibt, was nicht von derselben verschlungen werden kann, denn ein solcher Rest wirkt immer störend. Je mehr die Persönlichkeit in der Stimmung dämmert, um so mehr ist das Individuum im Moment, und das ist wieder der adäquateste Ausdruck für die ästhetische Existenz; sie ist im Moment. Daher die

ungeheuren Oszillationen, denen derjenige, der ästhetisch lebt, ausgesetzt ist. Auch wer ethisch lebt, kennt die Stimmung, aber sie ist ihm nicht das Höchste; weil er sich selber unendlich gewählt hat, sieht er die Stimmung unter sich. Das Mehr, das in der Stimmung nicht aufgehen will, ist eben die Kontinuierlichkeit, die ihm das Höchste ist. Wer ethisch lebt, erinnert sich seines Lebens; das tut der nicht, der nur ästhetisch lebt. Wer ethisch lebt, zerstört die Stimmung nicht, er sieht sie einen Augenblick an, aber dieser Augenblick bewahrt ihn vor einem Leben im Moment, dieser Augenblick verhilft ihm zur Herrschaft über die Lust; denn die Kunst, die Lust zu beherrschen, liegt nicht so sehr darin, daß man dieselbe tötet oder ihr ganz entsagt, sondern darin, daß man den Augenblick bestimmt. Nimm welche Lust Du willst, das Geheimnis und die Kraft derselben liegt darin, daß sie im Moment absolut ist. Nun hört man oft sagen, das einzige Mittel wider sie sei, daß man ihr ganz entsage. Das ist eine sehr falsche Methode, die auch höchstens nur eine Weile zum Ziele führt. Denk Dir einen Menschen, der sich dem Spiel ergeben hätte. Die Lust erwacht mit aller Leidenschaft, es ist, als stünde sein Leben auf dem Spiel, wenn sie nicht befriedigt würde; kann er sich selber sagen: in diesem Augenblick will ich nicht spielen, erst nach einer Stunde, dann ist er gerettet. Diese Stunde ist die Kontinuierlichkeit, die ihn rettet. Die Stimmung dessen, der ästhetisch lebt, ist immer exzentrisch, weil er sein Zentrum in der Peripherie hat. Die Persönlichkeit hat ihr Zentrum in sich selber, und wer sich nicht selber hat, ist exzentrisch. Die Stimmung dessen, der ethisch lebt, ist zentralisiert, er ist nicht in der Stimmung, er ist nicht Stimmung, sondern er hat Stimmung und hat die Stimmung in sich. Wofür er arbeitet, ist die Kontinuierlichkeit, und diese ist immer der Stimmung Meister. Seinem Leben fehlt die Stimmung nicht, ja er hat eine Totalstimmung; aber diese ist erworben; es ist das, was man aequale temperamentum nennen

könnte, aber das ist keine ästhetische Stimmung, und kein Mensch hat sie von Natur oder unmittelbar.

Kann nun aber der, der sich selber unendlich gewählt hat, sagen: Jetzt besitze ich mich selber, mehr verlange ich nicht, und wider allen Wechsel des Lebens setze ich den stolzen Gedanken: Ich bin, der ich bin? Mit nichten! Wollte ein Mensch sich so ausdrücken, so würde man bald erkennen, daß er auf falschem Wege ist. Der Grundfehler läge dann auch darin, daß er im strengsten Sinn nicht sich selber gewählt hätte; wohl hätte er sich selber gewählt, aber außerhalb seines Ich; er hätte das Wählen ganz und gar abstrakt aufgefaßt und nicht sich selber in seiner Konkretion ergriffen; er hätte nicht so gewählt, daß er in der Wahl in sich selber blieb; er hätte sich selber nach seiner Notwendigkeit, nicht in seiner Freiheit gewählt; er hätte die ethische Wahl ästhetisch eitel genommen. Je bedeutungsvoller das in seiner Wahrheit ist, was ans Licht kommen soll, um so gefährlicher sind auch die Abwege. So ist's auch hier. Hat das Individuum sich in seiner ewigen Gültigkeit ergriffen, so überwältigt diese ihn ganz und gar. Die Zeitlichkeit verschwindet vor seinen Augen. Im ersten Augenblick erfüllt es ihn mit einer unbeschreiblichen Seligkeit und gibt ihm eine absolute Sicherheit. Fängt er nun an, einseitig darauf hinzustarren, so macht die Zeitlichkeit ihre Forderungen geltend. Diese werden abgewiesen; was die Zeitlichkeit geben kann, ist ihm so unbedeutend, wenn er es mit dem vergleicht, was er ewig besitzt. Alles bleibt vor seinen Augen stehen, er ist gewissermaßen vor der Zeit zur Ewigkeit gekommen. Er versinkt in Kontemplation, er starrt auf sich selber, aber das kann die Zeit nicht ausfüllen. Da zeigt sich's ihm, daß die Zeit, die Zeitlichkeit, sein Verderben ist, er fordert eine vollkommene Form des Daseins, und wieder erfaßt ihn eine Müdigkeit, eine Apathie, welche mit der Mattigkeit, welche die Begleiterin des Genusses ist, eine große Ähnlichkeit hat. Die Apathie kann so schwer auf

einem Menschen lasten, daß ihm der Selbstmord als einzige Rettung erscheint. Keine Macht kann ihn sich selber entreißen, aber sie hält die Umarmung des Geistes auf, mit welcher er sich selber ergreift. Er hat sich nicht selber gewählt, sondern sich, wie Narzissus, in sich selber verliebt. Ein solcher Zustand hat gewiß nicht selten im Selbstmord sein Ende gefunden.

Der Fehler liegt darin, daß er nicht in der rechten Weise wählte, nicht gerade in dem Sinn, daß er für seine Fehler gar keine Augen hatte, sondern er sah sich selber unter der Bestimmung der Notwendigkeit; sich, diese Persönlichkeit mit der ganzen Mannigfaltigkeit von Bestimmungen, sah er in einer Verbindung mit dem Lauf der Welt, er sah sie der ewigen Macht gegenüber, deren Feuer sie durchdrang, ohne sie zu verzehren. Aber er sah sich noch nicht in seiner Freiheit, er wählte sich noch nicht in derselben. Tut er das, dann ist er in demselben Augenblick, in welchem er sich selber wählt, in Bewegung; wie konkret auch sein Selbst ist, er hat sich doch selber nach seiner Möglichkeit gewählt, er hat sich in der Reue losgekauft, um in seiner Freiheit zu bleiben, aber in seiner Freiheit kann er nur dadurch bleiben, daß er sie beständig realisiert. Wer sich daher selber wählt ist eo ipso ein Handelnder.

Hier dürfte es vielleicht am Platz sein, mit einigen Worten eine Lebensanschauung zu erwähnen, die Dir in hohem Grad zu gefallen scheint, und in der Du Dich besonders wohl fühlst, namentlich als Dozent, zuweilen auch als Praktikus. Sie läuft auf nichts Geringeres hinaus als darauf, daß das Leidtragen doch eigentlich die Bedeutung des Lebens, und der Unglücklichste im Grunde der Glücklichste sei. Auf den ersten Blick scheint diese Anschauung nun zwar keine ästhetische Lebensanschauung zu sein; denn der Genuß kann doch eigentlich nicht ihre Losung sein. Sie ist indessen noch weniger eine ethische Lebensbetrachtung, denn sie liegt in dem gefahrvollen Moment,

in welchem das Ästhetische in das Ethische übergehen soll, wo die Seele sich so leicht von dieser oder jener Äußerung einer Prädestinationstheorie gefangennehmen läßt. Du hast verschiedene Häresieen, diese ist fast die schlimmste, aber Du weißt zugleich, daß sie sehr praktisch ist, wenn es gilt, sich an einen Menschen heranzuschleichen und ihn an Dich zu ziehen. Du kannst über alles spotten, sogar über die Schmerzen der Menschen. Es ist Dir nicht unbekannt, daß dies die Jugend verführt, und doch kommst Du derselben dadurch ziemlich fern, weil ein solcher Umgang ebensosehr abstößt wie anzieht. Ist es eine Jungfrau, die Du solchermaßen betrügen willst, so wird es Dir gewiß nicht entgehen, daß eine weibliche Seele zu tief angelegt ist, um sich auf die Dauer von Derartigem fesseln zu lassen; ja, wenn Du sie auch einen Augenblick beschäftigt hättest, sie würde schließlich doch bald müde werden und Dich fast verabscheuen.

Jetzt wird eine andere Methode genommen. Du läßt in einzelnen rätselhaften Ausbrüchen, die nur sie verstehen kann, eine ferne Melancholie als eine Erklärung des Ganzen ahnen. Nur ihr erschließt Du Dein Herz, aber so vorsichtig, daß sie eigentlich doch nie etwas Näheres erfährt; Du überläßt es ihrer Phantasie, die tiefe Wehmut zu ermessen, die in Deinem Herzen wohnt. Ja wahrhaftig, klug bist Du, das läßt sich nicht leugnen, und wahr ist es, was ein junges Mädchen einmal von Dir sagte, Du würdest vermutlich am Ende ein Jesuit werden. Je schlauer Du es anfängst, um ihnen den Faden in die Hand zu spielen, der tiefer und tiefer in das Labyrinth der Wehmut hineinführt, um so froher bist Du, nm so sicherer, sie an Dich zu ziehen. Du hältst keine langen Reden, Du zeigst Deinen Schmerz nicht dadurch an, daß Du ihnen treu und fest die Hand drückst, oder indem Du „in das romantische Auge einer gleichgesinnten Seele romantisch hineinstarrst" — dazu bist Du zu klug. Du willst keine Zeugen haben, und in einzelnen Augenblicken läßt Du Dich überrumpeln. Es gibt ein Alter,

in welchem die Wehmut das gefährlichste Gift für eine Jungfrau ist; das weißt Du, und diese Wissenschaft mag ja wie jede an und für sich recht gut sein, aber wie wendest Du sie an? Das ist's, was ich nicht rühmen kann.

Da Du das ganze Leben in ästhetische Kategorien zusammen faßt, so ist — wie sich von selber verstehst — das Leid Deiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, denn dasselbe ist an und für sich ebenso interessant wie die Freude. Da Du das Interessante überall, wo es sich zeigt, in Deinen Dienst ziehst und darin eine unglaubliche Virtuosität entwickelst, so mißversteht Deine Umgebung Dich immer wieder und sieht in Dir bald einen kalten und herzlosen, bald einen wirklich gutmütigen Menschen, obgleich Du keins von beiden bist. Schon das kann ein solches Mißverständnis veranlassen, daß Du ebenso oft den Schmerz aufsuchst, wie die Freude, vorausgesetzt, daß sowohl im Schmerz wie in der Freude eine Idee verborgen ist, denn erst dadurch erwacht das ästhetische Interesse. Wenn Du leichtsinnig genug sein könntest, einen Menschen unglücklich zu machen, so würdest Du zu der seltsamsten Täuschung Veranlassung geben können. Du würdest Dich nicht wie andere, die treulos nur die Freude suchen, zurückziehen und ihr auf anderen Wegen nachjagen, nein, das Leid im selben Individuum würde Dir noch interessanter sein als die Freude, Du würdest bei ihm bleiben, würdest Dich in sein Leid vertiefen. Du hast Erfahrungen gemacht, kennst die Macht des Wortes und das Pathos der Tragödie, Du weißt dem Leidenden die Linderung zu bieten, die allein der ästhetisch Leidende begehrt — den Ausdruck. Es ergötzt Deine Seele, wenn Du es siehst, wie der Leidende im Saitenspiel der Stimmung, wenn Du es vorträgst, zur Ruhe kommt; Du wirst ihm bald unentbehrlich, denn Dein Ausdruck hebt ihn aus den dunkeln Wohnungen des Leides empor. Er dagegen bleibt Dir nicht unentbehrlich, und bald bist Du müde. Denn Dir ist nicht nur die Freude „ein flüchtiger Freund, dem man

auf der Reise begegnet," — nein, auch der Schmerz, da Du immer auf Reisen bist. Hast Du den Leidenden getröstet und — um Dich selber für Deine ärztliche Bemühungen zu honorieren — das Interessante aus seinem Schmerz destilliert, dann wirfst Du Dich in Deinem Wagen und rufst: Vorwärts! Fragt man Dich, wohin, so antwortest Du mit Deinem Helden Don Juan: „Zur Lust und Freude". Nun bist Du nämlich des Leides überdrüssig, und Deine Seele fordert den Gegensatz des Schmerzes, die Freude.

Ganz so schlimm, wie ich Dich hier geschildert habe, machst Du's nun freilich nicht, und ich will's nicht leugnen, daß Du oft ein wirkliches Interesse für den Leidenden hast, daß Du ihn gern heilen und der Freude zurückgeben möchtest. Du strengst alle Deine Kräfte an, und zuweilen gelingt es Dir. Trotzdem kann ich Dich nicht rühmen; es verbirgt sich etwas dahinter. Du bist nämlich neidisch auf das Leid, Du kannst es nicht leiden, daß ein anderer Mensch einen Kummer hat, oder einen anderen Kummer, der nicht besiegt werden könnte. Wenn Du nun den Leidenden heilst, dann genießt Du die Befriedigung, daß Du zu Dir selber sprichst: Aber mein eigenes Leid, das kann niemand heilen. Das ist ein Resultat, das Du immer in mente behältst, ob Du nun die Zerstreuung der Freude oder des Leides suchst; das steht Dir unerschütterlich fest, es gibt ein Leid, das läßt sich nicht heben.

So bin ich nun zu dem Punkt gekommen, wo Du meinst, Leidtragen sei die Bedeutung des Lebens. Die ganze moderne Entwickelung hat es an sich, daß man mehr das Leid als die Freude sucht. Es gilt als eine höhere Lebensanschauung, und mit Recht, sofern Sichfreuen natürlich ist, und Leidtragen unnatürlich. Dazu kommt, daß die Freude für den Einzelnen eine gewisse Verpflichtung zur Dankbarkeit in sich schließt, wenn seine Gedanken auch noch so durcheinander gehen, daß er nicht recht weiß, wem er danken soll. Davon befreit das Leid, und die Eitelkeit

wird da besser befriedigt. Unsre Zeit hat außerdem die Eitelkeit des Lebens in so vielfacher Weise erfahren, daß sie nicht mehr an die Freude glaubt, und um doch an etwas zu glauben, glaubt sie an das Leid. Die Freude vergeht — so sagt sie —, aber das Leid besteht, und wer sein Leben auf dieses letztere baut, der baut daher auf sicheren Grund.

Fragt man nun näher, was es denn für ein Leid ist, von welchem Du sprichst, so bist Du klug genug, das ethische Leid nicht zu erwähnen. Die Reue meinst Du nicht; nein, vielmehr das ästhetische, besonders das reflektierte Leid. Dasselbe hat seinen Grund nicht in der Schuld, sondern im Unglück, im Schicksal, in einer betrübenden Disposition, im Einfluß anderer usw. Das alles hast Du in Romanen kennen gelernt. Liest Du es dort, dann lachst Du, hörst Du andere davon reden, so spottest Du; aber wenn Du es selber vorträgst, dann ist ein Sinn drin und Wahrheit.

Je tiefer der Grund des Leides liegt, um so mehr könnte es scheinen, als ließe es sich doch durch das ganze Leben bewahren, ja als brauchte man nichts zu tun, da es einem überall hin von selber folge. Ist es eine einzelne Begebenheit, so fällt's schon sehr schwer. Das siehst Du sehr gut ein, und wenn Du Dich in solchem Fall über die Bedeutung des Leides für das ganze Leben aussprechen sollst, dann denkst Du vor allem an unglückliche Individualitäten und tragische Helden. Die ganze Geistesdisposition der unglücklichen Individualität hat es an sich, daß dieselbe nicht glücklich oder froh werden kann, es schwebt ein Fatum über ihr und ebenso über dem tragischen Helden. Hier hat es nun freilich seine volle Richtigkeit, daß das Leidtragen die Bedeutung des Lebens ist, und hier stehen wir vor einem schlechten und rechten Fatalismus, der immer etwas Verführerisches an sich hat. Und da kommst Du natürlich auch immer wieder mit Deiner Prätension, daß Du der Unglücklichste bist und kein anderer. In der Tat, ein stolzer und trotziger Gedanke!

Laß mich Dir antworten, wie Du es verdienst. Zunächst und vor allem: Du trägst ja nicht leid! Du hast ja keinen Kummer. Das weißt Du sehr wohl; denn es ist Dein Lieblingsausdruck, daß der Unglücklichste der Glücklichste ist. Aber das ist eine schreckliche Falschmünzerei, eine Falschmünzerei, die sich gegen die ewige Macht wendet, welche Himmel und Erde regiert, es ist Aufruhr gegen Gott, ebenso wie es Aufruhr gegen Gott ist, wenn man lachen wollte, wo man weinen sollte; und doch gibt's eine Verzweiflung, die das über sich gewinnt, es gibt einen Trotz, in welchem man Gott selber zum Kampf herausfordert. Aber zugleich ist's ein Verrat an dem menschlichen Geschlecht. Wohl unterscheidest Du auch zwischen Leid und Leid, aber Du meinst doch, es sei eine Differenz, so groß, daß es unmöglich sei, das Leid als solches zu tragen. Aber existiert ein solches Leid, so hast Du nicht zu entscheiden, was das für ein Leid ist. Die eine Differenz ist gerade so gut wie die andere, und Du hast das tiefste und heiligste Recht des Menschen oder die Gnade verraten. Es ist ein Verrat an dem Großen und Erhabenen, ist gemeiner Neid! denn es läuft schließlich doch darauf hinaus, daß die großen Männer nicht versucht worden sind in den gefährlichsten Prüfungen, und daß sie nicht bestehen würden, wenn die übermenschliche Versuchung, von welcher Du redest, sie betreten hätte. Und Du meinst das Große zu ehren, wenn Du es in den Staub ziehst?

Mißverstehe mich nicht. Ich bin nicht der Mensch, der da meint, man solle nicht leidtragen; ich verachte jenes jämmerliche Philistertum, und hätte ich nur die Wahl zwischen diesen beiden, ich wählte das Leid. Nein, ich weiß es wohl, leidtragen ist schön und es liegt eine Kraft, ein Zauber in den Tränen; aber ich weiß auch, daß man nicht trauern soll wie die, die keine Hoffnung haben. Zwischen uns, mein Freund, ist ein absoluter Gegensatz, der niemals gehoben werden kann. Ich kann nicht unter ästhetischen

Bestimmungen leben, ich fühle es, daß das Heiligste meines Lebens untergeht, ich fordere einen höheren Ausdruck, und diesen gibt mir das Ethische. Und hier empfängt das Leid erst seine wahre und tiefe Bedeutung. Stoß Dich nicht an dem, was ich sagen will, halte Dich nicht darüber auf, daß ich von Kindern reden kann, während von dem Leid geredet wird, das nur Helden tragen können. Es ist das Zeichen eines wohlerzogenen Kindes, daß es gern um Verzeihung bittet, ohne viel zu überlegen, ob es das im Grunde müßte oder nicht, und gleicherweise ist's das Zeichen eines hochherzigen Menschen, einer tiefen Seele, daß er leicht Reue fühlt, daß er mit Gott nicht in's Gericht geht, sondern Reue fühlt und in seiner Reue Gott liebt. Ohne diese Reue ist sein Leben nichts, nur wie der Schaum auf dem Wasser. Ja, ich versichere Dich: und ob mein Leben so sehr ohne eigene Schuld von Sorgen und Leiden erfüllt wäre, daß ich mich selber den größten tragischen Helden nennen könnte, meine Wahl ist getroffen, ich lege den Mantel des Helden und das Pathos der Tragödie ab, ich bin nicht der Geplagte, der auf seine Leiden stolz ist, ich bin der Gedemütigte, und fühle meine Verbrechen, ich habe nur einen Ausdruck für das, was ich leide — Schuld, einen Ausdruck für meinen Schmerz — Reue, eine Hoffnung vor meinem Auge — Vergebung. Und wird's mir schwer, das zu tun, o! ich habe nur ein Gebet, ich wollte mich auf die Erde werfen und die ewige Macht, die Himmel und Erde regiert, anflehen und sie um eine Gnade bitten, früh und spät, um die Gnade, daß ich mich ihr in Reue nahen dürfe; denn ich kenne nur ein Leid, das mich zur Verzweiflung bringen könnte — so die Reue Täuschung wäre, eine Täuschung, nicht wegen der Vergebung, die sie sucht, sondern wegen der Zurechnung, die sie voraussetzt.

Und meinst Du, daß dem Leid dadurch nicht sein Recht geschieht, daß ich ihm entfliehe? Nein, und abermal nein! Ich lege dasselbe in mein Wesen hinein und vergesse es

daher niemals. Überhaupt ist's ein Unglaube an die Autorität des Geistes, wenn ich nicht glauben will, daß ich etwas in mir besitzen kann, ohne es jeden Augenblick zu sehen. Was man im täglichen Leben am besten verwahren will, das legt man an einen Ort, wohin man nicht alle Tage kommt. Gerade so ist's in der Welt des Geistes. Ich habe das Leid in mir, und ich weiß, daß es meinem Wesen angehört, und ich weiß, daß ich es so viel sicherer verwahrt habe, als der, der einen Schatz, in der Angst ihn zu verlieren, täglich hervorholt.

Mein Leben ist niemals so bewegt gewesen, daß ich mich hätte versucht fühlen können, die ganze Welt chaotisch zu verwirren; aber in meinem täglichen Leben habe ich es oft erfahren, wie heilsam es ist, dem Leid einen ethischen Ausdruck zu geben; nicht das Ästhetische im Leid zu verwischen, sondern es ethisch zu beherrschen. So lange das Leid still und demütig ist, fürchte ich es nicht; wird es heftig und leidenschaftlich oder sophistisch und will mich zum Mißmut reizen, dann erhebe ich mich, ich dulde keinen Aufruhr; nichts in der Welt soll mir entreißen, was ich aus Gottes Hand als eine Gnadengabe empfangen habe. Ich verscheuche das Leid nicht, suche nicht, es zu vergessen, aber ich trage Leid in der Reue, die niemand gereut. Und ist das Leid auch der Art, daß ich selber keine Schuld daran habe, mich reut's, daß ich es habe zu einer Macht über mich werden lassen, mich reut's, daß ich es nicht gleich auf Gott geworfen habe; wäre das geschehen, dann hätte es keine Macht mehr über mich und könnte mich nicht betören.

Verzeih, wenn ich hier wieder von Kindern spreche. Wenn ein Kind verdrießlich weder das eine noch das andere will, so sagt man ihm: Du willst wohl etwas haben, damit Du weinen kannst? — die Methode soll vortrefflich sein. So geht's mir auch; denn ob man noch so alt wird, man behält doch immer etwas vom Kinde an sich. Wenn ich etwas verdrießlich bin, sage ich mir auch: Du willst wohl etwas haben, damit Du weinen kannst? und alsobald nehme

ich die Verwandlung vor. Und ich versichere Dich, das ist sehr wohltuend für einen Menschen; denn die Tränen, die der ästhetisch Trauernde über sich selber vergießt, sind doch nur heuchlerische Tränen und bringen keine Frucht. Aber sich schuldig fühlen —, das ist wirklich zum Weinen, und die Tränen der Reue haben einen ewigen Segen. Als unser Herr und Heiland nach Jerusalem hinaufzog und über die große Stadt weinte, weil sie nicht bedenken wollte, was zu ihrem Frieden diente, da wär's möglich gewesen, daß er auch sie zu Tränen gerührt hätte; aber wären es ästhetische Tränen gewesen, so hätte es wenig gefrommt, und doch hat die Welt wohl wenige Tragödien gesehen, wie die, als das auserwählte Volk verworfen ward. Wären es Tränen der Reue gewesen, o, dann wäre eine Kraft in ihnen gewesen, die es hätte erretten können, und doch war ja hier die Rede von einer Reue, die mehr als die eigne Schuld in sich schloß; war das Geschlecht, welches gerade damals lebte, doch nicht das einzig schuldige, nein, es waren auch die Sünden der Väter, die auf ihm lasteten. Und hier tritt uns die Reue in ihrer ganzen, tiefen Bedeutung entgegen; denn während dieselbe mich einerseits isoliert, knüpft sie mich andererseits unauflöslich an das ganze Geschlecht; denn mein Leben beginnt nicht in der Zeit und mit einem Nichts, und kann ich die vorigen Zeiten nicht in meine Reue aufnehmen, so ist die Freiheit ein Traum.

Du siehst nun vielleicht ein, weshalb ich diese Lebensanschauung so ausführlich behandle. Die Persönlichkeit tritt uns auch hier wieder unter den Bestimmungen der Notwendigkeit entgegen, und es ist nur so viel Freiheit übrig geblieben, daß diese wie ein unruhiger Traum das Individuum beständig halb wachhalten und es im Labyrinth der Leiden und Schicksale hin und her führen kann, so daß es überall sich selber sieht und doch nicht zu sich selber kommen kann.

Es ist unglaublich, mit welchem Leichtsinn solche Probleme oft behandelt werden. Selbst systematische Denker behandeln sie als eine Naturmerkwürdigkeit, von der sie weiter nichts zu sagen haben, und die sie nur beschreiben, ohne daß es ihnen in den Sinn kommt, daß, wenn eine solche Naturnotwendigkeit existiert, ihre ganze übrige Weisheit Nonsens und Illusion ist. Deshalb hilft einem die christliche Anschauung so viel weiter als die Weisheit aller Philosophen. Diese setzt alles unter die Sünde, etwas, das der Philosophie zu ästhetisch ist, als daß sie dazu ethischen Mut hätte. Und doch ist dieser Mut das Einzige, was das Leben und den Menschen retten kann, wenn man nicht launisch seine Skepsis abbrechen und sich mit einigen Gleichgesinnten zusammentun will, um zu erfahren, was Wahrheit ist.

Die erste Form, welche die Wahl sich gibt, ist eine vollkommene Isolation. Indem ich mich nämlich selbst wähle, sondere ich mich aus meinem Verhältnis zu der ganzen Welt aus, bis ich in dieser Aussonderung zu der abstrakten Identität komme. Da das Individuum sich nach seiner Freiheit gewählt hat, ist es eo ipso handelnd. Doch steht sein Handeln in keinem Verhältnis zur äußeren Welt; denn das Individuum hat diese ganz oder gar vernichtet und existiert nur für sich selber. Die Lebensanschauung, die sich hier zeigt, ist indessen eine ethische Anschauung. Sie fand in Griechenland ihren Ausdruck in dem Bestreben eines einzelnen Individuums, sich selber zu einem Muster der Tugend zu entwickeln. Wie später die christlichen Anachoreten, so zog sich dieses von der Tätigkeit des Lebens zurück, nicht um sich in metaphysische Grübeleien zu vertiefen, sondern um zu handeln, nicht nach außen hin, sondern nach innen. Dieses innere Handeln hat zugleich seine Aufgabe und seine Befriedigung; denn es war nicht seine Absicht, sich selbst auszubilden, um später dem Staat um so besser dienen zu können; nein, in dieser Ausbildung war es

sich selbst genug, und es verließ das Staatsleben, um niemals wieder zu demselben zurückzukehren. Im eigentlichen Sinn zog es sich daher wohl nicht vom Leben zurück, im Gegenteil, es blieb in seiner Mannigfaltigkeit, weil die Berührung mit demselben um sein selbst willen pädagogisch notwendig war; aber das Staatsleben hatte als solches keine Bedeutung für dasselbe, das war durch diese oder jene Zauberformel unschädlich gemacht, indifferent und für sich selbst bedeutungslos. Die Tugenden, die es entwickelte, waren keine bürgerlichen Tugenden —, und doch waren diese die wahren Tugenden des Heidentums, die den religiösen Tugenden im Christentum entsprechen —, es waren die persönlichen Tugenden, Mut, Tapferkeit, Enthaltsamkeit, Genügsamkeit usw. In unsern Zeiten sieht man diese Lebensanschauung natürlich sehr selten realisiert, weil jeder zu sehr vom Religiösen berührt ist, um bei solch abstraktem Begriff der Tugend stehen bleiben zu können. Leicht erkennt man das Unvollkommene dieser Lebensanschauung. Der Fehler lag darin, daß das Individuum ganz abstrakt sich selber gewählt hatte, weshalb die Vollkommenheit, die dasselbe suchte und fand, ebenso abstrakt war. Aus diesem Grunde sagte ich, sei das „Sich-selber-wählen" identisch mit dem „in herzlicher Reue über sich selber leid tragen"; denn die Reue setzt das Individuum in die innigste Verbindung und den genauesten Zusammenhang mit einer äußeren Welt.

Man hat in der christlichen Welt oft eine Analogie zu dieser griechischen Lebensanschauung gefunden und findet sie zuweilen noch, nur daß sie im Christentum durch den Zusatz des Mystischen und Religiösen noch schöner und reicher wird. Eine griechische Individualität, die sich selber zu einem vollkommenen Ideal aller persönlichen Tugenden ausarbeitet, mag nun einen solchen Grad von Virtuosität erreichen wie sie will, ihr Leben ist doch nicht unsterblicher als die Welt, deren Versuchung ihre Tugend besiegte; ihre Seligkeit ist eine einsame Selbstzufriedenheit, vergänglich

wie alles andere. Eines Mystikers Leben ist viel tiefer. Er hat sich selber absolut gewählt; denn obgleich ein Mystiker sich nur selten so ausdrücken wird, obgleich er viel häufiger den scheinbar entgegengesetzten Ausdruck gebraucht, daß er Gott gewählt hat, die Sache selber bleibt doch, wie wir oben nachgewiesen haben, dieselbe; denn hat er sich selber nicht absolut gewählt, dann steht er in keinem freien Verhältnis zu Gott, und in der Freiheit liegt gerade das Eigentümliche der christlichen Frömmigkeit. Dieses freie Verhältnis wird in der Sprache der Mystik oft so ausgedrückt, daß er das absolute Du ist. Der Mystiker hat sich selber absolut und also nach seiner Freiheit gewählt, und ist also eo ipso handelnd, aber sein Handeln ist ein inneres Handeln. Der Mystiker wählt sich selber in seiner vollkomenen Isolation, ihm ist die ganze Welt tot und vernichtet, und die ermüdete Seele wählt Gott oder sich selbst. Dieser Ausdruck „die ermüdete Seele" darf nicht mißverstanden oder zur Herabsetzung der Mystik mißbraucht werden, als ob die Seele erst, nachdem sie der Welt und ihres Treibens müde geworden wäre, Gott gewählt hätte. Mit diesem Ausdruck bezeichnet der Mystiker ohne Zweifel seine Reue darüber, daß er Gott nicht früher gewählt, und seine Müdigkeit darf nicht mit Lebensüberdruß verwechselt werden. Schon hier wirst Du sehen, wie wenig ethisch das Leben des Mystikers eigentlich angelegt ist, da es der höchste Ausdruck der Reue ist, wenn es einen reut, daß er nicht früher, ehe er konkret in der Welt ward, daß er nicht, während seine Seele nur abstrakt bestimmt war, also als Kind, Gott wählte.

Der Mystiker ist, da er gewählt hat, eo ipso handelnd; aber sein Handeln ist inneres Handeln. Sofern er handelnd ist, hat sein Leben eine Bewegung, eine Entwickelung, eine Geschichte. Eine Entwickelung kann indessen in dem Grad metaphysisch oder ästhetisch sein, daß es zweifelhaft wird, wie weit man sie eigentlich eine Geschichte nennen darf,

weil man dabei an eine Entwickelung unter der Form der Freiheit denkt. Eine Bewegung kann in dem Grad desultorisch sein, daß es zweifelhaft sein kann, wie weit man sie eine Entwickelung nennen darf. Wenn also die Bewegung darin besteht, daß ein Moment wieder und wieder ans Licht kommt, so hat man unleugbar eine Bewegung, ja man kann vielleicht ein Gesetz der Bewegung entdecken, aber man hat keine Entwickelung. Die Wiederholung in der Zeit ist ohne Bedeutung, und die Kontinuität fehlt. Das ist in hohem Grad mit dem Leben des Mystikers der Fall. Schrecklich ist's, wenn man die Klagen eines Mystikers über die matten Augenblicke liest. Ist der matte Augenblick vorüber, dann kommt der helle Augenblick, und so wechselt sein Leben beständig, es hat wohl Bewegung, aber keine Entwickelung. Seinem Leben fehlt die Kontinuität. Was diese in dem Leben eines Mystikers eigentlich bildet, ist ein Gefühl, nämlich die Sehnsucht, ob diese Sehnsucht nun nach dem ausschaut, was vergangen ist, oder nach dem was nochkommen soll. Aber eben dies, daß nämlich ein Gefühl den Zwischenraum bildet, beweist es gerade, daß der Zusammenhang fehlt. Die Entwickelung eines Mystikers ist in dem Grad metaphysisch und ästhetisch bestimmt, daß man sie nur in dem Sinn eine Geschichte nennen darf, wie man von der Geschichte einer Pflanze redet. Für den Mystiker ist die ganze Welt tot, er hat sich in Gott verliebt. Die Entwickelung seines Lebens ist die Entfaltung dieser Liebe. Wie man Beispiele hat, daß Liebende eine gewisse Ähnlichkeit miteinander haben, auch im Äußeren, in den Zügen des Gesichts usw., also versenkt der Mystiker sich in das Anschauen der Gottheit, deren Bild sich mehr und mehr in seiner liebenden Seele abspiegelt; so erneuert der Mystiker das verlorne Gottesbild im Menschen. Je mehr er kontempliert, um so deutlicher spiegelt dieses Bild sich in ihm ab, um so ähnlicher wird er dem Bilde. Sein inneres Handeln besteht demnach nicht im Erwerben persön-

licher Tugenden, sondern im Entwickeln der religiösen oder kontemplativen Tugenden. Aber selbst dies ist ein zu ethischer Ausdruck für sein Leben, und deshalb ist das Gebet sein eigentliches Leben. Natürlich will ich nicht leugnen, daß das Gebet auch zum ethtischen Leben gehört, aber je ethischer ein Mensch lebt, um so mehr trägt das Gebet den Charakter des Entschlusses; das Moment eines solchen liegt sogar in dem Opfer des Dankes, das er Gott darbringt. Anders verhält es sich mit dem Gebet des Mystikers. Für ihn ist das Gebet um so bedeutungsvoller, je erotischer es ist, je mehr es von einer brennenden Liebe entzündet ist! Das Gebet ist der Ausdruck für seine Liebe, die Sprache, in welcher er allein mit der Gottheit reden kann, in die er sich verliebt hat. Wie im irdischen Leben die Liebenden sich nach dem Augenblick sehnen, in welchem sie einander ihre Liebe bekennen, ihre Seelen in einem leisen Flüstern zusammenschmelzen lassen können, so sehnt sich der Mystiker nach dem Augenblick, da er sich im Gebet gewissermaßen mit Gottes innersten Wesen verbinden kann. Wie die Liebenden den höchsten Grad der Seligkeit in jenem Flüstern finden, wenn sie eigentlich gar nichts mehr zu sprechen haben, so ist dem Mystiker sein Gebet um so seliger, seine Liebe um so glücklicher, je weniger Inhalt es hat, je mehr er in seinem Seufzen fast vor sich selber verschwindet.

Es dürfte hier vielleicht am Ort sein, das Unwahre eines solchen Lebens hervorzuheben, um so mehr, als jede tiefere Persönlichkeit sich immer von demselben angezogen fühlt. Auch Dir fehlen die Momente nicht, um — wenigstens für eine Weile — ein Mystiker zu werden. Überhaupt begegnen sich auf diesem Gebiet die größten Gegensätze, die reinsten und unschuldigsten Seelen sowohl wie die fluchwürdigsten Menschen, die begabtesten nicht weniger als die einfältigsten.

Zunächst will ich mich ganz schlicht darüber aussprechen, was mich in einem solchen Leben unangenehm berührt. Das

ist mein individuelles Urteil. Später werde ich nachzuweisen suchen, daß es mit den von mir angedeuteten Übelständen seine Richtigkeit hat, und werde zeigen, worin sie ihren Grund haben, sowie ich endlich auch vor den traurigen Abwegen, die hier gar nahe liegen, warnen will.

Nach meiner Meinung kann man den Mystiker nicht von einer gewissen Zudringlichkeit in seinem Verhältnis zu Gott freisprechen. Daß ein Mensch Gott von ganzer Seele und aus allen seinen Kräften lieben soll, und daß er es nicht nur soll, sondern daß Liebe auch die Seligkeit selber ist, wer wollte das leugnen? Daraus folgt indessen noch keineswegs, daß der Mystiker das äußere, wirkliche Leben, in welches Gott ihn hineingesetzt hat, verachten soll; denn dadurch verachtet er eigentlich die Liebe Gottes und fordert einen anderen Ausdruck für dieselbe, als Gott selber ihr gibt. Hier gilt das ernste Wort Samuels: Gehorsam ist besser als Opfer. Aber diese Zudringlichkeit kann zuweilen eine noch bedenklichere Form annehmen. Wenn z. B. ein Mystiker sein Verhältnis zu Gott dadurch begründet, daß er gerade der ist, der er ist, und meint, Gott liebe ihn auf Grund dieser oder jener zufälligen Eigenschaft. Dadurch zieht er Gott und sich selber in den Staub; sich selber — denn es ist immer entwürdigend, wenn man glaubt, durch etwas Zufälliges wesentlich verschieden von anderen zu sein, und Gott — denn er macht ihn zu einem launischen Tyrannen und sich selber zu einem Liebling an dem Hof desselben.

Was mir weiter an dem Leben eines Mystikers unangenehm ist, das ist die Weichlichkeit und Schwachheit, von der man ihn nicht freisprechen kann. Daß ein Mensch es wünscht, in seinem innersten Herzen des gewiß zu sein, daß er Gott wahr und aufrichtig liebt, und daß es ihn oft ins Gebet treibt und er Gott anfleht, es möchte der Heilige Geist es seinem Geist aufs allergewisseste bezeugen, daß diese Liebe wirklich die Kraft und das Geheimnis seines Lebens sei, wer wollte leugnen, daß das wahr und schön ist? Aber

daraus folgt noch keineswegs, daß er diesen Versuch jeden Augenblick wiederholen, jeden Augenblick seine Liebe prüfen wird. Er wird Seelenstärke genug haben, um an die Liebe Gottes zu glauben, auch wo er sie nicht sieht und fühlt, und der Glaube an die Liebe Gottes wird ihn mit hoher Freudigkeit erfüllen und er wird gern in dem ihm von Gott selber angewiesenen Verhältnissen bleiben, gerade weil er es weiß, daß dieses Bleiben der sicherste Ausdruck für seine Liebe, für seine Demut ist.

Schließlich gefällt mir das Leben des Mystikers nicht, weil es in meinen Augen ein Betrug gegen die Welt ist, in welcher er lebt, ein Betrug gegen die Menschen, mit welchen er verbunden ist oder mit welchen er in ein Verhältnis treten könnte, wenn es ihm nicht gefallen hätte, ein Mystiker zu werden. Im allgemeinen wählt der Mystiker das einsame Leben, aber damit ist die Sache noch nicht entschieden; denn es fragt sich doch; hatte er denn das Recht, es zu wählen? Sofern er es gewählt hat, betrügt er andere nicht, denn er sagt dadurch: Ich will in keinem Verhältnis zu euch stehen; aber darf er so sprechen? Darf er so handeln? Besonders als Ehemann, als Vater, bin ich ein Feind des Mystizismus. Mein häusliches Leben hat auch sein ἄδυτον; aber wäre ich Mystiker, dann müßte ich noch eins für mich allein haben, und in dem Fall wäre ich ein schlechter Ehemann. Da es nun meiner Ansicht nach — und ich werde dieselbe später entwickeln — Pflicht eines jeden Menschen ist, sich zu verheiraten, und da es unmöglich meine Meinung sein kann, daß man sich verheiraten soll, um ein schlechter Ehemann zu werden, so siehst Du wohl ein, daß mir der Mystizismus nicht gefallen kann.

Wer sich einseitig einem mystischen Leben hingibt, wird schließlich allen Menschen so fremd, daß jedes Verhältnis, selbst das schönste und zarteste, ihm gleichgiltig wird. Nein, in dem Sinn ist's gewiß nicht gemeint, daß man Gott mehr als Vater und Mutter lieben soll; so selbstsüchtig ist Gott

nicht, auch ist er kein Dichter, dem es Freude macht, die Menschen durch gräßliche Kollisionen zu quälen, und Gräßlicheres läßt sich kaum denken, als wenn wirklich eine Kollission zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menschen, zu welchen er die Liebe in unsre eigenen Herzen hineingelegt hat, möglich wäre. Du hast wohl noch nicht den jungen Ludwig Blackfeld vergessen, mit dem wir vor einigen Jahren viel verkehrten, ich insonderheit. Er war gewiß ein sehr begabter junger Mann, sein Unglück war, daß er sich einseitig in einen weniger christlichen als indischen Mystizismus verlor. Hätte er im Mittelalter gelebt, so würde er ohne Zweifel in einem Kloster den rechten Zufluchtsort gefunden haben. Unsre Zeit hat solche Zufluchtsörter nicht mehr. Verirrt ein Mensch sich, so muß er notwendig zu Grunde gehen, wenn er nicht ganz geheilt wird; ein solch relatives Heil können wir ihm nicht bieten. Du weißt, daß er seinem Leben durch einen Selbstmord ein Ende machte. Er schloß sich mir mit einem gewissen Vertrauen an, wenn er damit auch selber mit seiner Lieblingstheorie brach, nach welcher man sich in kein Verhältnis zu einem Menschen setzen dürfe, sondern nur unmittelbar mit Gott verkehren müsse. Groß war sein Vertrauen zu mir jedoch nicht, denn er öffnete mir niemals sein Herz ganz und voll. In dem letzten halben Jahr seines Lebens war ich mit Angst Zeuge seiner exzentrischen Bewegungen. Schließlich machte er seinem Leben durch einen Selbstmord ein Ende; niemand konnte diesen Schritt erklären. Sein Arzt meinte, es sei partieller Wahnsinn; das war eine sehr vernünftige Ansicht vom Arzt. In gewissem Sinn war sein Geist bis zum letzten Augenblick ungeschwächt. Du weißt vielleicht nicht, daß ein Brief von ihm an seinen Bruder, den Justizrat, existiert, in dem er ihm mitteilt, daß er die Absicht habe, sich das Leben zu nehmen. Ich lege eine Abschrift an. Der Brief hat eine erschütternde Wahrheit und ist ein objektiver Ausdruck für die letzte Agonie der vollkommenen Isolation.

Hochgeehrter Herr Justizrat!

Ich schreibe Ihnen, weil Sie mir gewissermaßen der Nächste sind, andrerseits stehen Sie mir nicht näher als andere Menschen. Wenn Sie diese Zeilen empfangen, bin ich nicht mehr. Sollte jemand Sie nach dem Grunde meiner Tat fragen, so können Sie antworten: Es war einmal eine Prinzessin, die hieß Morgenschön, oder so ähnlich; denn die Antwort würde ich selber gegeben haben, wenn ich die Freude gehabt hätte, mich selber zu überleben. Sollte jemand Sie nach der Veranlassung fragen, so können Sie sagen, es sei in Anlaß des großen Brandes geschehen. Sollte jemand Sie nach der Zeit fragen, so können Sie sagen, es sei in dem für mich so merkwürdigen Monat Juli gewesen. Sollte niemand Sie fragen, so brauchen Sie auch nichts zu antworten.

Ich sehe den Selbstmord nicht gerade als etwas Lobenswertes an. Nicht aus Eitelkeit habe ich mich dazu entschlossen. Dagegen glaube ich an die Richtigkeit des Satzes, daß kein Mensch es ertragen kann, das Unendliche zu sehen. Das habe ich im Intellektuellen einmal selbst erfahren, und der Ausdruck dafür ist Unwissenheit. Unwissenheit ist nämlich der negative Ausdruck für das unendliche Wissen. Ein Selbstmord ist der negative Ausdruck für die unendliche Freiheit. Er ist eine Form der unendlichen Freiheit, aber die negative Form. Wohl dem, der die positive findet.

In hochachtungsvoller Ehrerbietung

Ihr sehr ergebener
L. B.

Der arme Ludwig war gewiß nicht religiös bewegt, aber doch mystisch bewegt; denn das Eigentümliche im Mystischen ist nicht das Religiöse, sondern die Isolation, in welcher das Individuum sich, ohne die Verhältnisse zu der gegebenen Wirklichkeit zu berücksichtigen, in unmittelbaren Rapport zum Ewigen setzen will. Daß man, sobald man das Wort Mystik hört, gleich an etwas Religiöses denkt, hat seinen Grund darin, daß das Religiöse eine Neigung hat, das Individuum zu isolieren, etwas, wovon die einfachste Beobachtung Dich überzeugen kann. Du gehst vielleicht nur selten in die Kirche, aber Du beobachtest um so mehr. Hast Du nicht bemerkt, daß, obgleich man in gewissem Sinn den Eindruck einer Gemeinde empfängt, der einzelne sich doch isoliert fühlt? Man bleibt einander fremd, erst auf Um-

wegen finden sich die einzelnen. Und woher kommt das, wenn nicht daher, daß der einzelne sein Gottesverhältnis so stark in seiner ganzen Innerlichkeit fühlt, daß seine irdischen Verhältnisse ihre Bedeutung verlieren. Für einen gesunden Menschen wird dieser Augenblick nicht lange währen, und eine solche momentane Entfernung ist durchaus kein Betrug, vielmehr macht er die irdischen Verhältnisse noch fester und inniger. Was aber für einen Moment gesund sein kann, wird einseitig entwickelt eine sehr bedenkliche Krankheit.

Da ich keine theologische Bildung besitze, ist's mir nicht möglich, den religiösen Mystizismus eingehender zu skizzieren. Ich habe ihn nur von meinem ethischen Gesichtspunkt aus betrachtet, und habe dem Wort Mystizismus — ich möchte annehmen, mit Recht — größeren Umfang zuerkannt, als man ihm gewöhnlich zu geben pflegt. Daß sich in dem religiösen Mystizismus sehr viel Schönes findet, daß die vielen tiefen und ernsten Naturen, die sich ihm ergaben, in ihrem Leben vieles erfahren haben und dadurch tüchtig geworden sind, anderen, die sich auf diesen gefährlichen Weg hinauswagen, mit Rat und Tat zu dienen, daran zweifle ich keinen Augenblick; aber dessen ungeachtet bleibt dieser Weg nicht nur ein gefährlicher, sondern auch ein falscher. Immer liegt eine Inkonsequenz in demselben.

Achtet der Mystiker überhaupt nicht die realen Lebensverhältnisse, so sieht man nicht ein, weshalb er nicht mit demselben Mißtrauen den realen Moment betrachtet, in welchem er von dem Höheren berührt ward.

Des Mystikers Fehler ist also nicht der, daß er sich selber wählt — denn darin tut er meiner Anschauung nach wohl —, sondern, daß er sich nicht richtig wählt; er wählt nach seiner Freiheit, und wählt doch nicht ethisch; man kann sich selber aber nur nach seiner Freiheit wählen, wenn man sich ethisch wählt; ethisch aber kann man sich selber nur in der Reue über sein eigenes Ich wählen, denn nur dadurch wird man selber konkret, und nur als konkretes Individuum

ist man ein freies Individuum. Der Fehler des Mystikers liegt daher nicht in etwas Späterem, sondern in der allererſten Bewegung. Sieht man dieſe als richtig an, ſo iſt jede Entfernung vom Leben, jede asketiſche Selbſtquälerei nur eine weitere und richtige Konſequenz. Der Fehler des Myſtikers iſt der, daß er in der Wahl weder vor ſich ſelber noch vor Gott konkret wird; er wählt ſich ſelber abſtrakt, und daher fehlt ihm die Durchſichtigkeit. Wenn man nämlich glaubt, daß das Abſtrakte das Durchſichtige ſei, ſo irrt man; das Abſtrakte iſt das Unklare, Nebelhafte. Sein Verliebtſein in Gott hat daher ſeinen höchſten Ausdruck in einem Gefühl, in einer Stimmung; in der Abenddämmerung, zur Zeit der Nebel ſchmilzt er mit ſeinem Gott in unbeſtimmten Bewegungen zuſammen. Aber wenn man ſich ſelber abſtrakt wählt, ſo wählt man ſich nicht ethiſch. Erſt wenn man in der Wahl ſich ſelber — ich möchte ſagen — übernommen, ſich ſelber total ſo durchdrungen hat, daß jede Bewegung von dem Bewußtſein einer hohen Verantwortlichkeit für ſein ganzes Leben begleitet wird, erſt dann hat man ſich ſelber ethiſch gewählt, erſt dann hat man in Reue über ſich ſelber Leid getragen, erſt dann iſt man konkret, erſt dann iſt man in ſeiner totalen Iſolation in abſoluter Kontinuität mit der Wirklichkeit, der man angehört.

Auf die Beſtimmung, daß „ſich ſelber wählen“ und „in Reue über ſich ſelber leidtragen“ identiſche Begriffe ſind, kann ich nicht oft genug zurückkommen, wie einfach dieſelbe im übrigen auch ſein mag. Darum dreht ſich alles. Der Myſtiker kennt auch die Reue; aber das iſt eine Reue aus ſich ſelber heraus, nicht in ſich ſelber hinein, es iſt eine metaphyſiſche, keine ethiſche Reue. Die äſthetiſche Reue iſt abſcheulich, weil ſie ſehr weichlicher Natur iſt; die metaphyſiſche Reue iſt ein unzeitiger Luxus, denn das Individuum hat die Welt nicht geſchaffen und braucht es ſich nicht ſo ſehr zu Herzen zu nehmen, wenn die Welt der Eitelkeit unterworfen iſt und überhaupt nicht ſo iſt, wie ſie

sein sollte. Der Mystiker wählt sich selber abstrakt, und deshalb muß auch seine Reue abstrakt sein. Das sieht man am besten aus dem Urteil der Mystik über die Welt, die endliche Wirklichkeit, in welcher er doch lebt. Der Mystiker sagt nämlich, sie sei Eitelkeit, Täuschung, Sünde; aber das sind metaphysische Urteile und bestimmen mein Verhältnis zu ihr nicht ethisch. Selbst wenn er behauptet, die Endlichkeit sei Sünde, sagt er damit im Grunde doch dasselbe, als wenn er sie die Eitelkeit nennt. Will er dagegen das Wort „Sünde" ethisch nehmen, so bestimmt er sein Verhältnis zu derselben nicht ethisch, sondern metaphysisch, denn der ethische Ausdruck würde nicht heißen „entfliehe ihr", sondern „gehe in dieselbe ein, nimm sie auf, pflege sie". Die ethische Reue hat nur zwei Bewegungen, entweder hebt sie ihren Gegenstand auf oder sie trägt ihn. Diese beiden Bewegungen deuten auch ein konkretes Verhältnis zwischen dem Individuum, das in Reue leidträgt, und dem Gegenstand seiner Reue an, wohingegen die Bewegung des Entfliehens ein abstraktes Verhältnis ausdrückt.

Der Mystiker wählt sich selber abstrakt; man kann daher sagen: Indem er sich selber wählt, kommt er mehr und mehr von der Welt hinweg; aber die Folge ist, daß er nicht wieder zur Welt zurückkehren kann. Die wahre konkrete Wahl aber entführt mich nicht nur der Welt, sondern bringt mich im selben Augenblick wieder zurück. Wähle ich mich nämlich durch die Reue selber, so sammle ich mich selbst in meiner ganzen endlichen Konkretion, und indem ich durch die Wahl aus der Endlichkeit herausgekommen bin, bin ich in die absoluteste Kontinuität mit derselben getreten.

Da der Mystiker sich selber abstrakt wählt, ist es sein Unglück, daß er so schwer in Bewegung kommt, oder richtiger, daß es ihm unmöglich ist. Wie es Dir mit Deiner irdischen ersten Liebe geht, so geht es dem Mystiker mit seiner religiösen ersten Liebe. Er hat ihre ganze Seligkeit geschmeckt, und wartet nun immer, ob sie ihm in ebenso großer Herrlichkeit

wiedererscheinen werde, und da kann ihm leicht ein Zweifel kommen, ob nämlich die Entwicklung nicht vorwärts, sondern rückwärts schreite, damit ist aber die Frucht verbunden, es möchte das Leben ihm rauben, was er einmal besessen. Wollte man daher einen Mystiker nach der Bedeutung des Lebens fragen, er würde vielleicht antworten: Daß ich Gott kenne und mich in ihn verlieben lerne. Das ist indessen keine Antwort auf jene Frage; denn hier ist die Bedeutung des Lebens als Moment aufgefaßt, nicht als Succession. Wenn ich ihn daher weiter fragte: Welche Bedeutung hat es für das Leben, daß das Leben diese Bedeutung gehabt hat, oder mit anderen Worten: Was ist die Bedeutung der Zeitlichkeit? so weiß er nicht viel zu antworten, wenigstens nicht viel Erfreuliches. Sagt er, die Zeitlichkeit sei eine Feindin, die überwunden werden müsse, so müßte man fragen, ob es denn gar keine Bedeutung habe, daß diese Feindin überwunden ward. Das meint der Mystiker nun eigentlich nicht, und am liebsten wäre er doch mit der Welt fertig. Wie er daher die Wirklichkeit verkannte und sie metaphysisch als Eitelkeit auffaßte, so verkennt er auch das Historische und faßt es metaphysisch als vergebliche Mühe auf. Die höchste Bedeutung, die er der Zeitlichkeit zuerkennt, ist die, daß sie eine Prüfungszeit ist, in welcher man wieder und wieder geprüft wird, ohne daß doch eigentlich etwas daraus resultiert, oder daß man weiter gekommen ist als man anfangs war. Das ist jedoch eine Verkennung der Zeitlichkeit; denn wohl behält dieselbe immer etwas von einer ecclesia pressa an sich, aber sie ist zugleich die Möglichkeit der Verherrlichung des endlichen Geistes. Das ist gerade das Schöne in der Zeitlichkeit, daß ein unendlicher und der endliche Geist sich in derselben scheiden, und es ist gerade die Größe des endlichen Geistes, daß die Zeitlichkeit ihm angewiesen ist. Die Zeitlichkeit ist also, wenn ich so sagen darf, nicht um Gottes willen da, damit er — um mich mystisch auszudrücken — in ihr den Liebenden prüfen und

versuchen kann, sondern sie ist um des Menschen willen da, und ist die größte aller Gnadengaben. Darin liegt nämlich eines Menschen ewiger Wert, daß er eine Geschichte haben kann; darin liegt das Göttliche desselben, daß er, wenn er will, dieser Geschichte selbst eine Kontinuität geben kann; denn diese letztere findet die Geschichte erst, wenn sie nicht nur das alles, was geschehen und mir geschehen ist, in sich schließt, sondern wenn sie meine eigene Tat ist, also daß selbst das, was mir begegnet ist; durch mich verwandelt und aus der Notwendigkeit in die Freiheit hinübergeführt wird. Das ist das Beneidenswerte eines Menschenlebens, daß man Gott zu Hilfe kommen, ihn verstehen kann, und das ist wieder die einzige, eines Menschen würdige Weise, ihn zu verstehen, daß man sich in Freiheit alles aneignet, was einem geschickt wird, sowohl die Freude wie den Schmerz. Oder scheint's Dir nicht so? Mir kommt es so vor, ja, es scheint mir, man brauchte es einem Menschen nur laut zu sagen, um ihn neidisch auf sich selber zu machen.

Die beiden hier angedeuteten Standpunkte könnten nur als ein Versuch angesehen werden, eine ethische Lebensanschauung zu realisieren, der Grund aber, weshalb es nicht gelingt, ist der, daß es sich selber abstrakt gewählt hat. Das kann nun auch so ausgedrückt werden: das Individuum hat sich selber nicht ethisch gewählt. Selbiger Mensch ist daher nicht im Zusammenhang mit der Wirklichkeit, und wenn das der Fall ist, dann kann keine ethische Lebensanschauung durchgeführt werden. Wer sich selber aber ethisch wählt, der wählt sich konkret als dieses bestimmte Individuum; das Individuum bleibt sich da als dieses bestimmten Individuums bewußt, mit den besonderen Gaben und Neigungen, Trieben und Leidenschaften, beeinflußt von einer bestimmten Umgebung, kurz als dieses bestimmte Produkt einer bestimmten Welt. Aber indem ein Mensch sich also seiner selbst bewußt wird, übernimmt er das alles und unterwirft es seiner Verantwortung. Er

häsitiert nicht, ob er das Einzelne mitnehmen soll oder nicht; denn er weiß es, daß etwas viel Höheres verloren geht, wenn er es nicht tut. Im Augenblick der Wahl ist er in der vollkommensten Isolation, denn er zieht sich ganz aus seiner Umgebung zurück: und doch ist er im selben Moment in absoluter Kontinuität, denn er wählt sich selber als Produkt; und diese Wahl ist eine vollkommen freie Wahl, also daß es, wenn er sich selber als Produkt wählt, ebensogut von ihm gesagt werden kann, daß er sich selber produziert. Er ist im Augenblick der Wahl am Ende, denn seine Persönlichkeit schließt sich zusammen; und doch ist er im selben Augenblick gerade am Anfang, denn er wählt sich selber nach seiner Freiheit. Als Produkt ist er in die Formen der Wirklichkeit eingeengt, in der Wahl macht er sich selber elastisch, verwandelt seine ganze Äußerlichkeit in Innerlichkeit. Er hat seinen Platz in der Welt, in der Freiheit wählt er selbst seinen Platz, das heißt, er wählt diesen Platz. Er ist ein bestimmtes Individuum, in der Wahl macht er sich selbst zu einem bestimmten Individuum, zu demselben nämlich, denn er wählt sich selbst.

Das Individuum wählt sich selbst als eine mannigfache bestimmte Konkretion, und wählt sich daher nach seiner Kontinuität. Diese Konkretion ist die Wirklichkeit des Individuums; aber da er sie nach seiner Freiheit wählt, so kann man auch sagen, daß sie seine Möglichkeit ist, oder, um nicht einen so ästhetischen Ausdruck zu gebrauchen, daß sie seine Aufgabe ist. Wer ästhetisch lebt, sieht nämlich überall nur Möglichkeiten, diese machen für ihn den Inhalt der zukünftigen Zeit aus, während derjenige Mensch, der ethisch lebt, überall Aufgaben sieht. Diese seine wirkliche Konkretion sieht das Individuum also als seine Aufgabe, als seinen Zweck, als sein Ziel an. Wenn aber vom Individuum gesagt wird, daß es seine Möglichkeit als seine Aufgabe ansieht, dann drückt das gerade seine Souveränität über sich selber aus, die er niemals aufgibt, wenn er sich

andererseits auch nicht gerade in der höchst ungenierten Souveränität gefällt, die ein König ohne Land immer hat. Das gibt dem ethischen Individuum eine Sicherheit, die dem, der nur ästhetisch lebt, ganz und gar fehlt. Wer ästhetisch lebt, erwartet alles von außen her. Daher die krankhafte Angst, mit welcher viele Menschen davon sprechen, es sei so schrecklich, wenn man nicht seinen Platz in der Welt gefunden habe. Wer will's leugnen, daß es gar schön ist, wenn man da wirklich einen glücklichen Griff getan hat; aber eine solche Angst deutet immer darauf hin, daß das Individuum alles vom Platz, nichts von sich selber erwartet. Auch wer ethisch lebt, wird suchen, daß er seinen Platz richtig wähle. merkt er indessen, daß er sich geirrt hat, oder daß sich Hindernisse erheben, die nicht in seiner Macht stehen, so verliert er den Mut nicht; denn die Souveränität über sich selber gibt er nicht auf. Er sieht daher sofort seine Aufgabe, und handelt augenblicklich. So findet man auch oft Menschen, die sich fürchten, sie möchten, wenn sie sich einmal verlieben, nicht ein Mädchen finden, welches gerade das Ideal ist, das für sie paßt. Wer will's leugnen, daß es eine wahre Freude ist, wenn man solch ein Mädchen findet; aber andererseits ist's doch ein Aberglaube, daß das, was außerhalb eines Menschen liegt, ihn glücklich machen kann. Auch wer ethisch lebt, wünscht in seiner Wahl glücklich zu sein; zeigt es sich jedoch, daß die Wahl nicht ganz nach Wunsch ausgefallen ist, so verliert er den Mut nicht, er erkennt sofort seine Aufgabe, und daß die Kunst nicht im Wünschen, sondern im Wollen besteht. Viele, die doch eine Ahnung davon haben, was ein Menschenleben ist, möchten wohl Zeugen großer Begebenheiten sein und in bedeutungsvollen Lebensverhältnissen eine Stimme haben. Wer will leugnen, daß solcher Wunsch seine Berechtigung hat; andererseits aber ist's auch wieder Aberglaube zu meinen, daß Begebenheiten und Lebensverhältnisse als solche einen Menschen zu etwas machen. Wer ethisch lebt, weiß, daß

er sich in den unbedeutendsten Lebensverhältnissen und durch sie selber bilden und in ihnen mehr erleben konn, als wer Zeuge merkwürdiger Begebenheiten gewesen ist oder gar selber in dieselben eingegriffen hat. Er weiß es, daß überall ein Tanzplatz ist, daß selbst der unbedeutendste Mensch einen solchen hat, daß sein Tanz, wenn er will, ebenso schön, ebenso graziös, ebenso mimisch, ebenso bewegt sein kann wie derer, denen ein Platz in der Geschichte angewiesen ist. Diese Fechter-Tüchtigkeit, diese Gewandheit ist's, die eigentlich das unsterbliche Leben im Ethischen ist. Von dem, der ästhetisch lebt, gilt das alte Wort: Sein oder nicht sein, und je ästhetischer er leben darf, um so mehr Bedingungen fordert sein Leben, und wenn nur die geringste derselben nicht erfüllt wird, so ist er tot; wer ethisch lebt, hat immer einen Ausweg, wenn sich alles wider ihn verschwört, wenn dunkle Wolken ihn so verhüllen, daß selbst sein Nachbar ihn nicht sehen kann, er geht doch nicht unter, es bleibt immer ein Punkt, an dem er festhält, und das ist — er selber.

Nur eins will ich nicht unterlassen einzuschärfen, daß, sobald die Gymnastik des Ethikers zu einem Experimentieren wird, er aufgehört hat, ethisch zu leben. All solch gymnastisches Experimentieren ist nichts anderes, als was auf dem Gebiet des Denkens die Sophistik ist.

Hier will ich nun an die Bestimmung erinnern, die ich von dem Ethischen gegeben habe. Ich sagte: Es ist das, wodurch ein Mensch wird, was er wird. Es wird das Individuum nicht in ein anderes Wesen verwandeln, sondern es je mehr und mehr zu dem machen, was es schon war; es wird das Ästhetische nicht vernichten, sondern verklären. Damit ein Mensch ethisch leben könne, ist es notwendig, daß er sich dessen bewußt wird, so durchgreifend, daß nichts Zufälliges ihm entgeht. Diese Konkretion will das Ethische nicht zerstören, sondern sieht in ihr gerade ihre Aufgabe, sieht das, woraus sie bilden und das, was sie bilden soll. Im allgemeinen betrachtet man das Ethische ganz abstrakt

und hat daher ein geheimes Grauen vor demselben. Das Ethische wird als etwas betrachtet, was der Persönlichkeit fremd ist, und man wehrt sich mit Händen und Füßen, ehe man sich ihm ergibt, da man doch nicht recht sicher sein kann, wohin es mit der Zeit kommen kann. So fürchten sich auch viele Menschen vor dem Tode, weil sie dunkle und unklare Vorstellungen nähren, es solle die Seele im Tode in eine andere Ordnung der Dinge übergehen, wo Gesetze und Sitten herrschten, die ganz verschieden von denen seien, die sie in dieser Welt kennen gelernt hätten. Der Grund zu solcher Furcht vor dem Tode ist der, daß das Individuum sich so schwer entschließen kann, sich selber durchsichtig zu werden; denn sobald man das will, sieht man leicht das Törichte dieser Furcht ein. So ist's auch mit dem Ethischen. Wenn ein Mensch sich fürchtet, sich selber durchsichtig zu werden, so flieht er immer vor dem Ethischen, denn etwas anderes will dieses eigentlich nicht.

Im Gegensatz zu einer ästhetischen Lebensanschauung, die das Leben genießen will, hört man oft eine andere Lebensanschauung erwähnen, nämlich diejenige, welche die Bedeutung des Lebens darin erkennt, daß man der Erfüllung seiner Pflichten lebt. Damit meint man denn auch zugleich eine ethische Lebensanschauung zu bezeichnen. Der Ausdruck ist indessen sehr unvollkommen, und fast sollte man glauben, er sei erfunden, um das Ethische in Mißkredit zu bringen. Jedenfalls wird es in unsrer Zeit oft so gebraucht, daß man fast lächeln muß, wenn Scribe z. B. diesen Satz mit einem gewissen niedrig-komischen Ernst vortragen läßt, der einen sehr mißrekommandierenden Gegensatz zur Freude des Genusses bildet. Der Fehler ist der, daß das Individuum in ein äußerliches Verhältnis zur Pflicht gesetzt wird. Das Ethische wird als Pflicht bestimmt, und Pflicht wieder als eine Mannigfaltigkeit einzelner Sätze, während das Individuum

und die Pflicht außerhalb einander stehen. Ein solches Pflichtleben ist natürlich sehr unschön und langweilig, und hätte das Ethische nicht einen viel tieferen Zusammenhang mit der Persönlichkeit, so würde es immer sehr schwierig sein, dasselbe dem Ästhetischen gegenüber zu verfechten. Daß es viele Menschen gibt, die nicht weiter kommen, will ich nicht leugnen; aber das liegt nicht in der Pflicht, sondern in den Menschen.

Seltsam genug, daß man bei dem Wort „Pflicht" an ein äußerliches Verhältnis denken kann, da schon die Derivation dieses Wortes es andeutet, daß es ein innerliches Verhältnis ist; denn was mir aufliegt, nicht als diesem zufälligen Individuum, sondern nach meinem wahren Wesen, das steht ja doch in dem innigsten Verhältnis zu mir selber. Wenn die Pflicht so angesehen wird, dann ist es ein Beweis dafür, daß das Individuum in sich selber orientiert ist. Die Pflicht wird sich ihm da nicht in vielen einzelnen Bestimmungen zersplittern; denn das deutet immer darauf hin, daß ein Mensch nur in einem äußerlichen Verhältnis zu derselben steht. Er hat die Pflicht angezogen, sie ist ihm der Ausdruck seines innersten Wesens. Hat er sich so in sich selber orientiert, dann hat er sich in das Ethische vertieft, und er wird sich nicht außer Atem rennen, um seine Pflichten zu erfüllen. Das wahre ethische Individuum hat daher Ruhe und Sicherheit in sich selber. Je tiefer ein Mensch sein Leben ethisch angelegt hat, um so weniger wird er das Bedürfnis fühlen, jeden Augenblick von der Pflicht zu reden, jeden Augenblick in Angst zu sein, ob er sie erfüllen werde, jeden Augenblick mit anderen zu überlegen, was doch seine Pflicht sei. Wird das Ethische richtig angesehen, so macht dasselbe das Individuum unendlich sicher in sich selber, wo nicht, in hohem Grad unsicher, und ich kann mir keine unglücklichere oder qualvollere Existenz denken, als wenn ein Mensch die Pflicht immer nur vor sich sieht und sie doch beständig realisieren will.

Sieht man das Ethische außerhalb der Persönlichkeit und in einem äußeren Verhältnis zu dieser letzteren an, so hat man alles aufgegeben, so hat man verzweifelt. Das Ästhetische als solches ist Verzweiflung, das Ethische ist das Abstrakte und als solches unvermögend, auch nur das Geringste zu schaffen. Begegnen einem daher zuweilen Menschen, die mit einem gewissen redlichen Eifer sich keine Mühe verdrießen lassen, das Ethische zu realisieren, obgleich es immer wie ein Schatten vor ihnen flieht, sobald sie danach greifen, so ist das zugleich komisch und tragisch.

Das Ethische ist das Allgemeine und also das Abstrakte. In seiner vollkommenen Abstraktion ist das Ethische daher immer verbietend und tritt aus diesem Grunde als Gesetz auf. Sobald das Ethische befehlend ist, hat es bereits etwas von dem Ästhetischen an sich. Die Juden waren das Volk des Gesetzes. Sie verstanden daher die meisten Gebote im Gesetz herrlich; aber das Gebot, das sie nicht scheinen verstanden zu haben, war das Gebot, an welches das Christentum vor allem anknüpfte: Du sollst lieben Gott von ganzem Herzen und aus allen deinen Kräften. Dieses Gebot ist auch nicht negativ, es ist noch viel weniger abstrakt, sondern im höchsten Grad positiv und im höchsten Grad konkret. Wird das Ethische konkreter, dann geht es zur Bestimmung der Sitten über. Aber die Realität des in dieser Beziehung Ethischen liegt in der Realität einer nationalen Individualität, und hier hat das Ethische bereits ein ästhetisches Moment in sich aufgenommen. Jedoch ist das Ethische noch abstrakt und läßt sich nicht ganz und voll realisieren, weil es außerhalb des Individuums liegt. Erst wenn das Individuum selber das Allgemeine ist, erst dann läßt sich das Ethische realisieren. Und es ist das Geheimnis, das im Gewissen liegt, das Geheimnis, welches das individuelle Leben selber in sich trägt, daß es zugleich ein individuelles Leben und doch das allgemeine ist, wenn auch nicht unmittelbar als solches, so doch nach seiner Möglichkeit. Wer das Leben ethisch betrachtet,

sieht das Allgemeine, und wer ethisch lebt, drückt in seinem Leben das Allgemeine aus, macht sich zu dem allgemeinen Menschen, nicht dadurch, daß er seine Konkretion ablegt, denn dann würde er zu einem absoluten Nichts, sondern dadurch, daß er dieselbe anlegt und sie mit dem Allgemeinen durchdringt. Der allgemeine Mensch ist nämlich kein Phantom, sondern jeder Mensch ist der allgemeine Mensch, will sagen, jedem Menschen ist der Weg gezeigt, auf welchem er ein allgemeiner Mensch werden kann. Wer ästhetisch lebt, ist der zufällige Mensch, er glaubt, dadurch der vollkommene Mensch zu sein, daß er der einzige Mensch ist. Wer ethisch lebt, arbeitet dahin, daß er der allgemeine Mensch wird. Wenn ein Mensch ästhetisch verliebt ist, so spielt das Zufällige eine ungeheure Rolle, und es ist ihm von großer Wichtigkeit, daß niemand so geliebt hat, mit den Nüancen, wie er; wenn der, der ethisch lebt, sich verheiratet, so realisiert er das allgemeine. Er wird daher das Konkrete nicht hassen, sondern er hat nur einen Ausdruck mehr; tiefer als jeden ästhetischen Ausdruck, indem er in der Liebe eine Offenbarung des allgemeinen Menschen sieht. Wer ethisch lebt, hat sich selber als seine Aufgabe. Sein Selbst ist unmittelbar zufällig bestimmt, und seine Aufgabe, das Zufällige mit dem Allgemeinen zu verarbeiten.

Das ethische Individuum hat also die Pflicht nicht außerhalb seines Ich, sondern in sich; im Augenblick der Verzweiflung kommt diese ans Licht und arbeitet sich nun durch das Ästhetische in und mit demselben heraus. Von dem ethischen Individuum kann man sagen, es sei wie das stille Wasser, das einen tiefen Grund hat, während der, der ästhetisch lebt, nur oberflächlich bewegt ist. Wenn daher das ethische Individuum seine Aufgabe vollendet, den guten Kampf gekämpft hat, dann ist es — der einzige Mensch geworden, das heißt, es ist kein Mensch wie er, und zugleich, er ist — der allgemeine Mensch geworden. Der einzige Mensch sein ist an und für sich noch nichts Besonderes, denn

das hat jeder Mensch mit jedem Naturprodukt gemein; aber es so sein, daß er darin zugleich das Allgemeine ist, das ist die wahre Lebenskunst.

Die Persönlichkeit hat also das Ethische nicht außerhalb ihres Ich, sondern in sich, und dasselbe bricht aus dieser Tiefe hervor. Es gilt dann, wie gesagt, daß sie nicht in einem abstrakten und inhaltslosen Sturm das Konkrete vernichtet, sondern es sich assimiliert. Da das Ethische nun aber so tief in der Seele liegt, fällt's nicht immer in die Augen, und ein Mensch, der ethisch lebt, kann ganz dasselbe tun, wie einer, der ästhetisch lebt, also daß man lange getäuscht werden kann; endlich aber kommt ein Augenblick, wo es sich zeigt, daß, wer ethisch lebt, eine Grenze hat, die der andere nicht kennt.

In der tiefen Überzeugung, daß sein Leben ethisch angelegt ist, ruht das Individuum mit voller Sicherheit und plagt daher weder sich selbst noch andere mit spitzfindigen, ängstlichen Fragen über dieses oder jenes. Daß nämlich derjenige, welcher ethisch lebt, ein ganzes Spatium für das Indifferente hat, finde ich ganz in Ordnung, und es ist sogar eine Veneration für das Ethische, daß man es nicht in jede Kleinigkeit hineinzwängen will. Ein solches Streben, das außerdem immer mißglückt, findet man auch nur bei denen, die nicht den Mut haben, an das Ethische zu glauben, und denen im tiefern Sinn die innere Sicherheit fehlt. Es gibt Menschen, deren Pusillanimität man eben daran erkennt, daß sie niemals mit dem Totalen fertig werden, weil das gerade für sie das Mannigfache ist, aber diese liegen auch außerhalb des Ethischen, natürlich aus keinem anderen Grunde als wegen der Schwachheit des Willens, die wie alle andere Geistesschwachheit als ein gewisser Wahnsinn betrachtet werden kann. Solche Menschen haben weder von dem schönen und reinen Ernst des Ethischen, noch von der sorglosen Freude des Indifferenten eine Ahnung. Jedoch ist das Indifferente natürlich für das ethische Leben dethronisiert, und er kann

ihm jeden Augenblick eine Grenze setzen. So glaubt man auch, daß eine Vorsehung existiert, und sicher ruht die Seele in dieser Gewißheit, und doch denkt man nicht daran, jeden Zufall mit diesen Gedanken zu durchdringen, ohne jede Minute sich dieses Glaubens bewußt zu werden. Das Ethische wollen, ohne von dem Indifferenten gestört zu werden, an eine Vorsehung glauben, ohne sich vom Zufall stören zu lassen, das ist eine Gesundheit, die erworben und bewahrt werden kann, wenn ein Mensch es selber will. Auch da gilt's die Aufgabe ins Auge zu fassen; das aber ist die Aufgabe: es muß ein Mensch, wenn er leicht geneigt ist, sich so zerstreuen zu lassen, Widerstand leisten und das Unendliche festhalten.

Wer sich selber ethisch wählt, hat sich selber als seine Aufgabe. Ethisch kann er sich nur dann wählen, wenn er sich in Kontinuität wählt, und aus diesem Grunde hat er sich selber als eine mannigfach bestimmte Aufgabe. Diese Mannigfaltigkeit sucht er nicht auszulöschen oder zu verflüchtigen, vielmehr hält er sich durch die Reue krampfhaft an ihr fest, denn diese Mannigfaltigkeit ist er selber, und nur dadurch, daß er sich durch die Reue in sie vertieft, kann er zu sich selber kommen, da er nicht annimmt, daß die Welt mit ihm anfängt, oder daß er sich selber schaft. Aber indem er sich durch die Reue selber wählt, ist er handelnd, jedoch nicht, um sich in der Isolation von anderen abzuschließen, sondern um sich in der Kontinuität mit ihnen zusammenzuschließen.

Laß uns nun einmal ein ethisches und ein ästhetisches Individuum vergleichen. Der Unterschied, um den sich alles dreht, ist der, daß das ethische Individuum sich selber durchsichtig ist und nicht ins Blaue hineinlebt, wie es das ästhetische Individuum tut. Mit diesem Unterschied ist ist alles gegeben. Wer ethisch lebt, hat sich selber gesehen, kennt sich selber, durchdringt mit seinem Bewußtsein seine ganze Konkretion, läßt unbestimmte Gedanken nicht in seinem

Geist umherschwärmen und läßt sich nicht von versucherischen Möglichkeiten zerstreuen — er kennt sich selber. Der Ausdruck γνωθι σεαυτον ist oft genug wiederholt worden, und man hat in demselben das Ziel für das ganze Streben des Menschen gesehen. Das ist auch sehr richtig, aber doch ist es ebenso gewiß, daß es nicht das Ziel sein kann, wenn es nicht zugleich der Anfang ist. Das ethische Individuum kennt sich selber, aber das ist nicht nur eine Kontemplation, denn dann bliebe das Individuum nach seiner Notwendigkeit bestimmt, es ist ein Besinnen auf sich selbst, das selbst ein Handeln ist, und daher habe ich absichtlich den Ausdruck gebraucht: sich selber wählen, und nicht: sich selber kennen. Indem das Individuum sich selber kennt, ist es nicht fertig, vielmehr ist diese Selbsterkenntnis in hohem Grad fruchtbar, und aus dieser inneren Arbeit geht das wahre Individuum hervor. Wenn ich geistreich sein wollte, könnte ich sagen, daß das Individuum sich selber in ähnlicher Weise kennt, wie wenn es im alten Testament heißt, daß Adam Eva erkannte. Durch den Umgang des Individuums mit sich selber wird das Individuum von sich selber geschwängert und gebiert sich selbst. Das Selbst, welches das Individuum kennt, ist zugleich das wirkliche Selbst, und das ideale Selbst, welches das Individuum außerhalb seines Ich hat, ist dem Bilde gleich, nach welchem es sich bilden soll, und das es andererseits doch in sich hat, da es dasselbe selbst ist. Nur in sich selber hat das Individuum das Ziel, nach welchem es streben soll, und doch hat es dieses Ziel außer sich, indem es darnach strebt. Glaubt das Individuum nämlich, daß der allgemeine Mensch außerhalb seines Selbst liegt, daß er von außen her ihm entgegenkommen soll, dann ist es desorientiert, dann hat es eine abstrakte Vorstellung, und seine Methode bleibt immer eine abstrakte Vernichtung des ursprünglichen Selbst. Nur in sich selber kann das Individuum über sich selber Auskunft erhalten. Daher hat das ethische Leben diesen doppelten

Charakter, daß das Individuum sich selber außerhalb seines Ich in sich selber hat. Das typische Selbst ist jedoch das unvollkommene Selbst, denn es ist nur eine Weissagung, und daher nicht das wirkliche. Indessen begleitet es ihn beständig; aber je mehr er es realisiert, um so mehr verschwindet es in ihm, bis es zuletzt, statt sich vor ihm zu zeigen, hinter ihm liegt als eine verblichene Möglichkeit. Es geht mit diesem Bilde wie mit dem Schatten des Menschen. Am Morgen wirft der Mensch seinen Schatten vor sich, mittags geht derselbe fast unbemerkt neben ihm, abends fällt er hinter ihm. Wenn das Individuum sich selber erkannt und sich selber gewählt hat, so fängt es an, sich selber zu realisieren; da ein Mensch sich aber frei realisieren soll, muß er wissen, was er realisieren will. Was er realisieren will, ist er nun wohl selber, aber es ist sein ideales Selbst, das er doch nirgend anderswo als in sich selber findet. Hält man daran fest, daß das Individuum das ideale Selbst in sich selber hat, so bleibt sein Dichten und Trachten abstrakt. Wer einen anderen Menschen, oder wer den normalen Menschen kopieren will, beide werden, wenn auch in verschiedener Weise, gleich affektiert.

Das ästhetische Individuum betrachtet sich selbst in seiner Konkretion und distinguiert nun inter et inter. Es hält dieses für zufällig ihm angehörend, jenes für wesentlich. Diese Distinktion ist indessen äußerst relativ; denn solange ein Mensch nur ästhetisch lebt, gehört ihm eigentlich alles gleich zufällig an, und es ist nur Mangel an Energie, wenn ein ästhetisches Individuum diese Distinktion festhält. Das ethische Individuum hat es in Verzweiflung gelernt und hat daher eine andere Distinktion; denn auch dieses unterscheidet zwischen dem Wesentlichen und dem Zufälligen. Alles, was durch seine Freiheit gesetzt ist, gehört ihm wesentlich an, wie zufällig es auch scheinen mag, Alles aber, was das nicht ist, ist ihm zufällig, wie wesentlich es auch scheint. Diese Distinktion ist jedoch für das ethische Individuum keine

Frucht seiner Willkür, so daß es scheinen möchte, es könne aus sich selber machen, was es wolle. Wohl darf das ethische Individuum den Ausdruck gebrauchen, daß es sein eigener Redakteur ist, aber es ist sich zugleich voll bewußt, daß es verantworlich ist; verantwortlich für sich selber in persönlicher Bedeutung, sofern es entscheidenden Einfluß auf ihn selber haben wird, nach dem, was er wählt, verantwortlich aber auch der Ordnung der Dinge gegenüber, in welcher er lebt, verantwortlich endlich Gott gegenüber. So angesehen ist die Distinktion, wie ich glaube, richtig; denn wesentlich gehört es doch nur mir an, was ich ethisch als eine Aufgabe übernehme. Will ich es z. B. nicht übernehmen, dann gehört auch dieses Abweisen einer Aufgabe mir wesentlich an, und ich bin dafür verantwortlich. Betrachtet ein Mensch sich selber aber ästhetisch, so distinguiert er vielleicht folgendermaßen. Er sagt: Ich habe Talent zum Malen, das sehe ich als einen Zufall an; aber ich habe Witz und Scharfsinn, das sehe ich als etwas Wesentliches an, was mir nicht genommen werden kann, ohne daß ich ein anderer werde. Hierauf antworte ich: Diese ganze Distinktion ist eine Illusion; denn wenn Du Deinen Witz und Scharfsinn nicht ethisch übernimmst, d. h. als eine Aufgabe, als etwas, wofür Du verantwortlich bist, so gehört er Dir nicht wesentlich an, und vornehmlich aus dem Grunde, weil Dein ganzes Leben total unwesentlich ist, solange Du nur ästhetisch lebst. Wer ethisch lebt, hebt nun gewissermaßen die Distinktion zwischen dem Zufälligen und Wesentlichen auf, denn er übernimmt sich selber ganz und gar als gleich wesentlich: aber die Distinktion kommt wieder, denn auch nachdem er das getan hat, unterscheidet er, doch so, daß er für das, was er als Zufälliges ausschließt, aus keinem anderen Grunde verantwortlich wird, als weil er es ausschließt.

Sofern das ästhetische Individuum sich mit ästhetischem Ernst eine Lebensaufgabe setzt, besteht diese eigentlich darin, daß er sich in seine eigene Zufälligkeit vertieft und ein In-

dividuum wird, so paradox und unregelmäßig, wie man es noch nie gesehen hat, die wahre Grimasse eines Menschen. Der Grund, weshalb man solche Gestalten seltener im Leben trifft, ist der, daß die Menschen so selten eine Vorstellung von dem haben, was „leben" heißt. Da aber viele eine entschiedene Vorliebe für Plaudern und Schwatzen haben, so hört man auf der Straße und in Gesellschaften und liest in Büchern mancherlei, was unverkennbar eine Originalitätswut an sich trägt, die, auf das Leben übertragen, die Welt mit einer Menge von Kunstprodukten bereichern würde, von denen eins lächerlicher als das andere wäre. Die Aufgabe, welche das ethische Individuum sich setzt, ist die, daß man sich selber in das allgemeine Individuum verwandelt. Nur das ethische Individuum zieht sich selber ernstlich zur Rechenschaft und hat den paradigmatischen Anstand, der schöner als alles andere ist. Ich kann mich selber aber nur dann in den allgemeinen Menschen verwandeln, wenn ich ihn schon κατα δυναμιν in mir selber habe. Das Allgemeine kann nämlich sehr wohl mit und in dem Besonderen bestehen, ohne es zu verzehren; es gleicht jenem Feuer, das da brannte, ohne den Busch zu verzehren. Liegt der allgemeine Mensch außerhalb meines Ich, so ist nur eine Methode möglich; ich muß selber meine ganze Konkretion ablegen. Diesem Streben nach einer ungezügelten Abstraktion begegnet man oft. Unter den Hussiten war eine Sekte, die meinte, um der normale Mensch zu werden, müsse man nackend umhergehen, wie Adam und Eva im Paradiese. Es finden sich in unsrer Zeit nicht selten Menschen, die in geistigem Sinn dasselbe lehren und meinen, nur dadurch werde man ein normaler Mensch, daß man spitternackend umherlaufe, und das erreiche man, wenn man seine ganze Konkretion ablege. Aber so verhält es sich nicht. Im Akt der Verzweiflung kam der allgemeine Mensch zur Welt, nun steht er hinter der Konkretion und bricht sich durch dieselbe hindurch. Eine Sprache hat viel mehr paradigmatische Verben als das eine,

das in der Grammatik als Paradigma gebraucht wird; es ist der reine Zufall, daß dieses eine genommen wird, alle anderen regelmäßigen Verben könnten denselben Dienst leisten. Gleicherweise ist es mit dem Menschen. Jeder Mensch kann, wenn er will, ein paradigmatischer Mensch werden, nicht dadurch, daß er seine Zufälligkeit abstreift, sondern dadurch, daß er in ihr bleibt und sie veredelt. Aber er veredelt sie dadurch, daß er sie wählt.

Man wird nun leicht einsehen, daß das ethische Individuum in seinem Leben diejenigen Stadien durchläuft, die wir zuvor als besondere Stadien nachgewiesen haben; er wird in seinem Leben die persönlichen, die bürgerlichen, die religiösen Tugenden entwickeln, und sein Leben schreitet dadurch vorwärts, daß er sich selber immer von einem Stadium ins andere übersetzt. Sobald man meint, es genüge eines jener Stadien und man könne einseitig in demselben seine Kräfte konzentrieren, so hat man sich nicht ethisch gewählt, sondern entweder die Bedeutung der Isolation oder der Kontinuität übersehen, und vor allem hat man nicht erkannt, daß die Wahrheit in der Identität derselben liegt.

Wer sich selber ethisch gewählt und gefunden hat, der hat sich selber in seiner ganzen Konkretion bestimmt, und sieht sich dann als ein Individuum an, das diese Gaben und Kräfte, diese Neigungen und Leidenschaften, diese Sitten und Gewohnheiten hat, und unter diesen äußeren Einflüssen steht, die ihm bald diese, bald jene Richtung geben. Hier hat er sich nun selber als eine Aufgabe, und zwar dadurch, daß er zunächst ordnen, bilden, temperieren, anfeuern, unterdrücken, kurz eine Harmonie der Seele schaffen muß, welche eine Frucht der persönlichen Tugenden ist. Das Ziel seiner Tätigkeit ist er selber, aber nicht willkürlich bestimmt, denn er hat sich ja selber als eine Aufgabe, die ihm gesetzt ist, wenn er sie auch selber gewählt hat. Aber obgleich er selber sein Ziel ist, so ist doch dieses Ziel zugleich ein anderes; denn das Selbst, welches das Ziel ist, ist kein

abstraktes Selbst, das überall und daher nirgends ist, sondern ein konkretes Selbst, das in lebendiger Wechselwirkung mit den bestimmten Umgebungen, den bestimmten Lebensverhältnissen, der bestimmten Ordnung der Dinge steht. Das Selbst, welches das Ziel ist, ist nicht nur ein persönliches Selbst, sondern auch ein soziales, ein bürgerliches Selbst. Es hat sich selbst als Aufgabe einer Tätigkeit, durch welche es als diese bestimmte Persönlichkeit in die Verhältnisse des Lebens eingreift. Seine Aufgabe ist da nicht, sich selber zu bilden, sondern zu schaffen und zu wirken, und doch bildet es zu gleicher Zeit sich selber; denn, wie ich oben bemerkte, das ethische Individuum lebt so, daß es beständig von einem Stadium in das andere übergeht. Hat das Individuum sich selber ursprünglich nicht als eine konkrete Persönlichkeit in Kontinuität gefaßt, so wird es diese spätere Kontinuität auch nicht gewinnen. Meint ein solcher Mensch, es sei die Kunst des Lebens, als ein Robinson anzufangen, so bleibt er sein ganzes Leben ein Abenteurer. Sieht er dagegen ein, daß er niemals zum rechten Anfang kommt, wenn er nicht konkret anfängt, und daß er niemals zum Ende kommt, wenn er nicht zum Anfang kommt, so wird er zugleich mit dem Vergangenen sowohl wie mit dem Zukünftigen in Kontinuität sein. Von dem persönlichen Leben geht er in das bürgerliche über, von diesem in das persönliche. Das persönliche Leben als solches war eine Isolation und daher unvollkommen; indem er aber durch das bürgerliche Leben zu seiner Persönlichkeit zurückkehrt, zeigt sich das persönliche Leben in einer höheren Form, als das Absolute, das seine Teleologie in sich selber hat. Wo es zur Aufgabe für das Leben eines Menschen gemacht würde, die Pflicht zu erfüllen, da hat man oft an die Skepsis erinnert, daß die Pflicht selber ja etwas Schwankendes sei und die Gesetze verändert werden könnten. Was den letzten Ausdruck betrifft, so siehst Du leicht ein, daß da zunächst an diejenigen Fluktuationen gedacht ist, denen die bürgerlichen Tugenden immer aus-

gesetzt sind. Doch diese Skepsis trifft nicht das Negativ-Moralische; das bleibt unverändert. Dagegen gibt es eine andere Skepsis, die jede Pflicht trifft, die, daß ich überhaupt die Pflicht gar nicht tun kann. Die Pflicht ist das Allgemeine, das, was von mir gefordert wird, ist das Allgemeine, das, was ich tun kann, das Einzelne. Diese Skepsis hat indessen ihre große Bedeutung, sofern sie zeigt, daß die Persönlichkeit selber das Absolute ist. Da muß jedoch noch etwas näher bestimmt werden. Merkwürdig genug, daß die Sprache selber die Skepsis hervorhebt. Ich sage niemals von einem Menschen: Er tut die Pflicht oder die Pflichten, sondern ich sage: Er tut *seine* Pflicht; ich sage: ich tue *meine* Pflicht, Du tust *Deine* Pflicht. Das bezeugt's, daß das Individuum zugleich das Allgemeine und das Einzelne ist. Die Pflicht ist das Allgemeine, was von mir gefordert wird; bin ich also nicht das Allgemeine, so kann ich auch die Pflicht nicht tun. Andererseis ist meine Pflicht das Einzelne, etwas, was allein für mich da ist, und doch ist's wieder die Pflicht und also das Allgemeine. Hier zeigt sich die Persönlichkeit in ihrer höchsten Gültigkeit. Sie ist nicht ungesetzlich, gibt sich noch viel weniger selber ihr Gesetz; denn die Bestimmung der Pflicht bleibt, aber die Persönlichkeit zeigt sich als die Einheit des Allgemeinen und Einzelnen.

Daß sich dies so verhält, ist klar, man kann es einem Kinde begreiflich machen; denn ich kann die Pflicht tun, und doch nicht *meine* Pflicht tun, und ich kann *meine* Pflicht tun, und doch nicht *die* Pflicht tun. Daß die Welt deshalb in Skepsis hinsinken müßte, sehe ich nicht ein; denn der Unterschied zwischen Gut und Böse bleibt immer, ebenso die Verantwortlichkeit und die Pflicht, wenn auch ein anderer Mensch unmöglich sagen kann, was *meine* Pflicht ist, wogegen er wohl immer sagen kann, was *seine* Pflicht ist; und das wäre nicht der Fall, wenn nicht die Einheit des Allgemeinen und Einzelnen gesetzt wäre. Es scheint vielleicht alle Skepsis entfernt, wenn man die Pflicht

zu etwas Äußerlichem, Festem und Bestimmtem machen und dann von demselben sagen kann: Siehe, das ist die Pflicht. Das ist jedoch ein Mißverständnis; denn der Zweifel liegt nicht im Äußeren, sondern im Inneren, in meinem Verhältnis zum Allgemeinen, Als einzelnes Individuum bin ich nicht das Allgemeine, und fordert man das von mir, so ist's ungereimt. Soll ich also das Allgemeine tun können, dann muß ich zur selben Zeit geradeso, wie ich das Einzelne bin, auch das Allgemeine sein, aber dann liegt die Dialektik der Pflicht in mir selber. Wie gesagt, diese Lehre ist für das Ethische nicht gefährlich, gibt ihm vielmehr erst seinen rechten Wert. Nimmt man dieses nicht an, so wird die Persönlichkeit abstrakt, ihr Verhältnis zur Pflicht abstrakt, ihre Unsterblichkeit abstrakt. Auch der Unterschied zwischen Gut und Böse wird nicht aufgehoben; denn es dürfte kaum je ein Mensch behauptet haben, es sei Pflicht, Böses zu tun. Daß er Böses tat, ist etwas anderes, aber er suchte sich selber und anderen zugleich einzubilden, es sei gut. Daß er in diesem Wahn sollte bleiben können, ist undenkbar, da er selber das Allgemeine ist; er hat den Feind nicht außer sich, sondern in sich. Nehme ich dagegen an, daß die Pflicht etwas Äußeres ist, so wird der Unterschied zwischen Gut und Böse freilich aufgehoben, denn wenn ich nicht selber das Allgemeine bin, kann ich auch in kein abstraktes Verhältnis zu demselben treten; aber der Unterschied zwischen Gut und Böse ist für ein abstraktes Verhältnis inkommensurabel.

Erst wenn man einsieht, daß die Persönlichkeit das Absolute ist, sein eigenes Ziel, die Einheit des Allgemeinen und des Einzelnen, erst dann wird jede Skepsis, die vom Historischen ausgeht, überwunden sein. Die Freidenker haben oft genug die Begriffe zu verwirren gesucht und darauf aufmerksam gemacht, wie Völker zuweilen etwas für heilig und gesetzlich erklärten, was in den Augen anderer Völker ein abscheuliches Verbrechen war. Man hat sich hier selber vom

Äußeren blenden lassen; aber bei dem Ethischen handelt es sich niemals um ein Äußeres, sondern um ein Inneres. Aber auch wenn das Äußere noch so sehr verändert wird, der sittliche Gehalt der Handlung kann doch derselbe bleiben. Es hat gewiß niemals Völker gegeben, die der Ansicht gewesen sind, die Kinder müßten ihre Eltern hassen. Indessen hat man, um den Zweifel zu nähren, darauf aufmerksam gemacht, daß, während alle gebildeten Nationen es den Kindern zur Pflicht machten, für ihre Eltern zu sorgen, die wilden Völker die Sitte hätten, ihre alten Eltern totzuschlagen. Möglich, daß es sich so verhält; aber damit ist man noch keinen Schritt weiter gekommen, denn es fragt sich ja doch, ob die Wilden damit etwas Böses zu tun meinen. Das Ethische liegt immer in diesem Bewußtsein, wogegen es eine andere Frage ist, ob nicht eine mangelhafte Erkenntnis auch verantwortlich macht. Der Freidenker sieht sehr wohl ein, daß das Ethische sich am leichtesten verflüchtigen lasse, wenn man die Tür der historischen Unendlichkeit öffne. Und doch liegt in seinem Verfahren etwas Wahres, denn wenn das Individuum schließlich doch nicht selber das Absolute ist, dann ist die Empirie der einzige Weg, der ihm angewiesen ist, und dieser Weg hat, was seinen Anfang betrifft, große Ähnlichkeit mit dem Fluß Niger, sofern wir an seine Quelle denken: niemand kennt sie. Bin ich der Endlichkeit überwiesen, so ist's die reine Willkür; wenn ich bei einem einzelnen Punkt stehen bleibe. Auf diesem Wege kommt man daher niemals zum Anfang, denn um anfangen zu können, müßte man schon vorher zum Ende gekommen sein, aber das ist unmöglich. Wenn die Persönlichkeit das Absolute ist, dann ist sie selber der Archimedische Punkt, von welchem man die Welt aufheben kann. Man wird leicht einsehen, daß dieses Bewußtsein ein Individuum nicht verleiten kann, die Wirklichkeit wegwerfen zu wollen, denn will es in dem Sinn das Absolute sein, so ist es gar nichts, eine Abstraktion. Nur als das Einzelne ist es das Absolute, und dieses

Bewußtsein wird es vor allem revolutionären Radikalismus bewahren.

Hier will ich mein Theoretisieren abbrechen; ich fühle es sehr wohl, daß ich dazu im Grunde nicht berufen bin, verlange es auch nicht, bin aber ganz zufrieden, wenn man mich als einen annehmbaren Praktikus betrachtet.

Alles Theoretisieren nimmt außerdem so viel Zeit weg; was ich durch eine rasche Tat in einem Augenblick tun kann, das erfordert viel Mühe und Arbeit, ehe man es ausgesprochen oder aufgeschrieben hat. Und beim Ethischen kommt es ja auch nicht auf die Mannigfaltigkeit der Pflichten, sondern auf ihre Intensivität an. Wenn die Persönlichkeit die Intensivität der Pflicht mit ihrer ganzen Energie gefühlt hat, dann ist sie ethisch herangereift, und die Pflicht wird sich schon von selber melden. Es kommt also nicht darauf an, daß ein Mensch an den Fingern herzählen kann, wie viele Pflichten er hat, sondern, daß er ein für allemal die Intensivität der Pflicht so gefühlt hat, daß das Bewußtsein derselben ihm die Gewißheit von der ewigen Gültigkeit seines Wesens ist. Laß die Kasuistik sich in die Mannigfaltigkeit der Pflichten vertiefen: das, worauf es vor allem ankommt, das einzig Seligmachende, ist immer das, daß ein Mensch im Verhältnis zu seinem eigenen Leben nicht sein Onkel, sondern sein Vater ist.

Laß mich Dir durch ein Beispiel sagen, was ich meine. Ich wähle dazu einen Eindruck, den ich seit meiner frühesten Kindheit bewahrt habe. Als ich fünf Jahre alt war, kam ich zur Schule. Daß ein solches Ereignis immer einen tiefen Eindruck auf ein Kind macht, ist natürlich, aber es fragt sich, was für einen. Auch mich interessierte all das Neue, was mir entgegentrat, in hohem Maß, indessen übte doch etwas ganz anderes den tiefsten Eindruck auf mich aus. Ich trat in die Klasse ein, ward dem Lehrer vorgestellt, und erhielt nun meine Lektion für den folgenden Tag. Jeder andere Eindruck war jetzt verlöscht, und meine Aufgabe stand

lebendig vor meiner Seele. Als Kind hatte ich ein sehr glückliches Gedächtnis. Bald war die Lektion gelernt. Mehrere Male hatte ich sie meiner Schwester aufgesagt, und sie versicherte, daß ich sie wisse. Ich ging zu Bett, aber ehe ich einschlief, verhörte ich mich selber noch einmal; ich schlief mit dem festen Vorsatz ein, sie am folgenden Morgen wieder überzulernen. Ich wachte früh um 5 Uhr auf, kleidete mich an, nahm mein Buch und lernte von neuem meine Lektion. Noch diesen Augenblick steht alles so lebendig vor mir, als wäre es gestern geschehen. Es war mir, als müßten Himmel und Erde zusammenfallen, wenn ich meine Lektion in der Schule nicht wüßte, und andererseits war es mir klar, daß auch, wenn Himmel und Erde einfiele, mich das nicht von meiner Pflicht entbinden könnte. In dem Alter wußte ich natürlich noch gar wenig von meinen Pflichten, ich kannte nur eine Pflicht, die, meine Lektion zu lernen, und doch schreibe ich meine ganze ethische Lebensanschauung von diesem Eindruck her. Ich lächle heute wohl über solch kleinen Burschen von fünf Jahren, der eine Sache so leidenschaftlich angreift, und doch versichere ich Dir: ich habe keinen höheren Wunsch, als den, daß ich in jedem Alter meines Lebens meine Arbeit mit der Energie und mit dem ethischen Ernst, wie damals, angreifen möchte. Daß man im späteren Leben seine Arbeit besser verstehen lernt, ist wahr; aber nicht darauf kommt es an, sondern auf die Energie, mit welcher wir sie angreifen. Daß jenes Ereignis einen so tiefen Eindruck auf mich machte, verdanke ich ganz besonders dem hohen sittlichen Ernst meines Vaters, und wenn ich ihm nichts anderes verdankte, so wäre das schon genug, ihm gegenüber in einer ewigen Schuld zu bleiben. Und darauf kommt es ja bei der Erziehung an, nicht, daß ein Kind dieses oder jenes lernt, sondern, daß der Geist heranreift, die Energie geweckt wird. Du spricht so oft davon, wie herrlich es sei, einen guten Kopf zu haben, und wer will's leugnen, daß das auch seine Bedeutung hat? Und doch glaube ich

fest, daß man sich das selber geben kann, wenn man will. Gib einem Menschen Energie und Leidenschaft, und er ist alles. Denk Dir ein junges Mädchen, so albern und verschroben wie nur möglich, eine recht dumme Gans — sie liebt tief und innig, und Du wirst sehen, der gute Kopf kommt von selber. Du wirst sehen, wie klug und schlau sie es einzurichten weiß, um zu erfahren, ob sie wieder geliebt werde; laß sie glücklich werden, und schwärmerische Liebe wird auf ihren Lippen blühen; laß sie unglücklich werden, so wirst Du die kalten Reflexionen eines berechnenden Witzes hören.

Ja, ich darf es frei bekennen: ich habe eine glückliche Kindheit verlebt, denn sie hat mich mit ethischen Eindrücken bereichert. Laß mich noch einen Augenblick bei ihr verweilen. Die teuerste Erinnerung derselben ist mein Vater, und diese Erinnerung ist durchaus nicht arm und unfruchtbar; denn auch sie hat mich je mehr und mehr davon überzeugt, daß der Totaleindruck der Pflicht, nicht aber die Mannigfaltigkeit derselben die Hauptsache ist. Als ich zwei Jahre älter geworden war, kam ich in die gelehrte Schule. Hier fing ein neues Leben an, aber auch hier war das Ethische der Haupteindruck, obgleich ich die größte Freiheit genoß. Ich kam unter die anderen Schüler und hörte zu meiner großen Verwunderung, wie sie über ihre Lehrer klagten, sah das Wunderbare, daß ein Schüler aus der Schule genommen ward, weil er sich nicht mit dem Lehrer vertragen konnte. Wäre ich nicht von frühester Kindheit an unter so ernstsittlichen Eindrücken aufgewachsen, so hätte solche Begebenheit vielleicht schädlich auf mich wirken können. Nun war es nicht der Fall. Ich wußte, daß es meine Aufgabe war, zur Schule zu gehen, und zwar in die Schule, in die ich von meinem Vater geschickt war. Wenn auch alles sich veränderte, das konnte nicht geändert werden. Und dieses Gefühl hatte seinen Grund nicht etwa darin, daß ich mich vor dem Ernst meines Vaters fürchtete, sondern weil

ich so hohe Vorstellungen von der Pflicht eines Menschen hatte. Ob mein Vater gestorben, und ich unter die Aufsicht eines anderen gekommen wäre, den ich vielleicht hätte bewegen können, mich aus jener Schule zu nehmen, ich würde es niemals gewagt, oder richtiger, es niemals gewollt haben; es würde mir gewesen sein, als ob der Schatten meines Vaters mich in die Schule hätte verfolgen müssen; denn wieder hatte ich einen unendlich tiefen Eindruck von dem empfangen, was meine Pflicht war, und keine Zeit hätte die Erinnerung aus meiner Seele löschen können, daß ich seinen Willen verletzt hätte. Im übrigen genoß ich meine Freiheit, ich kannte nur eine Pflicht, die, treu zur Schule zu gehen und fleißig meine Arbeiten zu machen, und ich selber war für alles, was die Schule betraf, ganz und voll verantwortlich. Als ich in die Schule gekommen war, überreichte mir mein Vater die Schulbücher, die er gekauft hatte, und sagte: „Wilhelm, wenn der Monat zu Ende ist, bist du Nr. 3 in deiner Klasse." Dann ließ mich mein Vater meine Wege gehen, fragte niemals nach meiner Lektion, verhörte mich niemals, las niemals meine Aufsätze, erinnerte mich niemals an meine Arbeit, sagte nicht, nun müsse ich lernen, nun aufhören, und kam niemals dem Gewissen des Schülers zu Hilfe. Sollte ich ausgehen, so fragte er mich nur, ob ich Zeit habe — aber ich selber entschied es, nicht er. Daß er mich im übrigen sehr beobachtete, glaube ich gewiß, aber er ließ es mich niemals merken. Also wieder dasselbe: ich hatte nicht viele Pflichten — und wie viele Kinder werden nicht gerade dadurch verdorben, daß man sie mit einem ganzen Zeremoniell von Pflichten überhäuft — aber ich lernte, was Pflicht heißt, und ich lernte, daß sie eine ewige Gültigkeit habe. Wir trieben zu meiner Zeit die lateinische Grammatik mit einer so peinlichen Gründlichkeit, wie man es jetzt nicht mehr kennt. Bei diesem Unterricht empfing ich einen Eindruck, der in anderer Weise harmonisch auf meine Seele wirkte. Darf ich mir die Gabe, etwas philosophisch

zu betrachten, zuerkennen, so verdanke ich sie diesem Eindruck meiner Kindheit. Der unbedingte Respekt, mit welchem ich die Regel betrachtete, die Ehrerbietung, die ich für dieselbe hegte, die Verachtung, mit welcher ich auf das kümmerliche Leben herabsah, das die Ausnahme fristete, die in meinen Augen gerechte Weise, in welcher diese letztere immer und überall verfolgt und gebrandmarkt wurde, was ist das andres, als die Distinktion, die jeder philosophischen Betrachtung zu Grunde liegt? Wenn ich nun unter dem Einfluß einer solchen Erziehung und eines solchen Unterrichts meinen Vater ansehe, so erscheint er mir als eine Inkarnation der Regel; was anderswoher kam, war Ausnahme, sofern es nicht in Übereinstimmung mit seinem Gebot war. Wenn ich an jenen Schüler, von dem ich oben erzählt habe, dachte, so fühlte ich, er müsse eine Ausnahme sein, und es sei nicht der Mühe wert, viel auf ihn zu achten, um so mehr als das viele Aufheben, das von ihm gemacht wurde, genügend bezeugte, daß er eine Ausnahme war. Der kindliche Rigorismus, mit welchem ich damals zwischen Regel und Ausnahme unterschied, sowohl in der Grammatik wie im Leben, ist wohl gemildert, aber jenes Unterscheiden zwischen Regel und Ausnahme habe ich doch nicht vergessen, und ich weiß es mir immer wieder zu vergegenwärtigen, besonders wenn ich Dich und Deinesgleichen sehe; denn Ihr scheint der Ansicht zu sein, daß die Ausnahme das Wichtigste sei, ja daß die Regel nur existiere, um die Ausnahme nur noch mehr hervorzuheben.

Die Energie, in der ich meiner selbst ethisch bewußt werde, ist's also, worauf es ankommt, oder richtiger, ich kann meiner nicht ohne Energie ethisch bewußt werden. Ich kann meiner daher niemals ethisch bewußt werden, ohne mich meines ewigen Wesens bewußt zu werden. Dies ist der wahre Beweis für die Unsterblichkeit der Seele. Ganz und voll ist derselbe natürlich nur erst da gegeben, wo die Aufgabe mit der Verpflichtung kongruiert; wozu ich aber für

eine Ewigkeit verpflichtet bin, das ist auch eine ewige Aufgabe.

Ich will Dir daher nicht die Mannigfaltigkeit der Pflicht vor Augen malen; wollte ich die Pflicht negativ ausdrücken, dann wäre es leicht getan, wollte ich sie positiv ausdrücken, dann würde es sehr schwierig und weitläufig sein, ja in gewissem Sinn unmöglich. Was ich dagegen in sein rechtes Licht hatte stellen wollen, das war die absolute Bedeutung der Pflicht, die ewige Gültigkeit des Pflichtverhältnisses für die Persönlichkeit. Sobald die Persönlichkeit sich nämlich in der Verzweiflung selber gefunden, absolut sich selber gewählt hat, so hat sie sich selber, so hat sie sich selber als ewige Aufgabe unter einer ewigen Verantwortlichkeit, und also ist die Pflicht in ihrer Absolutheit gesetzt. Da jeder Mensch sich indessen nicht selber erschaffen, sondern sich selber gewählt hat, so ist die Pflicht der Ausdruck für seine absolute Abhängigkeit und seine absolute Freiheit in Identität mit einander. Die einzelne Pflicht wird er sich selber lehren und vergebens bei einem anderen Auskunft suchen, und doch wird er hier ebensowohl Autodidakt sein, wie er Theodidakt ist, und umgekehrt. Die Pflicht wird ihm da in keinem Fall etwas Abstraktes, teils weil sie ihm nichts Äußerliches ist, denn wenn das der Fall ist, ist sie immer abstrakt; teils weil er selber konkret ist, denn da er sich ethisch wählte, wählte er sich in seiner ganzen Konkretion und verzichtete auf die Abstraktheit der Willkür.

* * *

Was nun noch erübrigt, ist, daß ich nachweise, wie das Leben sich ausnimmt, wenn man es ethisch betrachtet. Du bist mit allen Ästhetikern sehr bereit zu teilen. Ihr räumt ein, daß das Ethische seine Bedeutung hat, Ihr sagt, es sei höchst respektabel, wenn ein Mensch für seine Pflichten lebe, es sei das in der Tat aller Ehren wert, ja, Ihr laßt es nicht an verblümten Reden fehlen, daß es ganz in Ord-

nung sei, wenn es auch Menschen gebe, die für ihre Pflichten lebten, daß es sogar gut sei, wenn viele Menschen es täten; und manche Pflichtmenschen sind auch so gutmütig, daß sie meinen, in dieser Rede sei ein Sinn, obgleich sie natürlich wie alle Skepsis ohne Sinn ist. Ihr selber wollt euch dagegen mit dem Ethischen nicht einlassen; das würde Eurem Leben ja seine Bedeutung und vor allem seine Schönheit rauben. Das Ethische sei etwas ganz anderes als das Ästhetische, und jenes vernichte dieses ganz und gar. — Wenn's so wäre, ich wüßte wohl, was ich wählte. In der Verzweiflung gibt es einen Augenblick, wo es so scheint, und wer es nicht gefühlt hat, der hat sich in seiner Verzweiflung selber betrogen und hat sich selber nicht ethisch gewählt. Indessen ist es doch nicht so, und deshalb erweist die Verzweiflung sich im nächsten Augenblick nicht als einen Bruch, sondern als eine Metamorphose. Alles kehrt wieder, aber verklärt. Also erst wenn man das Leben ethisch betrachtet, wird es schön und wahr, bedeutungsvoll und bleibend; erst wenn man selber ethisch lebt, wird das Leben schön, wahr, bedeutungsvoll und sicher; erst in der ethischen Lebensanschauung wird der autopathische und der sympatische Zweifel beruhigt. Der autopathische und der sympathische Zweifel können nämlich nur zugleich miteinander beruhigt werden, weil sie wesentlich gleicher Natur sind. Der autopathische Zweifel ist nämlich keine Äußerung des Egoismus, sondern eine Forderung derjenigen Selbstliebe, die im selben Sinn ihr eigenes Ich und das Selbst jedes anderen fordert. Das ist meiner Ansicht nach von großer Bedeutung. Wäre ein Ästhetiker nämlich kein Egoist, so müßte er, unter der Voraussetzung, daß jede denkbare Vergünstigung ihm in den Schoß gefallen wäre, über all sein Glück verzweifeln, weil er sich sagen müßte: Das, wodurch ich glücklich bin, ist etwas, was so keinem Menschen gegeben werden kann und das kein anderer Mensch sich selber erwerben kann. Er müßte in steter Angst schweben, daß ihn jemand fragte,

worin er sein Glück suchte, denn er war ja glücklich geworden, damit alle anderen Menschen es fühlen sollten, daß sie es nicht werden könnten. Hätte ein solcher Mensch etwas Sympathie, er würde sich selber keine Ruhe gönnen, ehe er einen höheren Ausgangspunkt für das Leben gefunden hätte. Wenn er denselben gefunden, dann würde er sich nicht fürchten, sein Glück zu preisen; denn wollte er es recht aussprechen, dann würde er etwas sagen, was ihn mit jedem Menschen, mit dem ganzen menschlichen Geschlecht absolut versöhnte.

Laßt uns jedoch bei der Kategorie stehen bleiben, welche die Ästhetik sich immer vindiziert, bei der Schönheit. Das Leben verliert seine Schönheit, sagst Du, sobald das Ethische geltend gemacht wird. Wärst Du nun selber persönlich gegenwärtig, dann würde ich Dich bitten, mir eine Definition des Schönen zu geben, damit ich anfangen könnte. Da das nun aber nicht der Fall ist, so erlaube ich mir, an die Definition anzuknüpfen, die Du zu geben pflegst: Das Schöne ist das, was seine Teleologie in sich selber hat, Du denkst Dir ein junges Mädchen und sagst, sie sei schön, fröhlich, sorglos, glücklich, vollkommene Harmonie, in sich vollendet, und es sei die reine Dummheit, wenn man frage, wozu sie da sei, denn sie habe ja ihre Teleologie in sich selber. Ich will Dich nun nicht mit dem Einwand schikanieren, ob einem jungen Mädchen wirklich damit gedient sei, so allein ihre Teleologie in sich selber zu haben, oder ob es Dir nicht etwa schmeicheln würde, wenn sie, nachdem sie Deine Anschauung von der Göttlichkeit ihres Daseins gehört hätte, sich schließlich selber irrte und glaubte, daß sie nur dazu da sei, um Deine Insinuationen anzuhören. Du betrachtest die Natur, findest sie ebenfalls schön, und willst nichts von einer ethischen Betrachtung derselben hören. Auch hier will ich Dich nicht mit der Bemerkung plagen, ob es nicht der Natur wesentlich sei, für ein anderes dazusein. Du betrachtest die Werke der Kunst und Poesie, rufst mit dem Dichter aus: procul, o procul este profani, und verstehst

unter den profani diejenigen, welche Poesie und Kunst dadurch in den Staub ziehen, daß sie ihnen eine Teleologie geben, die außerhalb ihrer eigenen Grenzen liegt. Was Poesie und Kunst betrifft, so will ich Dich an das erinnern, was ich schon früher bemerkt habe, daß sie nur unvollkommen mit dem Leben aussöhnen, sowie auch, daß Du, wenn Du auf Kunst und Poesie blickst, nicht die Wirklichkeit betrachtest, und davon wollten wir doch hier eigentlich sprechen. Wir kehren nun wieder zu dieser zurück, und da Du es vermutlich selbst einsiehst, daß Du sehr wenig Schönes im Leben finden würdest, wenn Du die Forderung der Kunst in ihrer ganzen Strenge machen wolltest, so gibst Du dem Schönen eine andere Bedeutung. Das Schöne, wovon Du redest, ist das Individuell-Schöne. Du siehst jeden einzelnen Menschen als einen kleinen Moment im Ganzen, siehst ihn gerade in seiner Eigentümlichkeit, und so erhält selbst das Zufällige, das Unbedeutende, Bedeutung und das Leben den Stempel der Schönheit. Du betrachtest also jeden einzelnen Menschen als Moment. Aber das Schöne war doch das, was seine Teleologie in sich selber hatte; wenn aber ein Mensch nur Moment ist, dann hat er ja eben seine Teleologie nicht in sich selber, sondern außerhalb seines Ich. Ist auch das Ganze schön, die einzelnen Teile sind es nicht. Und nun Dein eigenes Leben. Hat das seine Teleologie in sich selber? Ob ein Mensch wirklich berechtigt ist, nur solch betrachtendes Leben zu führen, will ich nicht entscheiden, aber eh bien, laßt uns annehmen, es sei Deines Lebens Bedeutung, daß Du dazu daseist, das Übrige zu betrachten, so hättest Du doch Deine Teleologie nicht in Dir. Du betrachtest erst dann jeden einzelnen Menschen nach seiner Schönheit, wenn er Moment und zugleich das Ganze ist; dann aber betrachtest Du ihn ethisch, und wenn ethisch, auch nach seiner Freiheit. Laß ihn noch so eigentümlich bestimmt sein, wenn diese Bestimmtheit eine Notwendigkeit ist, dann ist er nur Moment, und sein Leben ist nicht schön.

Wenn Du das Schöne als das definierst, was seine Teleologie in sich selber hat, und als Beispiel ein junges Mädchen anführst, oder die Natur oder ein Werk der Kunst nennst, so möchte ich annehmen, alles Reden davon, daß es seine Teleologie in sich selber habe, sei eine Illussion. Sobald von einer Teleologie geredet wird, muß eine Bewegung vorausgesetzt werden, denn sobald ich an ein Ziel denke, denke ich mir doch immer eine Bewegung, da ein Mensch zu seinem Ziel nur durch eine Bewegung gekommen ist. Dem, was Du schön nennst, fehlt offenbar die Bewegung; denn das Schöne in der Natur ist auf einmal da; und betrachte ich ein Werk der Kunst und suche den Gedanken desselben mit meinen Gedanken zu durchdringen, so geht eigentlich in mir die Bewegung vor, nicht in dem Werk der Kunst. Du magst daher wohl Recht haben, daß das Schöne seine Teleologie in sich selber hat, aber so, wie Du es auffaßt und anwendest, ist es doch eigentlich ein negativer Ausdruck, der da sagt, daß das Schöne seine Teleologie in etwas anderem hat. Du wirst daher auch nicht einen scheinbar synonymen Ausdruck anwenden können, daß das Schöne, von welchem Du redest, innere oder immanente Teleologie habe. Sobald Du nämlich den Ausdruck brauchst, forderst Du Bewegung, Geschichte, und damit hast Du die Sphäre der Natur und der Kunst überschritten, und bist in dem Gebiet der Freiheit und also auch in dem der Ethik.

Wenn ich nun sage, daß das Individuum seine Teleologie in sich selber habe, so darf das nicht mißverstanden werden, wie wenn ich meinte, das Individuum sei das Zentrale, oder es müsse das Individuum in abstraktem Sinn sich selber genug sein; denn wird es abstrakt genommen, so erhalte ich doch keine Bewegung. Das Individuum hat seine Teleologie in sich selber, hat innere Teleologie, ist seine eigene Teleologie; sein Selbst ist das Ziel, wonach es strebt. Dieses sein Selbst ist jedoch keine Abstraktion, sondern absolut konkret. In der Bewegung auf sich selber zu kann er sich nicht negativ

gegen die äußere Welt um sich her verhalten, denn dann ist und bleibt sein Selbst eine Abstraktion; sein Selbst muß sich nach seiner ganzen Konkretion erschließen, aber zu dieser Konkretion gehören auch die Faktoren, deren Bestimmung es ist, tätig in die Welt einzugreifen. So bewegt er sich von selber nur durch die Welt auf sich selber zu. Hier ist Bewegung und eine wirkliche Bewegung; denn diese Bewegung ist die Tat der Freiheit, ist aber zugleich immanente Teleologie. Erst hier kann also von der Schönheit geredet werden. Wenn sich dies so verhält, dann steht das Individuum in gewissem Sinn höher als jedes Verhältnis; aber daraus folgt keineswegs, daß er nicht in diesem Verhältnis steht. Darin liegt doch nichts Tyrannisches, da dasselbe ja von jedem Individuum gilt. Ich bin ein Ehemann, und Du weißt, daß ich die größte Hochachtung für dieses Verhältnis habe, und ich weiß, daß ich mich in aller Liebe unter dasselbe demütige, aber in einem anderen Sinn stehe ich doch über diesem Verhältnis. Und mit meiner Frau ist's nicht anders, und deshalb würde ich, wie Dir bekannt ist, das junge Mädchen nicht lieben, weil es diese Anschauung nicht mit mir teilte.

Also erst dann, wenn ich das Leben ethisch betrachte, erkenne ich es in seiner Schönheit, erst wenn ich mein eigenes Leben ethisch betrachte, sehe ich es in seiner Schönheit. Und sagst Du, diese Schönheit sei unsichtbar, so antworte ich: in gewissem Sinn ja, in anderem nein; sie ist nämlich sichtbar in den Spuren des Historischen, sichtbar, wie wenn es heißt: loquere, ut videam te. Wohl wahr, ich sehe nicht die Vollendung, sondern den Kampf, und doch sehe ich auch die Vollendung, wann ich will und den Mut habe, und ohne Mut sehe ich überhaupt nichts Ewiges und also auch nichts Schönes.

Wenn ich das Leben ethisch betrachte, betrachte ich es in seiner Schönheit. Da wird mir das Leben reich an Schönheit, nicht arm, wie es eigentlich für Dich ist. Ich brauche nicht im Lande umherzureisen, um Schönheiten

aufzusuchen, habe auch nicht nötig, in den Straßen umherzustöbern. Versteht sich, ich habe auch nicht so viel Zeit wie Du; denn da ich mit Freude, aber auch mit Ernst mein Leben in seiner Schönheit betrachte, so habe ich immer genug zu tun. Hab' ich dann einmal eine Stunde frei, dann sehe ich mir von meinem Fenster aus die Menschen an, und sehe jeden Menschen in seiner Schönheit an. Und wäre er noch so unbedeutend, noch so niedrig und arm, ich sehe ihn in seiner Schönheit an; denn ich sehe in ihm den einzelnen Menschen, der doch zugleich der allgemeine Mensch ist; ich sehe in ihm den, der diese konkrete Lebensaufgabe hat; er hat seine Teleologie in sich selber, er realisiert diese seine Aufgabe — er siegt, wie ich wohl sehe. Denn der Mutige sieht nicht Gespenster, dagegen siegreiche Helden; aber der Feige sieht nirgendwo Helden, sondern überall Gespenster. Und er muß siegen, davon bin ich überzeugt, deshalb ist sein Kampf schön. Ja, für diesen Glauben an den Sieg des Schönen will ich auf Tod und Leben kämpfen und keine Macht der Welt soll ihn mir rauben. Für nichts in der Welt lasse ich ihn mir nehmen, nicht für die ganze Welt; denn erst, wenn ich diesen Glauben verlöre, verlöre ich die ganze Welt. In diesem Glauben sehe ich die Schönheit des Lebens, und die Schönheit, die ich sehe, hat nicht das Wehmütige an sich, das von aller Schönheit der Natur und der Kunst unzertrennlich ist, unzertrennlich selbst von der ewigen Jugend der griechischen Götter. Die Schönheit, die vor dem Auge meines Geistes steht, ist fröhlich und reich an Siegen, und stärker als die ganze Welt. Und diese Schönheit sehe ich überall, auch da, wo Dein Auge nichts sieht. Komm einmal an mein Fenster. Sieh, da geht ein junges Mädchen vorüber. Erinnerst Du Dich dessen, daß wir sie einmal auf der Straße sahen? Sie war nicht schön, sagtest Du, aber als Du sie Dir etwas näher angesehen hattest, erkanntest Du sie wieder und Du fuhrst fort: Vor einigen Jahren war sie reizend und machte auf Bällen viel Glück, dann kam

eine Liebesgeschichte, et quidem eine unglückliche. Der Teufel weiß, woher es kam, aber sie nahm sich die Sache so zu Herzen, daß ihre Schönheit rasch verblühte. Kurz, sie war schön, nun ist's sie's nicht mehr, und damit ist die Geschichte aus. Sieh, das heißt etwa das Leben in seiner Schönheit betrachten. In meinen Augen hat sie jedoch nichts verloren, und sie scheint mir schöner denn je.

Laß uns nun einzelnen Lebensverhältnissen näher treten, insonderheit solchen, in welchen das Ästhetische und das Ethische einander begegnen, um zu erkennen, wie weit die ethische Betrachtung uns das Schöne raubt, oder um zu sehen, ob sie nicht allem eine höhere Schönheit verleiht. Ich denke mir ein bestimmtes Individuum, das in gewissem Sinn so ist, wie die meisten Menschen sind, in anderem Sinn konkret in sich selber. Laß uns ganz prosaisch sein. Dieser Mensch soll leben, sich kleiden, kurz, er soll existieren können. Vielleicht wendet er sich an einen Ästhetiker, um von ihm zu hören, wie er sich im Leben einrichten soll. Er wird auch von ihm keine Auskunft erhalten. Wohl möglich, daß der Ästhetiker antworten wird: Als Garçon braucht man 3000 Taler jährlich, um bequem zu leben, hat man 4000, so braucht man sie auch; will man sich verheiraten, so muß man wenigstens 6000 Taler haben. Das Geld ist und bleibt doch der nervus rerum gerendarum, die wahre conditio sine qua non. Ich lese gern von ländlicher Genügsamkeit, von idyllischer Frugalität, aber ich würde doch nicht lange so leben können; und diejenigen, die so leben, genießen dieses Leben auch nicht halb so schön, wie diejenigen, die Geld haben, und nun in guter Ruhe Schilderungen des einfachen ländlichen Lebens lesen. Das Geld ist und bleibt die absolute Bedingung des Lebens. Sobald man kein Geld hat, ist und bleibt man von der Zahl der Patrizier ausgeschlossen, ist und bleibt man Plebejer. Das Geld ist die conditio, aber daraus folgt noch nicht, daß jeder, der Geld hat, es zu gebrauchen versteht. Diejenigen, die auch diese Kunst

gelernt haben, sind unter den Patriziern wieder die wahren Optimaten. Mit dieser Weisheit war nun unserm Helden offenbar nicht gedient; es mußte ihm ungefähr wie einem Sperling unter einer Schar von Kranichen zu Mut sein. Sagte er dem Ästhetiker nämlich: Ja, das ist alles sehr schön; aber ich habe weder 3000 noch 6000 Taler jährlich, ich habe weder Kapitalien noch Rentenbriefe, ich habe überhaupt gar nichts, kaum einen Hut, dann würde derselbe ihm etwa antworten: Hm, hm, das ist eine andere Sache, dann bleibt nichts anderes übrig, als in ein Arbeitshaus zu gehen. Wäre der Ästhetiker sehr gutmütig, so würde er den armen Burschen noch einmal zurückrufen, und ihm sagen: Ich will Sie nicht in Verzweiflung bringen, ehe ich das Äußerste versucht habe; man kann's wenigstens versuchen, ehe man der Freude auf ewig Lebewohl sagt, das Gelübde ablegt und die Zwangsjacke anzieht. Verheiraten Sie sich mit einem reichen Mädchen, spielen Sie in der Lotterie, reisen Sie nach den Kolonien, wenden sie einige Jahre an, um Geld zusammenzuscharren, oder schmeicheln Sie sich bei einem alten unverheirateten Menschen ein, daß er Sie als seinen Universalerben einsetzt. Für den Augenblick gehen unsre Wege auseinander; schaffen Sie Geld, und Sie werden in mir stets einen Freund finden, der es schon vergessen wird, daß Sie einmal kein Geld hatten. Es ist doch etwas schrecklich Herzloses in einer solchen Lebensbetrachtung, so mit kaltem Blut jedem, der kein Geld hat, alle Lebensfreude zu morden. Und das tut jener Geldmensch, denn es ist wenigstens seine Meinung, daß es ohne Geld keine Freude im Leben gibt. Du mußt nicht meinen, daß ich Dich für einen solchen Ästhetiker ansehe, nein, da würde ich Dir in hohem Maß Unrecht tun. Teils ist nämlich Dein Herz zu gut, als daß so abscheuliche, niedriggemeine Gedanken in demselben wohnen könnten, teils ist Deine Seele zu sympathisch, als daß Du solche Gedanken, selbst wenn sie in Deiner Brust wohnten, äußern möchtest. Laß einen Menschen stolz sein, in Gottes

Namen, besser freilich wär' es, wenn er's nicht wäre, aber laß ihn denn stolz sein, nur nicht — auf Geld und auf Gut, denn nichts entwürdigt einen Menschen so sehr wie dieser Stolz. Du hast nun für gewöhnlich Geld und weißt es auch zu gebrauchen, und Du beleidigst keinen, weil er kein Geld hat, darin bist Du von jenem Ästhetiker verschieden. Du hilfst, wo Du kannst, und wo Du davon sprichst, wie jammervoll es sein müsse, wenn man kein Geld habe, so geschieht es in Sympathie. Dein Spott richtet sich daher nicht gegen die Menschen, sondern gegen die traurigen Verhältnisse der ganzen Welt, da nicht alle Geld haben. Prometheus und Epimetheus, sagst Du, waren unzweifelhaft sehr klug, aber eins ist mir unbegreiflich: sie rüsteten die Menschen so herrlich aus, aber gaben ihnen kein Geld mit. Wärest Du damals gegenwärtig gewesen und hättest gewußt, was Du nun weißt, Du wärest hervorgetreten und hättest gesagt: Ihr guten Götter, Dank, feurigen Dank für alles, was ihr uns gegeben habt, aber — verzeiht mir, wenn ich so freimütig mit euch rede — euch fehlt die Klugheit dieser Welt; eins fehlt dem Menschen noch, wenn er glücklich leben soll — das ist Geld. Was hilft's ihm, daß er erschaffen ist, über die Welt zu herrschen, wenn er aus Nahrungssorgen nicht dazu kommt und keine Zeit dazu findet? Was soll das heißen, einen vernünftigen Menschen in die Welt zu jagen und ihm soviel Mühe und Arbeit zu machen; ist das eine Art und Weise, einen Menschen zu behandeln? Bei diesem Thema bist Du unerschöpflich. Die meisten Menschen, sagst Du, leben, damit sie etwas zu leben finden; wenn sie das gefunden haben, wollen sie gut leben; und haben sie das erreicht, dann sterben sie. Mit wahrer Rührung las ich vor einiger Zeit unter den Familiennachrichten einer Zeitung, wie eine Frau den Tod ihres Mannes anzeigte. Statt über das Schmerzliche des Verlustes viel zu klagen und zu jammern, daß sie den besten Ehemann und den liebreichsten Vater ihrer Kinder verloren habe, faßte sie sich sehr kurz und

sagte: der Verlust sei um so schwerer, als ihr Mann gerade kurz vorher ein so gutes Brot gefunden habe. Darin liegt mehr, als was die trauernde Witwe oder ein gewöhnlicher Zeitungsleser darin findet. Diese Betrachtung ließe sich zu einem Beweis für die Unsterblichkeit des Menschen entwickeln. Nämlich so: es ist jedes Menschen Beruf, ein gutes Brot zu finden. Stirbt er, ohne daß er es findet, so hat er seine Bestimmung nicht erreicht, und es bleibt unserm forschenden Geist überlassen, ob er annehmen will, daß er auf einem anderen Stern seine Bestimmung erreichen wird. Findet er dagegen sein gutes Brot, so hat er seine Bestimmung erreicht, aber die Bestimmung, sein gutes Brot zu finden, kann nicht die sein, daß er sterben, sondern vielmehr, daß er von seinem guten Brot gut leben soll: ergo: ein Mensch ist unsterblich. Diesen Beweis könnte man den populären Beweis, oder den Beweis vom guten Brot nennen. Kommt dieser Beweis noch zu den früheren Beweisen, dann muß jeder vernünftige Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele als überwunden angesehen werden. Dieser Beweis läßt sich auch herrlich mit den früheren in Verbindung bringen, ja gerade dadurch erscheint er in seiner vollen Glorie, da er gewissermaßen den Schluß der anderen bildet und diese dadurch beweist. Die anderen Betrachtungen gehen davon aus, daß der Mensch ein vernünftiges Wesen ist. Sollte nun jemand daran zweifeln, so tritt der Beweis vom guten Brot hinzu und beweist diese Voraussetzung mit folgenden Syllogismen: Wem Gott sein Brot gibt, dem gibt er auch Verstand, ergo. Das hat jene trauernde Witwe geahnt, sie hat das tief Tragische in diesem Widerspruch des Lebens gefühlt.

Sei vorsichtig, mein Freund! denn Du könntest durch solchen Vortrag vielleicht einem Menschen schaden. Wie, wenn nun einer, der schon so wie so nur sehr ungern an die Arbeit geht, durch Deine dumme Leidenschaftlichkeit, mit welcher Du für ihn einzutreten meinst, durch Deinen sympathischen Spott noch mürrischer zur Arbeit würde! Drum, sieh Dich vor, mein Freund!

Nein, auf dem eingeschlagenen Weg wird unser Held vergebens Auskunft suchen. Laßt uns denn hören, was ein Ethiker ihm sagen würde. Seine Antwort würde etwa so lauten: Die Arbeit ist jedes Menschen Pflicht; man muß arbeiten, um leben zu können. Wüßte er nicht mehr zu sagen, so würdest Du vielleicht antworten: Da haben wir den alten Schnack: Pflicht und wieder Pflicht! immer und überall die Pflicht. Wahrhaftig, es läßt sich nichts Langweiligeres denken! Es schnürt einem der Gedanke schon das Herz zusammen. Bitte, erinnere Dich freundlich dessen, daß unser Held kein Geld hatte, daß jener herzlose Ästhetiker ihm nichts überlassen konnte, daß auch Du nichts für ihn übrig hattest, um ihm seine Zukunft zu sichern. Er mußte also einen anderen Weg einschlagen, um zum erwünschten Ziel zu kommen. Weiter wirst Du sehen, daß der Ethiker ihn sehr höflich anredete und ihn nicht als Ausnahme betrachtet, er sagte nicht: Mein Gott, Sie sind nun einmal so unglücklich, Sie müssen sich drin zu finden suchen. Im Gegenteil, er machte den Ästhetiker zur Ausnahme; denn er sagte: Die Arbeit ist jedes Menschen Pflicht, man muß arbeiten, um leben zu können. Hat ein Mensch das nicht nötig, so ist er eine Ausnahme; aber eine Ausnahme sein — so sahen wir oben und waren darin einig — ist nicht das Höchste, sondern das Niedrigste. Wenn ein Mensch die Sache daher ethisch ansehen will, so wird er es als eine Demütigung ansehen, wenn man Geld hat; denn jede Vergünstigung ist eine Demütigung. Er wird also nicht nach einer Vergünstigung trachten, sondern sich vielmehr unter dieselbe demütigen; und wenn er das getan hat, so wird ihn wieder der Gedanke erheben, daß die Vergünstigung ein Ausdruck dafür ist, daß größere Ansprüche an ihn erhoben werden.

Wenn jener Ethiker, bei welchem unser Held schließlich Auskunft suchte und fand, selber wußte, was es heiße, arbeiten, um leben zu können, so werden seine Worte noch

größeren Nachdruck haben. Es wäre zu wünschen, daß die Menschen da etwas mehr Mut hätten. Denn woher kommt es, daß jene verächtliche Weisheit, das Geld sei die Hauptsache, oft so laut von den Dächern gepredigt wird, woher kommt das, als weil denjenigen Menschen, welche arbeiten müssen, um leben zu können, so oft die ethische Kraft fehlt, die Wahrheit und die Bedeutung dieses Satzes zu verstehen und zu ihrem Grundsatz zu erheben! Nicht die Verführer, sondern die feigen Ehemänner schaden der Ehe am meisten. So auch hier. Jene verächtliche Weisheit schadet nichts, wohl aber schaden diejenigen Menschen der guten Sache, die, gezwungen zur Arbeit, um leben zu können, einen Augenblick dafür gepriesen werden, daß sie so fleißig sind, namentlich, wenn man sie mit den Müßiggängern vergleicht, und im nächsten Augenblick unter Seufzern klagen: unabhängig sein sei doch das Schönste. Welche Achtung soll denn ein junger Mensch für das Leben haben, wenn er die älteren so reden hört? Wieder hast Du Dir selber durch Dein Experimentieren sehr geschadet, denn Du hast etwas erfahren, was gar nicht gut und erfreulich ist. Du verstehst es meisterlich, einen Menschen zu versuchen und ihn zu dem Geständnis zu bringen, daß er in seinem tiefsten Herzen lieber sähe, wenn er nicht zu arbeiten brauchte, und dann triumphierst Du!

Die Frage, ob sich nicht eine Welt denken lasse, in der man nicht zu arbeiten brauche, ist eigentlich eine überflüssige und törichte Frage, da sie nicht gegebene reale, sondern nur fingierte Verhältnisse vor Augen hat. Indessen ist es doch immer ein Versuch, durch welchen man die ethische Auffassung herabsetzt. Denn wäre die Welt vollkommen, in der man nicht zu arbeiten brauchte, so wäre auch das Leben derer, die es nicht nötig haben, das vollkommenste. Also die Pflicht zu arbeiten ist eine traurige Notwendigkeit. Die Pflicht drückt dann nicht das Allgemein-Menschliche aus, sondern das Allgemeine, und Pflicht wäre dann nicht der Ausdruck für das Vollkommene. Deshalb würde ich auch

ganz richtig antworten können, es wäre eine unvollkommene Welt, in welcher der Mensch nicht zu arbeiten brauchte. Je niedriger ein Mensch steht, um so weniger zeigt sich ihm die Notwendigkeit der Arbeit; je höher er steht, um so mehr tritt auch die letztere in ihr Recht. Die Pflicht, zu arbeiten, um zu leben, drückt das Allgemein-Menschliche aus, und drückt zugleich auch in einem anderen Sinn das Allgemeine aus, weil es ein Ausdruck der Freiheit ist. Gerade durch die Arbeit macht der Mensch sich frei, durch die Arbeit wird er ein Herr der Erde, durch die Arbeit endlich beweist er's, daß er über der Natur steht.

Oder sollte ein Leben dadurch, daß ein Mensch arbeiten muß, um zu leben, seine Schönheit verlieren? Wieder stehe ich hier vor der alten Frage: Was versteht man unter Schönheit? Schön ist's, die Lilien auf dem Felde zu sehen, wie sie weder arbeiten noch spinnen und doch lieblicher sind als Salomo in all seiner Pracht und Herrlichkeit; schön ist's, die Vögel unter dem Himmel zu sehen, wie sie, ohne zu säen und zu ernten, ihr Futter finden; schön ist's, Adam und Eva in einem Paradiese zu sehen, wo sie alles finden, was sie suchen; aber schöner noch ist's, wenn ein Mann sich durch seine Arbeit verdient, was er bedarf. Schön ist's, wenn die Vorsehung alles speist und für alles sorgt, aber schöner noch ist's, wenn ein Mann gewissermaßen seine eigene Vorsehung ist. Dadurch wird ein Mensch so groß, größer als irgend eine andere Kreatur, daß er für sich selber sorgen kann. Es ist ein Ausdruck für die Vollkommenheit des Menschen, daß er arbeiten kann, aber es ist ein noch höherer Ausdruck derselben, daß er es soll.

Wenn unser Held diese Anschauung adoptieren will, wird er sich nicht zu dem Wunsche versucht fühlen, im Schlaf zu einem Vermögen zu kommen, er wird es fühlen, wie schön es ist, zu arbeiten, um zu leben, er wird darin seinen höchsten Adel erkennen; denn es ist nicht die Größe der Pflanze, daß sie nicht arbeitet und spinnt, sondern ihre

Unvollkommenheit, daß sie es nicht kann. Er möchte nun wohl ein Freund jenes wohlhabenden Ästhetikers werden. Besonnenen Geistes wird er sehen, was das Größere ist, und wird sich von Geldmenschen nicht bange machen lassen. Merkwürdig genug; aber ich habe Menschen gesehen, die mit wahrer Freude die Bedeutung der Arbeit fühlten, die in ihrer Arbeit zufrieden waren, glücklich in ihrer Genügsamkeit, und doch hatten sie nicht den Mut, dafür auch frei und offen einzutreten. Wenn sie davon sprachen, was sie brauchten, so wollten sie immer das Ansehen haben, als brauchten sie viel mehr, als sie wirklich brauchten; sie wollten in den Augen anderer nicht fleißig sein, obgleich sie es wirklich waren, recht als wäre es größer und schöner, wenn sie mehr brauchten, als wenn sie sich am Wenigeren genügen ließen, größer und schöner ein Müßiggänger als ein fleißiger Arbeiter zu sein.

Zur Arbeit würde unser Held sich vermutlich entschließen, aber er würde doch gern frei von Nahrungssorgen bleiben wollen. Ich habe niemals Nahrungssorgen kennen gelernt; denn obgleich ich in gewissem Grad arbeiten muß, um zu leben, habe ich doch immer mein reichliches Auskommen gehabt; ich kann daher hier nicht aus Erfahrung sprechen, aber ich habe für den schweren Druck der Nahrungssorgen immer ein offenes Auge gehabt, aber auch ein offenes Auge für das Schöne, das Bildende, das Veredelnde, das darin liegt; denn ich glaube, keine Sorge bildet in dem Maß wie die Nahrungssorge. Ich habe Menschen gekannt, die durchaus nicht der Ansicht waren, das Leben des Menschen müsse ohne Kampf sein, und die Kraft und Mut zum Kampf fühlten, wo andere verzagten, und doch habe ich sie zugleich gar oft sagen hören: Gott erlöse mich nur von der Nahrungssorge, denn nichts unterdrückt so sehr alles Höhere im Menschen wie sie. Wenn ich solche Äußerungen höre, dann fällt es mir wieder und wieder ein, wie doch nichts so trügerisch ist wie das menschliche Herz. Man hat den Mut,

sich in den gefährlichsten Kampf hinauszuwagen, aber mit den Nahrungssorgen will man nicht anbinden; und doch soll der Sieg in jenem Kampf größer und schöner als der Sieg in diesem Streit sein. Das ist nun freilich sehr bequem. Man wählt den leichteren Kampf, der außerdem in den Augen der Menge gefährlicher aussieht; man bildet sich ein, es sei wirklich so; man siegt und ist — ein Held, und zwar ein ganz anderer Held, als wenn man in jenem niedrigen, eines Menschen unwürdigen Streit siegte. Ja, wenn man außer den Nahrungssorgen zugleich einen solchen heimlichen Feind in seinem eigenen Innern hat, dann ist's freilich kein Wunder, wenn man mit diesem Streit verschont werden möchte. Aber so ehrlich sollte man doch wenigstens gegen sich selber sein, daß man es offen einräumte, man fürchte sich vor diesem Kampf, weil er viel schwerer sei als jede andere Anfechtung; ist das aber wahr, dann ist auch der Sieg viel schöner. Sofern man sich nicht selber in diesem Kampf versucht hat, schuldet man jedem Kämpfer das offene Bekenntnis, daß sein Kampf der gefährlichste ist, man schuldet ihm diese Ehrenerklärung. Und sieht ein Mensch die Nahrungssorge als einen Ehrenkampf an, in noch strengerem Sinn als irgend einen anderen Kampf, so kommt er schon etwas weiter. Auch hier heißt's, wie überall, seine Zeit nicht mit Wünschen verlieren, sondern seine Aufgabe ins Auge fassen. Ist dieselbe scheinbar klein und unbedeutend, das macht den Streit nur schwerer und den Sieg schöner. Es gibt Männer, die ein Orden ehrt, und wiederum Männer, die den Orden, den sie tragen, ehren; das wende der auf sich selber an, der mit Nahrungssorgen kämpfen muß, ob er wohl Mut und Kraft fühlt, in anderen Kämpfen zu zeigen, wer er ist.

Ein Kampf mit Nahrungssorgen hat die in hohem Grad bildende Eigenschaft, daß der Lohn so sehr gering ist, oder richtiger, daß dem Kämpfer gar kein Lohn wird. Der Kämpfende streitet nur um die Möglichkeit, zu schaffen, daß

er immer wieder den Kampf aufnehmen kann. Je größer der Lohn des Kampfes ist, je mehr er außerhalb des Menschen liegt, um so mehr muß der Kämpfer mit all den zweifelhaften Leidenschaften rechnen, die in seiner Brust wohnen. Ehrgeiz, Eitelkeit, Stolz, das sind Kräfte, die eine ungeheure Elastizität haben und einen Menschen weit bringen können. Wer mit Nahrungssorgen kämpft, merkt bald, daß jene Leidenschaften ihn im Stich lassen; denn wie sollte er zu dem Glauben kommen, daß ein solcher Streit andere interessieren oder ihre Bewunderung wecken könnte? Hat er keine anderen Kräfte, dann ist er entwaffnet. Und wie gering ist der Lohn! Denn hat er sich's sauer werden lassen, dann hat er vielleicht gerade das Allernötigste erworben, und wieder muß er sich plagen und darf sich keine Mühe verdrießen lassen. Siehe, deshalb sind die Nahrungssorgen so veredelnd und bildend, weil sie einem Menschen nicht erlauben, daß er sich täusche. Sieht er in diesem Kampf nichts Höheres, dann ist derselbe freilich gar jämmerlich; und er hat Recht, wenn es ihm kümmerlich erscheint, daß er kämpfen muß, um sein Brot im Schweiß des Angesichts essen zu können. Aber darum ist dieser Streit so veredelnd, weil er ihn zwingt, in demselben noch etwas anderes zu sehen, nämlich einen Ehrenstreit, und ebendarum ist der Lohn so klein, damit die Ehre um so größer sein kann. Wohl streitet er, um sein Auskommen zu finden, aber vielmehr noch, um sich selber zu gewinnen; und wir anderen, die wir nicht so schwer versucht wurden, aber uns doch das Gefühl für die wahre Größe eines solchen Kampfes bewahrt haben, wir wollen ihm zuschauen, wenn er es uns erlaubt, wir wollen zu ihm als einem Ehrenmitglied der menschlichen Gesellschaft bewundernd emporblicken. Er kämpft einen doppelten Streit, er kann in dem einen verlieren und zugleich in dem anderen siegen. Wollte ich mir das fast Undenkbare denken, daß alle seine Bestrebungen, um sein Auskommen zu finden, mißlängen, dann hätte er ja ver-

loren, und doch könnte er zur selben Zeit den schönsten Sieg gewonnen haben.

Und welcher Streit sollte nun bildender sein als der mit den Nahrungssorgen! Welche Kindlichkeit gehört nicht dazu, um zuweilen fast lächeln zu können über all die irdischen Mühen und Plagen, für die ein unsterblicher Geist leben muß — welche Demut, um mit dem Wenigen zufrieden zu sein, das mit so viel Mühe erworben wird! — welcher Glaube, um auch die Hand Gottes in seinem Leben zu erkennen; denn es ist leicht gesagt, daß Gott im Kleinsten am größten ist, aber es gehört ein starker Glaube dazu, um Gott darin sehen zu können — und welche Liebe zu den Menschen, um fröhlich mit den Glücklichen sein und die ermuntern zu können, die in kümmerlichen Verhältnissen leben! Welche Ausdauer im Kampf! Denn ich kann mir kaum einen verschlagneren Feind denken als diese Sorge. Nein, er besiegt ihn nicht mit einigen kühnen Bewegungen, verjagt ihn nicht mit lautem Lärmen. Welche Grazie und welcher Anstand, um ihm auszuweichen und doch nicht vor ihm zu fliehen. Wie oft müssen die Waffen vertauscht werden! Bald muß man arbeiten, bald warten, bald trotzen, bald beten! Und während dessen geht die Zeit hin, und er sieht seine schönen Pläne nicht realisiert, die Wünsche seiner Jugend nicht erfüllt. Ja, andere siegen. Sie sammeln die Menge um sich, sie ernten ihren Beifall, sie freuen sich an dem Jubel derselben, er aber steht wie ein einsamer Künstler auf der Bühne des Lebens, er hat kein Publikum, niemand hat so viel Zeit, nach ihm hinzusehen. Als ich zwanzig Jahre alt war, sagt er vielleicht, träumte auch mir von Kampf und Sieg, ich sah mich im Geist auf dem Wahlplatz, ich schaute hinauf zum Balkon und sah die Mädchen im schönen Kranz, sah es, wie sie um mich bangten und sorgten, sah, wie sie mir freundlich winkten, und ich vergaß des Kampfes Mühen; nun bin ich älter geworden, und mein Kampf ein anderer, aber meine

Seele ist nicht weniger stolz. Ich fordere einen anderen Richter, einen Kenner, ich fordere ein Auge, das ins Verborgene sieht und nicht müde wird, zuzusehen, eine Auge, das die Gefahren sieht, mit denen ich kämpfe; ich fordere ein Ohr, das das Arbeiten der Gedanken vernimmt und es ahnt, wie sich aus der Tortur der Anfechtung mein besseres Wesen entwickelt. Zu diesem Kampfrichter will ich emporschauen, nach seinem Beifall will ich trachten, ob ich ihn wohl nicht verdienen kann. Und wird mir der Kelch der Leiden gereicht, so will ich nicht auf den Kelch blicken, sondern auf den, der ihn mir reicht, und ich will nicht auf den Boden des Kelches starren, ob ich ihn nicht bald ganz geleert habe, sondern unerschütterlich auf den, von welchem ich ihn empfangen habe. Froh will ich den Kelch in meine Hand nehmen, nicht trinke ich ihn wie bei einer festlichen Gelegenheit auf eines anderen Wohl, mich selber an dem Feuer des Weines erfreuend: nein, ich will seine Bitterkeit schmecken, und, sie schmeckend, rufe ich mir selber zu: Mein Wohl! denn ich weiß es und bin des gewiß, daß ich mir durch diesen Trunk eine ewige Gesundheit erkaufe.

So, glaube ich, muß man ethisch den Streit ansehen, der mit den Nahrungssorgen gekämpft wird. Und nun will ich nicht auf mein Recht pochen und Dich fragen, wo Du in Deiner Ästhetik diese Sache behandelst, aber ich gebe es Deiner Erwägung anheim, ob das Leben selbst in diesem Streit seine Schönheit verliert, wenn man es nicht selber will, oder ob es durch denselben nicht vielmehr eine höhere Schönheit gewinnt. Leugnen wollen, daß eine solche Sorge existiere, wäre Wahnsinn; vergessen, daß sie existiert, weil sie an der Tür unseres Hauses vorübergeht, ist Gedankenlosigkeit, sofern man den Anspruch erhebt, eine Lebensanschauung zu haben, ist Herzlosigkeit oder Feigheit.

Die ethische Betrachtung, nach welcher es jedes Menschen Pflicht ist zu arbeiten, um zu leben, hat vor der ästhetischen zwei Vorzüge. Zum ersten ist sie in Harmonie mit der

Wirklichkeit, erklärt in dieser etwas Allgemeines, während die ästhetische etwas Zufälliges setzt und nichts erklärt. Zum anderen faßt sie den Menschen nach seiner Vollkommenheit auf und sieht ihn in seiner wahren Schönheit. Wünschst Du außerdem noch einige empirische Bemerkungen, nun, ich gebe sie extra, nicht als ob die ethische Betrachtung derselben nicht entraten könnte, sondern weil sie Dir vielleicht heilsam sein möchten.

Ich kannte einen alten Mann; derselbe pflegte immer zu sagen, es sei dem Menschen gut, daß er arbeiten lerne, um zu leben; und das habe seine Wahrheit sowohl für das Alter wie für die Jugend. Meine Meinung ist nun durchaus nicht, daß es für einen jungen Menschen heilsam wäre, gleich von Nahrungssorgen gequält zu werden. Aber laß ihn nur arbeiten lernen, um zu leben. Die so viel gepriesene Unabhängigkeit ist oft eine Schlinge; jede Lust kann befriedigt, jeder Neigung nachgegangen werden, jede Laune gedeiht üppig, bis alle diese Mächte sich wider einen selber verschwören. Wer arbeiten muß, wird mit der eitlen Freude unbekannt bleiben, daß man alles bekommen kann, was man haben will, er wird nicht auf seinen Reichtum trotzen lernen und meinen, das Geld könne jeden Stein aus dem Wege räumen und mit dem Gelde könne man sich jede Freiheit erkaufen; aber sein Gemüt wird auch nicht bitter werden und er wird sich nicht versucht fühlen, wie es vielleicht schon manchem Jüngling ergangen ist, mit Jugurtha zu sagen: Diese Stadt ist feil, wenn sich nur ein Käufer findet.

Wenn ich daher so oft die Menschen klagen höre, sie seien gezwungen zu arbeiten, ob ihre Seele sich wohl viel lieber höher aufschwänge, so werde ich wirklich zuweilen ungeduldig. Du brauchst nun nicht zu arbeiten, um zu leben, und ich will Dir auch durchaus nicht raten, Dein Vermögen wegzuwerfen, damit Du anfangen müßtest, zu arbeiten. Das taugt nicht, denn alles Experimentieren ist

eine Torheit, die zu nichts führt. Indessen glaube ich, daß Du Dir noch in einem anderen Sinn die rechten Lebensbedingungen erwerben mußt. Um leben zu können, mußt Du suchen, über die Dir angeborene Schwermut Herr zu werden. Diese Schwermut ist Dein Unglück gewesen, aber Du wirst sehen, es kommt noch einmal eine Zeit, da Du es selber gestehen wirst, daß es Dein Glück gewesen ist. Du gehörst zwar nicht zu denen, die mich durch unaufhörliche Klagen ungeduldig machen, nein, Du klagst nicht, eher tätest Du alles andere, aber Du frißt Deine Leiden in Dich hinein. Hüte Dich daher, daß Du nicht in das entgegengesetzte Extrem verfällst, in einen wahnsinnigen Trotz, da Du Deine Kräfte dadurch verzehrst, daß Du den Schmerz zu verbergen suchst, statt sie dazu anzuwenden, daß Du ihn trägst und überwindest.

Unser Held ist also bereit zu arbeiten, nicht weil es ihm eine dura necessitas ist, sondern weil er es für das Schönste und Vollkommenste hält, was er sich denken kann. Aber gerade weil er arbeiten will, kann sein Werk wohl eine Arbeit werden, aber kein Sklavendienst. Er fordert für seine Arbeiten einen höheren Ausdruck, einen Ausdruck, der das Verhältnis seiner Tätigkeit zu seiner Person und zu anderen Menschen bezeichnet. Hier wird jedoch eine Erwägung notwendig. Jener Philosoph mit den 3000 Talern findet es gewiß unter seiner Würde, sich mit ihm einzulassen; aber unser Held ist, wie die Männer des Volkes es zu sein pflegen. Er möchte doch auch gern ästhetisch leben und ist auch, wie die meisten Menschen der niedrigen Klasse, ungenügsam. Obgleich es also der Ethiker war, der ihm in seiner früheren Verlegenheit half, so ist er doch nicht der erste, an den er sich wendet. Vielleicht glaubt er im Stillen, der Ethiker werde ihm schließlich noch einmal wieder helfen; denn so niedriggesinnt ist unser Held nicht, daß er nicht einräumte, der Ethiker habe ihm wirklich aus seiner Verlegenheit geholfen, obgleich er ihm kein Geld geben konnte. Er wendet

sich daher an einen etwas humaneren Ästhetiker. Dieser wird ihm nun auch vielleicht einen Vortrag über die Bedeutung der Arbeit halten; ohne Arbeit wird das Leben zuletzt ja langweilig, Jedoch — so sagt er — darf eine Arbeit keine Arbeit im strengeren Sinne des Wortes sein, sondern sie muß beständig als Lust bestimmt werden können. Man entdeckt bei sich selber dieses oder jenes aristokratische Talent, durch das man sich vom großen Haufen distinguiert. Man bildet es nicht leichtsinnig aus, denn dann wird man desselben doch bald überdrüssig, sondern mit allem möglichen ästhetischen Ernst. Da gewinnt das Leben neue Bedeutung, denn da ist unsre Arbeit recht eigentlich unsre Lust. Dieses Talent macht man jedoch nicht zu einer Planke, auf der man sich aus dem Schiffbruch des Lebens rettet, sondern zu einem Flügel, auf welchem man sich über die Welt hinausschwingt! — Unser Held hat jedoch kein solch aristokratisches Talent, er ist, wie die meisten Menschen sind. Da weiß der Ästhetiker keinen anderen Ausweg als den, er müsse sich darein finden, im Leben ein Arbeiter zu sein. Verlieren Sie den Mut nicht, so sagt er ihm, auch das hat seine Bedeutung, ist ehrenvoll und achtungswert; werden Sie ein fixer, strebsamer Mann, ein nützliches Glied der Gesellschaft. Ich freue mich schon recht darauf, Sie zu sehen, denn je mannigfacher das Leben ist, um so interessanter für den, der es betrachtet. Deshalb hasse ich mit allen Ästhetikern eine Nationaltracht, weil es höchst langweilig wäre, wenn alle dieselbe Kleidung trügen. So muß auch jeder seine besondere Arbeit im Leben haben, um so schöner wird es für mich und alle die, die es zu ihrer Profession machen, das Leben zu betrachten. — Hoffentlich wird unser Held über solche Behandlung etwas ungeduldig, und es empört ihn das Unverschämte, das in solcher Einteilung der Menschen liegt. Dazu kommt, daß auch in der Anschauung dieses Ästhetikers die Unabhängigkeit eine Rolle spielt, und unabhängig ist er nun einmal nicht.

Vielleicht kann er sich noch nicht entschließen, sich an den Ethiker zu wenden, und wagt noch einen Versuch. Er trifft einen Menschen, der ihm sagt: Man muß arbeiten, um zu leben. Es ist nun einmal im Leben nicht anders, und darauf ist alles eingerichtet. Nun scheint er den gefunden zu haben, den er suchte, denn das ist's ja gerade, was auch er meint. Man muß arbeiten, um zu leben, so ist das Leben nun einmal eingerichtet. Man schläft sieben Stunden des Tages, das ist verlorene Zeit, versteht sich, aber es muß so sein. Arbeitet man täglich fünf Stunden, so hat man sein Auskommen, und wenn man das hat, so fängt man an zu leben. Die Arbeit muß so langweilig und nichtssagend wie möglich sein, nur daß sie einem das Auskommen gewährt. Hat man ein spezielles Talent, so versündige man sich doch niemals dadurch gegen dasselbe, daß man es zu seiner Erwerbsquelle macht. Nein, sein Talent muß man wie seinen Augapfel hüten, das hat man für sich selber, und davon hat man größere Freude, als eine Mutter von ihrem Kinde; das pflege und entwickle man in den zwölf übrigen Stunden des Tages, während man ja in sieben Stunden schläft und in fünf Stunden ein Unmensch ist. So wird das Leben doch erträglich, ja sogar recht schön; denn die fünf Stunden Arbeit haben nicht so gar viel zu bedeuten; weil wir mit unsern Gedanken niemals bei ihr sind, so sammeln wir uns Kräfte zu der Arbeit, die unsre Lust ist.

Unser Held ist nun wieder seinem Ziel ebenso nah wie vorher. Teils hat er nämlich kein spezielles Talent, um mit demselben die zwölf Stunden zu Hause auszufüllen, teils hat er bereits eine schönere Ansicht von der Arbeit, eine Ansicht, die er nicht aufgeben will. Er entschließt sich also von neuem, zum Ethiker zu gehen. Dessen Rede ist kurz: Es ist jedes Menschen Pflicht, einen Lebensberuf zu haben. Mehr kann er nicht sagen; denn das Ethische als solches ist immer abstrakt, und einen abstrakten Lebensberuf

für alle Menschen gibt es nicht; im Gegenteil, er setzt voraus, daß jeder Mensch seinen besonderen Beruf hat. Welchen Beruf unser Held wählen soll, kann der Ethiker nicht sagen; denn dazu ist eine detaillierte Kenntnis des Ästhetischen in seiner ganzen Persönlichkeit notwendig; und selbst wenn der Ethiker diese Kenntnis hätte, er würde doch nicht für ihn wählen können, weil er dann seine eigene Lebensanschauung verleugnete. Was er vom Ethiker lernen kann, ist dies, daß jeder Mensch seinen Beruf hat, und wenn unser Held ihn gefunden hat, dann muß er ihn ethisch wählen. Was der Ästhetiker nämlich von den aristokratischen Talenten sagte, ist eine verworrene und skeptische Rede von dem, was der Ethiker erklärt. Die Lebensanschauungen des Ästhetikers liegen immer in der Differenz: einige Menschen haben Talent, andere nicht, und doch ist das, was sie scheidet, mehr oder weniger eine quantitative Bestimmung. Es ist daher eine Willkür, wenn sie bei einem einzelnen Punkt stehen bleiben, und doch liegt der Nerv ihrer Lebensbetrachtung gerade in dieser Willkür. Ihre Lebensanschauung bringt in das ganze Dasein einen Widerspruch, den sie nicht heben können, während sie sich mit herzlosem Leichtsinn wider ihn zu waffnen suchen. Der Ethiker söhnt dagegen mit dem Leben aus, denn er sagt: Jeder Mensch hat einen Beruf. Er vernichtet die Differenzen nicht, sondern sagt: In allen Differenzen bleibt das Allgemeine zurück, daß es einen Beruf gibt. Das eminenteste Talent ist ein Beruf, und das Individuum, das im Besitz desselben ist, kann die Wirklichkeit nicht aus den Augen verlieren, er soll nicht hinausgewiesen werden, um ein confinium mit den Tieren zu leben, er steht nicht außerhalb des Allgemein-Menschlichen, er hat einen Beruf.

Der ethische Satz, daß jeder Mensch einen Beruf hat, ist der Ausdruck für die Wahrheit, daß es eine vernünftige Ordnung der Dinge gibt, in welcher jeder Mensch, wenn er nur will, seinen Platz so ausfüllt, daß er zu gleicher Zeit

das Allgemein-Menschliche und das Individuelle ausdrückt. Ist das Leben bei dieser Betrachtung weniger schön geworden? Zwar kann man sich keiner Aristokratie erfreuen, deren Bedeutung auf einem Zufall ruht, nein, aber man hat ein Königreich von Göttern.

Sobald das Talent nicht als ein Beruf aufgefaßt wird — und sobald es als ein Beruf aufgefaßt wird, hat jeder Mensch einen Beruf — so ist das Talent absolut egoistisch. Wer daher sein Leben auf ein Talent gründet, der etabliert, so gut er kann, eine Räuberexistenz. Denn er hat für das Talent keinen höheren Ausdruck als den, daß es ein Talent ist. Dieses Talent will also in seiner ganzen Differenz hervorbrechen. Jedes Talent hat daher die Neigung, sich zu dem Zentralen zu machen; denn nur in diesem wilden Vorwärtsstürmen liegt der eigentliche ästhetische Genuß des Talentes. Hat einer mehrere Talente, so kollidieren dieselben auf Tod und Leben, denn sie haben nichts Konzentrisches, keinen höheren Ausdruck mit einander gemein.

Unser Held hat also gefunden, was er suchte, eine Arbeit, von der er leben konnte; und er hat zugleich einen bedeutungsvolleren Ausdruck dieses Verhältnisses zu seiner Persönlichkeit gefunden: sie ist sein Beruf, und die Ausführung der Pflichten desselben ist also mit einer Befriedigung seiner ganzen Persönlichkeit verbunden. Weiter hat er aber auch einen bedeutungsvolleren Ausdruck für das Verhältnis seiner Arbeit zu anderen Menschen gefunden; denn da seine Arbeit sein Beruf ist, steht er im wesentlichen allen Menschen gleich; denn durch seine Arbeit tut er dasselbe wie jeder andere, der seinen Beruf erfüllt. Diese Anerkennung fordert er, mehr nicht, aber dies ist auch das Absolute. Ist mein Beruf gering und unbedeutend, — sagt er — so kann ich demselben doch treu sein, und ich bin daher im wesentlichen ebenso groß wie der größte Mensch, ohne daß ich deshalb einen Augenblick so töricht sein könnte, die Differenzen vergessen zu wollen. Damit wäre mir selber

am wenigsten gedient; denn vergäße ich dieselben, dann gäbe es nur einen abstrakten Beruf für alle; aber ein abstrakter Beruf ist kein Beruf, und ich hätte wieder gerade so viel verloren wie die größten Männer. Ist mein Beruf gering, ich kann ihm doch untreu sein, und bin ich das, dann begehe ich eine ebenso große Sünde wie der größte Mann. Ich werde nicht so töricht sein, daß ich die Differenzen vergessen oder meinen könnte, meine Untreue werde ebenso verderbliche Folgen für das Ganze haben, wie die Untreue eines Großen; damit wäre mir nicht gedient, denn ich würde selber am meisten dadurch verlieren.

Die ethische Betrachtung, daß jeder Mensch einen Beruf hat, hat vor der ästhetischen Theorie vom Talent zwei Vorzüge. Teils erklärt sie nicht etwas Zufälliges in der Existenz, sondern das Allgemeine, teils zeigt sie das Allgemeine in seiner wahren Schönheit. Denn erst dann ist das Talent schön, wenn es als ein Beruf erscheint, und erst dann ist das Leben schön, wenn jeder Mensch einen Beruf hat. Da sich dies nun so verhält, bitte ich Dich, eine einzelne empirische Beobachtung nicht zu verschmähen.

Hat ein Mensch nämlich einen Beruf, dann sucht er gern ein Normativ außer sich, das ihm einigermaßen zeigt, was er zu tun hat, ohne daß es ihn zu einem Sklaven macht, das seine Zeit einteilt und ihm oft Gelegenheit zu einem neuen Anfange gibt. Gelingt ihm seine Arbeit einmal nicht, so hofft er, sie das nächste Mal besser zu machen, und dieses nächste Mal liegt in der Zeit nicht so fern. Wer dagegen keinen Beruf hat, der muß, da er sich selber eine Aufgabe setzen will, oft ganz anders uno tenore arbeiten. Er hat keine Unterbrechung, es sei denn, daß er sich selber unterbricht. Schlägt es fehl, so schlägt alles fehl, und er kann nicht so leicht wieder von vorn anfangen, da ihm ein Anlaß fehlt. So wird er leicht ein Pedant, wenn nicht gar ein Müßiggänger. Man wirft gewöhnlich den Menschen, die bestimmte Arbeiten haben, Pedanterie vor. In der Regel

kann ein solcher Mensch überhaupt kein Pedant werden. Wer aber keine bestimmten Arbeiten hat, der wird's leicht, schon um in der ihm gewährten allzugroßen Freiheit nicht auf falsche Wege zu geraten. Man vergebe ihm daher seine Pedanterie, da sie im Grunde doch ein gutes Zeichen ist; aber andererseits muß man sie freilich auch als eine Strafe ansehen, weil er sich vom Allgemeinen emanzipieren wollte.

Unser Held fand einen bedeutungsvolleren Ausdruck für das Verhältnis seiner Arbeit zu der Arbeit anderer Menschen darin, daß sie ein Beruf war. Er ist also anerkannt, er hat sein Kreditiv eingelöst. Aber erfüllt er nun also seinen Beruf, so findet er freilich seine Befriedigung in demselben, aber er fordert zugleich einen Ausdruck für das Verhältnis dieser Tätigkeit zu anderen Menschen, er will etwas ausrichten. Vielleicht schlägt er hier wieder falsche Wege ein. Der Ästhetiker wird ihm sagen, die Befriedigung des Talentes sei das Höchste, es sei aber ganz nebensächlich, ob man etwas im Leben ausrichte oder nicht. Er wird vielleicht auf eine praktische Borniertheit stoßen, die in ihrem inepten Eifer alles ausrichten zu können glaubt, oder auf ein ästhetisch-vornehmes Wesen, das da meint, etwas in der Welt auszurichten — das sei das Los einzelner Auserwählter, da nur einzelne eminente Talente etwas ausrichteten, aber der Rest des menschlichen Geschlechtes sei numerus, ein überflüssiger Luxus im Leben. Aber mit allen diesen schönen Erklärungen ist unserm Helden nicht gedient, denn er ist eben nur ein Mann des Volkes.

Laßt uns wieder zum Ethiker gehen. Er sagt: Was jeder Mensch ausrichtet und ausrichten kann, ist das, daß er seine Arbeit im Leben tun kann. Verhielte es sich nämlich wirklich so, daß einige Menschen etwas im Leben ausrichteten, andere nicht, und läge der Grund in ihrer Zufälligkeit, dann hätte die Skepsis natürlich wieder Recht. Man muß daher sagen: Wesentlich richten alle Menschen gleich viel aus. Ich predige keineswegs Indolenz, aber

andererseits muß man im Gebrauch des Wortes „ausrichten" freilich vorsichtig sein. Das hat Dich immer zum Spott gereizt, und Du hast, wie Du einmal äußertest, aus dem Grunde die Integral- und Differenzialrechnung und das Kalkül des Unendlichen studiert, um zu berechnen, wieviel ein Schreiber im Marineministerium, der im ganzen Büreau als ein tüchtiger Arbeiter angesehen werde, für das Ganze ausrichte. Ja, spotte nur derer aller, die sich im Leben wichtig machen, aber mißbrauche niemals den Spott, um andere Menschen zu verwirren.

Das Wort „ausrichten" bezeichnet ein Verhältnis zwischen meiner Handlung und einem anderen, der außerhalb meines Ich liegt. Es ist nun sehr leicht einzusehen, daß dieses Verhältnis nicht in meiner Macht steht, und daß man insofern mit demselben Recht von dem eminentesten Talent, wie von dem einfachsten Menschen sagen kann, es richte nichts aus. Darin liegt kein Mißtrauen zum Leben, vielmehr ist's eine Anerkennung meiner eigenen Unbedeutendheit und der Bedeutung jedes anderen. Das eminenteste Talent kann sein Werk ausrichten, aber das kann auch der einfachste Mensch. Mehr kann keiner. Ob sie etwas im Leben, in der Welt ausrichten, das steht nicht in ihrer Macht. Was ich ausrichte, das folgt meiner Arbeit nach, ich darf mich dessen wohl freuen, darf es mir aber nicht absolut zuschreiben.

Jeder Mensch kann etwas ausrichten, er kann seine Arbeit tun. Diese Arbeit mag sehr verschieden sein, aber daran müssen wir immer festhalten, daß jeder Mensch seine Arbeit hat und daß das, was ich ausrichten soll — das Wort nach seinem allgemeinen Sprachgebrauch genommen —, nicht in meiner Macht steht. Es könnte daher scheinen, daß jener Ästhetiker Recht hatte, als er meinte, daß man über das, was man ausrichte, nicht reflektieren, sondern nur die Befriedigung genießen solle, welche die Entwickelung des eigenen Talents gewähre. Der Fehler war jedoch der, daß er bei der selbstischen Bestimmung des Talentes stehen blieb.

Er zählte sich selber zu den Auserwählten und wollte im Leben nichts Allgemeines ausrichten, sein Talent nicht als sein Arbeitsfeld ansehen. Dagegen gehört der Mensch, von dem man sagen müßte, seine einzige Arbeit im Leben sei die, daß er sich selber entwickele, — der gehört natürlich zu denen, welche, menschlich geredet, am wenigsten begabt sind. Ein junges Mädchen z. B. Sie gehört wohl zu denen, von denen man nicht versucht sein wird zu sagen, daß sie etwas ausrichten können. Ist sie außerdem unglücklich in der Liebe geworden, ist ihr die letzte Hoffnung, was auszurichten, ganz und gar genommen, wenn sie nur ihre Arbeit tut, wenn sie sich nur selber entwickelt, so richtet sie, wesentlich betrachtet, ebensoviel aus wie der Größte.

„Etwas ausrichten" und „seine Arbeit tun" sind also identische Begriffe. Denke Dir einen Menschen, der tief und ernst bewegt ist; es fällt ihm niemals ein, daß er etwas ausrichten müsse, nur die Idee will mit ihrer ganzen Macht in ihm hervorbrechen, sei er ein Redner, ein Pastor, oder was Du willst. Er spricht nicht zur Menge, um etwas auszurichten, aber die Saiten des Instrumentes müssen in ihm klingen; nur dann fühlt er sich glücklich. Und meinst Du, der werde weniger ausrichten als ein anderer, der immer nur an das denkt, was er selber ausrichten will?

Seltsam genug, weder Du noch ich, oder unser Held selbst, oder jener kluge Ästhetiker, haben es bemerkt, und doch ist's so, unser Held ist im Besitz eines außergewöhnlichen Talents. Er arbeitet, um zu leben; diese Arbeit ist zugleich seine Lust; er erfüllt seinen Beruf, er richtet sein Werk aus, daß ich's nur mit einem Worte sage und zwar mit einem Wort, das Dir Angst einjagt, — er hat sein gutes Brot, „ein Brot mit Ehren", wie der Dichter sagt. Was denn noch mehr? Du lächelst, Du meinst, ich hätte noch etwas in petto. Dir graut schon vor der Prosa; denn nun wird er auch schon eine Frau finden, höre ich spöttisch von Deinen Lippen: Eh bien, ich habe nichts da-

gegen einzuwenden, nur gegen eins muß ich protestieren, daß Du Deinen Klienten einen Helden nennst. Ich bin sehr nachsichtig gewesen und habe nicht den Stab über ihn brechen wollen, aber nun mußt Du mich wirklich entschuldigen, wenn ich in eine andere Straße einbiege und Dich nicht länger hören mag. Ein Mann, der sein gutes Brot hat, und ein Ehemann, alle Achtung vor ihm, aber ein Held? Den Anspruch wird er wohl kaum selbst erheben. Du meinst, um ein Held zu sein, müsse man etwas Ungewöhnliches tun. Dann hast Du wirklich glänzende Aussichten. Aber wie, wenn nun mehr Mut dazu gehörte, das Gewöhnliche zu tun als das Außergewöhnliche? Und wer Mut zeigt, ist doch ein Held! Es kommt da in der Tat nicht so viel darauf an, *was* einer tut, sondern *wie* er es tut. Es kann jemand Reiche und Länder erobern, ohne ein Held zu sein, und ein anderer kann sich dadurch, daß er sich selber bezwingt, als einen Helden erweisen. Einer kann in außergewöhnlichen Heldentaten, ein anderer in der gewöhnlichen Arbeit des täglichen Lebens Mut zeigen. Es fragt sich immer, wie er es tut. Ich bin auch nachsichtig gegen unsern Helden gewesen und habe ihn einen Helden genannt, obgleich es öfter schien, als werde er sich dieses Ehrennamens unwürdig erweisen. Aber heiratet er, so entlasse ich ihn ruhig aus meiner Hand und übergebe ihn freudig seinem Weibe. Wegen des Widerspruchsgeistes, den er früher an den Tag legte, mußte er nämlich unter speziellere Aufsicht gestellt werden. Diese Arbeit wird nun seine Frau auf sich nehmen, und alles wird gut gehen; denn so oft er sich versucht fühlen wird, den ungewöhnlichen Menschen zu spielen, wird seine Frau ihn sofort wieder orientieren und so wird er sich ganz im stillen den Namen eines Helden verdienen, wie auch sein Leben nicht ohne Heldentaten sein wird. Ich habe dann nichts mehr mit ihm zu tun, es sei denn, daß er sich zu mir hingezogen fühlen sollte, sowie ich mich zu ihm hingezogen fühlen werde, wenn er weiter auf seiner

Heldenbahn wandelt. Er wird dann in mir einen Freund sehen, und unser Verhältnis wird nicht ohne Bedeutung sein. Daß Du Dich dann von ihm zurückziehen wirst — nun, darein wird er sich zu finden wissen, um so mehr, als er leicht etwas argwöhnisch werden könnte, falls es Dir gefallen sollte, ihm Dein Interesse zu schenken. Also ich wünsche ihm und jedem Ehemann Glück.

Jedoch so weit sind wir noch lange nicht gekommen. Du kannst noch so lange auf ihn hoffen, wie ich für ihn fürchte. Unser Held ist nämlich, wie wir gesehen haben, wie die meisten Menschen seiner Klasse: er hat eine Neigung zum Ungewöhnlichen; er ist zugleich etwas ungenügsam und will aus diesem Grunde noch einmal wieder bei den Ästhetikern sein Glück versuchen, ehe er zum Ethiker seine Zuflucht nimmt. Er weiß seiner Ungenügsamkeit auch ein hübsches Kleid anzuziehen; denn, so sagt er, der Ethiker half mir wirklich aus meiner Verwirrung heraus, die Betrachtung meiner Tätigkeit, die ich ihm verdanke, befriedigt mich ganz, der hohe Ernst derselben erhebt mich. Wenn ich dagegen an die Liebe denke, so möchte ich wohl meine Freiheit genießen und recht den Neigungen meines Herzens folgen; die Liebe liebt diesen Ernst nicht, sie fordert den leichten Sinn und die freundliche Anmut des Ästhetischen.

Du siehst, ich werde gar nicht so leicht mit ihm fertig; fast scheint es, als hätte er meine früheren Auseinandersetzungen nicht so ganz verstanden. Er glaubt noch immer, das Ethische liege außerhalb des Ästhetischen und das glaubt er, obgleich er selber einräumen muß, daß das Leben erst durch die ethische Betrachtung schön ward. Wir werden sehen.

Obgleich Du mir niemals, weder mündlich noch schriftlich auf meinen ersten Brief geantwort hast, so erinnerst Du Dich doch wohl noch seines Inhalts, sowie auch dessen, wie ich nachzuweisen suchte, daß die Ehe gerade durch das Ethische der ästhetische Ausdruck für die Liebe war. Und was ich damals sagte, werde ich auch leicht, wenn es sein

muß, unserm Helden begreiflich machen können. Er wandte sich an die Ästhetiker, und verließ sie ebenso klug, denn er hatte bei ihnen nicht gelernt, was er tun solle, höchstens, was er nicht tun solle. Er hat einen Augenblick den schlechten Reden eines schlauen Verführers gelauscht, aber er hat seine Künste verachten gelernt, hat ihn durchschaut und gemerkt, daß er ein Lügner ist, ein Lügner, wenn er Liebe heuchelt und sich selber einbildet, daß in seiner Lust etwas Schönes sei. Er hat einsehen gelernt, daß es eine Beleidigung und daher unschön war, ein Mädchen nur mit geteiltem, aber nicht von ganzem Herzen zu lieben; seine Liebe zu einem Moment zu machen und doch einer anderen ganze Liebe hinzunehmen, und in gewissem Grad ein Rätsel und ein Geheimnis zu sein. Er hat einsehen gelernt, daß es unschön sein würde, wenn er hundert Arme hätte, um auf einmal viele umarmen zu können; er hat nur eine, die er umarmen möchte. Er hält es nicht für möglich, daß einer, der liebt, sich ändern könne, es sei denn zum Besseren, und sollte es geschehen, so glaubt er, daß die Macht des Verhältnisses alles wieder gut machen werde. Er weiß es, daß, was die Liebe fordert, wie der Tempelschatz eine heilige Abgabe ist, die in einer eigenen Münze bezahlt wird, und daß man die Schätze einer ganzen Welt nicht als Ersatz für die unbedeutendste Forderung annehmen würde, wenn die Münze falsch wäre.

Du siehst, unser Held ist auf gutem Wege, er hat den Glauben an die philiströse Verständigung der Ästhetiker verloren und verschmäht die dunkeln Gefühle, die zu zart sein sollten, um als Pflicht ausgedrückt werden zu können. Er hat des Ethikers Ansicht, daß es jedes Menschen Pflicht sei, zu heiraten, mit Dank angenommen; er hat es richtig aufgefaßt, daß zwar der nicht sündigt, der sich nicht verheiratet, es sei denn, daß er selber dran schuld sei, denn dann versündigt er sich allerdings gegen das Allgemein-Menschliche, das auch ihm als eine Aufgabe, die realisiert werden soll,

gegeben ist, sondern daß der, der sich verheiratet, das Allgemeine realisiert. Weiter kann der Ethiker ihn nicht bringen; denn das Ethische ist, wie gesagt, immer abstrakt, es kann ihm nur das Allgemeine sagen. Es kann ihm also keineswegs sagen, mit welchem Mädchen er sich verloben soll. Dazu wäre eine genaue Kenntnis des ganzen Ästhetischen in ihm erforderlich. Aber diese besitzt der Ethiker nicht, und wenn er sie besäße, so würde er sich wohl hüten, seine eigenen Theorien dadurch zu desavouieren, daß er statt seiner die Wahl vornähme. Hat er aber selber gewählt, so wird das Ethische die Wahl sanktionieren und seine Liebe elevieren, und das wird ihm in gewissem Sinn auch bei der Wahl helfen, da es ihm vor dem Aberglauben an das Zufällige bewahren wird, denn eine nur ästhetische Wahl ist eigentlich eine unendliche Wahl. Und unbewußt hilft das Ethische jedem Menschen; aber da dasselbe unbewußt ist, so sieht es aus, als wäre die Assistenz des Ethischen eine Erniedrigung, die ihren Grund in der Jämmerlichkeit des Lebens hätte, während es doch eine Erhöhung ist, die ihren Grund in der Göttlichkeit des Lebens hat.

Du sagst: Einen Menschen mit so ausgezeichneten Grundsätzen darf man schon allein gehen lassen, von ihm kann man alles erwarten, was groß und edel ist. Ich bin derselben Meinung und hoffe, daß seine Grundsätze so fest sind, daß sie von Deinem Spott nicht bewegt werden. Aber wir sind noch nicht im Hafen! Unser Held hat nämlich von einem Mann, vor dessen Urteil er die höchste Achtung hat, die Äußerung gehört, daß man sich durch eine Ehe für sein ganzes Leben an einen Menschen knüpfe; daher müsse man bei der Wahl vorsichtig sein; es müsse ein außergewöhnliches Mädchen sein, die einem gerade dadurch, daß sie so außergewöhnlich sei, eine sichere Zukunft für das ganze Leben verbürge. Solltest Du nun nicht noch eine kurze Zeit für unsern Helden hoffen? Ich wenigstens fürchte noch für ihn.

Laß uns der Sache auf den Grund gehen. Du nimmst ja an, daß in der stillen Einsamkeit des Waldes eine Nymphe wohnt, ein Wesen, eine Jungfrau. Nun wohl, diese Nymphe diese Jungfrau, dieses Wesen verläßt den stillen Wald und zeigt sich den Augen der Welt, sei's hier in Kopenhagen, sei's in Nürnberg, geradeso wie Kaspar Hauser, der Ort ist ja gleichgültig, genug, sie zeigt sich. Glaub's mir, das wird ein Laufen und Jagen, ein Werben und Freien werden! Ich überlasse es Dir, dies näher zu schildern. Du kannst ja einen Roman schreiben, unter dem Titel: Die Nymphe, das Wesen, die Jungfrau im einsamen Walde, ad modum des in allen Leihbibliotheken berühmten Romans: Die Urne im einsamen Tal. Sie ist also gekommen und hat sich der Welt gezeigt, und unser Held ist der Glückliche geworden, dem sie ihre Liebe geschenkt hat. Sollen wir darin einig werden? Ich habe nichts dagegen einzuwenden, ich bin ja verheiratet. Du aber würdest Dich vielleicht verletzt fühlen, daß solch gewöhnlicher Mensch Dir vorgezogen worden war. Da Du Dich jedoch für meinen Klienten interessierst, und das ist das einzige, wodurch er in Deinen Augen ein Held werden kann, so gib nur Deine Zustimmung. Laß uns nun sehen, ob seine Liebe, ob seine Ehe schön wird. Die Pointe in seiner Liebe und in seiner Ehe lag darin, daß sie das einzige Mädchen der ganzen Welt war. Die Pointe lag also in ihrer Differenz: ein solches Glück gibt's auf Erden nicht mehr, und eben darin lag sein Glück. Möglicherweise wird er sich gar nicht mit ihr verheiraten; denn würde eine solche Liebe nicht entweiht, wenn man ihr einen so allgemeinen und vulgären Ausdruck wie eine Ehe gab? War's nicht eine entsetzliche Forderung, daß zwei solche Liebende in die große Kompanie der Ehe eintreten sollten, also daß von ihnen in gewissem Sinn nichts mehr zu sagen wäre als von jedem Ehepaar, daß sie verheiratet seien? Das würdest Du vielleicht ganz in Ordnung finden und würdest gegen die Geschichte nur das einzuwenden haben,

daß es doch sehr verkehrt sei, wenn solch armseliger Bursche wie mein Held mit solch einem Mädchen davongehen solle; wäre er dagegen ein so ausgezeichneter, ungewöhnlicher Mensch gewesen wie z. B. Du oder ein ebenso ungewöhnlicher Mann, wie sie ein ungewöhnliches Mädchen war, dann wäre alles in Ordnung, und ihr Liebesverhältnis das vollkommenste, das sich denken ließe.

Unser Held ist in eine kritische Situation gekommen. Über das Mädchen ist nur eine Meinung, es ist ein herrliches, ungewöhnliches Mädchen. Ich selber, der Ehemann, sagte mit Donna Klara: „Hier hat das Gerücht nicht zu viel gesagt, wahrlich ein Wunderkind, die schöne Preziosa." Man fühlt sich so leicht versucht, das Allgemeine aus den Augen zu verlieren und in den Sphären des Abenteuerlichen zu schweben. Und doch, er hat ja selber das Schöne der Ehe eingesehen. Was tut die Ehe denn? Raubt sie ihm etwas? Nimmt sie ihr ihre Schönheit? Hebt sie eine einzige Differenz auf? Keineswegs. Aber sie zeigt ihm das alles als Zufälligkeiten, wenn er die Ehe vor sich hat, und erst wenn er der Differenz den Ausdruck des Allgemeinen gibt, ist er in ihrem sicheren Besitz. Das Ethische sagt ihm, daß das Verhältnis das Absolute ist. Das Verhältnis ist nämlich das Allgemeine. Es raubt ihm die eitle Freude, das Ungewöhnliche zu sein, um ihm die wahre Freude zu schenken, das Gewöhnliche zu sein. Es bringt ihn in Harmonie mit dem ganzen Dasein, lehrt ihn, sich desselben zu freuen; denn als Ausnahme, als das Ungewöhnliche, ist er in Konflikt; und da gerade das, was das Ungewöhnliche begründet, sein Glück war, so muß er sich seiner Existenz als einer Plage für das Gewöhnliche bewußt werden, sofern sein Glück überhaupt kein eingebildetes war; und es wäre doch in Wahrheit ein Unglück, solchermaßen glücklich zu sein, daß das Glück, wesentlich betrachtet, von dem aller anderen verschieden wäre. Er gewinnt also die zufällige Schönheit und verliert die wahre Schönheit. Das wird er einsehen und wieder zum

Satz des Ethikers zurückkehren, daß es jedes Menschen Pflicht sei, sich zu verheiraten, und er wird einsehen, daß diese nicht nur die Wahrheit, sondern auch die Schönheit auf ihrer Seite hat. Laß ihm denn jenes Wunderkind, um die Differenz wird er sich nicht kümmern. Er wird sich ihrer Schönheit, ihrer Anmut, des Reichtums ihres Geistes und der Wärme der Gefühle, die sie besitzt, recht herzlich freuen, er wird sich glücklich preisen; aber wesentlich wird er sagen, bin ich von anderen Ehemännern nicht verschieden; denn das Verhältnis ist das Absolute. Und nähme er ein weniger begabtes Mädchen, er würde sich ebensosehr seines Glückes freuen; denn er würde sagen: Ob sie auch tief unter anderen steht, wesentlich macht sie mich gerade so glücklich, denn das Verhältnis ist das Absolute. Er wird die Bedeutung der Differenz nicht verkennen, denn wie er einsah, daß kein abstrakter Beruf existiere, sondern, daß jeder Mensch den seinigen habe, so wird er auch einsehen, daß es keine abstrakte Ehe gibt. Die Ethik sagt ihm nur, daß er sich verheiraten soll, sie kann nicht sagen, mit wem. Die Ethik erklärt ihm das Allgemeine in der Differenz, und er erklärt die Differenz im Allgemeinen.

Die ethische Betrachtung der Ehe hat daher vor jeder ästhetischen Auffassung der Liebe mehrere Vorzüge. Sie erklärt das Allgemeine, nicht das Zufällige. Sie sagt nicht, wie ein paar ganz einzelne Menschen in ihrer Ungewöhnlichkeit glücklich werden können, sondern wie jedes Ehepaar es werden kann. Sie sieht das Verhältnis als das Absolute an und faßt die Differenzen nicht als Garantien, sondern als Aufgaben. Sie sieht das Verhältnis als das Absolute an und schaut daher die Liebe in ihrer wahren Schönheit, nämlich in ihrer Freiheit, begreift die historische Schönheit.

Unser Held lebt also von seiner Arbeit, seine Arbeit ist zugleich sein Beruf, er arbeitet daher mit Lust; da sie sein Beruf ist, setzt sie ihn in Verbindung mit anderen Menschen, und, indem er sein Werk vollbringt, richtet er aus, was er

nur in der Welt auszurichten wünschen konnte. Er ist verheiratet, zufrieden in seinem Hause, und die Zeit geht ihm herrlich hin; er begreift's nicht, daß die Zeit dem Menschen eine Last sein oder die Feindin seines Glücks werden könne; im Gegenteil, ihm scheint die Zeit ein wahrer Segen zu sein. In dieser Beziehung räumt er ein, daß er seiner Frau außerordentlich viel schuldet. Es ist wahr, ich vergaß es zu erzählen, mit der Nymphe des Waldes war es ein Mißverständnis, er ward nicht der Glückliche, er mußte mit einem gewöhnlichen Mädchen zufrieden sein, wie er selber ein gewöhnlicher Mann war. Indessen, er ist sehr froh, ja er vertraute mir einmal an, er glaube, es sei recht gut, daß er jenes Wunderkind nicht bekommen habe; die Aufgabe würde für ihn vielleicht zu groß gewesen sein; wo, schon ehe man anfängt, alles so vollkommen ist, da kann man leicht etwas ruinieren. Nun aber ist er voll Mut und Vertrauen, voller Hoffnung, er ist ganz enthusiasmiert, und begeistert sagt er: Das Verhältnis ist doch das Absolute; er ist fest davon überzeugt, daß das Verhältnis die Macht haben wird, dieses gewöhnliche Mädchen zu allem, was groß und schön ist, zu erziehen; seine Frau ist in aller Demut derselben Meinung. Ja, mein junger Freund, es geht in der Welt wunderlich her; ich glaubte gar nicht, daß es solch ein Wunderkind, wie Du es erwähnt hast, in der Welt gebe, und nun schäme ich mich fast meines Unglaubens, denn dieses gewöhnliche Mädchen ist mit ihrem starken Glauben ein Wunderkind, und ihr Glaube köstlicher als Gold und Perlen. In einem Punkt bleibe ich jedoch meinem alten Unglauben treu, daß solch ein Wunderkind nicht in der stillen Einsamkeit des Waldes zu finden ist.

Mein Held — oder wolltest Du ihm das Recht dieses Namens verweigern? Meinst Du nicht, daß ein Mut, der ein gewöhnliches Mädchen in ein Wunderkind verwandeln zu können glaubt, wahrer Heldenmut sei? — dankt seiner Frau besonders dafür, daß die Zeit eine so schöne Be-

deutung für ihn gehabt hat, und insofern schreibt er es gewissermaßen wieder auf das Konto der Ehe, und darin sind er und ich, wir beiden Ehemänner, ganz einig. Wäre jene Nymphe des Waldes sein geworden, ohne daß er sie geheiratet hätte, so müßte er fürchten, daß ihre Liebe in einzelnen schönen Augenblicken aufflackern und dann Mattigkeit und Erschlaffung hinterlassen würde. Sie hätten vielleicht gewünscht, einander nur dann zu sehen, wenn dieses Sehen recht bedeutungsvoll werden konnte; verfehlte das aber zuweilen seine Wirkung, so fürchtet er, möchte das ganze Verhältnis sich allmählich in ein Nichts aufgelöst haben. Die demütige Ehe dagegen, die es ihnen zur Pflicht machte, einander täglich zu sehen, sowohl wenn sie reich als wenn sie arm waren, hatten dem ganzen Verhältnis einen solchen Zauber schlichter Einfachheit verliehen, der ihm dasselbe in hohem Maß köstlich machte. Die prosaische Ehe hatte in ihrem einfachen Inkognito einen Dichter verborgen, der dem Leben nicht nur bei einzelnen Gelegenheiten eine besondere Weihe gab, sondern stets zur Hand war und selbst die ärmeren Stunden durch seine süßen Melodien reich machte.

Ich teile diese Ansicht meines Helden von der Ehe ganz; und hier zeigt sie sich recht in ihrem Vorzug, nicht für das einsame Leben, sondern auch für jede nur erotische Verbindung. Letzteres hat mein neuer Freund diesen Augenblick entwickelt, ich will daher nur mit einigen wenigen Worten das Erstere hervorheben.

Man sei so klug wie man will, man sei fleißig, begeistert für eine Idee, — doch kommen Augenblicke, wo einem die Zeit lang wird. Du spottest so oft über das andere Geschlecht, ich habe Dich schon häufiger ermahnt, das sein zu lassen; sieh ein junges Mädchen als ein noch so unvollkommenes Wesen an, ich möchte Dir doch sagen: Mein guter Philosoph, gehe zur Ameise und lerne von ihr, lerne vom Mädchen, die Zeit zu benutzen, denn darin ist sie eine geborene Virtuosin. Sie kennt vielleicht nicht jene strenge, anhaltende Arbeit, wie

der Mann sie kennt, aber sie steht niemals müßig, ist immer beschäftigt, und die Zeit wird ihr nie lang. Ich kann aus Erfahrung sprechen. Zuweilen passiert es mir, nun schon seltener — denn ich suche dem entgegenzuwirken, da ich es für eines Ehemanns Pflicht ansehe, daß er sucht, so einigermaßen gleichaltrig mit seiner Frau zu werden — zuweilen aber begegnet es mir auch jetzt noch, daß ich in meinem Zimmer sitze und innerlich wie gebrochen bin. Ich habe meine Arbeit besorgt, habe keine Lust, mich zerstreuen zu lassen, eine gewisse Melancholie meines Temperaments kommt in mir zur Herrschaft: ich werde viele, viele Jahre älter, als ich wirklich bin, ich werde meinem häuslichen Leben fast fremd; wohl sehe ich, daß es schön ist, aber ich sehe es mit anderen Augen als sonst an. Es ist mir, als wäre ich selber ein alter Mann, meine Frau eine jüngere, glücklich verheiratete Schwester, in deren Hause ich nun wäre. In solchen Zeiten fängt die Zeit beinahe an mir lang zu werden. Wäre meine Frau nun ein Mann, dann würde es ihr vielleicht ebenso wie mir gehen, und wir gerieten beide in Stagnation; aber sie ist ein Weib und weiß mit der Zeit umzugehen. Ist dieser geheimnisvolle Rapport, in welchem sie zur Zeit steht, ein Zeichen dafür, daß sie vollkommener, oder daß sie unvollkommener, daß sie ein irdischeres Wesen als der Mann ist oder daß sie die Ewigkeit mehr in sich trägt? — Antworte mir, Du bist ja ein philosophischer Kopf. Wenn ich denn nun so verlassen und verloren dasitze und sehe mein Weib an, wie sie so leicht und jugendlich durch das Zimmer geht und immer beschäftigt ist, so folgt mein Auge unwillkürlich ihren Bewegungen, und ich nehme an allem teil, was sie vornimmt, und das Ende der Geschichte ist kein anderes, als daß ich mich in die Zeit hineinfinde, daß die Zeit wieder Bedeutung für mich gewinnt, daß der Augenblick wieder enteilt. Was sie vornimmt, das kann ich wirklich mit dem besten Willen nicht sagen, und wenn's mir das Leben kostete, das bleibt mir ein Rätsel. Was es heißt, bis tief in die

Nacht hinein arbeiten, so müde sein, daß ich fast nicht vom Stuhl aufstehen kann, was es heißt, ernst und scharf nachdenken und wieder so ganz arm und leer an Gedanken sein, daß mir auch nicht das Geringste in den Kopf hinein will, das weiß ich; auch weiß ich, was faulenzen heißt — aber so beschäftigt sein, wie meine Frau es ist, das ist mir ein Rätsel. Sie ist nie müde und doch nie untätig, es ist, als wäre ihre Beschäftigung ein Spiel, ein Tanz, wie wenn ein Spiel ihre Beschäftigung wäre. Womit füllt sie die Zeit aus? Ich weiß es nicht, aber sie tut alles mit einer Anmut und einer Grazie, mit einer unbeschreiblichen Elastizität, frischweg ohne Zeremonien, wie ein Vogel seine Arie singt, und doch sind ihre Künste in meinen Augen wahre Zauberkünste. Sie ist daher auch meine absolute Zuflucht. Wenn ich in meinem Studierzimmer sitze, wenn ich müde werde, wenn die Zeit mir lang wird, dann schleiche ich ins Wohnzimmer hinein, setze mich still in eine Ecke, spreche kein Wort, aus Furcht, sie in ihrer Arbeit zu stören, denn obgleich dieselbe wie ein Spiel aussieht, macht sie dieselbe doch mit einer Würde und mit einem Anstand, vor dem man Respekt haben muß.

Ja, mein guter Freund, es ist unglaublich, welche natürliche Virtuosin ein Weib ist; sie erklärt in der interessantesten und schönsten Weise das Problem, das manchem Philosophen schon den Kopf gekostet hat — die Zeit. Und wie sie dieses Problem erklärt, so noch viele andere, daß man sie nur immer verwundert ansehen muß. Obgleich ich noch kein alter Ehemann bin, glaube ich doch, daß ich schon ein ganzes Buch darüber schreiben könnte. Das will ich indessen nicht, sondern will Dir nur eine Geschichte erzählen, die mir immer sehr bezeichnend gewesen ist. Es lebte irgendwo in Holland ein Gelehrter. Er war Orientalist und verheiratet. Eines Mittags kommt er nicht zur rechten Zeit zum Essen, obgleich er gerufen worden war. Seine Frau wartet sehnsüchtig mit dem Essen; sie weiß, daß er zu Hause

ist, und je länger es währt, um so weniger kann sie sich sein Ausbleiben erklären. Endlich entschließt sie sich, selber hinaufzugehen und ihn zu bitten, ob er nicht komme wolle. Da sitzt er allein in seinem Studierzimmer, kein Mensch ist bei ihm. Er ist ganz in seine orientalischen Studien vertieft. Ich kann's mir lebhaft vorstellen, wie sie sich über ihn beugt, ihren Arm um seinen Hals legt, in sein Buch hineinsieht, dann ihn anschaut und sagt: Mein Freund, warum kommst Du nicht zum Essen? Der Gelehrte hat vielleicht nicht einmal darauf geachtet, was gesagt ward, aber als er seine Frau erblickt, antwortet er vermutlich: Ja, mein Kind, vom Essen kann nicht die Rede sein, hier ist eine Vokalisation, die ich noch niemals gesehen habe, ich habe den locus oft genug zitiert gesehen, aber niemals so, und doch ist meine Ausgabe eine vortreffliche holländische Ausgabe, siehst du, diesen Punkt hier, es ist, um toll zu werden. Ich kann's mir denken, wie seine Frau ihn nun halb lächelnd, halb vorwurfsvoll ansieht, daß solch kleiner Punkt die ganze häusliche Ordnung stören sollte, und die Sage erzählt, daß sie geantwortet habe: Ist das etwas so Wichtiges, mein Freund? Es ist wahrhaftig nicht mehr wert, als daß man es wegbläst. Wie gesagt, so getan; sie bläst und siehe — die Vokalisation verschwindet; denn der merkwürdige Punkt war ein Stäubchen Schnupftabak! Froh eilte der Gelehrte zum Essen, froh, daß die Vokalisation verschwunden war, noch froher über sein Weib.

Und die Moral dieser Geschichte? Wenn jener Gelehrte nicht verheiratet gewesen wäre, wäre er vielleicht verrückt geworden, und vielleicht hätte er mehrere Orientalisten nach sich gezogen; denn ich zweifle nicht daran, er würde ein fürchterliches Aufsehen in der Literatur gemacht haben. Sieh, deshalb sage ich, daß man mit dem anderen Geschlecht in gutem Einvernehmen leben müsse; denn unter uns gesagt: so ein junges Mädchen erklärt alles und bläst ein ganzes Konsistorium weg, und steht man mit ihr in gutem Ein-

vernehmen, so ist man froh über den gesunden Rat, den sie gibt, im anderen Fall aber ist man nicht sicher, daß sie nicht Spott mit einem treibe. Aber diese Geschichte lehrt zugleich, in welcher Weise man mit ihr in gutem Einvernehmen leben solle. Wäre jener Gelehrte nicht verheiratet, wäre er ein Ästhetiker gewesen, so würde er vielleicht der Glückliche geworden sein, dem jenes Wunderkind hätte angehören wollen. Er hätte sich nicht verheiratet, dazu wären die beiderseitigen Gefühle zu vornehm gewesen. Er hätte ihr einen Palast gebaut und nichts gespart, um ihr Leben reich an Genüssen zu machen, er hätte sie in ihrem Schloß besucht, denn so wünschte sie es; er hätte mit erotischer Koketterie den Weg zu ihr sogar zu Fuß zurückgelegt, während sein Kammerdiener ihm mit reichen und kostbaren Gaben für sie im Wagen folgte. In seinem orientalischen Studium wäre er auch auf jene merkwürdige Vokalisation gestoßen. Er hätte sie angestarrt, ohne sie erklären zu können. Indessen war der Augenblick gekommen, wo er die Geliebte besuchen sollte. Er hatte seinen Kummer verscheucht, denn er darf die Geliebte doch nur mit Gedanken an ihre reizende Schönheit und an seine eigene Liebe besuchen. Er war so liebenswürdig wie möglich gewesen, hatte ihr über alle Maßen gefallen, denn aus seiner Stimme hallten viele Leidenschaften wie von fern wieder, weil er seine muntere Stimmung erst aus dem Mißmut herausarbeiten mußte. Aber als er sie ums Morgenrot verließ und ihr den letzten Gruß und Kuß zugeworfen hatte, und er allein in seinem Wagen saß, da war seine Stirn finster geworden. Er kam nach Hause. Die Fensterläden im Arbeitszimmer wurden geschlossen, die Lichter angezündet, er ließ sich nicht ausziehen; aber er setzte sich hin und starrte den Punkt an, den er nicht erklären konnte. Er hatte wohl ein Mädchen, das er liebte, ja vielleicht anbetete — aber kein Weib, das zu ihm kam, um ihn zum Mittagessen zu rufen, keine Frau, die den Punkt wegblasen konnte.

Überhaupt hat das Weib ein angeborenes Talent und eine ursprüngliche Gabe, ja eine absolute Virtuosität, die Endlichkeit zu erklären. Als der Mann erschaffen war, stand er als der Herr und Gebieter der ganzen Schöpfung da; die Pracht und der Glanz der Natur, der ganze Reichtum der Endlichkeit wartete nur seines Winkes, aber er wußte nicht, was er mit dem allen machen solle. Er sah es an, aber es war ihm, als verschwände alles vor dem Blick des Geistes, es war ihm, als ob er — wenn er sich nur bewegte — mit einem einzigen Schritt an allem vorübereilen werde. So stand er da, eine imposante Gestalt, gedankenvoll in sich selber und doch — komisch, denn man muß über diesen reichen Mann, der seinen Reichtum nicht anzuwenden wußte, lächeln; aber auch tragisch, denn er konnte ihn nicht anwenden. Da ward das Weib geschaffen. Sie war nicht in Verlegenheit, sie wußte gleich, wie man die Sache anfangen müsse, ohne Aufhebens, ohne viel Vorbereitung machte sie sich sofort daran. Das war der erste Trost, der dem Mann gegeben ward. Sie näherte sich ihm, froh, demütig und wehmütig wie ein Kind. Sie wollte ihm nur ein Trost sein, ihm geben, was ihm fehlte, sie begriff ja nicht, daß ihm etwas fehlen konnte, aber sie meinte auch nicht, daß sie ihm so viel geben, daß sie ihm die Zeit verkürzen könne. Und nun siehe, ihr demütiger Trost ward des Lebens reichste Freude, ihr unschuldiger Zeitvertreib des Lebens größte Schönheit, ihr kindliches Spielen des Lebens tiefste Bedeutung. Ein Weib faßt die Endlichkeit, sie versteht sie von Grund aus, daher ist sie so reizend, und das ist, wesentlich angesehen, jedes Weib, daher ist sie so anmutig, und das ist kein Mann; daher ist sie so glücklich, so glücklich wie kein Mann es sein kann oder soll, daher ist sie in Harmonie mit dem Dasein, wie kein Mann es sein kann oder soll. Man kann daher sagen, ihr Leben ist glücklicher als das des Mannes, denn die Endlichkeit kann einen Menschen wohl glücklich machen, die Unendlichkeit als solche

niemals. Sie ist vollkommener als der Mann, denn der, der etwas erklärt, ist doch wohl vollkommener als der, der nach einer Erklärung sucht. Das Weib erklärt die Endlichkeit, der Mann jagt der Unendlichkeit nach. So soll es sein, und jeder hat seinen Schmerz; denn das Weib gebiert mit Schmerzen Kinder, aber der Mann empfängt die Ideen mit Schmerzen, und das Weib soll nicht die Angst des Zweifels und die Qual der Verzweiflung kennen, sie soll nicht ohne Ideen sein, aber sie hat sie aus zweiter Hand. Aber weil das Weib die Endlichkeit so erklärt, darum ist sie des Mannes tiefstes Leben, aber ein Leben, das verborgen ist, wie es das Leben der Wurzel immer ist. Siehe, deshalb hasse ich die abscheuliche Rede von der Emanzipation des Weibes von ganzer Seele. Gott verhüte, daß sie je zur Herrschaft komme. Ich kann Dir nicht sagen, mit welchem Schmerz der Gedanke meine Seele erfüllt, aber auch nicht, welch leidenschaftliche Erbitterung, welchen Haß ich gegen jeden im Herzen trage, der so etwas zu äußern wagt. Es ist mein Trost, daß diejenigen, welche solche Weisheit vortragen, nicht klug wie Schlangen sind, sondern im allgemeinen bornierte Menschen, deren Geschwätz unschädlich ist. Ja, wenn die Schlange es ihr einbilden, sie mit der scheinbar lustigen Frucht versuchen könnte, und wenn dieser Aussatz sich verbreitete, wenn er auch zu ihr käme, die ich liebe, zu meinem Weibe, die meine Freude, meine Zuflucht, meines Lebens verborgene Wurzel ist, ja dann wäre mein Mut gebrochen, dann wäre die Leidenschaft der Freiheit in meiner Seele ermattet; dann wüßte ich wohl, was ich tun würde, ich würde mich auf dem Markt hinsetzen und weinen, weinen wie jener Künstler, dessen Werk zerstört worden war, und der selber nicht mehr wußte, was es vorstellte. Aber das geschieht nicht, das kann und darf nicht geschehen, wenn auch böse Geister es versuchen wollten oder dumme Menschen, die keinen Begriff davon haben, was ein Mann ist, und keine Ahnung von der Vollkommenheit des Weibes in ihrer Unvollkommenheit! Sollte

es wirklich ein einziges Weib geben, die so einfältig, eitel und jämmerlich wäre, daß sie glaubte, sie könne unter der Maske des Mannes vollkommener werden als der Mann? Muß sie es denn nicht einsehen, daß ihr Verlust unersetzlich wäre? Kein niedriger Verführer könnte für das Weib selber eine gefährlichere Lehre erdenken als diese, denn hat er ihr erst das eingebildet, dann ist sie ganz in seiner Macht, seiner Willkür preisgegeben; sie kann dem Mann dann nichts anderes als nur ein Opfer seiner Launen sein, während sie ihm als Weib alles sein kann. Aber die, die selber keine Männer sind und zu schwach, um es zu lernen, was das heißt, die wollen das Weib verderben. Das ist der traurige Bund, den sie schließen: Sie selber bleiben, was sie sind, Halbmänner, und das Weib avanciert zur selben Erbärmlichkeit. Ich habe einmal einen nicht unwitzigen Spott über die Emanzipation des Weibes gelesen. Der Verfasser sprach von der Kleidung und meinte, daß dieselbe für Männer und Frauen gleich sein müsse. Denk Dir, wie abscheulich! Es kam mir damals vor, als habe der Verfasser seine Aufgabe nicht tief genug gefaßt, daß die Gegensätze, die er aufstellte, die Idee nicht treffend genug berührten. Ich wage es, einen Augenblick das Unschöne zu denken, weil ich weiß, daß die Schönheit sich dann in ihrer ganzen Wahrheit zeigen wird. Was ist schöner als das reiche Haar des Weibes? Und doch sagt die Schrift, es sei ein Zeichen ihrer Unvollkommenheit, und führt verschiedene Gründe dafür an. Und ist's nicht auch so? Betrachte sie, wenn sie ihr Haupt zur Erde beugt, wenn die üppigen Flechten fast die Erde berühren, und es aussieht, als wären es Blumenranken, mit denen sie an der Erde festgewachsen wäre, ist sie so nicht ein unvollkommeneres Wesen als der Mann, der gen Himmel schaut und die Erde nur berührt? Und doch ist dieses Haar ihre Schönheit, ja, was mehr ist, ihre Kraft; denn dadurch, so sagen die Dichter, fesselt sie den Mann und bindet ihn an die Erde. O, ich möchte wohl solchem Menschen, der das Evangelium der

Frauenemanzipation predigt, zurufen: Sieh sie dir in all ihrer Unvollkommenheit an, ist sie nicht ein geringeres Wesen als der Mann? Aber hast Du Mut, so schneide ihr die reichen Locken ab, zerreiße diese schweren Fesseln — und laß sie wie eine Wahnsinnige, wie eine Verbrecherin, zum Schrecken der Menschheit herumlaufen!

Laß den Mann seinen Anspruch, Herr und Gebieter der Erde zu sein, aufgeben, laß ihn vor dem Weibe zurücktreten und ihr Platz machen, sie ist die Herrscherin derselben, sie versteht die Natur und die Natur versteht sie, ihrem Wink gehorcht sie. Deshalb ist sie dem Mann alles, weil sie ihm die Endlichkeit schenkt, ohne sie ist er ein unsteter Geist, ein Unglücklicher, der keine Ruhe finden kann, keinen Zufluchtsort hat. Wie oft hat es mich gefreut, das Weib in dieser seiner hohen Bedeutung zu sehen; sie ist mir eine Bezeichnung der Gemeinde überhaupt. Der Geist ist in großer Verlegenheit, wenn er keine Gemeinde hat, in der er wohnen kann, und wenn er in der Gemeinde wohnt, so ist er der Geist der Gemeinde. Deshalb ist's auch so, wie ich schon früher einmal bemerkte, daß in der Schrift geschrieben steht, nicht, daß das Mädchen Vater und Mutter verlassen und ihrem Mann anhangen solle; man sollte es ja eigentlich glauben, daß es so heißen müsse, da das Mädchen die Schwächere ist, die bei dem Mann Schutz sucht, aber nein, es heißt: Der Mann soll Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen; denn sofern sie ihm die Endlichkeit gibt, ist sie stärker als er. Deshalb gibt es nichts, was das Bild der Gemeinde so schön wiedergeben könnte, wie ein Weib. Wenn man die Sache so ansieht, wird man, des bin ich in guter Zuversicht, unsre Gottesdienste bedeutend verschönern könuen. Wie geschmacklos ist es nicht z. B. in unsern Kirchen, daß die Gemeinde, sofern sie sich nicht selber repräsentiert, von einem Küster repräsentiert wird? Sie müßte immer von einem Weibe repräsentiert werden. Einen recht wohltuenden Eindruck der Ge-

meinde habe ich in unsern Gottesdiensten immer vermißt, und doch gab es ein Jahr meines Lebens, in welchem ich jeden Sonntag meinen idealen Vorstellungen ziemlich nahe kam. Es war in einer unsrer Kirchen hier in der Hauptstadt. Die Kirche selber sprach mich sehr an, der Geistliche, den ich jeden Sonntag hörte, war eine ehrwürdige Persönlichkeit, eine herrliche Erscheinung, der aus der Erfahrung eines bewegten Lebens Altes und Neues vorzubringen wußte. Er befriedigte als Geistlicher die idealen Ansprüche meiner ganzen Seele, er befriedigte sie durch seine Erscheinung sowohl wie durch seine Predigten. Ich war jeden Sonntag von Herzen froh, wenn ich ihn hören durfte; was aber meine Freude noch vermehrte und den Eindruck des Gottesdienstes in dieser Kirche für mich vollkommen machte, war eine andere Gestalt, eine ältere Frau, die sich gleichfalls jeden Sonntag einfand. Sie pflegte immer etwas vor dem Anfang des Gottesdienstes zu kommen, ich ebenfalls. Ihre Persönlichkeit war mir ein Bild der Gemeinde, und über ihr vergaß ich ganz den störenden Eindruck des Küsters in der Kirchentür. Sie war, wie gesagt, eine ältere Frau, mochte vielleicht gegen sechzig Jahre alt sein, war aber noch immer schön, ihre Züge waren edel, ihre Mienen hatten eine gewisse demütige Würde, auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck tiefer, reiner, weiblicher Sittlichkeit. Es sah aus, als habe sie viel erlebt, nicht gerade stürmische Begebenheiten, sondern sie glich eher einer Mutter, die des Lebens Lasten getragen und sich doch eine Freude an der Welt bewahrt und gewonnen hatte. Wenn ich sie dann ganz unten im Gang kommen sah, nachdem der Totengräber sie an der Kirchentür empfangen hatte und ihr als ein Diener ehrerbietig bis zu ihrem Stuhl folgte, dann wußte ich, daß sie auch an der Bank, in welcher ich zu sitzen pflegte, vorüberging. Wenn sie an mir vorüberschritt, erhob ich mich immer und verbeugte mich vor ihr, oder wie es im alten Testament heißt: neigte mich vor ihr. Darin lag für

mich sehr viel, es war mir, als müsse ich sie bitten, mich in ihre Fürbitten einzuschließen. Sie trat in ihren Stuhl, grüßte den Totengräber freundlich, blieb einen Augenblick aufrecht stehen, beugte ihr Haupt und hielt ihr Taschentuch einen Augenblick vor die Augen zum Gebet — wahrhaftig, es muß schon ein tüchtiger Prediger sein, der einen so starken und so wohltuenden Eindruck wie jene ehrwürdige Frau ausüben will. Zuweilen fiel es mir auf die Seele, ob jene Frau wohl auch Dich in ihr Gebet einschlösse; denn es ist dem Weibe wesentlich, für andere zu beten. Denk Dir dieselbe, in welchem Beruf, in welchem Alter Du willst, denk sie Dir betend, und Du wirst in der Regel finden, daß sie für andere betet, für ihre Eltern, für den Geliebten, für ihren Mann und ihre Kinder, immer für andere. Es ist dem Mann wesentlich, für sich selber zu beten. Er hat seine bestimmte Aufgabe, seinen bestimmten Platz im Leben. Seine Resignation ist daher eine andere, selbst im Gebet ist er ein Streiter. Er resigniert auf die Erfüllung seines Wunsches, und was ist's, das er sich erbittet? Ist's nicht die Bitte, daß er auf die Erfüllung des Wunsches verzichten könne. Selbst wenn er etwas wünscht, begleitet ihn stets dieser Gedanke. Des Weibes Gebet ist viel substantieller, ihre Resignation ist eine andere. Sie bittet um Erfüllung ihres Wunsches, sie resigniert auf sich selber, daß sie etwas davon- oder dazutun könnte, aber deshalb kann sie auch viel besser für andere beten als der Mann; betet dieser für einen anderen, so wird er wesentlich darum bitten, daß derselbe die Kraft finden möge, den Schmerz, der ihm dadurch verursacht wurde, daß sein Wunsch nicht erfüllt ward, tragen und überwinden zu können; aber eine solche Fürbitte ist als Fürbitte angesehen unvollkommen, während sie als eine Bitte für sich selber wahr und richtig ist. Das Weib und der Mann bilden da gleichsam zwei Glieder. Zuerst kommt das Weib mit ihrer Fürbitte, sie bewegt die Gottheit gewissermaßen mit ihren Tränen; darauf kommt

der Mann mit seinem Gebet, er hält das erste Glied auf, wenn es ängstlich fliehen will, er hat eine andere Taktik, eine Taktik, die immer zum Sieg führt. Das hat wiederum seinen Grund darin, daß der Mann der Unendlichkeit nachjagt. Verliert das Weib die Schlacht, so muß sie vom Mann beten lernen, und doch gehört die Fürbitte ihr so wesentlich an, daß selbst in diesem Fall ihre Fürbitte für den Mann ein anderes Gebet als sein eigenes sein wird. In gewissem Sinn ist das Weib daher viel gläubiger als der Mann; denn das Weib glaubt, daß Gott alles möglich ist, der Mann glaubt, daß Gott etwas unmöglich ist. Das Weib wird in ihrem demütigen Begehren immer inniger, der Mann gibt mehr und mehr auf, bis er den unverrückbaren Punkt findet, von dem er nicht vertrieben werden kann. Das aber kommt daher, weil es dem Mann wesentlich ist, gezweifelt zu haben, auch seine Gewißheit trägt diesen Stempel.

Meine Freude über die schönen Gottesdienste in jener Kirche war indessen nur kurz. Nach einem Jahr ward jener Geistliche versetzt, und die ehrwürdige Matrone, meine fromme Mutter könnte ich sie fast nennen, sah ich nicht mehr. Indessen dachte ich noch oft an sie. Als ich mich später verheiratete, schwebte sie mir noch häufig vor den Augen meiner Seele. Wenn die Kirche auf solche Momente aufmerksamer wäre, würden unsre Gottesdienste gewiß an Schönheit und Feierlichkeit gewinnen. Denk Dir, wenn solch ehrwürdiges Weib bei einer Taufe neben dem Pastor stände und statt des Küsters Amen sagte, oder würde es nicht gar schön und feierlich sein, wenn ein solch Weib fürbittend vor dem Altar kniete?

* * *

Doch, ich sitze hier und predige und vergesse ganz, wovon ich eigentlich sprechen sollte, vergesse ganz, daß ich mit Dir zu reden habe. Das aber kommt daher, weil ich Dich

über meinem neuen Freunde ganz vergessen habe. Sieh, mit ihm rede ich gern von solchen Dingen; teils ist er nämlich kein Spötter, teils ein Ehemann, und nur wer ein Auge für die Schönheit der Ehe hat, wird auch die Wahrheit meiner Äußerungen erkennen können.

Ich kehre nun zu unserm Helden zurück. Diesen Titel verdient er gewiß, jedoch will ich denselben für die Zukunft nicht mehr gebrauchen, sondern gebe ihm lieber einen anderen Namen, der mir auch lieber ist, da ich ihn aus aufrichtigem Herzen meinen Freund nenne, wie ich mich auch mit Freuden seinen Freund nenne. Du siehst also, daß das Leben ihn mit „dem Luxusartikel eines Freundes" versehen hat. Du glaubtest vielleicht, ich würde an der Freundschaft und ihrer ethischen Gültigkeit schweigend vorübergehen, oder richtiger, es wäre mir unmöglich, von der Freundschaft zu reden, da sie absolut keine ethische Bedeutung habe, sondern ganz und gar unter ästhetische Bestimmungen falle. Oder vielleicht wundert es Dich, daß ich, sofern ich überhaupt von diesem Thema handeln wollte, erst nun von demselben handle; denn die Freundschaft ist ja der erste Traum der Jugend, und gerade in der frühesten Jugend sucht die weiche und leicht begeisterte Seele dieselbe. Wäre es denn nicht richtiger gewesen, wenn ich von der Freundschaft gesprochen hätte, noch ehe ich meinen Freund in den Stand der heiligen Ehe treten ließ? Ich könnte antworten, es habe sich hinsichtlich meines Freundes so wunderlich gemacht, daß er sich eigentlich vor seiner Verheiratung zu keinem Menschen in dem Maße hingezogen gefühlt habe, daß er ihr Verhältnis als Freundschaft habe bezeichnen können; ich könnte hinzufügen, das sei mir recht lieb, weil ich das Kapitel von der Freundschaft zuletzt behandeln möchte; ich nehme nämlich an, daß das Ethische dieses Verhältnisses nicht in demselben Maße Gültigkeit hat wie in der Ehe, und sehe gerade darin die Unvollkommenheit desselben. Diese Antwort könnte ungenügend erscheinen, sofern es sich denken ließe,

daß es bei meinem Freund ein abnormer Fall gewesen wäre; ich möchte daher bei diesem Thema etwas länger verweilen.

Du bist ein scharfer Beobachter, und wirst mir also in meiner Observation recht geben, daß ein bemerkenswerter Individualitätsunterschied dadurch bezeichnet wird, ob die Periode für die Freundschaft eines Menschen in die früheste Jugend desselben oder erst in ein späteres Alter fällt. Den flüchtigeren Naturen wird's nicht schwer, sich auf dem Acker ihrer eigenen Herzen zurechtzufinden, ihr Selbst ist ihnen von Anfang an eine kourante Münze, und nun tritt der Umsatz ein, den man Freundschaft nennt. Die tieferen Naturen finden sich selber nicht so leicht, und solange sie ihr eigenes Selbst noch nicht gefunden haben, können sie auch nicht wünschen, daß ihnen jemand eine Freundschaft anbietet, für welche sie keinen Ersatz geben können. Solche Naturen sind teils in sich selber vertieft, teils Beobachter, aber ein Beobachter ist kein Freund. Insofern ließe es sich erklären, wenn es meinem Freunde also ergangen wäre. Es war nichts Abnormes, auch kein Zeichen seiner Unvollkommenheit. Doch, er hat sich ja verheiratet. Nun fragt es sich, ob es nichts Abnormes war, daß die Freundschaft sich erst hinterher zeigte; denn im Vorhergehenden wurden wir nur darüber eins, daß es ganz in Ordnung war, wenn die Freundschaft erst in einem späteren Alter geschlossen ward, aber wir sprachen nicht von ihrem Verhältnis zur Ehe. Laß uns hier wieder Deine und meine Beobachtung benutzen. Wir müssen auch hier das Verhältnis zu dem anderen Geschlecht in Erwägung ziehen. Es begegnet denen, die in einem sehr frühen Alter ein Freundschaftsverhältnis suchen, nicht selten, daß, wenn die Liebe sich geltend zu machen anfängt, die Freundschaft ganz erblaßt. Sie meinen dann etwa, die Freundschaft sei eine unvollkommenere Form, brechen die früheren Verhältnisse ab und sammeln alle Kräften ihrer Seele ganz und ausschließlich für die Ehe. Anderen geht es umgekehrt. Die

zu früh die Süßigkeit der Liebe schmeckten, im Rausch der Jugend ihre Freuden genossen, die kamen vielleicht zu einer falschen Anschauung des anderen Geschlechts, wurden am Ende gar gegen dasselbe ungerecht. Durch ihren Leichtsinn erkauften sie etwa teure Erfahrungen, trauten ihren eigenen Gefühlen, die sich hernach als sehr wandelbar erwiesen, oder verließen sich auf die Gefühle anderer, die wie flüchtige Träume verschwanden. Sie ließen dann die Liebe fahren, sie war ihnen zugleich zu viel und zu wenig gewesen, denn sie waren mit dem Dialektischen der Liebe in Berührung gekommen, ohne es lösen zu können. Nun wählten sie die Freundschaft. Beide Formationen müssen als abnorm angesehen werden. Mein Freund ist in keinem dieser Fälle. Er hatte keine jugendlichen Freundschaftsversuche gemacht, ehe er die Liebe kennen lernte, aber noch viel weniger hatte er sich selber dadurch geschadet, daß er zu früh die unreife Frucht der Liebe genoß. In seiner Liebe fand er die tiefste und vollste Befriedigung, aber gerade weil er aus diesem Grunde selber absolut beruhigt war, zeigte sich ihm nun die Möglichkeit eines anderen Verhältnisses, das in anderer Weise eine ebenso tiefe wie schöne Bedeutung für ihn gewinnen konnte; denn wer da hat, dem wird gegeben, ein vollgerüttelt und überflüssig Maß wird ihm gegeben. Er pflegt selber daran zu erinnern, daß es Bäume gibt, bei denen die Blüte nach der Frucht und zugleich mit ihr kommt. Mit einem solchen Baum vergleicht er sein Leben.

Aber gerade weil er in seiner Ehe und durch dieselbe es erfuhr, wie schön es sei, einen Freund oder Freunde zu haben, so ist es ihm auch keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, wie man die Freundschaft betrachten müsse, und daß sie ihre Bedeutung verliere, wenn man sie nicht ethisch ansehe. Die vielen Erfahrungen seines Lebens hatten ihm den Glauben an die Ästhetiker so ziemlich genommen, aber die Ehe hatte den letzten Rest desselben in seiner Seele zerstört. Er hatte kein Bedürfnis mehr gefühlt, sich von einer ästhe-

tischen Fata morgana täuschen zu lassen, sondern war gleich in der ethischen Betrachtung zur Ruhe gekommen.

Wäre mein Freund nicht so gestimmt gewesen, hätte es mir eine Freude sein können, ihn zur Strafe an Dich zu weisen; denn Deine Reden über diese Materie sind in dem Maß verworren, daß er vermutlich ganz verrückt geworden wäre, wenn er Dich eine Weile angehört hätte. Es geht Dir mit der Freundschaft wie mit allem. Deiner Seele fehlt so sehr alle ethische Zentralisation, daß man die entgegengesetzten Erklärungen derselben Sache von Dir hören kann, und Deine Äußerungen beweisen ganz und voll die Richtigkeit der Behauptung, daß Sentimentalität und Herzlosigkeit identische Begriffe sind. Deine Ansicht von der Freundschaft läßt sich am besten mit einem Hexenbrief vergleichen; wer ihn adoptieren will, muß wahnsinnig werden, wie man auch von dem, der ihn vorträgt, dasselbe bis zu einem gewissen Grad annehmen muß. Hört man z. B. einmal einen Vortrag von Dir, der davon handelt, wie göttlich es sei, junge Menschen zu lieben, oder wie schön es sei, wenn gleichgestimmte Seelen einander finden, so wird man fast fürchten müssen, Deine Sentimentalität werde Dir Dein junges Leben kosten. Zu anderen Zeiten hört man Dich so sprechen, daß man fast glauben sollte, Du wärest ein alter Praktiker, der es aus eigener Erfahrung gelernt hätte, was der Dichter sagt:

„Wie ekel, schal und unersprießlich
scheint mir das ganze Treiben diese Welt."

Ein Freund, sagst Du dann, ist etwas sehr Rätselhaftes; er wird, gerade wie der Nebel, nur in der Entfernung gesehen; denn erst wenn man unglücklich geworden ist, merkt man, daß man einen Freund *gehabt hat*. Man sieht leicht ein, daß einem solchen Urteil über die Freundschaft eine ganz andere Forderung zugrunde liegt als die war, die Du zuvor machtest. Vorher sprachst Du von der intellektuellen Freundschaft, von dem Schönen in der platonischen Erotik, in einer gemeinsamen Schwärmerei für Ideen; nun sprichst

Du von einer praktischen Freundschaft im Handel und Wandel, von einer gegenseitigen Hilfe in den Mühseligkeiten des irdischen Lebens usw. In beiden Forderungen liegt etwas Wahres; aber kann man für dieselben keinen Einheitspunkt finden, dann ist's freilich am besten, daß man mit Dir zu dem Resultat kommt, daß Freundschaft ein Nonsens ist, ein Resultat, daß Du teils aus jeder einzelnen Deiner Behauptungen ziehst, teils aus dem inneren Widerspruch der beiden untereinander.

Die absolute Bedingung der Freundschaft ist eine Einheit in der Lebensanschauung. Hat man diese, dann wird man sich nicht versucht fühlen, seine Freundschaft auf dunkle Gefühle oder unklare Sympathien zu gründen; und dann wird man's auch nicht erleben, was ich fast lächerlich nennen möchte, daß man an einem Tag einen Freund hat, am anderen nicht. Man wird die Bedeutungen einer unklaren Sympathie nicht verkennen, denn man ist nicht in strengerem Sinn der Freund eines jeden, dessen Lebensanschauung man teilt; noch viel weniger bleibt man bei dem rätselhaft Sympathischen allein stehen. Eine wahre Freundschaft fordert immer ein klares Bewußtsein und schützt deshalb vor allem Schwärmerischen.

Es muß die Lebensanschauung in der man eins wird, eine positive Anschauung sein. So haben auch wir beide, mein Freund und ich, eine gemeinsame Lebensanschauung. Wenn wir einander ansehn, geht es uns nicht wie jenen Augurn, daß wir lachen müssen, nein vielmehr, wir werden gar ernst. Es war ganz in der Ordnung, daß die Augurn lachten, denn ihre gemeinsame Lebensanschauung war eine negative. Das verstehst Du sehr gut, denn es ist ja einer Deiner schwärmerischen Wünsche, eine gleichgestimmte Seele zu finden, mit der Du über die ganze Welt lachen kannst, und es ist das Schreckliche, das fast Beängstigende des Lebens, daß so gut wie keiner es merkt, wie jämmerlich es ist, und von diesen Wenigen gibt es nur wieder ganz seltene

Ausnahmen, die sich bei gutem Humor zu halten wissen und über alles zu lachen verstehen. Wird Dein Verlangen nicht gestillt, so weißt Du Dich darein zu finden, denn es liegt in der Idee, daß nur einer lacht; ein solcher ist der wahre Pessimist; gäbe es mehrere der Art, dann wäre ja der Beweis erbracht, daß die Welt noch nicht ganz elend sei. Und nun kennen die törichten Gedanken Deines Herzens keine Grenzen. Du meinst, selbst das Lachen sei nur ein unvollkommener Ausdruck für den eigentlichen Spott über das Leben. Der vollkommene Ausdruck dafür müßte ein ernster sein. Ja, das wäre der vollendetste Spott über die Welt, wenn einer, der die tiefste Wahrheit vorgetragen hätte, kein Schwärmer, sondern ein Zweifler gewesen wäre. Und das sei auch nicht undenkbar, denn keiner könne die positive Wahrheit so vortrefflich darstellen wie ein Zweifler, nur daß er selber nicht daran glaube. Wäre der ein Heuchler, so wäre der Spott sein eigen, wäre er ein Zweifler, der selber vielleicht zu glauben wünschte, so wäre der Spott ganz objektiv, die Welt verspottete sich selber durch ihn; er trüge eine Lehre vor, die alles erklärte, das ganze Geschlecht könnte in derselben zur Ruhe kommen, aber ihren eigenen Stifter könnte sie nicht erklären. Wäre ein Mensch gerade so klug, daß er seine eigene Tollheit verbergen könnte, so würde er die ganze Welt toll machen können. Sieh, wenn man das Leben so ansieht, dann ist's schwierig, einen Freund zu finden, der dieselbe Lebensanschauung hat. Oder hast Du vielleicht in der mystischen Gesellschaft der Συμπαρανεκρώμενοι, von der Du zuweilen redest, solche gefunden? Seid Ihr vielleicht ein Verein von Freunden, die einander für gerade so klug halten, daß Ihr Eure Tollheit vor der Welt verbergen könnt?!

Es lebte in Griechenland ein weiser Mann; er genießt die besondere Ehre, unter die sieben Weisen der Welt gezählt zu werden, wenn man annimmt, daß die Zahl derselben vierzehn gewesen ist. Wenn ich mich nicht sehr irre, ist sein

Name Myson. Von ihm erzählt ein alter Schriftsteller, daß er ein Misanthrop gewesen sei. Er faßt sich sehr kurz: „Von Myson wird erzählt, daß er ein Misanthrop war, und daß er lachte, wenn er allein war. Als ihn jemand fragte, weshalb er das tue, antwortete er: „Gerade weil ich allein bin." Du siehst, daß Du einen Vorgänger hast; vergebens würdest Du suchen, unter die Zahl der sieben Weisen aufgenommen zu werden, selbst wenn die Zahl auf einundzwanzig bestimmt würde, denn Myson steht Dir im Wege. Doch das ist weniger wichtig, dagegen wirst Du selber einsehen, daß einer, der lacht, wenn er allein ist, unmöglich einen Freund haben kann, und zwar aus zwei Gründen, teils, weil er, solange der Freund gegenwärtig ist, nicht zum Lachen kommen kann, teils, weil der Freund fürchten muß, der andere warte nur, daß er fortgehe, um dann über ihn lachen zu können. Sieh, deshalb muß der Teufel Dein Freund sein. Ich könnte fast versucht sein, Dich zu bitten, Du möchtest diese Worte ganz buchstäblich nehmen; denn vom Teufel sagt man ja auch, er lache, wenn er allein sei. Mir scheint in einer solchen Isolation etwas sehr Trostloses zu liegen, und wie schrecklich ist der Gedanke, daß ein Mensch, der so auf Erden gelebt hat, in einem anderen Leben erwacht, am Tage des Gerichts, und wieder ganz allein dasteht.

Die Freundschaft fordert also eine positive Lebensanschauung. Eine solche aber läßt sich ohne ein ethisches Moment nicht denken. Man findet in unsrer Zeit Menschen genug, die einem System huldigen, das alles Ethischen ganz bar ist. Laß sie zehnmal ein System haben, eine Lebensanschauung haben sie nicht. In unsrer Zeit läßt sich solch ein Phänomen herrlich erklären, denn wie dieselbe in mannigfacher Weise verkehrte Wege geht, nicht vorwärts, sondern rückwärts, so auch hier: zuerst wird man in die großen Mysterien eingeweiht und dann in die geringeren.

Das ethische Moment der Lebensanschauung wird nun der eigentliche Ausgangspunkt für die Freundschaft; und erst wenn man die Freundschaft so ansieht, gewinnt sie Bedeutung und Schönheit. Bleibt man bei dem Sympathischen als dem Mysteriösen stehen, so wird die Freundschaft ihren vollendetsten Ausdruck in dem Verhältnis finden, das zwischen den Gesellschaftsvögeln besteht, deren gemeinsames Leben so innig ist, daß der Tod des einen auch der Tod des anderen ist. Aber ein solches Verhältnis ist in der Natur schön, doch nicht in der Welt des Geistes, Einheit in der Lebensanschauung ist das Konstituierende in der Freundschaft. Ist diese da, dann besteht jene, auch wenn der Freund stirbt, denn der verklärte Freund lebt in dem anderen fort; hört diese auf, so hat die Freundschaft ein Ende, wenn auch der Freund am Leben bleibt.

Betrachtet man die Freundschaft so, dann betrachtet man sie ethisch und daher in ihrer Schönheit. Sie gewinnt dadurch zugleich Schönheit und Bedeutung. Soll ich eine Autorität für mich und wider Dich ausführen? Nun wohl! Wie faßte Aristoteles die Freundschaft auf? Nahm nicht auch er für seine ganze ethische Betrachtung des Lebens denselben Ausgangspunkt? Denn mit der Freundschaft, so sagt er, erweitern sich die Begriffe von dem, was recht ist, so daß sie auf eins hinauslaufen. Er gründet den Begriff des Rechts auf die Idee der Freundschaft. Seine Kategorie ist daher in gewissem Sinn vollkommener als die moderne, die das Recht auf die Pflicht, auf das Abstrakt-Kategorische gründet; er gründet es auf das Soziale. Man sieht daraus leicht, daß ihm die Idee des Staates das Höchste wird; aber das ist wieder das Unvollkommene an seiner Kategorie.

Doch will ich mich nicht erkühnen, auf Untersuchungen, wie über das Verhältnis zwischen der Aristotelischen und Kantischen Auffassung des Ethischen einzugehen. Nur deshalb führte ich Aristoteles an, um Dich daran zu erinnern,

daß auch er es einsah, welch wichtiger Faktor die Freundschaft sei, um das wirkliche Leben ethisch zu gewinnen.

Wer die Freundschaft ethisch betrachtet, sieht sie als eine Pflicht an. Ich könnte daher sagen, es sei jedes Menschen Pflicht, einen Freund zu haben. Doch will ich lieber einen anderen Ausdruck gebrauchen, der zu gleicher Zeit das Ethische in der Freundschaft und in allem bezeichnet, was im vorhergehenden entwickelt worden ist, und auch die Differenz zwischen dem Ethischen und Ästhetischen scharf hervorhebt: Es ist jedes Menschen Pflicht, offenbar zu werden. Die Schrift sagt, es sei jedem Menschen gesetzt, zu sterben und danach das Gericht, wo alles offenbar werden solle. Die Ethik sagt, es sei die Bedeutung des Lebens und aller wirklichen, realen Verhältnisse, daß ein Mensch offenbar werde. Wenn er das nicht wird, wird sich ihm die Offenbarung als Strafe zeigen. Der Ästhetiker dagegen will dem wirklichen Leben keine Bedeutung zuerkennen, er bleibt stets verborgen, denn wie oft und wie sehr er sich auch der Welt hingibt, er tut es niemals total, es bleibt immer etwas zurück, was er für sich behält, täte er es total, so täte er es ethisch. Doch das Versteckspielen-wollen rächt sich immer und am natürlichsten dadurch, daß man sich selber rätselhaft wird. Daher kommt es, daß alle Mystiker, indem sie den Anspruch des wirklichen Lebens, offenbar zu werden, nicht anerkennen, auf Schwierigkeiten und Anfechtungen stoßen, wie kein anderer sie kennt. Es ist, als entdeckten sie eine ganz andere Welt und als hätten sie selber ein doppeltes Wesen. Wer nicht mit dem wirklichen Leben kämpfen will, muß mit Phantomen streiten.

Damit bin ich für dieses Mal fertig, denn es ist nicht meine Absicht, eine Pflichtenlehre vorzutragen. Ich wollte nur nachweisen, wie das Ethische auf den verschiedenen Gebieten des täglichen Lebens so entfernt sei, demselben seine Schönheit zu nehmen, daß es ihm vielmehr gerade seine Schönheit gibt. Es gibt Frieden und sicheren Schutz, denn es ruft uns stets zu: Quod petis, hic est. Es rettet von

aller Schwärmerei, welche die Seele ermattet, und gibt ihr Kraft und Gesundheit. Es lehrt uns, das Zufällige nicht zu unterschätzen oder das Glück zu vergöttern. Es lehrt uns, im Glück fröhlich zu sein. Selbst das ist dem Ästhetiker nicht möglich; denn das Glück nur als solches ist eine unendliche Relativität; es lehrt uns auch im Unglück fröhlich und getrost bleiben.

Siehe, was ich geschrieben habe, als unbedeutende Noten zu einem bedeutenderen Werk, das tut nichts zur Sache, es hat doch eine Autorität, die Du hoffentlich respektieren wirst. Oder sollte es Dir vielleicht scheinen, ich hätte mir eine solche ungerechterweise angemaßt, hätte mich als Richter geirrt und nicht als Partei? Ich lasse gern jede Prätension fahren, will auch durchaus nicht im Namen und Auftrag der Ethik reden. Ich bin überhaupt nur Zeuge, und nur in diesem Sinn meinte ich, daß mein Brief eine gewisse Autorität in Anspruch nehmen dürfe. Denn wer aus Erfahrung spricht, ist immer eine Autorität. Ich bin nur ein Zeuge, aber hier hast Du meine Zeugenerklärung in optima forma.

Ich arbeite als Gerichtsassessor und bin froh in meinem Beruf; wie ich glaube, daß diese Arbeit meinen Gaben und meiner ganzen Persönlichkeit entspricht, so weiß ich auch, daß es meine Kräfte erfordert. Mehr und mehr suche ich mich zu demselben auszubilden, und indem ich das tue, fühle ich zugleich, daß ich je mehr und mehr mich selber entwickle. Ich liebe mein Weib, bin glücklich in meinem Hause; ich höre die Wiegenlieder meiner Frau und sie sind in meinen Augen schöner als jeder andere Gesang, ohne daß ich sie doch für eine Sängerin hielte; ich höre, wie mein Kleines schreit, und das ist in meinen Ohren durchaus nicht unharmonisch; ich sehe, wie seine älteren Brüder fröhlich heranwachsen, vertrauensvoll sehe ich in ihre Zukunft, nicht ungeduldig, denn ich kann ja warten, und dieses Warten selber ist mir eine Freude. Meine Arbeit hat für mich selber ihre Bedeutung, und ich glaube, in gewissem Maß auch für andere,

obgleich ich das nicht bestimmen und genau ausmessen kann. Ich freue mich herzlich, daß das persönliche Leben Anderer Bedeutung für mich hat, und wünsche und hoffe, daß auch das meinige für diejenigen, mit denen ich in meiner ganzen Lebensanschauung sympathisiere, nicht ohne Bedeutung sei. Ich liebe mein Vaterland, und kann mir nicht recht denken, daß der Baum meines Lebens in einem anderen Lande rechte Früchte bringen würde; ich liebe meine Muttersprache, die meine Gedanken frei macht, und finde, daß ich das, was ich in der Welt zu sagen habe, herrlich in ihr aussprechen kann. Durch das alles hat mein Leben für mich Bedeutung, so große Bedeutung, daß ich mich fröhlich und zufrieden fühle. Aber zugleich führe ich auch noch ein höheres Leben, und wenn ich dieses zuweilen mit den Atemzügen meines irdischen und häuslichen Lebens einatme, dann preise ich mich selig, und Kunst und Gnade stehn in schöner Harmonie vor den Augen meines Geistes. So liebe ich das Leben, weil es schön ist, und ich hoffe ein noch schöneres.

Hier hast Du meine Zeugenerklärung. Ob es richtig war, dieselbe abzulegen, ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich immer nur Dein Bestes vor Augen hatte. Fast fürchte ich freilich, Du hörst es nicht gern, daß das schlichte, einfache Leben so schön sein kann. Nimm jedoch mein Zeugnis an, laß es Dir etwas Schmerz verursachen, Dir aber auch Freude bereiten; es hat *eine* Eigenschaft, die Deinem Leben, Gott sei es geklagt, fehlt: eine Treue, auf die Du Dich verlassen kannst.

In der letzten Zeit habe ich mit meiner Frau häufiger über Dich gesprochen. Sie hält wirklich recht viel von Dir; doch brauche ich das wohl kaum zu sagen, denn Du hast viele Gaben, zu gefallen, wenn Du es willst, aber Du hast noch mehr Augen, es zu merken, ob es Dir gelungen ist. Ihre Gefühle für Dich haben meinen ganzen Beifall, jaloux werde ich nicht leicht, das wäre auch unverantwortlich von mir, nicht weil ich zu stolz wäre, um es werden zu können, zu stolz, um „sofort dankend zu quittieren" — das wäre

Deine Ansicht —, sondern weil meine Frau zu liebenswürdig ist. Ich fürchte mich nicht vor dem Scheusal der Eifersucht.

Also, meine Frau hält recht viel von Dir, und ich sympathisiere mit diesen ihren Gefühlen, um so mehr, als ich glaube, daß der Grund ihres Wohlwollens für Dich zum Teil darin liegt, daß sie Deine Schwachheiten sieht. Sie sieht es sehr gut, daß das, was Dir fehlt, ein gewisses Maß rechter Weiblichkeit ist. Du bist zu stolz, um Dich hingeben zu können. Dieser Stolz ist ihr durchaus keine Versuchung, denn in ihren Augen ist's ein Zeichen wahrer Größe, daß man sich hingeben kann. Du wirst es mir gewiß nicht glauben, aber ich gebe Dir die Versicherung, daß ich Dich ordentlich gegen sie verteidigen muß. Sie behauptet z. B., daß Du in Deinem Stolz an allen Menschen etwas auszusetzen habest; ich suche zu erklären, daß es sich vielleicht nicht ganz so verhält, daß Du in unendlichem Sinn an den Menschen etwas auszusetzen habest, daß die Unruhe, in welcher Deine Seele nach dem Unendlichen trachtet, Dich gegen die Menschen unbillig macht. Das will sie nicht einsehen, und ich kann das auch sehr wohl begreifen, denn wenn man so genügsam wie sie ist — und wie genügsam sie ist, kannst Du unter anderem daran erkennen, daß sie sich durch meine Liebe unbeschreiblich glücklich fühlt —, so kann man kaum anders, man muß Dich verurteilen. So hat auch meine Ehe einen Streit, und daran bist Du gewissermaßen schuld. Nun, wir werden schon miteinander fertig, und ich will nur wünschen, daß Du einem Ehepaar niemals Anlaß zu einem Streit anderer Art gibst. Du könntest jedoch selber etwas dazu beitragen, den Streit zwischen meiner Frau und mir zum Ende zu bringen. Glaube nicht, daß ich mich in Deine Geheimnisse eindrängen will, ich will Dir nur eine Frage vorlegen und glaube, Du kannst sie beantworten, ohne Dir selber zu nahe zu treten; antworte mir einmal recht aufrichtig und ohne Umschweife auf die Frage: Lachst Du wirklich, wenn Du allein bist? Du weißt, was ich meine; ich meine nicht, ob Du

zuweilen lachst, wenn Du allein bist, sondern ob Du in diesem einsamen Lachen Deine Befriedigung findest. Wenn Du nämlich darauf nicht mit einem zuversichtlichen Ja antworten kannst, dann habe ich gewonnen und werde auch schon meine Frau überzeugen.

Ob Du nun, wenn Du allein bist, Deine Zeit wirklich mit Lachen hinbringst, das weiß ich nicht; mir scheint es allerdings sehr zweifelhaft; denn wohl ist die Entwickelung Deines Lebens derart, daß Du das Bedürfnis nach Einsamkeit fühlen mußt, aber nicht, soviel ich urteilen kann, daß es Dich zum Lachen zwingt. Schon die flüchtigste Beobachtung beweist es, daß Dein Leben ein ungewöhnliches ist, und Du scheinst durchaus keine innere Befriedigung zu finden, wenn Du den von allen Menschen betretenen Wegen folgst, Du mußt immer Deine eigenen Wege gehen. Eine gewisse Abenteuerlichkeit kann man nun freilich einem jungen Menschen verzeihen, anders aber verhält es sich, wenn dieselbe so sehr zur Herrschaft kommt, daß sie das Normale und Wirkliche sein will. Einem solchen Menschen müßte man freilich sehr ernst ein: respice finem zurufen und ihm sagen, das Wort finis bedeute nicht den Tod, denn das ist noch nicht die schwerste Aufgabe des Menschen, sondern das Leben, weil da der Augenblick kommt, wo es recht eigentlich gilt, mit dem Leben anzufangen; und dann ist's gefährlich, wenn man sich so zersplittert hat, daß man sich nur mit großer Schwierigkeit sammeln kann, ja daß man dieses mit solcher Hast und Eile tun muß, daß man nicht alles mitnehmen kann und schließlich statt, eines ungewöhnlichen Menschen, ein defektes Exemplar des menschlichen Geschlechts wird.

Im Mittelalter griff man die Sache anders an. Man brach die Entwickelung des Lebens plötzlich ab und ging in ein Kloster. Das Fehlerhafte lag gewiß nicht darin, daß man in ein Kloster ging, sondern in den falschen Vorstellungen, die man mit diesem Schritt verband. Ich kann

es sehr wohl begreifen, daß ein Mensch sich dazu entschließt, ich kann es sogar recht schön finden; aber dagegen fordere ich auch von einem solchen Menschen, daß er mit sich im Reinen ist und weiß, was der Schritt bedeutet. Im Mittelalter glaubte man, daß man dadurch etwas Ungewöhnliches täte und selber ein ungewöhnlicher Mensch würde; von der Höhe des Klosters sah man stolz, fast mitleidig auf die gewöhnlichen Menschen herab. Was Wunder, daß man in hellen Haufen ins Kloster ging, weil man so leichten Kaufs ein ungewöhnlicher Mensch ward. Aber die Götter verkaufen das Ungewöhnliche zu keinem Spottpreis. Wären diejenigen, die sich aus dem Leben zurückzogen, ehrlich und aufrichtig gegen sich selber und andere gewesen, hätten sie vor allem rechte, wahre Menschen werden wollen, hätten sie das Schöne, das in solchem Leben lag, mit ganzer Begeisterung erfaßt, wären ihre Herzen mit dem wahren, tiefen Gefühl der Humanität nicht unbekannt gewesen — dann hätten sie sich vielleicht auch in die Einsamkeit des Klosters zurückgezogen, aber sie hätten sich nicht selber eingebildet, dadurch ungewöhnliche Menschen geworden zu sein, es sei denn in dem Sinn, daß sie sich für unvollkommener als andere gehalten hätten; sie hätten nicht mitleidig auf die gewöhnlichen Menschen herabgeblickt, sondern sie teilnehmend angesehen und mit wehmütiger Freude hätte es ihre Herzen erfüllt, daß es ihnen gelungen wäre, das Schöne und Große zu vollbringen, was jene nicht vermocht hatten.

Zu unsrer Zeit ist das Klosterleben im Preise gesunken; nur selten sieht man einen Menschen mit dem ganzen Leben, mit allem Allgemein-Menschlichen auf einmal brechen. Lernt man die Menschen dagegen etwas besser kennen, so wird man zuweilen bei einem einzelnen Menschen eine Häresie finden, die lebhaft an die Kloster-Theorie erinnert. Der Ordnung wegen will ich hier gleich meine Ansicht aussprechen und Dir sagen, wer in meinen Augen ein ungewöhnlicher Mensch ist. Der wahre ungewöhnliche Mensch

ist der wahre gewöhnliche Mensch. Je mehr ein Mensch in seinem Leben das Allgemein-Menschliche realisieren kann, um so ungewöhnlicher ist er. Je weniger er das Allgemeine in sich aufnehmen kann, um so unvollkommener ist er. Mag er immerhin ein ungewöhnlicher Mensch sein, im guten Sinn ist er es nicht.

Und wenn nun ein Mensch die ihm wie jedem anderen gegebene Aufgabe, das Allgemein-Menschliche in seinem individuellen Leben auszudrücken, wirklich realisieren möchte und dabei auf Schwierigkeiten stieße, und wenn es schiene, als könne er etwas von jenem Allgemeinen nicht in sein Leben aufnehmen, wie dann? Spukt die Klostertheorie, oder eine ganz analoge ästhetische Ansicht in seinem Kopf herum, so wird er froh, so fühlt er sich gleich vom ersten Augenblick an in seiner ganzen vornehmen Erscheinung als eine Ausnahme, als einen ganz ungewöhnlichen Menschen; er wird eitel, so kindisch-eitel, wie wenn eine Nachtigall, der über Nacht eine rote Feder in ihrem Flügel gewachsen wäre, sich gefreut hätte, daß keine andere Nachtigall solchen Schmuck besäße. Und wenn seine Seele durch die Liebe zum Allgemeinen veredelt wäre und er liebte die Menschen, die mit ihm auf dem Wege wären, wie dann?

Er würde überlegen, wie weit das wahr wäre. Ein Mensch kann selbst an dieser Unvollkommenheit schuld sein, er kann sie ohne Schuld haben, aber wie es auch sein mag, er kann das Allgemeine möglicherweise nicht realisieren. Wenn sich die Menschen überhaupt mit größerer Energie ihrer selbst bewußt würden, so würden vielleicht noch viele andere zu dem Resultat kommen. Er würde ferner wissen, daß Trägheit und Feigheit einem Menschen derartiges in den Kopf setzen und den Schmerz gering und unbedeutend machen könnten, indem er das Allgemeine in ein Einzelnes verwandelte und im Verhältnis zum Allgemeinen eine abstrakte Möglichkeit konservierte. Das Allgemeine ist nämlich nirgends als solches, und es liegt an mir, an der

Energie meines Bewußtseins, ob ich im Einzelnen das Allgemeine oder nur das Einzelne sehen will.

Vielleicht genügt ihm eine solche Erwägung nicht, er wagt einen Versuch. Er sieht leicht ein, daß, wenn ihn ein Versuch zu demselben Resultat bringt, er die Wahrheit um so nachdrücklicher einschärfen kann. Er weiß, daß nichts Einzelnes das Allgemeine ist, und will er sich nicht selber täuschen, so wird er das Einzelne in das Allgemeine verwandeln. Er wird im Einzelnen viel mehr sehen, als was in demselben als solchem liegt; ihm ist es das Allgemeine. Er wird dem Einzelnen zur Hilfe kommen und ihm die Bedeutung des Allgemeinen geben. Merkt er dann, daß der Versuch nicht gelingt, so wird er alles zurechtlegen, damit das, was ihn verwundet, nicht das Einzelne, sondern das Allgemeine ist. Er wird über sich selber wachen, daß jede Verwechslung ausgeschlossen ist und kein Einzelnes ihn verwunden kann; denn die Wunde würde zu leicht sein, und er würde sich selbst zu sehr lieben, als daß er wünschen könnte, eine leichte Wunde zu erhalten; er würde das Allgemeine zu aufrichtig lieben, als daß er statt desselben das Einzelne substituieren möchte, nur um unverletzt zu entwischen. Er würde gewiß nicht über die ohnmächtige Reaktion des Einzelnen lächeln und die Sache leichtsinnig ansehen, selbst wenn ihn das Einzelne dazu versuchte; er würde sich nicht von dem seltsamen Mißverständnis distrahieren lassen, daß das Einzelne in ihm einen größeren Freund als in sich selber habe. Täte er das, dann würde er dem Schmerz ruhig entgegengehen.

Träfe es sich nun so, daß das Allgemeine, welches er nicht realisieren könnte, gerade das wäre, wozu er Lust hätte, dann würde er sich, falls er ein hochherziger Mensch wäre, dessen freuen; er würde sagen: Ich habe unter so ungünstigen Verhältnissen wie möglich gekämpft. Ich habe gegen das Einzelne gekämpft, ich habe meine Lust dem Feinde zu Hilfe geschickt, ich habe, um es komplet zu machen, das Einzelne

zum Allgemeinen gemacht. Daß dies alles die Niederlage für mich nur um so schwerer machen würde, ist wahr, aber es gibt meinem Bewußtsein auch Klarheit, Kraft und Energie.

So hat er sich auf diesem Punkt von dem Allgemeinen emanzipiert. Es wird ihm keinen Augenblick unklar sein, was ein solcher Schritt zu bedeuten hat; denn eigentlich war er's ja selber, der die Niederlage vollständig machte und ihr eine Bedeutung gab; denn er wußte, wo er verwundbar war, und er brachte sich selber die Wunde bei, die das Einzelne als solches ihm nicht beibringen konnte. Er wird sich davon überzeugen, daß es etwas Allgemeines ist, was er nicht realisieren kann. Mit dieser Überzeugung ist er jedoch nicht fertig, denn sie wird ihm einen tiefen Schmerz verursachen. Er wird sich über die anderen freuen, denen es vergönnt war, dasselbe zu vollbringen, vielleicht besser als sie selber wird er es einsehen, wie schön es ist, aber er wird trauern, nicht feig und verzagt, sondern tief und freimütig; denn er wird sagen: Und doch liebe ich das Allgemeine. Konnten die anderen für das Allgemein-Menschliche dadurch ein Zeugnis ablegen, daß sie es realisierten, nun wohl, ich tue es durch meinen Schmerz, und je tiefer dieser ist, um so bedeutungsvoller ist auch mein Zeugnis. Und dieser Schmerz ist schön, ist selber ein Ausdruck des Allgemein-Menschlichen, und wird ihn mit diesem versöhnen.

Mit der so gewonnenen Überzeugung ist er jedoch nicht fertig, denn er fühlt's, daß er sich selber verantwortlich gemacht hat. Auf diesem Punkt, sagt er, habe ich mich außerhalb des Allgemeinen gesetzt, ich habe mich der sicheren Führung beraubt, die das Allgemeine gibt; allein und ohne Teilnahme zu finden stehe ich da, denn ich bin eine Ausnahme. Aber er wird nicht feig und trostlos, mit Sicherheit geht er seinen einsamen Weg, er hat den Beweis geführt, daß richtig war, was er tat, er hat seinen Schmerz. Er besitzt für diesen Schritt eine Erklärung, die er jeder Zeit vortragen kann, und ob er mitten in der Nacht plötzlich aus

dem Schlafe aufführe, er würde sich doch augenblicklich alles klar machen können. Er fühlts, wie schwer die Erziehung ist, die er an sich durchmachen muß, denn das Allgemeine ist ein strenger Herr, so lange man es außerhalb seines Ich hat, es hält stets das Damoklesschwert über ihn und sagt: Weshalb willst du draußen stehn? Und ob er auch sagt: Das ist nicht meine Schuld, doch wird's ihm zugerechnet. Er wird dann zuweilen zu demselben Punkt zurückkehren, wieder und wieder den Beweis führen und dann freudig weitergehen. Er ruht in der Überzeugung, die er sich erkämpft hat, und er wird sagen: Worauf ich schließlich doch baue, ist das, daß eine gerechte Vernunft existiert und zu ihrer Barmherzigkeit werde ich fliehen, des gewiß, daß sie barmherzig genug sein wird, ein gerechtes Urteil zu sprechen: nicht das wäre das Entsetzliche, wenn ich eine wohlverdiente Strafe leiden müßte, weil ich Unrecht getan hätte, sondern schrecklich wäre es, wenn ich sollte Unrecht tun können, ohne daß mich jemand dafür strafte; und nicht das wäre das Furchtbarste, wenn ich mit Angst und Grauen erwachte, weil ich sähe, daß ich betrogen worden wäre, sondern wenn ich mein Herz so betrügen könnte, daß niemand es aus seinem Schlaf zu wecken vermöchte.

Ja wahrlich, furchtbar ist dieser ganze Streit und man sollte nicht so sehr der eitlen Ehre geizig sein, ein ungewöhnlicher Mensch werden zu wollen. Denn das Sein ist in der Tat noch etwas anderes als eine launenhafte Befriedigung seiner willkürlichen Lust.

Wer dagegen mit tiefem Schmerz von der Wahrheit überzeugt ist, er sei ein ungewöhnlicher Mensch, und sich durch diesen seinen Schmerz wieder mit dem Allgemeinen versöhnt, der wird vielleicht einmal die Freude erleben, daß das, was ihm Schmerz verursachte und ihn in seinen eigenen Augen klein machte, eine Veranlassung wird, daß er sich wieder emporhebt und in edlerem Sinn ein ungewöhnlicher Mensch wird. Was er an Umfang verlor, gewann er

vielleicht an intensiver Innigkeit. Es ist nämlich nicht jeder Mensch, dessen Leben das Allgemeine nur mittelmäßig ausdrückt, schon deshalb ein ungewöhnlicher Mensch, denn das würde eine Vergötterung der Trivialität sein; damit er in Wahrheit so genannt werden könnte, müßte auch nach der intensiven Kraft, mit welcher er es täte, gefragt werden. Im Besitz dieser Kraft wird nun jener Andere überall da sein, wo er das Allgemeine realisieren kann. Und wieder wird sein Schmerz verschwinden und sich in Harmonie auflösen: denn er wird einsehen, daß er bis an die Grenze seiner Individualität gekommen war. Wohl weiß er es, daß jeder Mensch sich mit Freiheit entwickelt, aber er weiß auch, daß ein Mensch sich selber nicht aus nichts schafft, daß er sich selber in seiner Konkretion als seine Aufgabe hat; und wieder wird er sich mit dem Leben versöhnen, da er einsehen wird, daß in gewissem Sinn jeder Mensch eine Ausnahme ist, und daß es gleich wahr ist, daß jeder Mensch das Allgemein-Menschliche und zugleich eine Ausnahme ist.

Hier hast Du meine Ansicht und weißt nun, was ich unter einem ungewöhnlichen Menschen verstehe. Ich liebe das Leben und den Menschen zu sehr, um glauben zu können, daß man leicht oder ohne Anfechtungen ein ungewöhnlicher Mensch werden kann. Aber selbst, wenn jemand so im edleren Sinn ein ungewöhnlicher Mensch ist, er wird doch stets einräumen, daß es noch vollkommener wäre, das Allgemeine in seiner ganzen Totalität in sich aufzunehmen.

Und nun nimm meinen herzlichen Gruß an und sei mein Freund; denn obgleich ich unser Verhältnis in strengerem Sinn nicht als ein Freundschaftsverhältnis bezeichnen kann, hoffe ich doch, daß mein junger Freund einmal so viel älter werden wird, daß ich in Wahrheit dieses Wort gebrauchen darf; sei meiner Teilnahme versichert. Nimm einen Gruß auch von ihr an, die ich liebe, deren Gedanken

in meinen Gedanken verborgen sind, nimm einen Gruß von ihr, der unzertrennlich von dem meinigen ist, aber nimm auch noch einen besonderen Gruß von ihr an, freundlich und aufrichtig wie immer.

Als Du vor einigen Tagen bei uns warst, dachtest Du vielleicht nicht, daß ich schon wieder mit einem so großen Schreiben fertig sei. Ich weiß, Du liebst es nicht, wenn man mit Dir von Deiner inneren Geschichte spricht, deshalb habe ich Dir geschrieben und werde niemals mit Dir darüber sprechen. Daß Du einen solchen Brief empfängst, bleibt ein Geheimnis, und ich möchte nicht, daß derselbe Dein Verhältnis zu mir und meiner Familie änderte. Du hättest Virtuosität genug, es zu tun, wenn Du wolltest, das weiß ich wohl, aber eben darum bitte ich Dich darum um Deinet- und meinetwillen. Ich habe mich niemals in Dein innerstes Wesen eindrängen wollen und kann Dich sehr gut par distance lieben, obgleich wir uns oft sehen. Du bist zu verschlossen, als daß ich es für heilsam halten könnte, mit Dir zu reden; dagegen hoffe ich, daß meine Briefe nicht ohne Bedeutung bleiben werden. Wenn Du Dich in der geheimen Maschinerie Deiner Persönlichkeit selber entwickelst, dann bin ich des gewiß, daß auch dieser kleine Beitrag in die Bewegung Deines Lebens hineingezogen wird.

Da unser schriftliches Verhältnis ein Geheimnis bleibt, so beobachte ich alle Formalitäten, rufe Dir ein Lebewohl zu, wie wenn wir weit von einander entfernt wären, obgleich ich Dich ebenso oft zu sehen hoffe wie zuvor.

Ultimatum.

Vielleicht ist es Dir mit den Briefen, die ich Dir geschrieben habe, gerade so ergangen wie mir, daß Du das meiste wieder vergessen hast. Verhält es sich so, dann habe ich nur den einen Wunsch, daß auch Du jederzeit und unter dem Wechsel der Stimmungen mögest Rechenschaft ablegen können von dem Gedanken, der die Briefe durchzieht. Der Ausdruck, die Darstellung, die Form — das alles ist wie die Blume, die jedes Jahr wieder blüht, es ist dieselbe und doch nicht dieselbe, aber die Haltung, die Bewegung, die Stellung — das alles ist unverändert. Wenn ich Dir jetzt schreiben sollte, würde ich mich vielleicht anders ausdrücken. Vielleicht gelang es mir in meinen Briefen, hie und da sogar beredt zu sein — obgleich ich sonst den Anspruch gewiß nicht erhebe, und mein Lebensberuf das noch weniger von mir fordert; wenn ich jetzt schreiben sollte, so würde es mir vielleicht in einem anderen Teil meines Briefes gelingen, aber ich weiß es nicht, denn auch der Ausdruck ist eine Gabe und

„hvert Old og hvert Aar
har sin egen, sin blomstrende Vaar."*

Was dagegen den Gedanken betrifft, der ist und bleibt derselbe, und von den Bewegungen hoffe ich zwar, daß sie mir im Laufe der Zeit leichter und natürlicher werden, aber unverändert auch dann, wenn sie stumm sind, weil der Ausdruck verblüht ist.

*) „es hat jede Zeit wie auch jedes Jahr
seinen eignen, seinen blühenden Lenz."

Aber nicht um Dir einen neuen Brief zu schreiben, ergreife ich die Feder, sondern weil mich ein Brief, den ich selber von einem älteren Freunde, einem Pastor in Jütland, empfangen habe, lebhaft an Dich erinnerte. Soviel ich weiß, hast Du ihn nie gekannt. Meine Freundschaft mit ihm datiert schon aus der Zeit meiner Studentenjahre; obgleich in unserm Alter ein Unterschied von fünf bis sechs Jahren ist, war unser Verhältnis doch ziemlich intim. Er war eine kleine, vierschrötige Figur, munter, lebensfroh und ungewöhnlich jovial. Obgleich seine Seele im tiefsten Grunde ernst war, schien sein äußeres Leben recht gut der Weisung zu folgen, fünf gerade sein zu lassen. Die Wissenschaften fesselten ihn, aber trotzdem war er kein Examensmensch, und er brachte es nicht weiter als bis zu einem haud illaudabilis. Vor ungefähr vier Jahren erhielt er in der jütischen Heide ein kleines Pfarramt. Er hatte eine Stentorstimme, und was das innere Leben seines Geistes betraf, so zeichnete ihn eine gewisse Ursprünglichkeit in dem kleinen Kreise von Menschen aus, in welchem ich ihn kennen lernte. Was Wunder, daß er sich anfangs nicht recht zufrieden fühlte, daß er meinte, seine Tätigkeit sei zu unbedeutend für ihn. Jetzt hat er seine Zufriedenheit wiedergewonnen, und ein Brief, den ich in diesen Tagen von ihm erhielt, ist mir eine wahre Freude gewesen und hat mich recht erfrischt. „Die jütische Heide", so schreibt er, „ist doch ein rechter Tummelplatz für mich, ein herrliches Studierzimmer. Da gehe ich Sonnabends umher und meditiere meine Predigten, und alles erweitert sich mir; ich vergesse jeden wirklichen Zuhörer und gewinne einen idealen, ich verliere mich selber ganz und gar, und wenn ich dann die Kanzel betrete, ist's mir, als stünde ich noch auf der Heide, wo mein Auge keinen Menschen entdeckt, wo meine Stimme sich mit ihrer ganzen Kraft erhebt, um den Sturm zu übertäuben."

Aber nicht um Dir dies zu erzählen, schreibe ich, sondern um Dir eine Predigt von ihm, die er dem Brief angelegt

hatte, zu schicken. Ich habe sie Dir nicht persönlich überreichen wollen, um nicht Deine Kritik herauszufordern, sondern ich schicke sie Dir, damit sie ganz im Stillen einen Eindruck auf Dich machen könne. Er hat sie noch nicht gehalten, will's vielmehr erst nächstes Jahr, aber ist fest davon überzeugt, daß jeder Bauer sie verstehn wird. Aus diesem Grunde mußt Du sie nun nicht verachten, denn das ist ja gerade das Schöne am Allgemeinen, daß es alle verstehen können. Er hat in dieser Predigt getroffen, was ich gesagt habe und was ich Dir gern gesagt hätte; er hat es glücklicher ausgedrückt, als es mir möglich gewesen wäre. Nimm sie denn und lies sie, ich habe nichts hinzuzufügen, als das, daß ich sie gelesen und an mich selber gedacht, daß ich sie wieder gelesen und an Dich gedacht habe.

Das Erbauliche des Gedankens, daß wir vor Gott immer Unrecht haben.

Gebet.

Vater im Himmel! Lehre Du selber uns recht beten, daß sich unsre Herzen Dir in Gebet und Flehen öffnen, und wir keinen geheimen Wunsch in unsrer Brust nähren, von dem wir wissen, daß er Dir nicht gefällt, aber auch keine geheime Furcht, daß Du uns etwas vorenthalten werdest, was in Wahrheit zu unserm Besten dient; damit die ringenden Gedanken, das unruhige Herz und die bange Seele da Ruhe finden, wo sie allein zu finden ist, wenn wir Dir immer fröhlich danken und es fröhlich bekennen können, daß wir vor Dir immer Unrecht haben! Amen.

Das heilige Evangelium steht geschrieben im Evangelio St. Lucä im 19. Kapitel und lautet vom 41. Verse an folgendermaßen:

Und als Jesus nahe hinzukam, sah er die Stadt an, und weinte über sie, und sprach: „Wenn Du es wüßtest, so würdest Du auch bedenken zu dieser Deiner Zeit, was zu Deinem Frieden dient. Aber nun ist es vor Deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über Dich kommen, daß Deine Feinde werden um Dich und Deine Kinder mit Dir eine Wagenburg schlagen, Dich belagern und an allen Orten ängsten, und werden Dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen darum, daß Du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen Du heimgesucht bist." Und er ging in den Tempel und fing an auszutreiben, die darinnen verkauften

und kauften. Und sprach zu ihnen: „Es stehet geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube.“ Und er lehrte täglich im Tempel. Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten, und die Vornehmsten im im Volk trachteten ihm nach, daß sie ihn umbrächten. Und fanden nicht, wie sie ihm tun sollten; denn alles Volk hing ihm an und hörete ihn.

Was der Geist den Propheten in Gesichten und Träumen offenbart, was diese mit warnenden Stimmen einem Geschlecht nach dem anderen verkündigt hatten: die Verwerfung des auserwählten Volks, den schrecklichen Untergang des stolzen Jerusalems, das näherte sich nun mehr und mehr. Christus zieht hinauf nach Jerusalem. Er ist kein Prophet, der das Zukünftige verkündet, seine Rede weckt keine ängstende Unruhe, denn was noch verborgen ist, das sieht er vor den Augen seines Geistes: er weissagt nicht, dazu ist keine Zeit mehr — er weint über Jerusalem. Und doch stand die Stadt ja noch in ihrer Herrlichkeit da, und der Tempel erhob sich auf dem heiligen Berge in seiner ganzen Majestät, höher denn alle anderen Tempel und Paläste der Erde, und der Herr selber sagt: „Wenn Du es wüßtest, so würdest Du auch bedenken zu dieser Deiner Zeit, was zu Deinem Frieden dient,“ aber er fügt auch hinzu: „Aber nun ist es vor Deinen Augen verborgen.“ Im ewigen Ratschluß Gottes ist der Untergang der heiligen Stadt beschlossen, und das Heil ist vor ihren Augen verborgen.

War denn das Geschlecht, das damals lebte, verdammlicher als das, dem es sein Leben verdankte? War das ganze Volk abgefallen, war kein Gerechter in Jerusalem, auch nicht ein einziger, der den Zorn des großen Gottes aufhalten konnte? War unter allen denen, vor deren Augen das Heil verborgen war, kein Frommer? Und wenn ein solcher da war, wurde ihm kein Tor geöffnet in der Zeit

der Angst und Not, als die Feinde sie belagerten und sie an allen Orten ängstigten? Kam kein Engel vom Himmel, um ihn zu retten, noch ehe alle Tore geschlossen wurden? Geschahen keine Zeichen und Wunder, um den Gottesfürchtigen zu warnen? Nein, ihr Untergang war beschlossen. Vergebens sah sich die belagerte Stadt in ihrer Angst nach einem Retter um, das Heer der Feinde schloß sie mit eiserner Umarmung immer enger und enger ein, und keiner entkam. Der Himmel blieb verschlossen, und kein Engel ward gesandt — nur einer, der Engel des Todes, der sein Schwert über der dem Verderben geweihten Stadt schwang.

Was das Volk verbrochen hatte, das mußte dieses Geschlecht büßen; was dieses Geschlecht verbrochen hatte, dafür traf jeden einzelnen, der demselben angehörte, die Strafe. Muß denn der Gerechte mit dem Ungerechten zusammen leiden? Ist es Gottes Eifer, daß er die Missetaten der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied also heimsucht, daß er nicht die Väter, sondern die Kinder straft? Was sollen wir dazu sagen? Sollen wir sagen: Es sind seit jenen Tagen bald zwei Jahrtausende vergangen; solche Schrecken sah die Welt nie zuvor und wird sie auch nie wieder sehen, wir danken Gott, daß wir in Ruhe und Frieden leben, daß die lauten Seufzer jener Tage nur noch leise in unsern Ohren klingen; wir wollen hoffen, daß unsre und unsrer Kinder Tage in Frieden hingehn und daß wir von den Stürmen der Weltgeschichte unberührt bleiben!? Wir fühlen uns nicht stark genug, die Schrecken solcher Zeiten auszudenken, aber wir wollen Gott danken, daß wir nicht so versucht werden. Pfui der Feigheit solcher Rede! Wird denn das Unerklärliche dadurch erklärt, daß man sagt: Es ist nur einmal geschehen, solange die Welt stand? Oder ist nicht gerade das, daß es geschehn ist, das Unerklärliche? Und macht es nicht alles Andere, selbst das Erklärliche, unerklärlich? Geschah es einmal, mußte es einmal geschehen, wer bürgt uns dafür, daß es nicht wieder geschieht? Wer

gibt uns die Sicherheit, daß jenes nicht das Wahre war, und das, was gewöhnlich geschieht, das Unwahre ist? Und wiederholt es sich denn wirklich nicht öfters, was jene Zeiten erlebt haben? Haben wir's nicht schon alle manchmal und auf mancherlei Weise erfahren, daß dasselbe, was im Großen geschieht, auch im Kleinen erlebt wird? „Meint ihr" — sagt der Herr — „daß jene Galiläer, deren Blut Pilatus vergoß, vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Oder meint ihr, daß die Achtzehn, auf welche der Turm in Siloah fiel und sie erschlug, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen?" Etliche jener Galiläer waren also nicht Sünder vor anderen Menschen, jene Achtzehn nicht schuldig vor allen, die in Jerusalem wohnten —, und doch teilten die Unschuldigen dasselbe Los mit den Schuldigen. Das war ein Schicksal, wirst Du vielleicht sagen, keine Strafe. Mag sein, aber Jerusalems Untergang war eine Strafe und traf Schuldige wie Unschuldige gleich hart. Darum willst Du mit solchen Fragen nicht beschwert werden: denn, daß die Leiden der Zeit und die Widerwärtigkeiten des Lebens, wie der Regen über Gute und Böse kommen können, das kannst Du fassen, aber daß es eine Strafe sein soll . . . Und doch stellt die heilige Schrift es also dar. So ist denn das Los des Gerechten und des Ungerechten dasselbe? So hat denn die Gottesfurcht keine Verheißung für dieses Leben? So ist denn jeder erhebende Gedanke, der Dich einst so mutig und vertrauensvoll machte, eine Einbildung, ein falscher Zauber, an den das Kind glaubt, auf welchen der Jüngling seine Hoffnung setzt, aber in dem der ältere und erfahrene Mann keinen Segen findet, sondern nur Spott und Ärgernis? Nein, dieser Gedanke empört Dich! Gerechtigkeit willst Du lieben, Gerechtigkeit willst Du üben früh und spät, und ob sie keinen Lohn hätte, doch willst Du sie üben. Du fühlst es, daß sie etwas fordert, was doch einmal erfüllt werden muß. Du willst nicht ermattet hinsinken und es dann er-

fahren müssen, daß die Gerechtigkeit doch eine große Verheißung hatte, daß aber Du Dich selber von derselben durch Ungerechtigkeit ausgeschlossen hattest. Nicht mit Menschen willst Du streiten, sondern mit Gott, willst mit ihm ringen und kämpfen und ihn nicht lassen, er segne Dich denn!

Aber die heilige Schrift sagt: Du sollst mit Gott nicht ins Gericht gehn. Und tust Du das denn nicht? Ist uns nun nicht wieder aller Trost genommen und will die Schrift den Menschen nur demütigen, nur wie den Wurm im Staube zertreten? Keineswegs. Wenn es heißt, daß Du mit Gott nicht ins Gericht gehn sollst, dann will das sagen: Du darfst nicht Recht wider Gott haben wollen: nur so darfst Du mit ihm ins Gericht gehn, daß Du es lernst, Du habest Unrecht. Ja, das ist's, was Du selber wollen mußt. Und wenn Dir nun so verboten wird, mit Gott ins Gericht zu gehn, siehe, so wird damit Deine Vollkommenheit bezeichnet, und keineswegs gesagt, daß Du ein niedriges Wesen bist, das keine Bedeutung für ihn hat. Der Sperling fällt vom Dach, so hat er gewissermaßen Recht wider Gott; die Lilie verwelkt, so hat sie gewissermaßen Recht wider Gott, nur der Mensch hat Unrecht, ihm blieb vorbehalten, was aller anderen Kreatur genommen ward, Unrecht vor Gott zu haben!

Sollte ich anders reden, sollte ich Dich an eine Weisheit erinnern, die Du wohl öfter hast, eine Weisheit, die alles zu erklären weiß, ohne Gott oder Menschen Unrecht zu tun: Der Mensch ist ein armes, schwaches Wesen, sagt sie, es würde töricht von Gott sein, Unmögliches von demselben zu verlangen, man tut, was man kann, und läßt man sich dann und wann auch einmal ein wenig gehen, so wird Gott es nicht vergessen, daß wir schwache und unvollkommene Wesen sind. Was soll ich am meisten bewundern, die erhabenen Vorstellungen von der Gottheit, die diese Weisheit verrät, oder den tiefen Blick in das menschliche Herz, das sich selber erforscht und zu der Erkenntnis kommt:

Man tut, was man kann?! Kannst Du es so vielleicht entscheiden, mein Hörer, wieviel das ist, was man kann? Warst Du niemals in einer Gefahr, wo Du Deine Kräfte fast bis zur Verzweiflung anstrengtest und doch so gern, ach wie gern, noch mehr getan hättest, und ein anderer Dich vielleicht mit zweifelnden und bittenden Blicken ansah, ob Du nicht noch mehr tun könntest? Oder ist Dir noch niemals angst und bange geworden, wenn Du in Dein eigenes Herz hineinschautest? Ist Dir's noch niemals mit Schrecken auf Deine Seele gefallen, daß keine Sünde zu schwarz, keine Selbstsucht zu gemein ist, daß sie nicht den Weg zu Deinem Herzen finden und als eine fremde Macht in Dir zur Herrschaft kommen könnte? Kennst Du die Angst nicht? Dann öffne Deine Lippen auch nicht, um eine Antwort auf meine Frage zu geben, denn Du kannst auf das, wonach gefragt wird, nicht antworten; aber wenn Du jene Angst schon kennen gelernt hast, mein Hörer, dann frage ich Dich: Fandest Du Trost und Frieden in jenen Worten: Man tut, was man kann? Oder bist Du niemals um anderer willen in Angst gewesen? Sahst Du niemals die im Leben wanken und weichen, zu denen Du sonst so vertrauensvoll und sicher emporblicktest, und hörtest Du dann nicht eine leise Stimme, die Dir zuflüsterte: Wenn auch sie das Große nicht vollbringen konnten, was ist das Leben denn anders als verlorene Liebesmühe, und der Glaube anders als eine Welle, die uns in das Meer der Unendlichkeit hinaustreibt, in welchem wir doch nicht leben können, daher es besser ist, alles zu vergessen und jeden Anspruch aufzugeben — hörtest Du diese Stimme nicht? Hörtest Du sie nicht, dann tue Deinen Mund nicht auf, um zu antworten, denn Du kannst auf das, wonach gefragt wird, nicht antworten; aber wenn Du sie hörtest, mein Freud, ich frage Dich: War es da Dein Trost, daß Du sagtest: Man tut, was man kann? War das nicht gerade der Grund Deiner Unruhe, daß Du selber nicht wußtest, wieviel man könne, daß es Dir in einem Augenblick schien,

als könne man so unendlich viel, und im anderen Augenblick so unendlich wenig? War Deine Angst nicht gerade deshalb so peinlich, weil Du nicht zur Klarheit über Dich selber kommen konntest, weil, je ernstlicher Du selber wolltest, Dir um so schrecklicher dies entgegentrat, entweder, daß Du nicht solltest getan haben, was Du konntest, oder, daß Du wirklich getan haben solltest, was Du konntest, aber siehe, es kam Dir niemand zu Hilfe!

Nein, der ernstere Zweifel, der tiefere Kummer kommt nicht zur Ruhe, wenn die Weisheit dieser Welt ihn trösten will: Man tut, was man kann. Hat der Mensch zuweilen Recht, zuweilen Unrecht, in gewissem Grade Recht, in gewissem Grade Unrecht, wer kann's entscheiden, als der Mensch selber, aber kann er nicht auch wieder gerade in seiner Entscheidung in gewissem Grad Recht und im gewissem Grade Unrecht haben? Oder ist er ein anderer Mensch, wenn er seine Handlung beurteilt als wenn er handelt? So muß der Zweifel denn ewig herrschen und immer neue Schwierigkeiten entdecken? Oder wollen wir lieber immer Recht haben wie die unvernünftigen Tiere? So haben wir die Wahl, entweder nichts vor Gott sein, oder in ewiger Qual jeden Augenblick von vorn anfangen zu müssen, ohne doch anfangen zu können; denn sollen wir ganz bestimmt entscheiden können, ob wir im gegenwärtigen Augenblick Recht haben, so muß die Frage wegen des vergangenen Augenblickes ebenfalls ganz bestimmt entschieden sein und so immer weiter und weiter zurück.

Wieder ist der Zweifel in Bewegung gesetzt, der Kummer von neuem erwacht; laßt uns denn einander zu beruhigen versuchen, indem wir erwägen:

Das Erbauliche des Gedankens, daß wir vor Gott immer Unrecht haben.

Unrecht haben — läßt sich ein schmerzlicheres Gefühl als dieses denken? Und sehen wir nicht auch, wie die

Menschen alles andere lieber wollen, als einräumen, daß sie Unrecht haben? Nein, wir billigen das weder bei uns selber noch bei anderen, meinen vielmehr, es sei weiser und besser gehandelt, wenn wir es billig eingestehen, wo wir wirklich Unrecht gehabt haben; wir sagen dann wohl, der Schmerz, der mit jenem Bekenntnis verbunden sei, werde wie eine bittere Arznei wirken; aber — daß es ein Schmerz sei, Unrecht zu haben, ein Schmerz, es offen zu bekennen, das verhehlen wir uns doch nicht. Wir ertragen den Schmerz, weil wir wissen, daß er zu unserm Besten dient, wir trösten uns dessen, daß wir ein andermal kräftigeren Widerstand leisten wollen, und daß wir vielleicht einmal dahin kommen, daß wir nur selten wirklich Unrecht haben. Diese Betrachtung ist so natürlich, so verständlich für einen jeglichen unter uns. Und es liegt etwas Erbauliches in dem Gedanken, Unrecht zu haben, sofern wir nämlich, wenn wir dies Bekenntnis ablegen, hoffen, daß es immer seltener und seltener geschehen werde. Und doch, mit dieser Betrachtung wollten wir ja nicht den Zweifel zum Schweigen bringen, wir wollen miteinander erwägen, wie erbaulich es sei, daß wir immer Unrecht haben. Aber war jene ernste Betrachtung erbaulich, weil sie uns die Hoffnung einflößte, wir würden mit der Zeit dahin kommen, seltener Unrecht zu haben, wie kann denn die entgegengesetzte Betrachtung es auch sein, die Betrachtung, die uns lehren will, daß wir immer, ob wir nun in der Vergangenheit oder in die Zukunft blicken, Unrecht haben?

Dein Leben bringt Dich in mannigfache Beziehungen zu anderen Menschen. Einige derselben lieben Recht und Gerechtigkeit, andere scheinen dieselbe nicht üben zu wollen; sie tun Dir Unrecht. Du erforschst und prüfst Dich selber, Du überzeugst Dich davon, daß Du Recht hast und in dieser Gewißheit findest Du Deine Ruhe und Deine Kraft. Wie sehr sie mich auch kränken, sagst Du, diesen Frieden sollen sie mir doch nicht rauben, sollen mir die Gewißheit nicht nehmen, daß ich Recht habe und Unrecht leide. Ja, es liegt

in dieser Betrachtung eine innere Befriedigung, eine Freude, die jeder von uns wohl schon geschmeckt hat, und mußt Du wieder und wieder Unrecht leiden, Du tröstest Dich dessen, daß Du Recht hast. Und doch wollen wir so den Zweifel nicht zum Schweigen bringen, so den Schmerz nicht heilen, sondern vielmehr dadurch, daß wir miteinander das Erbauliche des Gedankens erwägen, daß wir immer Unrecht haben. Kann denn die entgegengesetzte Betrachtung dieselbe Wirkung haben?

Dein Leben bringt Dich in mannigfache Beziehungen zu anderen Menschen; etliche liebst Du inniger als andere. Wenn Dir nun ein Mensch, den Du recht lieb hättest, Unrecht täte, nicht wahr, das würde Dich schmerzen; Du würdest alles sehr genau prüfen; aber wie würde es Dich wirklich beruhigen, wenn Du Dir sagen dürftest: Ich weiß, daß ich Recht habe? O, wenn Du ihn liebtest, es würde Dich dieser Gedanke nicht beruhigen. Und wenn Du es noch so bestimmt wüßtest, daß er Unrecht hätte — es würde diese Gewißheit Dich nur noch unruhiger machen, und Du würdest den Wunsch haben und aussprechen: Ach, daß ich doch Unrecht hätte! Du würdest suchen und fragen, ob nichts zu seiner Verteidigung gesagt werden könne, und fandest Du nichts, so würdest Du erst in dem Gedanken, daß Du Unrecht hättest, zur Ruhe kommen. Oder Du hättest für das Wohl eines solchen Menschen zu sorgen — gewiß, Du würdest Alles tun, was in Deiner Macht stände, und wenn der andere nun dessenungeachtet Dir nur Schmerz bereitete, nicht wahr, da würdest Du innerlich mit ihm abrechnen und sagen: Ich weiß, daß ich ihm Recht getan habe? — O nein! Wenn Du ihn liebtest, dann würde dieser Gedanke Dich nur ängstigen, Du würdest wieder und wieder fragen, ob er nicht doch Recht habe, und wenn es doch nicht so wäre, dann würdest Du die Abrechnung zerreißen, würdest alles zu vergessen suchen und Dich an der Möglichkeit erbauen, daß Du doch vielleicht Unrecht gehabt hättest.

So ist's denn schmerzlich, Unrecht zu haben, und um so schmerzlicher, je öfter man es hat, und auch wieder — erbaulich, Unrecht zu haben, und um so erbaulicher, je öfter man es hat! Aber das ist ja ein Widerspruch! Wie läßt sich derselbe erklären, es sei denn dadurch, daß Du in einem Fall gezwungen wirst, das zu erkennen, was Du in einem andern Fall zu erkennen wünschest? Und hat es einen Einfluß auf sie, ob wir etwas wünschen oder nicht? Wie läßt sich's erklären, es sei denn dadurch, daß Du in dem einen Fall liebtest, in dem anderen nicht, mit anderen Worten, daß Du in dem einen Fall Dich in einem unendlichen Verhältnis zu einem Menschen befandest, in dem anderen in einem endlichen? Also: wünschen, daß man Unrecht habe, ist der Ausdruck für ein unendliches Verhältnis, und Recht haben wollen oder es bedauern, daß man Unrecht hat, der Ausdruck für ein endliches Verhältnis! So ist's denn erbaulich, immer Unrecht haben; denn nur das Unendliche erbaut, das Endliche nicht!

Und wenn Du nun einen Menschen liebtest und Deiner Liebe gelänge es, Dich, Dich selber fromm zu betrügen —, Du wärest ja doch in stetem Widerspruch, weil Du wüßtest, daß Du Recht hättest, aber zu glauben wünschtest und wünschtest, daß Du Unrecht hättest. Aber wie? Wenn es nun Gott wäre, den Du liebtest, — sollte da von einem solchen Widerspruch die Rede sein können? Sollte Dir da etwas anderes bewußt sein können, als was Du zu glauben wünschtest? Sollte er, der im Himmel ist, nicht größer sein als Du, der Du auf Erden bist? Sollte sein Reichtum nicht größer sein als Du denken kannst, seine Weisheit nicht tiefer als Deine Klugheit, seine Heiligkeit nicht besser als Deine Gerechtigkeit? Mußt Du das nicht notwendig erkennen? Aber mußt Du's erkennen, nun, so ist auch zwischen Deinem Wissen und Deinem Wünschen kein Widerspruch. Und doch, mußt Du es notwendig erkennen, dann ist ja in dem Gedanken, daß Du immer Unrecht hast, nichts Er-

bauliches; denn es hieße ja: der Grund, weshalb es das eine Mal schmerzlich, das andere Mal erbaulich sei, Unrecht zu haben, sei der, daß man in dem einen Fall gezwungen werde, das zu erkennen, was man im anderen Fall zu erkennen wünsche. Gott gegenüber verschwand nun freilich der Widerspruch, aber auch das Erbauliche des Gedankens, und doch wollten wir ja gerade das erwägen, wie erbaulich es sei, daß wir vor Gott immer Unrecht haben.

Sollte es wirklich so sein? Weshalb wünschest Du, vor einem Menschen Unrecht zu haben? Weil Du liebtest! Weshalb fandest Du es erbaulich? Wieder, weil Du liebtest! Je mehr Du liebtest, um so weniger Zeit hattest Du, zu überlegen, ob Du Recht hattest oder nicht. Deine Liebe hatte nur einen Wunsch, daß Du immer Unrecht haben mögest. Gleicherweise auch in Deinem Verhältnis zu Gott. Du liebtest Gott, und darum konnte Deine Seele Ruhe und Freude nur in dem Gedanken finden, daß Du immer Unrecht haben müssest. Zu diesem Gedanken wardst Du nicht gezwungen; denn wenn Du in dem Reich der Liebe lebst, lebst Du auch im Reich der Freiheit. Zu der Gewißheit, daß Du Unrecht hattest, kamst Du daher nicht von der Erkenntnis, daß Gott Recht hatte, sondern von dem einzigen und höchsten Wunsch der Liebe, daß Du immer Unrecht haben müßtest, kamst Du zu der Erkenntnis, daß Gott immer Recht habe. Aber dieser Wunsch ist aus der Liebe und also aus der Freiheit geboren, und Du wirst durchaus nicht zu der Erkenntnis gezwungen, daß Du immer Unrecht hattest.

Es ist also ein erbaulicher Gedanke, daß wir vor Gott immer Unrecht haben. Wäre das nicht der Fall, hätte diese Überzeugung nicht ihren Grund in Deinem ganzen Wesen, das heißt in Deiner Liebe, so würde diese Betrachtung auch ganz anders aussehen. Du hattest erkannt, daß Gott immer Recht hatte, das mußtest Du erkennen, und aus demselben Grunde mußtest Du erkennen, daß Du immer Unrecht

hattest; aber trotzdem konntest Du nicht gezwungen werden, dies auf Dich selber anzuwenden, diese Erkenntnis in Dein ganzes Wesen aufzunehmen. Du sahst ein, daß Gott immer Recht hatte und Du immer Unrecht; aber diese Erkenntnis erbaute Dich nicht. Denn wenn Du erkennst, daß Gott immer Recht hat, dann stellst Du Dich Gott gegenüber, und ebenso, wenn Du aus demselben Grunde zu der Erkenntnis kommst, daß Du immer Unrecht hast. Wenn Du dagegen nicht in Kraft einer vorhergehenden Erkenntnis forderst und davon fest überzeugt bist, daß Du immer Unrecht hast, dann bist Du verborgen in Gott. Das ist Deine Anbetung, Deine Andacht, Deine Gottesfurcht.

Du liebtest einen Menschen, Du wünschtest immer Unrecht vor ihm zu haben, ach, aber er ward Dir untreu, und wie sehr es Dich auch schmerzte, Du hattest doch Recht wider ihn und Unrecht darin, daß Du ihn so innig liebtest. Und doch mußte Deine Seele ihn so lieben, nur darin fandest Du Ruhe und Frieden, nur darin konntest Du glücklich sein. Da wandte sie sich von dem Endlichen hinweg zum Unendlichen; da fand sie, was sie suchte, da ward Deine Liebe glücklich. Gott will ich lieben, sagtest Du, er gibt dem Liebenden alles, er erfüllt meinen höchsten, meinen einzigen Wunsch, daß ich vor ihm immer Unrecht habe. Niemals soll mich ein quälender Zweifel von ihm abziehen, nie soll mich der Gedanke erschrecken, daß ich vor ihm Recht haben könnte; vor Gott habe ich immer Unrecht.

Oder ist's nicht so? War dies nicht Dein einziger, Dein höchster Wunsch, und ergriff Dich nicht eine entsetzliche Angst, wenn auch nur einen Augenblick der Gedanke in Deiner Seele aufkommen konnte, daß Du Recht haben könntest, daß nicht Gottes Wege, sondern Deine Pläne Weisheit, daß nicht Gottes Herz, sondern Deine Gefühle Liebe seien? Und war es nicht Deine Seligkeit, daß Du niemals so lieben konntest, wie Du geliebt wardst? So ist denn die Tatsache, daß Du vor Gott immer Unrecht hast,

nicht eine Wahrheit, die Du erkennen mußt, nicht ein Trost, der Deinen Schmerz lindert, nicht ein Ersatz für etwas Besseres, sondern eine Freude, in welcher Du über Dich selber und über die Welt den Sieg davonträgst, Deine Wonne, Dein Lobgesang, Deine Anbetung ein Beweis dafür, daß Deine Liebe glücklich ist, wie nur die Liebe es sein kann, in der man Gott liebt.

So ist's denn ein gar erbaulicher Gedanke, daß wir vor Gott immer Unrecht haben; es ist erbaulich, daß wir Unrecht haben, erbaulich, daß wir es immer haben; und derselbe Gedanke erweist seine erbauliche Kraft in zwiefacher Weise, teils darin, daß er den Zweifel hebt und den Kummer des Zweifels zur Ruhe bringt, teils darin, daß er zur Tat anfeuert und begeistert.

Du erinnerst Dich, mein Hörer, wohl noch einer Weisheit, die zuvor erwähnt ward? Sie sah so treu und zuverlässig aus, sie erklärte alles so leicht, sie war bereit, jeden Menschen unangefochten von den Stürmen des Zweifels durch das Leben zu bringen. Man tut, was man kann, rief sie uns zu. Und es ist ja unleugbar, wenn man das nur wirklich tut, dann ist einem geholfen. Weiter hatte sie nichts zu sagen, sie verschwand wie ein Traum, oder ward zu einer einförmigen Wiederholung in den Ohren des Zweifelnden. Da er sie aber gebrauchen wollte, zeigte es sich, daß sie unbrauchbar war, daß sie ihn in mannigfache Schwierigkeiten verwickelte. Er hatte die Zeit nicht, um recht zu überlegen, was er tun könne, denn er sollte ja zur selben Zeit tun, was er tun konnte. Oder fand er die Zeit zur Überlegung, so gab die Prüfung ihm ein Mehr oder Weniger, aber niemals etwas, was der Sache wirklich auf den Grund ging und sie erschöpfte. Wie sollte ein Mensch auch sein Verhältnis zu Gott durch ein Mehr oder Weniger ausmessen können? Er überzeugte sich davon, daß diese Weisheit ein verräterischer Freund war, der unter dem Schein der Hilfe ihn nur noch mehr in Zweifel verstrickte, ihn nur noch mehr mit Angst

und Schrecken erfüllte. Was ihm zuvor dunkel gewesen war, ihn aber nicht bekümmert hatte, das wurde ihm auch jetzt nicht klarer, aber es ängstigte seine Seele mit neuen Zweifeln und bekümmerte sein Herz. Nur in einem unendlichen Verhältnis zu Gott würde der Zweifel zur Ruhe kommen; nur in einem unendlich freien Verhältnis zu Gott könnte sein Kummer in Freude verwandelt werden. In einem unendlichen Verhältnis aber steht er zu Gott, wenn er erkennt, daß Gott immer Recht hat, in einem unendlich freien Verhältnis, wenn er erkennt, daß er selber immer Unrecht hat. So ist der Zweifel gehoben; denn die Bewegung des Zweifels lag ja gerade darin, daß er einen Augenblick Recht, einen anderen Augenblick Unrecht haben sollte, oder in gewissem Grad Recht und in gewissem Grad Unrecht, und das sollte sein Verhältnis zu Gott bezeichnen; aber ein solches Verhältnis zu Gott ist kein Verhältnis, und das gab dem Zweifel immer neue Nahrung.

In seinem Verhältnis zu einem anderen Menschen war es wohl möglich, daß er teils Recht, teils Unrecht haben konnte, in einem gewissen Grad Recht und in einem gewissen Grad Unrecht, weil er selber und jeder Mensch ein endliches Wesen und sein Verhältnis ein endliches Verhältnis ist, das in einem Mehr oder Weniger liegt. Solange daher der Zweifel das unendliche Verhältnis endlich machen, und solange die Weisheit das unendliche Verhältnis mit endlichen Momenten erfüllen wollte, solange blieb der Zweifel. So oft nun der Zweifel ihn mit dem Einzelnen ängstigen, ihn lehren will, daß er zu viel leidet, oder daß er über sein Vermögen versucht wird, vergißt er das Endliche in dem Unendlichen, daß er immer Unrecht hat. So oft der Kummer des Zweifels ihn traurig macht, schwingt er sich über das Endliche empor zum Unendlichen; denn der Gedanke, daß er immer Unrecht hat, ist der Flügel, der ihn über alles Endliche hinwegträgt, er ist die Sehnsucht, in welcher er Gott sucht, die Liebe, in welcher er Gott findet.

Vor Gott haben wir immer Unrecht. Aber wie? Ist dieser Gedanke, so erbaulich er sein kann, nicht zugleich auch gar gefährlich für den Menschen? Bringt er ihn nicht in einen Schlaf, in dem er von einem Verhältnis zu Gott träumt, das doch kein wirkliches Verhältnis ist, verzehrt er nicht die Kraft des Willens und des Entschlusses? Mit nichten! Oder wäre der Mensch, der vor einem anderen Menschen immer Unrecht zu haben wünschte, schläfrig und untätig, täte er nicht alles, was in seiner Macht stände, um Recht zu haben, und wünschte doch nur Unrecht zu haben? Und der Gedanke, daß wir vor Gott immer Unrecht haben — wie? Der sollte nicht begeistern? Denn was sagt er anders als, daß Gottes Liebe immer größer ist als unsre Liebe? Macht dieser Gedanke ihn nicht freudig zur Tat? Denn wenn er zweifelt, hat er keine Kraft zur Tat. Macht der ihn nicht brünstig im Geist? Denn wenn er endlich berechnet, verlischt des Geistes Feuer. Wenn Dir dann Dein einziger Wunsch versagt bliebe, mein Hörer, Du bist doch froh, Du sagst nicht: Gott hat immer Recht, denn darin ist keine Freude; Du sagst: Vor Gott habe ich immer Unrecht. Und wärst Du selber der, der Dir Deinen höchsten Wunsch versagen müßte, Du bist doch froh; Du sagst nicht: Gott hat immer Recht, denn darin ist kein Jubel; Du sagst: Vor Gott habe ich immer Unrecht. Wenn das, was Dein Wunsch war, zugleich auch das war, was andere und Du selber in gewissem Sinn Deine Pflicht nennen müssen, wenn Du nicht nur auf Deinen Wunsch verzichten, sondern gewissermaßen auch Deiner Pflicht untreu werden müßtest, wenn Du nicht nur Deine Freunde verlörest, sondern auch Deine Ehre — Du bist doch froh; vor Gott, sagst Du, habe ich immer Unrecht. Wenn Du anklopftest, und es würde nicht aufgetan, wenn Du suchtest, aber nicht fändest, wenn Du arbeitetest, aber keinen Lohn erhieltest, wenn Du pflanztest und begössest, aber kein Wachstum und Gedeihen sähest, wenn der Himmel verschlossen bliebe und Dir kein Zeichen von oben herab gegeben würde — Du bist doch froh in

Deiner Tat, und ob die Strafe, welche die Sünden der Väter auf Dich herabgerufen hatten, Dich ereilten — Du bist doch froh, denn vor Gott haben wir immer Unrecht.

Vor Gott haben wir immer Unrecht, dieser Gedanke hebt den Zweifel und bringt den Kummer des Zweifels zur Ruhe, er begeistert und feuert zur Tat an.

Dein Gedanke ist nun dem Gang der Entwicklung gefolgt, vielleicht rasch vorauseilend, wenn er Dich bekannte Wege führte, langsam, widerstrebend vielleicht, wenn der Weg Dir fremd war; aber das mußtest Du ja doch einräumen, daß es sich so verhielt, wie es vor Dir entwickelt ward, und Dein Geist hatte nichts dagegen einzuwenden. Könntest Du wünschen, daß Du Recht haben solltest, könntest Du wünschen, daß jenes schöne Gesetz, welches seit Jahrtausenden das menschliche Geschlecht und jedes einzelne Glied desselben durch das Leben getragen hat, jenes schöne Gesetz, herrlicher als jenes, welches die Sterne in ihren ewigen Himmelsbahnen lenkt, könntest Du wünschen, daß jenes Gesetz gebrochen würde, schrecklicher, als wenn jenes Gesetz der Natur seine Kraft verlöre und sich alles in gräßlichem Chaos auflöste? Könntest Du das wünschen? Ich will Dich nicht mit Zornesworten schrecken, Dein Wunsch soll nicht aus der Angst über das Vermessene des Gedankens, vor Gott Recht haben zu wollen, hervorgehen, ich frage Dich nur: Wünschtest Du, daß es anders wäre? Vielleicht hat meine Stimme nicht so viel Kraft, daß sie in Deine verborgensten Gedanken eindringen kann; o, aber frage Dich selber, frage Dich mit der feierlichen Ungewißheit, in der Du Dich an einen Menschen wenden würdest, der mit einem einzigen Wort das Glück Deines Lebens entscheiden könnte, frage Dich noch ernster; denn es handelt sich um Wahrheit und Seligkeit. Halte den Flug Deiner Seele nicht auf, betrübe nicht Dein besseres Selbst, erschlaffe Deinen Geist nicht durch halbe Gedanken, durch halbe Wünsche. Frage Dich und frage Dich wieder und wieder, bis Du die rechte

Antwort gefunden hast; denn man kann etwas oft erkannt, die Wahrheit desselben anerkannt haben, man kann etwas oft gewollt und versucht haben, und doch, erst die tiefere innere Bewegung, erst die unbeschreibliche Erregung des Herzens überzeugt Dich davon, daß das, was Du erkannt hast, Dir gehört, und daß keine Macht es Dir wieder nehmen kann; denn nur die Wahrheit, die Dich erbaut, ist Wahrheit für Dich.

Die Fortsetzung dieses Werkes!

Stadien auf dem Lebenswege

Studien von Verschiedenen. Zusammengebracht, zum Druck befördert und herausgegeben von

Hilarius Buchbinder
(Sören Kierkegaard)

Preis geheftet 7 Mk., elegant gebunden 8 Mk.

Von demselben Verfasser erschien:

Preis 5 Mk. **Der Begriff der Angst** Preis 5 Mk.

Philosophische Bissen

Übersetzt und eingeleitet von **Chr. Schrempf**, Pfarrer.

Schriften zum Verständnis Kierkegaards:

Geleitbrief zu „Ein bisschen Philosophie" von A. Bärthold. 20 Pf.

Über die ästhetischen Werke Kierkegaards, v. E. Lorentz. Mk. 1.—.

Die Haupt- u. Grundgedanken Kierkegaards in kritischer Beleuchtung, von Ph. Münch. Mk. 1.50.

Kierkegaard und sein Beurteiler in der Theolog. Literatur-Zeitung. Ein Pamphlet von Chr. Schrempf. 40 Pf.

Verlag von C. Ludwig Ungelenk, Dresden-A. 1.

Was wir lernen
von den Lilien auf dem Felde
und den Vögeln unter dem Himmel

▪ ▪ ▪

Drei Reden von **Sören Kierkegaard.**
Nach dem Dänischen frei bearbeitet.

▪ ▪ ▪

Preis 1 Mark.

Verlag von E. F. Thienemann in Gotha.

Die Lehre des Vedanta von Gott, von der Welt, von dem Menschen und von der Erlösung der Menschen. Aus den Quellen dargestellt. Zweite vermehrte Auflage mit ein. Anhang aus dem Dharma Shastra des Manu. Von E. R. Baierlein, Miss. em. Preis Mk. 1.20.

Christlicher Monismus. Ein Versuch v. P. Dr. H. Francke. Mk. —.60.

Horneffers Welt- und Lebensanschauung, von Pf. Dr. Conrad. Mk. —.80.

Dichtung und Wahrheit in Haeckels Welträtseln, von P. Forberger. Mk. —.20.

Das Christentum und seine Gegner, von Otto Fleischmann. Mk. 1.20.

Das Wesen des Unglaubens. Populäre polemische Vorträge, von J. C. Heuch. Mk. 1.25.

Verlag von C. Ludwig Ungelenk, Dresden-A. 1.

PT
8142
Z5A35
1909

Kierkegaardm Soren Aabye
Entweder - oder

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 02 05 06 001 5